AP
30
G84

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

A. 84991 13/8/95

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 065 543 773

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

---

54. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1895

A.84991

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1895. Zweites Vierteljahr

Politik und Verwaltung. Volkswirtschaft und Rechtspflege. Heer und Marine

Volkampf, nicht Scheinkampf. S. 1.
Der hohe Adel in Preußen. Von Gustav Siegel. S. 7.
Das soziale Problem. S. 57.
Die Umsturzvorlage. S. 153.
Anarchie und Rechtsstaat. Von Louis Sell. S. 201.
Diktatur und Verfassung. S. 345.
Wirren und Wege. S. 393.
Dienstreisen. S. 399.
Das Wahlrecht zum deutschen Reichstage. S. 489.

Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik. 4. England in Nordamerika. S. 62. — 5. Australien. S. 302. 449.

Sparsamkeit und Selbsthilfe. S. 105.
List und Carey. S. 249. 356.
Der Kreislauf des Goldes und der Einfluß der Scholle. S. 297.
Ums liebe Brot. S. 543.

Die Behandlung des Verbrechers. Von Wilhelm Speck. S. 24. 116.
Der gerichtliche Eid. S. 449.
Schutzmittel gegen den Bauschwindel. S. 537.
Die Gerichtsferien. S. 585.

Die Bestimmung einer Kriegsflotte. S. 112.
Die Geisteskrankheiten im Heere. Von G. Ilberg. S. 260.
Stehendes Heer und Miliz. S. 441.

Sprache und Litteratur

Die deutsche Sprachinsel Gottschee. S. 123.

Eugen Dühring und die Größen der modernen Litteratur. S. 34. 82.
Litteratur und Pathologie. Von A. Bartels. S. 171.
Eduard Hanslicks Lebenserinnerungen. S. 320. 367.
Sufi. S. 372.

Kunst

Der geistige Gehalt in der Malerei. S. 133.
Moderne Opern. Von Paul Moos. S. 185. 228. 278.

Verschiednes

Knabenerziehung und Knabenunterricht im alten Hellas. Von Gustav Benseler. S. 72. 222. 407.
Die transatlantischen Schnelldampfer und der Reichstag. S. 161. 209.
Die Zukunft der Historikertage. S. 272.
Kurzschrift und Sprache. Von A. von Kunowski. S. 313.
Ein Brief Gustav Freytags. S. 336.
Die Auffindung der Gebeine Johann Sebastian Bachs. Von G. Wustmann. S. 415.
Auf der Hohen Salzburg. S. 458.
Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 7. In Pfarrhäusern. S. 465. 518. 609.
Italienische Eindrücke. S. 506. 559. 593.
Unser Irrenwesen. 1. Der Sachverständige. S. 550.
Arzt, hilf dir selber! Von H. Böing. S. 588.

Erzählungen

Schimi. S. 42. 92. 137. 189. 237.
Der erste Beste. Erzählung von O. Berbeck. S. 286. 328. 377. 426. 474. 528. 572. 618.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Gefährliche Ratgeber. S. 48. — Kurpfuscherei. S. 50. — Mehr Schotten! S. 52. — Irreguläre Truppen. S. 53. — Der Antrag des Grafen Kanitz. S. 54. — Wie nun weiter? S. 99. — Zur Reform unsers Parteiwesens. S. 101. — Ein Bauernbrief. S. 146. — Die klassische Philologie an den Universitäten. S. 148. — Die gefährlichen Ratgeber noch einmal. S. 196. — Moderne Gnosis. S. 199. — Die fünfte Weltmacht. S. 242. — Erklärung. S. 244. — Fuchsmühl. S. 290. — Schriften gegen die Umsturzvorlage. S. 292. — Ist der Mittelstand im Schwinden begriffen? S. 293. — Windmühlenkämpfe. S. 337. — Widerstand gegen die Staatsgewalt. S. 339. — Staatssozialismus. S. 387. — Religiöse Probleme. S. 389. — Auf Wiedersehn. S. 436. — Die Marinerundschau. S. 438. — Aus den evangelischen Arbeitervereinen. S. 440. — Italienisches. S. 481. — Geld und Währung, Boden und Rente. S. 483. — Es fängt schon an. S. 534. — Berichtigung. S. 536. — Fürst Bismarck und unser Zukunftsstaat. S. 577. — Universitätsreform. S.

579. — Zur Bahnsteigabsperrung. S. 581. Im panischen Stil. S. 583. — Die Allmacht der Technik und die Ohnmacht der Politik. S. 625. — Ums liebe Brot. S. 627. — Eine brennende Frage. S. 629. — Eine neue Industrie. S. 633. — Für Examinatoren. S. 634.

Besprochne Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

*v. Boguslawski, Vollkampf, nicht Scheinkampf. S. 1.
*E. Dühring, Die Größen der modernen Litteratur. S. 34. 82.
K. Grundsky, Neues Leben. S. 53.
A. Losert, Blätter für Sozialreform. S. 53.
T. Ph. Berger und Wilhelmi, Reichsgewerbeordnung. S. 55.
A. Graf Wickenburg, Mein Wien. S. 56.
E. von Massow, Die Reform unsers politischen Parteilebens. S. 101.
K. Neumann, Die Weltstellung des byzantinischen Reiches. S. 102.
Deutsche Litteraturdenkmale: 46, 47. Kleine Schriften von Georg Forster. S. 103.
W. v. Biedermann, Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften von Goethe. S. 104.
*A. Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. S. 123.
Chr. Donalitius, Litauische Dichtungen. S. 151.
J. J. Astor, A Journey in other Worlds. S. 152.
K. Steffensen, Zur Philosophie der Geschichte. S. 199.
E. Fromm, Immanuel Kant und die preußische Zensur. S. 200.
Th. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig. S. 200.
Th. Simon, Leib und Seele bei Fechner und Lotze. S. 244.
A. Drews, Kants Naturphilosophie. S. 245.
G. Engel, Entwurf einer ontologischen Begründung des Seinsollenden. S. 245.
R. Wahle, Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. S. 245.
A. Bonhöffer, Die Ethik des Stoikers Epiktet. S. 246.
A. Farinelli, Grillparzer und Lope de Vega. S. 246.
*Fr. List, Nationales System der politischen Ökonomie. S. 249.
K. Telmann, Wo liegt die Schuld? S. 292.
W. Baumm, Die Willensfreiheit und der Streit um die Umsturzvorlage. S. 292.
E. H. Schmitt, Herodes. S. 292.
A. Heine, Ein Bauernsozialist. S. 293.
*A. und F. von Kunowski, Die Kurzschrift. S. 313.
*F. Hanslick, Lebenserinnerungen. S. 320. 367.
W. Kulemann, Die Reform unsrer Sozialversicherung. S. 340.
Stegemann, Unlauteres Geschäftsgebahren. S. 340.
H. Schwabe, Preußisches Eisenbahnwesen. S. 341.
Sarah Grand, The Heavenly Twins. S. 341.
R. Singer, Das Recht auf Arbeit. S. 344.
M. Rieck, Wider die Könige von der Saar und vom Rhein. S. 344.
*Carey, The Past, the Present and the Future. S. 356.
*Carey, The Harmony of Interests. S. 356.
*Carey, Principles of Social Science. S. 356.
*F. Spielhagen, Susi. S. 372.
A. Stentzel, Weltschöpfung, Sintflut und Gott. S. 389.
P. de Regla, Jesus von Nazareth. S. 389.
Chr. v. Bomhard, Lebensfragen. S. 390.
G. Maisch, Religiös-soziale Bilder. S. 390.
Ph. Zorn, Staatsrecht des deutschen Reichs. S. 391.
A. Arndt, Verfassung des deutschen Reichs. S. 392.
L. v. Rönne, Verfassung des deutschen Reichs. S. 392.
O. Schultze, Die Arbeit. S. 440.
J. Becker, Großindustrie und Sozialreform. S. 440.
J. Hucke, Das Geldproblem. S. 483.
Th. Fritsch, Zwei Grundübel. S. 483.
H. Schröder, Wertverteilung und Rententheorie. S. 484.
Rodbertus, Zur Erklärung und Abhilfe der heutigen Kreditnot des Grundbesitzes. S. 485.
A. Meltz, Wohl bekomms! S. 486.
W. v. Fedorowicz, Aphorismen. S. 486.
A. Graf Kayserling, Tagebuchblätter. S. 487.
Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung. S. 579.
Meyers Konversationslexikon. S. 581.
H. Nestori, Wan-li-schang-tschöng. S. 584.
E. Carlson, Die eigenhändigen Briefe König Karls XII. S. 634.
R. Thiele, Ernst Moritz Arndt. S. 635.
H. v. Gilm, Gedichte. S. 635.

Vollkampf, nicht Scheinkampf

In jedem Lager finden ſich Leute, die an den Maßregeln ihrer Führer etwas auszuſetzen haben, denn was dem Hinz ſchon als ein Wagnis erſcheint, wird von Kunz ſchlaff geſcholten. Daß aber oft gerade die Freunde der Volldampftheorie mehr hemmen als fördern, das klingt vielleicht widerſinnig, aber richtig iſt es doch, und beſonders in der Politik. So würde auch das Buch, das vor kurzem unter dem Titel: „Vollkampf, nicht Scheinkampf“ im Liebelſchen Verlag in Berlin erſchienen iſt, mehr hemmen als fördern, wenn es ſeinem Verfaſſer gelänge, ſich an maßgebender Stelle Gehör zu verſchaffen. Der Generalleutnant z. D. von Boguslawski hat als Schriftſteller einen Namen von gutem Klang — ſein wackres Eintreten für die Heeresreform im Jahre 1893 ſteht bei vielen noch in guter Erinnerung —, und wenn es ein Mann wie er für nötig hält, bei einer Frage, die die ganze Nation in Spannung hält, in die Arena der Broſchürenkämpfe hinabzuſteigen, ſo verdient das unter allen Umſtänden Beachtung. Wir wollen ihm deshalb auf ſeinen Gängen ein wenig folgen, obwohl wir, um das gleich hier zu ſagen, das Ziel, auf das er hinaus will, als verfehlt betrachten.

Das Buch beginnt mit einem Gleichnis. Es war im achtzehnten Jahrhundert, als einige verzopfte Ingenieure den Feſtungskrieg in ein beſondres Schema gebracht hatten. Sie berechneten nämlich die zur Ausführung des regelmäßigen Angriffs gegen eine Feſtung in ſeinen einzelnen Stufen nötige Zeit ganz genau, gaben darnach die Maßregeln an, die der Angreifer ergreifen mußte, und kamen ſo zu dem Schluß, daß ſich jede Feſtung nur ſo und ſo viel Tage oder Wochen zu halten imſtande ſei. Bei dieſem wundervollen Schema, das ſie die „Analyſe des Feſtungskampfes“ nannten, war nur eins vergeſſen, der Widerſtand, den ein thätiger Verteidiger leiſten konnte. Man

dachte sich die Besatzung der Festung rein passiv, auf die sogenannte tote Verteidigung sich beschränkend, insbesondre auf jeden kräftigen Ausfall verzichtend.

Als eine solche Festung nun erscheinen dem Verfasser heute der Staat und die Gesellschaft in Deutschland. Schon habe der Angreifer, die Sozialdemokratie, an günstig gelegnen Punkten Batterien errichtet, die nicht nur die Festungswerke beschössen, sondern ihre Kugeln auch gegen die Stadt selbst und vor allem gegen hervorragende Gebäude, wie Kirchen, Schulen und Kasernen, richteten. Das Schlimmste aber sei, daß die Verteidigung, matt und unentschlossen, von jeder wirksamen Gegenmaßregel absehe, während sich unter der Besatzung und der Einwohnerschaft eine schlaffe Auffassung der Pflichten, und mehr als das, eine geradezu meuterische Gesinnung verbreite.

Ohne es zu wollen, erinnern wir uns bei dieser Schilderung an das im vergangnen Jahr erschienene Buch des Geheimen Regierungsrats von Massow „Reform oder Revolution," worin der nächste sozialdemokratische Putsch und dessen Gelingen in so lebendigen Farben geschildert wurde, daß den Leser eine Gänsehaut überlaufen mußte. Nun glauben wir nicht fehlzugehen, wenn wir vermuten, daß Herr von Boguslawski über die geistreichen, aber auch nichts als geistreichen Einfälle des unter die Kriegsschriftsteller geratnen Geheimrats herzlich gelacht haben wird, weil er weiß, daß heute und in absehbarer Zeit jeder gewaltsame Aufstand des vierten Standes in Strömen von Blut erstickt werden würde. Wenn jedoch Herr von Boguslawski als das letzte und einzige Bollwerk, das den Staat gegen die sozialdemokratische Sturmflut zu schützen vermöge, die Armee betrachtet, so zeigt er sich in einem Irrtum befangen, der in demselben Grunde wurzelt wie der des Herrn von Massow. Der Geheimrat hält die gegenwärtige Lage deshalb für verzweifelt, weil er die Armee unterschätzt, der General, weil er die übrigen staatserhaltenden Mächte nicht mit ihrem vollen Wert in Rechnung stellt.

Herr von Boguslawski empfiehlt nun, den Gegner durch einen mit allen Mitteln geführten Vollkampf zu schlagen, ehe das „letzte" Bollwerk unterwühlt sei. Daß dieser Zeitpunkt nicht mehr fern sei, sucht er durch eine Beschreibung des Gegners und seiner Kampfweise, sowie durch einen Blick auf seine Entwicklung zu zeigen. Zuerst soll uns eine Anzahl von Zitaten belehren, daß die sozialdemokratische Agitation der siebziger Jahre auf einen gewaltsamen Umsturz hingearbeitet habe. Ohne darauf einzugehen, ob dieser Beweis gelungen sei oder nicht, lenken wir die Aufmerksamkeit des Lesers auf ein Geständnis, dem wir am Schluß, in einem verlornen Eckchen, begegnen. Hier sagt Herr von Boguslawski: „Zur Charakteristik dieser gesamten Periode nach dem Kriege darf dann freilich nicht vergessen werden, daß 1872 die sogenannte Gründerzeit begann, von der aus die chronische Korruption eines großen Teils der Geschäftswelt datirt, und die sich als wirksamste Bundesgenossin der Sozial-

demokratie erwies, wie denn überhaupt dergleichen Schäden der Gesellschaft immer den revolutionären Parteien den größten Vorschub geleistet haben." Hätte sich Herr von Boguslawski, der hier der Wahrheit so nahe war, daß er ihr fast auf die Ferse trat, etwas länger auf dieser Spur gehalten, so würde er noch andre Dinge entdeckt haben, aber „seinen" Vollkampf hätte er dann schwerlich empfohlen. Denn daß er die ungewollten aber unausbleiblichen Begleiterscheinungen eines derartigen Kampfes nicht, wie so viele andre, einfach übersieht, erkennt man an einer Stelle, wo er die schlimmen Wirkungen des Sozialistengesetzes zusammenfaßt: man sage, daß man mit Bajonetten Ideen nicht unterdrücken könne, daß man durch die Einschränkung der freien Bewegung der Sozialdemokratie das Ventil am Dampfkessel schließe, der Geheimbündelei die Wege bahne, die Massen erbittere und reize und ein Märtyrertum erzeuge, daß dadurch die Zahl der Sozialdemokraten nur wachsen müsse, und daß zuletzt ein gewaltsamer Ausbruch und Anarchistenthaten die Folge sein würden.

Wenn also Herr von Boguslawski diese Bedenken kennt — alle freilich scheint er sie nicht zu kennen — und trotzdem den Erlaß des Sozialistengesetzes als eine weise That begrüßt, so hat er vermutlich wohlthuende Wirkungen davon erlebt, von denen wir nichts verspürt haben. Das einzige aber, was er zu Gunsten des Gesetzes in die Wagschale zu legen weiß, ist, daß den Massen das Bewußtsein der staatlichen Autorität nicht abhanden kommen dürfe. Nun gut, wenn das Sozialistengesetz diese Wirkung gehabt hat, dann wollen auch wir ihm keinen Stein mehr aufs Grab werfen; aber auch in diesem Falle wären wir von dem Standpunkt des Herrn von Boguslawski noch durch eine weite Kluft getrennt. Ihm wie allen Lobrednern des Ausnahmegesetzes erscheint dessen Aufhebung als der Anfang vom Ende, ja wenn wir ihm glauben, so steht bei uns die Revolution nicht mehr vor der Thür, sondern sie hat uns schon fest beim Kragen. In dem Mosaik, das er zusammenstellt, um uns über unsre Lage die Augen zu öffnen, entdecken wir neben Streiks, Kontraktbrüchen und Boykotts auch einiges, worauf wir nicht gefaßt waren, wie die Aufführung von Hauptmanns „Webern"; daß dagegen das taktlose Sitzenbleiben der sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten bei dem Hoch auf den Kaiser zur Vervollständigung des Bildes herangeholt wird, lassen wir uns schon eher gefallen. Im übrigen aber erklären wir den Versuch, mit Hilfe einer derartigen Zusammenstellung, und wenn sie noch so gründlich und vollständig wäre, etwas beweisen zu wollen, schon deshalb für verfehlt und zwecklos, weil bei allen derartigen Versuchen die Kehrseite, auf der sich die Stützen von Staat und Gesellschaft finden, außer Acht gelassen wird und natürlich niemals mit derselben Ausführlichkeit beschrieben werden kann. Dazu kommt noch, daß auch einzelne Figuren in dem Zeitgemälde des Herrn von Boguslawski verzerrte Züge aufweisen. So heißt es an einer Stelle: „Nicht nur zwischen den Besitzenden, sondern auch zwischen den Klassen, die man die gebildeten zu

nennen pflegt, und den Schichten des Volks, die durch Handarbeit ihren Lebensunterhalt verdienen, hat sich ein stillschweigender Kriegszustand gebildet; denn auch die Gebildeten sehen ihren geistigen Besitz durch die wüste, gleichmachende Tyrannei, die die Sozialdemokratie anstrebt, bedroht. Das gegenseitige Wohlwollen der Stände ist im Verschwinden begriffen. Viele beginnen in jedem Fabrikarbeiter einen Feind zu wittern, der uns unsre geistigen und weltlichen Güter nehmen will. Der sozialdemokratische Arbeiter aber empfindet keine Spur eines dankbaren Gefühls für das Gute, das ihm vielfach von seiten der Besitzenden entgegengebracht wird." So Herr von Boguslawski. Wir glauben, daß es ein vergeblicher Versuch wäre, gegen eine derartige, vom düstersten Pessimismus überschattete Anschauung mit Gründen anzukämpfen, denn ein Auge, das sich so sehr daran gewöhnt hat, durch schwarze Gläser zu sehen, verschließt sich dem Licht. Das aber wollen wir nicht verschweigen, daß einige der angeführten Sätze den vollen Beifall der Herren von Stumm und Vorster finden werden, obschon der letztgenannte bekanntlich über die Stellung der Gebildeten zu den Forderungen der arbeitenden Klassen eine etwas andre Meinung hat. Wenn also Herr von Boguslawski mit dem Beifall der genannten Herren und ihrer Gesinnungsgenossen zufrieden ist, so mag er darüber quittiren, uns scheint sein Verdienst ebenso fraglich wie das eines Arztes, der zu kuriren beginnt, ehe er die Natur der Krankheit erkannt hat.

Aus diesem Irrtum hinsichtlich des Wesens der sozialen Krankheit, aus dieser verkehrten Diagnose, die das Anzeichen für das Übel selbst nimmt, erklärt sich die Heilmethode des Verfassers, der von ihm empfohlne Vollkampf. Für die Durchführung dieses Kampfes weist er auf eine Anzahl von Mitteln hin, die er selbst in „direkte" und „indirekte" scheidet. Über die ersten können wir uns kurz fassen. Denn so sehr man mit einigen seiner Vorschläge einverstanden sein mag — wir denken dabei namentlich an die Anregung, Frauen und Minderjährigen die Teilnahme an politischen Vereinen und Versammlungen zu verbieten —, so muß man doch hinsichtlich der übrigen zu dem Schluß gelangen, daß an diesem Punkte Herr von Boguslawski den Freiherrn von Stumm nicht erreicht hat. Am guten Willen wirds freilich nicht gefehlt haben, denn er leitet den betreffenden Abschnitt seines Buches mit den nicht mißverständlichen Worten ein: „Vor allen Dingen keine Nadelstiche, denn diese reizen, ohne zu nützen, sondern Keulenschläge!" Ohne uns zum so und so vielten male in die Frage nach dem Wert und der Berechtigung einer derartigen „Heil"methode einzulassen, wollen wir uns damit begnügen, zur Charakteristik des Vollkampfs einige dieser Keulenschläge aufzuzählen: 1. Verbot aller sozialdemokratischen Schriften, Zeitungen und Vereine; 2. gesetzliche Bestrafung jeder öffentlichen Verrufserklärung; 3. strenge Bestrafung des Kontraktbruchs und der Aufreizung dazu; 4. Einführung der Verbannung und Expatriirung der Rädelsführer bei sozialdemokratischen Umtrieben; 5. Einführung

der Deportation für die Verbrechen des Aufruhrs, der Verschwörung oder des Versuchs dazu. Wie man sieht, braucht sich Herr von Stumm seines Schülers nicht zu schämen.

Daß wir Herrn von Boguslawski nicht falsch beurteilten, als wir ihn einem Arzt verglichen, der seine Kunst nur gegen die Symptome wendet, soll eine kurze Prüfung dieser von ihm befürworteten „indirekten" Kampfmittel darthun. Was würde er wohl sagen, wenn jemand auf das Thermometer schimpfen wollte, weil es ihm zeigt, daß das Fieber, an dem er leidet, nicht weichen will? Leisten nun nicht die Reichstagswahlen als Gradmesser der sozialen Unzufriedenheit, die unser Volk verzehrt, dem Politiker denselben guten Dienst? Und würde nicht jede Einschränkung des bestehenden Wahlrechts diesen wichtigen und geradezu unentbehrlichen Gradmesser aus einem zuverlässigen zu einem trügerischen und gefährlichen Ratgeber machen? Wohl sind wir uns der Schwächen des allgemeinen und gleichen Wahlrechts bewußt, und es ist in diesen Blättern schon manches scharfe Wort dagegen geschrieben worden; dennoch gestehen wir, daß wir in dem gegenwärtigen Augenblick, angesichts der Thatsache, daß von oben herab der Ausarbeitung weiterer Reformen ein ungünstiger Wind entgegenbläst, vom Artikel 20 der Reichsverfassung uns keinen Buchstaben nehmen lassen möchten, weil wir es für nötig und nützlich halten, daß ein möglichst zuverlässiger Gradmesser der Volksstimmung gewissen Leuten das Gewissen schärft.

Herr von Boguslawski, der in erster Linie die sozialdemokratischen Stimmzettel aus der Welt schaffen möchte, erkennt zwar an, daß sich das Gerechtigkeitsgefühl dagegen sträube, den Massen ein Recht zu nehmen, das sie seit länger als einem Vierteljahrhundert haben. Weil er aber die Wahl sozialdemokratischer Abgeordneten offenbar für eins der größten Übel hält, so sinnt er auf andre Mittel und Wege, diese zu hintertreiben. Dazu scheint ihm die Beseitigung des Wahlgeheimnisses vor allem andern geeignet, und wenn er ausführt, daß jeder, der das Wahlrecht für sich beanspruche, auch den Mannesmut haben müsse, mit seiner Überzeugung öffentlich hervorzutreten, so läßt sich dagegen in der Theorie gewiß nichts einwenden. Aber dasselbe ist schon im konstituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes vom Abgeordneten Windthorst mit allem Nachdruck gefordert worden, und wenn dieser später den Satz aus seinem politischen Programm gestrichen hat, so that er das wahrscheinlich deshalb, weil er sich nicht in den Ruf bringen mochte, das öffentliche Wahlverfahren im Interesse seiner Partei ausnutzen zu wollen. Denn diesen Verdacht erweckt jeder, der die geheime Wahl angreift, und auch Herr von Boguslawski wird, fürchten wir, ihm nicht entgehen.

Eher könnten wir uns mit dem Vorschlag befreunden, die Stichwahlen mit ihren unsittlichen Wahlbündnissen durch einfache Mehrheitswahlen zu ersetzen. Dagegen traut man seinen Augen nicht, wenn man folgendes liest: „Jetzt

aber, wo dieser Staatsmann — Bismarck — fehlt, wo die Revolution und der Partikularismus frecher und frecher ihr Haupt erheben, tritt der Mangel eines Oberhauses immer schroffer hervor. Das aristokratische, das mäßigende Element muß vertreten sein. Das Oberhaus ist um so notwendiger, je weniger man daran denken kann, das allgemeine Stimmrecht den Massen wieder zu nehmen. Allerdings würde mit der Errichtung eines solchen die ganze, leider schon zu komplizirte Maschinerie des deutschen Reichs nicht einfacher, aber der Vorzug, daß man einen Maschinenteil einsetzt, der die Maschine in ruhigem Gang hält und ihrer Bewegung größere Sicherheit verleiht, muß den Ausschlag geben. Ein aus der historischen Entwicklung herausgewachsenes Oberhaus, wie das englische, läßt sich freilich nicht schaffen, aber eine andre Schöpfung, etwa eine Wahl der Abgeordneten durch die Landtage der einzelnen Staaten unter Zustimmung der Regierung wäre wohl denkbar. Wie in Frankreich und England, kommt es wesentlich darauf an, eine Versammlung von reichen, gebildeten und sozial hochstehenden Männern zu haben, die ihr Veto und das Gewicht ihres Daseins einem Reichstag wie dem jetzigen entgegensetzen können." Wir waren bisher der Meinung, daß es im deutschen Reich eine Versammlung gebe, die den Namen Bundesrat trägt, und der durch Artikel 7 der Reichsverfassung das Veto und noch einige andre Befugnisse zugewiesen sind, für die Herr von Boguslawski in die leider schon zu komplizirte Maschinerie noch einen neuen Maschinenteil einsetzen will!

In dem folgenden Abschnitt, überschrieben „Adel und Bürgertum," steht mancher beherzigenswerte Satz, der, wenn auch nicht gerade neu, so doch an dieser Stelle besonders wirkungsvoll ist. Auch Herr von Boguslawski hält jede Bevorzugung des Adels auf Kosten bürgerlicher Talente für verwerflich, in der Armee sogar das Zusammendrängen des Adels in einzelnen Korps und Regimentern für schädlich. Die gesellschaftliche Stellung des Adels bestehe heute nur darin, daß er einen Teil der gebildeten Welt ausmache. Hier müsse es seine Aufgabe sein, durch Feinheit der Formen, Reinheit der Sitten, Würde im äußern Auftreten und durch Gegnerschaft gegen einen protzenhaften Luxus ein gutes Element der Gesellschaft zu bilden. Wenn aber Herr von Boguslawski darauf Wert legt, daß der Adel nicht ausstrebe, sondern durch frisches Blut aus dem Bürgerstande verjüngt werden müsse, so gestehen wir, für den darin ausgesprochnen Gegensatz zwischen Adel und Bürgertum nur geringes Verständnis zu haben. Wir bekennen uns vielmehr in dieser Frage durchaus mit dem einverstanden, was ein nationalliberales Blatt im Hinblick auf den eben erwähnten Vorschlag ausführt: Die Verleihung des Adels an bürgerliche Familien sei natürlich wie jede andre vom Herrscher verliehene Auszeichnung mit der gebührenden Achtung zu behandeln, aber auf größere Hochachtung und Anerkennung dürfte der rechnen, der auf ein ihm angebotenes Adelsprädikat verzichte.

Ebenso wenig wie der Adel bildet heute das Bürgertum einen Stand, und Herr von Boguslawski hat Recht, wenn er den Versuch, es als ein „Staatsbürgertum" zu erklären, zurückweist, denn Staatsbürger sind sie alle, vom Fürsten bis zum geringsten Arbeiter. Auch teilen wir sein Bedauern darüber, daß der Großbetrieb das Handwerk allerorten in eine verzweifelte Lage gebracht hat, und daß der gute Wille der verbündeten Regierungen, durch eine neue Organisation den Handwerkerstand zu kräftigen, allem Anschein nach auf große Hindernisse gestoßen ist. Bis diese überwunden wären, komme es vor allem darauf an, den Stand des kleinen Grundbesitzes, den Bauernstand, mit allen Mitteln, die mit dem Heil des Ganzen verträglich wären, zu erhalten, denn er sei der einzige Stand, der sich als solcher erhalten habe; solange er fest auf seiner Scholle stehe, werde der Sozialdemokratie der Sieg nicht leicht werden. In der Freude, den Verfasser endlich auf einem Punkte zu sehen, wo wir ihm ohne jeden Vorbehalt zustimmen können, wollen wir über die übertrieben düstere Schilderung in der ersten Hälfte seines Buches gern hinwegsehen. Manchen Widerspruch, in den er mit sich selbst geraten ist, wird er entdecken und beseitigen, wenn er seine Untersuchung noch einmal führt, und zwar dort beginnt, wo sie jetzt ausläuft: am Sitz des Übels. Und wenn er hiergegen einen Vollkampf eröffnen will, so wird er uns und unsre Leser an seiner Seite finden. Aber an den Symptomen der Krankheit herumzudoktern, während der Kranke zu Grunde geht, das überlassen wir den gescheiten Leuten, die uns als Sozialdemokraten verschreien.

Der hohe Adel in Preußen

Von Gustav Siegel

Der übliche Begriff des deutschen hohen Adels deckt sich nicht ganz mit dem Begriff, der hier unter dieser Bezeichnung verstanden wird. Nach gemeinrechtlicher Auffassung ist der Stand des hohen Adels in Deutschland geschlossen: nur die nicht regierenden Mitglieder der souveränen Häuser und die mediatisirten, vormals reichsunmittelbaren Familien, die zur Zeit der Auflösung des alten Reichs Landeshoheit und Reichsstandschaft hatten, gehören ihm an. Das gemeinsame Band unter ihnen ist die Ebenbürtigkeit. Wir fassen, wie sich aus dem nachstehenden zeigen wird, den Begriff weiter, in gewisser Richtung auch enger.

Die nicht regierenden Mitglieder der souveränen Familien und alle Mitglieder der vormals reichsunmittelbaren Geschlechter sind Staatsbürger, aber kraft ihres Geburtsstandes bevorrechtete Staatsbürger. Weder die Standesvorrechte der einen noch die der andern sind in den einzelnen Staaten dieselben. Die der souveränen Familien werden durch die Hausgesetze und zum Teil durch die Verfassungen bestimmt, aber auch das Gewohnheitsrecht ist nicht ganz selten eine entscheidende Rechtsquelle. Die der reichsunmittelbaren Geschlechter sind nach Konstituirung des deutschen Bundes bundesrechtlich festgestellt (Artikel 14 der deutschen Bundesakte mit dem Hinweis auf die bairische Verordnung vom 19. März 1807) und dadurch völkerrechtlich verbürgt. Dennoch ist der Rechtszustand der Mediatisirten in Deutschland nicht völlig gleich, weil später einzelne Staaten mit einzelnen dieser Geschlechter besondre Verträge abgeschlossen haben, durch die ihnen die Sonderrechtssphäre anderweit begrenzt wird.

In Preußen nehmen vor allen nicht zum königlichen Hause gehörigen Unterthanen die Mitglieder des fürstlichen Hauses Hohenzollern die bevorzugteste Stellung ein. Selbst vor den königlichen Prinzen hat der Chef dieses Hauses ein Recht voraus: er ist erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses. Die königlichen Prinzen sind nicht kraft eignen Rechts Mitglieder des Herrenhauses, sie können zwar durch besondern Willensakt der Krone in das Haus berufen werden, aber sie sind, solange es besteht, niemals berufen worden. Überhaupt beschränkt sich die Mitwirkung der königlichen Prinzen bei staatlichen Angelegenheiten auf das Recht der Teilnahme an den Plenarsitzungen des Staatsrats, dessen Mitglieder sie sind, sobald sie das achtzehnte Lebensjahr erreicht haben.

Nicht ganz so hervorragend wie die staatsrechtliche Stellung der Mitglieder des königlichen und des fürstlichen Hohenzollernhauses ist die der in Preußen angesessenen oder residirenden Familien der Mediatisirten. Während die Prärogative der Familie des Herrscherhauses aus der monarchischen Idee und aus den Bestimmungen über die Thronfolge zu erklären und zu rechtfertigen sind, beruhen die Vorrechte der einst reichsunmittelbaren Geschlechter ihrem letzten Grunde nach auf einem der Geschichte angehörigen Zustande, auf dem Andenken an die öffentlichrechtliche Stellung dieser Geschlechter im alten Reiche. Aber dieses Andenken ist lange verblaßt, und die moderne Staatsauffassung ist der Erhaltung von Vorrechten, die nur eine geschichtliche Grundlage haben, nicht geneigt. Vorübergehend waren in Preußen die Standesvorrechte der Mediatisirten schon einmal beseitigt (Artikel 4 der Verfassung: „Standesvorrechte finden nicht statt"), sie wurden dann in den Reaktionsjahren wiederhergestellt, erlitten jedoch in neuerer Zeit, abgesehen von den Ehrenrechten, die wenig Widerspruch finden, wieder starke Einbußen. Die standesherrliche Gerichtsbarkeit und in Zivilsachen der privilegirte Gerichts-

stand sind geschwunden, die Kreisordnungen haben die Mitwirkung der Mediatisirten bei der innern Verwaltung ihrer Standesherrschaften auf ein geringes Maß beschränkt, und seit kurzem unterliegen sie, freilich nicht ohne hohe Entschädigung vonseiten des Staates, der Einkommensteuerpflicht, wie alle andern Staatsbürger außer den Angehörigen der beiden hohenzollernschen Häuser. Immerhin sind noch manche Rechte unangetastet geblieben, die den Mediatisirten vor den übrigen Unterthanen eine bevorzugte Stellung im Staate gewähren. Sie gehören familienrechtlich zum hohen Adel und sind daher den souveränen Familien ebenbürtig, sie haben autonomische Befugnisse, sie haben ihren privilegirten Gerichtsstand in Sachen der nichtstreitigen Gerichtsbarkeit behalten, den Häuptern der Familien ist in peinlichen Sachen das Recht gelassen, von einem Gerichte von Standesgenossen abgeurteilt zu werden (Austrägalinstanz), und alle ihre Angehörigen sind ungeachtet der allgemeinen Wehrpflicht von jeglichem Militärdienste befreit. Über kurz oder lang werden freilich auch diese Überbleibsel der reichsständischen Herrlichkeit vor dem demokratischen Zuge unsrer Gesetzgebung verschwinden. Manche unter ihnen werden von den Beteiligten selbst kaum noch besonders geschätzt, andre haben keine große praktische Bedeutung. Von dem Wehrpflichtsprivileg machen z. B. viele Familien keinen Gebrauch: ihre männlichen Sprossen dienen, wenn es geht, mindestens einige Jahre in der Armee.

Ein politisches Recht haben die Nachkommen der alten Dynastenfamilien, das als das wichtigste aller ihrer staatsrechtlichen Sonderrechte gelten muß; das ist die Erblichkeit der Pairie. Die Häupter der reichsständischen Häuser sind als erbliche Mitglieder des preußischen Herrenhauses geborne Gesetzgeber. Alle Ehrenvorzüge, alle privatrechtlichen Sonderrechte wollen gegenüber diesem Rechte, das dem Besitzer persönlich politische Rechtsbefugnisse verleiht und wegen der Vererblichkeit auch die politische Stellung der ganzen Familie erhöht, wenig bedeuten. Es ist das einzige Recht, das den reichsständischen Familien einen gesetzlichen und dauernden Einfluß auf die Politik des Staates sichert. Man kann daher sagen, daß im staatsrechtlichen Sinne die erbliche Herrenhausstandschaft das Wesentliche des hohen Adels ist. Aber gerade dieses bedeutendste Vorrecht, mit dem sie sich politisch am schärfsten von der Masse der übrigen Staatsbürger absondern, teilen die Mediatisirten in Preußen — wie auch in andern deutschen Staaten — mit nicht wenigen Geschlechtern aus dem altangesessenen und reichbegüterten Landesadel. In Preußen namentlich sind diese Geschlechter unter den erblichen Mitgliedern des Herrenhauses viel zahlreicher vertreten als die vormals reichsunmittelbaren Familien, die dort mit reichsständischen Herrschaften angesessen sind. Es giebt im Staatsgebiete nur zweiundzwanzig mediatisirte Besitzungen, mit denen erbliche Sitze im Herrenhause verbunden sind; andre erbliche Mitglieder von unzweifelhaft reichsständischem Adel, die in Preußen zwar mit Gütern, nicht aber mit vormals

reichsunmittelbaren Herrschaften angesessen sind, wie die Fürsten aus dem Hause Hohenlohe, die Fürsten von Sayn-Wittgenstein-Seyn, Salm-Reifferscheid-Dyk und Rheina-Wolbeck, die beiden hessischen Landgrafen u. a., verdanken ihre erblichen Sitze teils ihrer frühern Berufung zur Herrenkurie des Vereinigten Landtags, teils besondrer königlicher Entschließung.

Die staatsrechtliche Anerkennung und Befestigung eines spezifisch preußischen hohen Adels war eine der Lieblingsideen Friedrich Wilhelms IV., der sich noch zu einer Zeit, wo die überlieferte ständische Gliederung längst nicht mehr lebendig war, mit Entwürfen über eine neue Adelsgesetzgebung beschäftigte. Im Vereinigten Landtage suchte er die hocharistokratischen Kräfte des Landes, die damals durch Verwaltungsbefugnisse und Gerichtsbarkeit, sowie durch Sonderrechte bei den Provinzialständen noch bei weitem mächtiger waren als heute, in einer „Herrenkurie" zusammenzufassen, die als eine Art Oberhaus gedacht war. In diese Kurie berief er außer den königlichen Prinzen die vornehmsten Mitglieder der Provinziallandtage, im ganzen 72, darunter in erster Linie die Häupter der reichsständischen Familien, dann eine Reihe hochbetitelter Standesherren aus den östlichen Provinzen und eine Anzahl reichbegüterter Fideikommißbesitzer aus altadlichen Häusern. Sehr ungleich war dabei die Verteilung auf die einzelnen Provinzen; Größe, Bevölkerungsziffer und Bedeutung wurden nicht in Rücksicht gezogen, es entschied die geschichtlich begründete Sonderstellung der Magnaten. So kam es, daß aus Schlesien allein nicht weniger als 26 Standesherren berufen wurden, weil sie unter den Ständen ihrer Provinz eine mehr oder weniger bevorzugte Stellung einnahmen, aus Pommern dagegen nur der Fürst Putbus und aus der großen Provinz Preußen nur fünf Herrschaftsbesitzer, darunter allein vier Grafen Dohna.

Daß außer diesen Gruppen noch andre Bestandteile einer Großaristokratie im Lande vorhanden waren, wurde von der Krone nicht verkannt. Das dynamische Element im Staate, das nach dem an sich richtigen Gefühle des Königs eine besondre politische Macht bilden und unter staatsrechtlicher Anerkennung aus dem Volke hervortreten sollte, war mit den in der Herrenkurie zusammengefaßten Geschlechtern noch nicht erschöpft, und in dieser Erwägung behielt sich der König vor, die Kurie durch neue Mitglieder zu verstärken. Unbedingte Erfordernisse für die Berufung waren nach den Anschauungen des Königs alter Reichs- oder Landesadel, Großgrundbesitz und als rechtliche Garantie für den Verbleib der Güter in der Familie Stamm- oder Fideikommißgutseigenschaft der Hauptbestandteile des Besitzes. In jeder Provinz gab es altadliche, mit der Geschichte des Landes oder wenigstens der Landschaft eng verbundne hochgeachtete Geschlechter, die diesen Bedingungen hätten genügen können und daher ihre Berufung in die Herrenkurie wohl erwarten durften. Sie hielten sich für ebenso vornehm wie viele der zunächst auserwählten, sie führten ebenso hohe Adelstitel wie viele von diesen, und manche von ihnen

ſtanden an Umfang und Ertrag des Familienbeſitzes wenig Mediatiſirten nach. Aber ihre Erwartungen wurden nicht erfüllt, die Ereigniſſe des Revolutionsjahres fegten den Vereinigten Landtag und mit ihm die Herrenkurie hinweg. Erſt ſpäter, im konſtitutionellen Staate, fanden viele dieſer Geſchlechter eine ſtaatsrechtlich geſicherte politiſche Stellung, indem ihnen wie den zur Herrenkurie des Vereinigten Landtags berufnen Herren, jedoch einzeln und durch beſondre königliche Entſchließung, das erbliche Recht auf Sitz und Stimme in der neuorganiſirten erſten Kammer, dem Herrenhauſe, verliehen wurde.

Das erbliche Recht auf Sitz im Oberhauſe iſt ein politiſches Vorrecht des Geburtsſtandes. Alle die Geſchlechter, in denen ſich dieſes Recht vererbt, bilden daher den eigentlichen hohen Adel in Preußen. Sie erheben ſich kraft dieſes in der Familie vererblichen Rechts über alle andre Staatsangehörigen. Sobald das Haupt einer ſolchen Familie das dreißigſte Lebensjahr erreicht hat, nimmt es ohne weiteres den ihm gebührenden Sitz im Herrenhauſe ein. Darin unterſcheiden ſie ſich von den Geſchlechtern der Grafen-, Ritterguts- und adlichen Familienverbände, deren gewählte Mitglieder zwar gleichfalls im Herrenhauſe ſitzen, aber nur dann, wenn ſie durch die Krone auf Präſentation beſonders berufen werden. Hier bedarf es in jedem Falle eines Willensaktes des Monarchen, dort nur der erweislichen Nachfolge in dem Familienbeſitz.

Ein der Familie dauernd geſicherter Landbeſitz iſt für die erbliche Berechtigung zum Herrenhauſe weſentlich. Gebundnes Grundeigentum iſt wie in andern Ländern ſo auch in Preußen als ein unumgängliches Erfordernis der Erblichkeit eines Oberhausſitzes erkannt worden. Das hat ſeine völlige Berechtigung. Eine hohe Ariſtokratie, deren Beſitzungen in der Hauptſache nicht frei veräußerlich ſind, ſondern zur Erhaltung des Glanzes und des Anſehens der Familie ſtets auf einen Nachfolger vererbt werden, iſt von allen Volksklaſſen vorzugsweiſe geeignet, das ſtetige Element zu bilden, das bei dem Zweikammerſyſtem deſſen Zweck entſprechend in der erſten Kammer zur Geltung kommen muß. Wie aus den königlichen Verordnungen und Verleihungsurkunden — auch aus der Matrikel des Hauſes — hervorgeht, ſind die erblich Berufnen ſämtlich als Mitglieder eines beſtimmten vinkulirten Grundbeſitzes gedacht, ſie ſind für einen feſtbegrenzten Gutskomplex auserſehen, wenn auch ausnahmsweiſe — bei zwei Mitgliedern — die Berufung an ein landſchaftliches Erbhofamt geknüpft iſt. In der Matrikel erſcheinen ſie als Vertreter von Herzogtümern, Grafſchaften, Fürſtentümern, Ämtern, Majoraten, Standesherrſchaften, freien Herrſchaften, Herrlichkeiten, Fideikommiſſen, Bezeichnungen, die — außer Majoraten und Fideikommiſſen — ihren Rechtsſinn verloren haben und in der Gegenwart nur noch von geſchichtlichem Werte ſind. Die frühern Herrſchaftsrechte der Beſitzer ſind, abgeſehen von geringen Überbleibſeln, auf manchen vormals reichsſtändiſchen Beſitzungen ſeit geraumer Zeit beſeitigt, die herzoglichen, fürſtlichen, gräflichen und herrſchaftlichen Güter ſind

öffentlichrechtlich von andern Gütern nicht mehr unterschieden, die Fürsten, Grafen und Herren sind heute nur Gutsbesitzer mit hohen Adelstiteln.

Es versteht sich von selbst, daß ein hoher Adel im staatsrechtlichen Sinne, eine Gruppe mit politischen Vorrechten, der steten Ergänzung bedarf. Vornehme Geschlechter sterben aus, andre Familien heben sich im Laufe der Zeit aus der Menge hervor und gelangen zu einem Ansehen und einem Einfluß, die derart wachsen, daß sie mit Fug und Recht den Anspruch erheben dürfen, in die bevorrechtete Klasse, die der Staat als solche anerkennt, eingereiht zu werden. Es ist ein ganz richtiger, von England aus in die meisten monarchischen Staaten übernommner Grundsatz, daß nur der Krone die Befugnis zusteht, erbliche Pairs zu ernennen. Auf dem Wege der Gesetzgebung läßt sich das Ernennungsrecht nicht wohl ausüben; solche Akte müssen dem Kampfe der politischen Parteien entzogen sein.

Die preußische Krone hat bei der Auswahl der erblichen Pairs im allgemeinen und hauptsächlich das geschichtliche und fortdauernde Ansehen, großen fundirten Besitz mit Majorat oder Seniorat, zuweilen auch die von Alters her gepflegten nahen Beziehungen zum Herrscherhause berücksichtigt. Die mit ehemals reichständischen Besitzungen im Staate angesessenen Familien konnte sie überhaupt nicht übergehen, da sie durch den Artikel 14 der deutschen Bundesakte völkerrechtlich verpflichtet ist, den Häuptern der Familien Landstandschaft in der ersten Kammer zu bewilligen. Großgrundbesitzer sind alle berufenen Familien; es giebt unter ihnen manche, die außerordentlich landreich sind, andre freilich auch, die an Güterbesitz und Einkommen von vielen adlichen und bürgerlichen Grundbesitzern übertroffen werden. Über so große Besitzungen von zehntausend Hektaren und mehr, die bei den Magnaten der östlichen Provinzen keine Seltenheit sind, können viele Standesherren in den westlichen Landesteilen nicht gebieten. An eine annähernd gleichmäßige Verteilung der erblichen Herrenhaussitze auf die einzelnen Provinzen ist bei den für die Berufung ausschlaggebenden Gesichtspunkten heute so wenig zu denken, wie früher bei den Berufungen zum Vereinigten Landtage; Schlesien ist wegen der zahlreichen dortigen Standesherrschaften am stärksten vertreten, am wenigsten sind im Verhältnis zu Größe und Bedeutung die Provinzen Sachsen, Hannover, Schleswig-Holstein und Pommern bedacht. Teilweise mag diese Erscheinung auf die Bodenverteilung und den Mangel an vinkulirtem Großbesitz in mehreren Landesteilen zurückzuführen sein, teilweise wird aber wohl auch die geringe Berücksichtigung der einen oder andern Provinz auf politischen Erwägungen beruhen, wie dies sicherlich hinsichtlich der Provinz Hannover der Fall ist, wo der angesessene Adel noch zum überwiegenden Teile aus seinen preußenfeindlichen Gesinnungen kein Hehl macht.

Trotz aller demokratischen Staatseinrichtungen und des Nivellirungswerkes der Gesetzgebung, trotz der Beseitigung früherer Herrschaftsrechte und Privilegien

hat der preußische hohe Adel noch immer ein großes Ansehen im Volke. Selbst Vertreter der radikalsten politischen und wirtschaftlichen Richtungen können nicht umhin, dies anzuerkennen. Die Geschlechter, die dem hohen Adel in unserm Sinne angehören, haben meist eine große geschichtliche Vergangenheit, deren Glanz noch auf die Nachkommen von heute zurückfällt, sie sind mit den Landschaften, in denen sie angesessen sind, von Alters her durch mannichfache Bande verknüpft, sie hatten dort bis auf die neueste Zeit wichtige vom Staate anerkannte Herrschaftsrechte, namentlich Gerichtsbarkeit und Polizei, und ragten weit empor über den kleinen Landadel ihrer Provinz, der in einzelnen Bezirken zeitweilig auch rechtlich von ihnen abhängig war und in ihren Diensten stand. Das Andenken an diese stolze Stellung ist auch gegenwärtig noch in weiten Kreisen ihres Sitzes nicht ganz verflüchtigt, und selbst die unter ihnen, deren materielle Güter im Laufe der Zeiten eine starke Schmälerung erlitten haben, und die, die seit Menschengedenken keine Spuren öffentlichen Wirkens hinterlassen haben, werden von der Bevölkerung ihrer Gegend mit dem herkömmlichen Respekt behandelt. Sie verfügen regelmäßig über einen ausgebreiteten Anhang, über eine zahlreiche Beamtenschaft und Dienerschaft. Ihre Beamten sind fast immer Gutsvorsteher und in den östlichen Provinzen, wenn sich ihre Besitzungen zu geschlossenen Amtsbezirken eignen, häufig auch Amtsvorsteher, die als solche zwar die Polizeigewalt im Namen des Königs ausüben, aber als standesherrliche Diener doch unter dem Einfluß der Herrschaft stehen. In Kirche und Schule sind ihre hergebrachten Befugnisse kraft des Patronatsrechts auf ihren Besitzungen noch wenig eingeschränkt. Der Besitz von Fabriken und andern gewerblichen Anlagen, von Bergwerken, von Brennereien und Ziegeleien mit Großbetrieb macht manchem von ihnen große Arbeiterschaften dienstbar. Einer Anzahl von Mediatisirten ist durch die neuere Gesetzgebung das vertragsmäßige Aufsichtsrecht über die Gemeinden der Standesherrschaft und eine Mitwirkung bei Ernennung und Bestätigung der örtlichen Verwaltungsbehörden in einem gewissen Umfange gewahrt, und selbst bei der Präsentation von Landräten müssen einige hohe Standesherren gehört werden. In den östlichen Provinzen sind die Standesherren sämtlich Latifundienbesitzer, und es ist dort wohl keiner, der weniger als 5000 Hektaren Familieneigentum hätte.

Die guten Zeiten der alteingesessenen Großgrundaristokratie sind freilich vorüber. Mit der Ausbreitung der modernen Kapitalwirtschaft hat ihre ehemalige Überlegenheit an materiellen Gütern bedeutend abgenommen; sie ist nicht mehr die reichste Volksklasse wie ehedem, wenn sich auch unter ihr mehrere befinden, die zu den Reichsten im Lande zählen, und sie hat sowohl dadurch als durch die Demokratisirung des Staatskörpers, deren Kosten sie trägt, in der Gesellschaft an Gewicht eingebüßt. Nur widerstrebend folgt sie im Wirtschaftsbetriebe dem kapitalistischen Zuge der Gegenwart, und namentlich im

Osten klammert sie sich noch an die Reste der alten patriarchalischen Wirtschaftsweise, die aus den Zeiten zurückgeblieben sind, wo ihr Grundeigentum eine Grundherrschaft war. Ihre Besitzungen werfen jetzt, wenn sie nicht kapitalistisch ausgenutzt werden, längst nicht mehr die hohe Rente ab wie früher, und besonders im Verhältnis zu dem heutigen Einkommen vom Erwerb aus beweglichem Kapital erscheint die Rente des Großgrundbesitzers gering. Dennoch beziehen die Herrschafts- und Großfideikommißbesitzer auch gegenwärtig noch ein genügend hohes Einkommen, um völlig standesgemäß leben zu können. Es wird das gewährleistet teils durch die Größe der Besitzung, teils durch die rechtliche Gebundenheit der Hauptgüter. Von gewissen drückenden Realschulden, den Restkaufgeldern und den Erbanteilen abzufindender Familienmitglieder, die das Grundeigentum sonst belasten, ist der Fideikommißbesitz frei, reiche Wittümer und hohe Apanagen sind eine große Seltenheit, die hausgesetzlich oder stiftungsgemäß gestatteten Kapitalanleihen sind fast ausschließlich zur Erhaltung und Verbesserung des Besitzes zu verwenden.

Es ist also wesentlich noch der sicher fundirte Landbesitz, auf dem die materielle Macht des hohen Adels beruht. Eine Verschleuderung des Besitzes, wie bei frei verfügbarem Eigen, ist nicht zu befürchten, die Verschwendungssucht eines einzelnen Inhabers hat für den Bestand des Besitzes keine dauernden Nachteile. Freilich, die reichste Klasse ist der hohe Adel nicht mehr im Staate, wenigstens nicht ausschließlich. Es giebt heute, wie die den gesetzlichen Maßregeln zum Trotze bekannt gewordnen Einkommensteuerlisten darthun, eine ziemliche Menge von Großkaufleuten, Industriellen, Bankiers und andern Kapitalisten, die sich an Reichtum und Jahreseinkommen mit dem höchststehenden und ältesten Grundadel messen können und die meisten Standesherren darin übertreffen. In jeder Provinz, in jeder Provinzialhauptstadt, in jedem Industriemittelpunkt sind Leute jener Berufsklassen vorhanden, die viel bedeutendere Reichtümer gesammelt haben als der Durchschnitt der Grundaristokratie und als manche Herrschaftsbesitzer. Unter den Personen, die das höchste Jahreseinkommen versteuern, nämlich von zwei bis sechs Millionen Mark und darüber, befindet sich nur eine hochadlichen Standes — der landreichste Grundbesitzer im Staate —, die übrigen sind, außer wenigen Personen von jungem Adel, Bürgerliche. Der wägbare und mehr noch der unwägbare Einfluß eines Industriebarons, der über tausende von abhängigen Menschen gebietet, oder eines Weltbankhauses, das mit den maßgebenden Kreisen enge Fühlung zu unterhalten weiß, auf Angelegenheiten der innern Politik, die in seinem Interessenkreise liegen, hat sich häufig mächtiger erwiesen als der der Großgrundherrn. Aber der Einfluß der Grundaristokratie ist, wie sich das aus dem Entwicklungsgange unsers Staatswesens erklärt, fester gefügt und, wie die neuern Wandlungen unsrer Politik zeigen, noch keineswegs im Sinken. Übrigens macht es doch auch für die Dauer des politischen Einflusses einen

gewaltigen Unterschied, ob der Grundstock des Vermögens und Einkommens in beweglichem Gute, im Umsatze, in Geld oder Schuldverschreibungen, in Erwerbsquellen und Gegenständen besteht, die allen Krisen, allen Wandlungen und Schwankungen des Verkehrs ausgesetzt sind, oder ob den Grundstock und die Quelle der Einnahmen der Boden und dessen Ertrag bildet, der, wenn auch die Bodenrente zu gewissen Zeiten — wie eben jetzt — die Neigung hat, zu sinken, doch gegen die plötzlichen Notstände, denen Handel und Industrie ausgesetzt sind, mehr geschützt ist als das bewegliche Kapital. Das trifft insbesondre zu auf die Gutswirtschaft im Großbetriebe; je größer die Besitzung, um so intensiver kann regelmäßig die Wirtschaft mit allen Hilfsmitteln der modernen Wissenschaft betrieben werden, und um so leichter kann sie periodisch wiederkehrende Krisen überstehen. Reiche Bürgerfamilien aus dem Industrie- und Handelsstande pflegen das Gewerbe nicht mehrere Geschlechter hindurch fortzusetzen; es waltet bei ihnen der Trieb vor, das Gewerbe zu günstiger Zeit in andre Hände zu legen und sich selbst durch Ankauf von Gütern in die Grundaristokratie einzufügen.

Der hohe Grundadel mit Stamm- und Familienbesitz erscheint hiernach in Deutschland und Preußen als eine konservative Klasse. Sein Interesse an der Erhaltung der bestehenden Staats-, Rechts- und Wirtschaftsordnung in ihren Grundzügen ist vielleicht stärker als bei jeder andern Volksklasse. Er ist ein fester Punkt in der Gesellschaft, unabhängig durch seinen auskömmlichen Besitz nach unten wie nach oben, eine feste Stütze gegen die sich mehrenden Angriffe auf die heutige Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Seine Verhältnisse sind derart, daß er dem gemeinen Wesen ohne Eigennutz und ohne parteiische Hervorkehrung der landwirtschaftlichen Berufsinteressen ersprießliche Dienste leisten kann. Die Lage eines Grandseigneurs ist eine andre als die des einfachen Rittergutsbesitzers, zumal eines solchen, der unter der Ungunst wirtschaftlicher Mißverhältnisse zu leiden hat; er ist meist nicht bloß Landwirt oder Grundherr, seine Nebengewerbe, seine Beteiligung an Kapitalunternehmungen verschiedner Art, die steten geschäftlichen Beziehungen seiner Verwaltung mit andern Berufen lassen eine übermäßige Bevorzugung der landwirtschaftlichen Interessen nicht zu, und er gehört daher, wenigstens in Deutschland, fast nie zu den Wortführern einer extremen Wirtschaftspartei.

Die erbliche Landstandschaft ist ein politisches Familienrecht, aber ein Recht, dem nationale Pflichten gegenüberstehen. Richtig verstanden ist kein politisches Recht ohne Pflichten. Durch geschriebne Gesetze werden diese Pflichten nicht festgestellt, sie liegen im Rechte selbst, sie stehen damit in Wechselbeziehung. Den entsprechenden Pflichten vollauf zu genügen, mag um so schwieriger, vielleicht auch um so lästiger sein, je wichtiger das Recht selbst ist, aber in allen Fällen ist eine dauernde Vernachlässigung unpatriotisch und geeignet, für die bevorrechtete Klasse den Fortbestand des Rechts in Frage zu

stellen. Kein hoher Adel ist sich bis in unsre Zeit dieser seiner Pflichten so bewußt gewesen wie die englische Nobility, keine Aristokratie hat sie mehr hintangesetzt als der vorrevolutionäre Adel Frankreichs. Die Nobility diente allezeit ihrem Lande und ist heute noch eine Macht, der französische Adel diente sich selbst und dem Hofe und rettete aus den innern Umwälzungen nichts als seine leeren Titel. Auch in andern Staaten hat die hohe Grundaristokratie die Pflichten, die ihr gegen das Land obliegen, schlecht verstanden und schlecht bethätigt, sie nimmt daher im öffentlichen Leben der Nation nicht entfernt die Stellung ein, die ihr kraft ihres geschichtlichen Ansehens und materiellen Lage zukommen könnte. Die spanischen Granden erster Klasse haben, obwohl sie wegen ihres hohen Einkommens aus Grundbesitz Mitglieder des Senats sind, in diesem Jahrhundert keinen bestimmenden Einfluß auf die wechselreichen Geschicke ihres Vaterlandes geäußert, und die hochadlichen Latifundienbesitzer in Süditalien, deren unpatriotische Mißwirtschaft eine der schlimmsten Verlegenheiten des Königreichs bildet, sind ohne jegliches Ansehen im Volke. Anders der von mancher Seite vielgeschmähte hohe Adel Österreichs und der gerade jetzt stark angefeindete hohe Adel der ungarischen Krone. Man mag über seine politischen Ideen und über die Art seines Eingreifens in die öffentlichen Dinge denken, wie man will, man wird zugestehen müssen, daß er sein altes Ansehen und seinen politischen Einfluß bis auf den heutigen Tag noch mit Zähigkeit zu erhalten verstanden hat, und daß er in den Ländern der habsburgischen Krone noch immer eine lebendige Macht bildet.

In England stehen die Mitglieder der erblichen Pairie und deren Familienangehörige an der Spitze der politischen Ämter und Würden. Sie haben noch, wenn auch nicht mehr ausschließlich, die Leitung der großen Staatsgeschäfte und werden diese auch dann behalten, wenn das Oberhaus einer gänzlichen Umgestaltung unterliegen oder ganz verschwinden sollte. Die Nobility ist die Spitze der Gentry, die den Inselstaat regiert. Es giebt wenig Lords, die es verschmähten, dem Lande in einem Staats- oder Grafschaftsamte höherer Ordnung zu dienen. Die englische Aristokratie ist an den öffentlichen Ehrendienst gewöhnt wie keine andre, selten wird sich ein Mitglied in rüstigen Jahren freiwillig auf seine Güter zurückziehen und seine Thätigkeit auf die Verwaltung seines Besitzes oder die Verfolgung seiner Privatinteressen beschränken. Ohne die Teilnahme mehrerer Mitglieder des hohen Adels wird kein Ministerium gebildet, häufig hat eins die führende Stelle. Seit Jahrhunderten ist es beim englischen Adel Herkommen, sich in regster Weise an den Geschäften des Staats und der Selbstregierung zu beteiligen, die Erziehung des Jünglings, die Schulung des jungen Mannes ist vorzugsweise auf die spätere Teilnahme am öffentlichen Leben gerichtet. Die englische Baronie hat das richtige Verständnis für die Pflichten, die ein bevorrechteter Stand auf sich nehmen muß, und sie ist in keiner Zeit zu einer Gemeinschaft hochtitulirter Privat-

leute herabgesunken, wie das bei der hohen Aristokratie mancher Staaten des Festlandes der Fall ist.

In Preußen spielt die hohe Aristokratie nicht die bedeutende politische Rolle, die ihr in den Anfängen des Verfassungsstaats von der Krone zugedacht war, und die seiner sozialen Stellung angemessen erscheint. Die regierenden Kreise sind dort seit Ausbildung des Staatswesens in der Hauptsache „junkerlicher" Herkunft, nur zum Teil vermischt mit Vertretern des wohlhabenden Bürgertums. Die Mitglieder des Kleinadels stehen an der Spitze des Militärs und der allgemeinen Landesverwaltung, der beiden Dienstgattungen, die im Staate den größten Einfluß gewähren und das höchste Ansehen genießen. Weder Verfassung noch langjährige liberale Gesetzgebung noch die für die Verwaltung eingeführte Rechtskontrolle haben das militärisch-polizeiliche Gepräge zerstören können, das den Staat seit seiner Jugend gekennzeichnet hat. Der kleine Adel hat die wichtigsten Ämter inne, die ein Staat von solchem Charakter zu vergeben hat. Zum überwiegenden Teil stellt er aus seinen Kreisen die Generale, die Ober- und Regierungspräsidenten, die Polizeidirektoren und Landräte, die Botschafter und Gesandten. Von den Ministerportefeuilles entgehen ihm die, die nach Auffassung der herrschenden Kreise als die wichtigsten gelten, wie die des Kriegs und des Innern, nur ganz selten; weniger Wert legt er auf andre Ressorts und auf die eigentlichen Fachverwaltungen, in denen ihm schon von Alters her die lebhafte Konkurrenz der bürgerlichen Juristen entgegengetreten ist. Seine Beziehungen zum Hofe dagegen sind sehr lebendig und vergleichungsweise fester geknüpft als die des hohen Adels.

Der Junkeradel hat in Preußen eine große mit Staat und Monarchie eng verbundne Überlieferung. Er hat stets die nähere Umgebung des Monarchen gebildet. Der Hofstaat und bis auf geringe Ausnahmen das militärische Gefolge ist bis auf den heutigen Tag aus Personen adlichen Standes zusammengesetzt, und auf den hohen Staatsposten sind vorzugsweise diese zu finden, wie früher. Der Junkeradel hat auch — das ist nicht wegzuleugnen — gewöhnlich in erster Linie unter allen Unterthanen die Interessen der Monarchie und des Staats, wie er sie verstand, kräftig verfochten, freilich waren bei Lage der Dinge diese Interessen sehr oft die seinigen. Aus seinen Reihen sind bedeutende Staatsmänner und Feldherren hervorgegangen, jede ruhmreiche Zeit des Staats, allerdings auch jedes Mißgeschick, das den Staat betroffen hat, steht in Verbindung mit einem Adelsnamen.

Der eigentliche Standesherrschaftsadel dagegen war in der Jugend des Staats nur schwach vertreten. Zwar gab es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine große Anzahl von angesehenen Geschlechtern des Grundadels, die in ihren Verzweigungen einen stattlichen Familienbesitz hatten, aber darunter waren nur wenige, die Standesherrschaften besaßen und dadurch über den Rittergutsbesitzer hinausragten. Im Brandenburgischen z. B. besaß schon da-

mals der Graf Solms die Standesherrschaft Baruth, in der Lausitz der Graf von Lynar die Standesherrschaft Lübbenau, und auch noch einige von den jetzigen Herrenhausgeschlechtern waren im Besitze freier Herrschaften. Die meisten von den heutigen Magnaten sind aber erst später, teils noch im vorigen Jahrhundert, teils erst in diesem, mit der Einverleibung der Landesteile, in denen ihre Besitzungen liegen, preußische Unterthanen geworden, so namentlich die vielen schlesischen und alle vormals reichsunmittelbaren Standesherren. Nur eine kleine Minderheit dieser Familien hat rein preußische Überlieferungen, und nur wenige von ihnen sind in der politischen Geschichte des Staats von einiger Bedeutung gewesen. Die Umstände, unter denen sich die „Angliederung" eines großen Teils der Standesherren an den Staat vollzog, sind bis auf den heutigen Tag anscheinend auf ihr Verhältnis zum Staate nicht ohne Einfluß geblieben.

Im großen und ganzen zeigt die vornehme preußische Grundaristokratie nicht den Ehrgeiz, eine führende Stellung im Lande zu übernehmen, mindestens hat sie bisher nicht verstanden, dem niedern Adel, namentlich dem ostelbischen, der, wie bekannt, trotz der staatsgrundgesetzlichen Aufhebung der Standesvorrechte in Ämtern und Würdeu bevorzugt wird, und der die wichtigste politische Rolle spielt, den Rang streitig zu machen. Nur wenige Staats- und Verwaltungsmänner sind aus den hundert Familien der Mediatisirten und preußischen Standesherren hervorgegangen. Viele von diesen Familien haben in den letzten fünfzig Jahren keinen einzigen ihrer Angehörigen in den preußischen Staatsdienst treten lassen. Es ist zwar hergebracht und gebräuchlich, daß die meisten ihrer wehrfähigen Sprossen einige Jahre Offiziersdienste leisten, womöglich in einem „vornehmen" Regiment und im Bereiche des Hofs. Aber man wird diesen zeitweiligen Offiziersdienst, der übrigens auch nicht immer in einem preußischen Regiment abgeleistet wird, ebenso wenig für einen dem sozialen Range des Mitglieds einer hocharistokratischen Familie entsprechenden Wirkungskreis im öffentlichen Leben halten, wie den vorübergehenden Dienst als Botschaftsattaché oder Legationssekretär bei einer auswärtigen Gesandtschaft, mit dem die öffentliche Thätigkeit manches andern dieses Standes abschließt. Einige Geschlechter machen zwar eine rühmliche Ausnahme. In ihnen ist eine Art englischen Adelsgeistes lebendig. Ihre Mitglieder übernehmen Staatsämter in der Verwaltung und pflegen sich mit Eifer an den Verhandlungen der parlamentarischen Körperschaften und der provinziellen Selbstverwaltung zu beteiligen. Ihre Erziehung und ihre stete Beschäftigung mit öffentlichen Dingen bewahrt sie denn auch vor selbstischer und einseitiger Auffassung in politischen Fragen und vor der übermäßigen Hervorkehrung der Standesinteressen, die einem großen Teile der preußischen Landaristokratie nicht mit Unrecht zum Vorwurf gemacht wird. Aber der größte Teil unsrer hohen Aristokratie tritt ganz im Gegensatz zu den englischen Baronen in der politischen Welt hinter

die Vertreter des niedern Adels und der höhern Bürgerklassen zurück. Im Herrenhause wie im Reichstage, in der Staatsverwaltung wie in der Selbstverwaltung überläßt sie diesen die erste Rolle. Aus den Geschlechtern, die über erbliche Herrenhaussitze verfügen, gehören nur sieben dem deutschen Reichstage an, nur fünf dem preußischen Abgeordnetenhause, und zwei sind — außer dem Fürsten Bismarck — Mitglieder des preußischen Staatsrats. Drei ihrer Häupter sind Vorsitzende von Provinziallandtagen, zwei ihrer Familienangehörigen Mitglieder von Provinzialausschüssen, drei Mitglieder eines Provinzialrats. Vier von ihnen haben Gesandtschaftsposten inne, zwei sind Oberpräsidenten, einer ist Regierungspräsident, einer Kreisdeputirter, einer Amtsvorsteher, zwei Landräte. Der jetzige Reichskanzler war bis zu seiner Ernennung zum preußischen Ministerpräsidenten kein preußischer Staatsangehöriger.

Geschlechter, die so hoch über alle Volksgenossen gestellt sind, daß sie ein erbliches Recht auf Mitwirkung bei der Gesetzgebung haben, sollten in der vordersten Linie des öffentlichen Lebens zu finden sein. Ihr „Milieu" verlangt die kräftigste Bethätigung im Staatsgetriebe. Sie sollten ihre materiellen Kräfte und das überkommne Ansehen opferwillig in den Dienst des Staates stellen. Sie dürften die Pflichten ihrer Ausnahmestellung nicht von sich abweisen. Das Vorrecht, das ihnen gewährt ist, hat nicht die Natur eines privatrechtlichen Privilegiums, das nach Belieben benutzt werden kann, es fordert von den Spitzen der Aristokratie eine außergewöhnliche patriotische Hingebung. Sie sollten sich nicht zurückziehen, sondern voranstehen. Der Aufgaben, denen sie sich unterziehen könnten, sind viele, und jedem Einzelnen bieten sich solche, deren Bearbeitung ihn mit Befriedigung erfüllen kann.

Die Familien des hohen preußischen Adels haben sich mit wenigen Ausnahmen zu diesen Auffassungen noch nicht bequemt. Es ist ja begreiflich, daß die Häupter der großen Häuser keine große Neigung haben, eine büreaukratische Beamtenkarriere zu durchlaufen. Das ist aber auch durchaus nicht nötig: die Bekleidung der hohen und höchsten Staatsämter in der innern und äußern Verwaltung ist nicht an diese Voraussetzung gebunden. Von den jüngern Söhnen könnte man erwarten, daß sie häufiger, als es der Fall ist, eine Beamtenlaufbahn wählten; aber es ist in dieser Beziehung kein sonderlicher Trieb zu bemerken. Die Mehrzahl begnügt sich mit den flott durchlebten Offiziersjahren, dann treten sie mit dem Charakter als Rittmeister, Hauptmann oder Major aus dem Militärdienst zurück, ohne eine anderweite ähnliche Dienststellung zu begehren. Bei einer ganzen Anzahl dieser Häuser scheint es auf Überlieferung zu beruhen, dem preußischen Staate keine freiwilligen Dienste zu leisten. Dahin gehören namentlich mehrere von denen, die zwar mit einem Teile ihrer Besitzungen in Preußen angesessen sind, aber ihren wirtschaftlichen Mittelpunkt, zum Teil auch lebhafte Familienbeziehungen, von Alters her in einem andern deutschen oder außerdeutschen Staate haben. So ist z. B. in

Österreich und in Süddeutschland eine ganze Reihe von diesen Geschlechtern mit großen Gütern angesessen, ihre Häupter und Mitglieder stehen dort im Staatsdienste oder haben erbliche Hofämter inne. Unter diesen und andern, die im Auslande wohnen, giebt es wiederum einige, die noch nicht einmal das preußische Staatsbürgerrecht erworben haben, und deren Häupter daher den bestehenden Vorschriften gemäß ihren Herrenhaussitz nicht einnehmen dürfen. Wieder andre haben zwar ihren Wohnsitz in Preußen, nehmen aber thatsächlich ihren steten Aufenthalt im Auslande, wo sie als Privatleute leben und sich weder um den heimatlichen Staat, noch um das Reich sonderlich kümmern. Auffallend wenig tritt besonders die Mehrheit der vormals Reichsunmittelbaren in der Öffentlichkeit hervor; freilich trifft bei einer Anzahl von ihnen gerade das zu, was über den wirtschaftlichen Mittelpunkt außerhalb Preußens gesagt ist. In einigen dieser Geschlechter ist die dem preußischen Staate abgünstige Familienüberlieferung anscheinend noch nicht erloschen, sie neigen nach einem der süddeutschen Staaten oder auch nach Österreich, wo sie in den höchsten Kreisen nahe Verbindungen unterhalten. Wenn sie auch nicht mehr mit dem preußischen Hofe frondiren, so zeigen sie doch nur geringes Interesse für die politischen Verhältnisse des Landes. In den meisten mediatisirten Familien ist die Erinnerung an die eigne Landeshoheit offenbar noch zu lebendig, um zu gestatten, daß ihre Angehörigen in dem öffentlichen Leben des Staates, dem sie nunmehr unterworfen sind, eine besondre Thätigkeit entfalten.

Auch der hohe Beruf des Gesetzgebers scheint den heutigen preußischen hohen Adel nicht eben zu locken. Das Herrenhaus ist der Ort, wo er dem geltenden Staatsrechte zufolge an erster Stelle seinen Platz einnehmen müßte. Freilich hat man ihm keine maßgebende Stellung darin angewiesen. Die Gesamtheit der erblichen Pairs macht noch nicht ein Drittel aller Mitglieder aus, und bei der wunderlichen Zusammensetzung des Herrenhauskörpers sind schon die Vertreter des sogenannten alten und befestigten Grundbesitzes mit ihren Anhängen und den Grafen- und Familienverbänden den Vertretern des hohen Adels überlegen. Die verschiedenartige Besetzung dieser ersten Kammer und insbesondre die ganz ungerechtfertigte Bevorzugung des „alten und befestigten," aber vielfach verschuldeten Grundbesitzes, der allein neunzig Mitglieder stellt, mag eine der Ursachen sein, daß sich die Häupter vornehmer Häuser von der Teilnahme an den Verhandlungen der Körperschaft fernhalten. Viele von den Standesherren erscheinen geflissentlich niemals, andre höchst selten, und nur wenige pflegen, außer in Fällen, wo sie durch besondre örtliche oder landschaftliche Interessen dazu genötigt werden, das Wort zu ergreifen. Namentlich die Mediatisirten glänzen in ihrer Mehrheit durch Abwesenheit, und eine ganze Reihe hat niemals in die Debatten eingegriffen.

Die geringe Vertretung der Mitglieder des hohen Adels im Reichstage

und im Abgeordnetenhause ist schon erwähnt. Sie darf nicht etwa auf Vertrauensmangel oder gegnerische Stimmungen in der Wählerschaft zurückgeführt werden. Es kann vielmehr als sicher gelten, daß es jenen Kreisen ein leichtes wäre, in den beiden Häusern Wahlsitze in größerer Anzahl als bisher zu gewinnen; ihr Ansehen, ihr Anhang, ihr Einfluß in dem Bezirk, wo sie residiren, ist meist so stark, daß ihre Kandidaturen, wenn ernstlich gewollt und betrieben, häufig bestimmte Aussicht auf Erfolg haben würden. Aber sie treten eben nur selten als Kandidaten auf. Im Verhältnis zu England ist der schwache Prozentsatz, den unsre bevorrechtete Volksklasse in den Bewerbungen um ein Mandat aufweist, geradezu beschämend: dort ist es Regel, daß sich die jüngern Söhne der Lords um Sitze im Unterhause bewerben, hier ist es eine Ausnahme, wenn ein Mitglied einer hochadlichen Familie den Eintritt in eine parlamentarische Körperschaft erstrebt.

Nicht zahlreicher als in den aus Wahlen hervorgehenden Parlamentskörpern sind unsre Grandseigneurs und deren männliche Familienmitglieder in der Verwaltung vertreten. Auch in dieser Beziehung ist der Hinweis auf England nicht ohne Interesse. Dort haben die meisten Barone und deren selbständige Söhne irgend ein Grafschaftsamt inne; ein Lord ist Chef der Grafschaftsmiliz und Vorsitzender der Friedensrichterversammlung (custos rotulorum). Mit der englischen Grafschaftsverfassung freilich, auf deren Grundlage von Organen des selfgovernment eine Menge Geschäfte erledigt werden, die bei uns noch den unmittelbaren Staatsbehörden obliegen, hält die preußische Selbstverwaltung einen Vergleich nicht aus. Die letztere ist noch eng begrenzt und in ihrer Organisation wenig geeignet, sich aus sich selbst weiter zu entwickeln. Als sie in den östlichen Provinzen eingeführt wurde, hatten sich in kurzer Zeit die adlichen und bürgerlichen Junker, die Rittergutsbesitzer, mit ihrem Anhange der Leitung der Geschäfte bemächtigt, was ihnen um so leichter fiel, als sie bereits bei der alten Einrichtung der ländlichen Gemeindeverwaltung die Hauptrolle gespielt hatten. Dennoch sollte man meinen, daß sich mit Rücksicht auf die Natur der Angelegenheiten, in denen sich die Kreis- und Provinzialverwaltung bewegt, und die den Großgrundbesitzer vorzugsweise berühren, der reichbegüterte hohe Adel veranlaßt sehen sollte, hier aus seiner Zurückhaltung herauszutreten und sich nicht allein an den Versammlungen, sondern auch an den Ämtern der Selbstverwaltungskörper thätig zu beteiligen. Aber es ist bis auf seltene Ausnahmen nicht der Fall. In Schlesien giebt es einen Amtsvorsteher fürstlichen Standes und einen prinzlichen Kreisdeputirten, in der Lausitz einen Landrat, der Standesherr ist. Daß diese Beispiele wenig Nachahmung finden, darf bei der Unterordnung der Selbstverwaltungsämter unter die Büreaukratie und bei der Menge von Schreiberei, die mit diesen Ämtern verbunden ist und nach jeder Maßregel, die sie zu vermindern bestimmt ist, seltsamerweise zu wachsen pflegt, kein Wunder nehmen. Aber auch in den

Ausschüssen höherer und niederer Ordnung ist der hohe Adel spärlich vertreten. In größerer Anzahl sind seine Mitglieder in einige Provinzialversammlungen gewählt, doch entspricht diese Zahl nirgends der Bedeutung des standesherrlichen Grundbesitzes und der frühern Stellung der Standesherren auf den Provinziallanddtagen. Mit den frühern Privilegien der Standesherren im Kreise und in der Provinz haben freilich die neuern Kreis- und Provinzialordnungen aufgeräumt; ihre Viril- und Kollektivstimmen sind weggefallen, eine Vertretung durch Bevollmächtigte, wie sie früher den Mediatisirten und den erstern preußischen Standesherren in den Versammlungen von Rechts wegen zustand, giebt es nicht mehr, und nur die vormals Reichsunmittelbaren haben noch die Befugnis behalten, das aktive Wahlrecht durch Bevollmächtigte auszuüben. Vielleicht ist diese Veränderung ihrer Rechtslage der Grund, daß sich die hohen Herren in der Mehrzahl nicht bewogen finden, bei den Geschäften der Provinzial- und Kreisverbände thätiger als bisher mitzuarbeiten.

Fragt man endlich, wie sich der hohe Adel zu solchen Angelegenheiten stellt, die außerhalb des Rahmens einer staatlichen Organisation patriotische oder Gesellschaftszwecke verfolgen und deren Förderung auf die freie Thätigkeit von Einzelnen oder von Vereinigungen angewiesen ist, gemeinnützigen Bestrebungen, freiwilliger Krankenpflege und andrer Leistungen der caritas, innerer und äußerer Kolonisation, sozialpolitischen Reformen u. s. w., so findet man allerdings hie und da seine Angehörigen als Teilnehmer und Förderer von dergleichen Angelegenheiten, häufiger aber als „repräsentirende" Leiter, selten als werkthätige Mitarbeiter. Auf sozial- und agrarpolitischem Gebiete insbesondre nimmt die hohe Aristokratie in der großen Mehrzahl ihrer Mitglieder keine den modernen Reformbestrebungen günstige Stellung ein. Sie betrachtet z. B. die Landarbeiterfrage wie die meisten Großgrundbesitzer vom Standpunkte des Unternehmers, ist für polizeiliche Repressivmaßregeln gegen die Binnenwanderungen und für polizeiliche Erschwerung der Freizügigkeit und zeigt sich selbstverständlich den Forderungen, die aus volkswirtschaftlichen Gründen die Beseitigung oder Beschränkung der großen Fideikommisse erstreben, nicht geneigt. Andrerseits muß man anerkennen, daß es der hohe Adel bisher verschmäht hat, im Sinne des wirtschaftlichen Beharrens nach Art vieler Großgrundbesitzer, Großkapitalisten und Großindustriellen agitatorisch zu kämpfen. Man kann überhaupt nicht sagen, daß sich in Preußen der hohe Adel in rückschrittlicher Agitation hervorthue, wie das in andern Ländern zu bemerken ist; in wüsten und lächerlichen Tiraden gegen sozialreformatorische Ideen und Streiter, die man wohl von großindustrieller Seite oder von ehrlichen Landjunkern zuweilen an öffentlicher Stelle zu hören bekommt, pflegt sich die vornehme Aristokratie nicht zu ergehen.

Ob es für die politische Entwicklung des Staats ersprießlich sei und ob es überhaupt im Interesse des Landes liege, wenn eine staatsrechtlich privi-

legirte Aristokratie mit gesichertem Familienbesitz fortbesteht und einen hervorragenden Anteil an der Gestaltung der öffentlichen Dinge nimmt, mag streitig sein. Die bejahende Meinung ist wenigstens nicht unanfechtbar. Unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen und bei der demokratischen Strömung, die die Gesellschaft der europäischen Kulturstaaten beherrscht, hat diese Meinung heute weit mehr Gegner als früher, wo sie von der zu Recht bestehenden ständischen Gliederung der Bevölkerungsklassen unterstützt wurde. Die Stellung zu dieser Frage ist nicht bloß eine staatspolitische, sie wird auch beeinflußt durch volkswirtschaftliche Anschauungen, nämlich durch die Anschauungen über Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der großen Fideikommißherrschaften im modernen Staate. Nicht nur radikale Politiker, sondern auch namhafte Vertreter der Volkswirtschaft greifen die Unveräußerlichkeit, Unteilbarkeit und Unverschuldbarkeit größerer Landgüter und namentlich der Gutskomplexe lebhaft und mit Gründen an, die nicht ohne weiteres abzuweisen sind, und andre Sozialpolitiker verlangen wenigstens, daß, um eine gerechtere Bodenverteilung in manchen Provinzen vorzubereiten, die bestehenden übergroßen Fideikommisse auf ein gewisses Areal und neu zu bildende auf ein gesetzlich festzustellendes höchstes Maß von Grundfläche beschränkt werden. Wir können hier auf diese sozialpolitische Seite nicht näher eingehen. Wir halten uns an die Thatsache, daß die großen „Herrschaften" eben noch bestehen, daß sie gebundner Familienbesitz sind, und daß die Besitzer nebst ihren Agnaten (den Anwärtern am Besitze) als erbliche Herrenhausmitglieder eine bevorrechtete Klasse der Staatsgesellschaft ausmachen. Und da nun einmal ein hoher Adel mit politischen Vorrechten besteht, so muß man wünschen, daß er seine Kräfte im Interesse der Gesamtheit möglichst verwerte und im nationalen Leben mindestens eine lebendige Rolle spiele. Vom hohen Adel gilt vor allem, was Adolf Wagner vom Stande der großen Grundbesitzer sagt: er soll seinen vermeintlich rein privatrechtlichen Rentenbezug als ein Amt, eine Besoldung betrachten, die in erster Linie soziale Pflichten auferlegt. Es ziemt sich für seine Glieder nicht, sich vom öffentlichen Leben des Staats abzuschließen, still auf ihren Gütern zu sitzen oder gar ihre Tage im Auslande zu verbringen. Wer infolge seiner Verhältnisse genötigt ist, den Rechtsschutz des Staats in besonderm Maße zu beanspruchen, der ist auch verpflichtet, dem Staate seine Dienste anzubieten. Daß eine hohe, finanziell gesicherte, wenn auch heutigen Tages an Kapital und Einkommen dem beweglichen Großbesitze nicht mehr überlegne Landaristokratie unter gewissen Voraussetzungen dem Lande schätzenswerte Dienste zu leisten, die Kulturinteressen des Volkes im hohen Maße zu pflegen, die Volksrechte gegenüber rückschrittlichen Angriffen zu wahren und zur stetigen Entwicklung der nationalen Kräfte wie zu stetigem Fortschritt überhaupt wesentlich beizutragen geeignet ist, das wird ernstlich kaum bestritten werden können. Aber alles das kann nur von einem Adel erwartet werden, der seine Standesvor-

urteile abstreift, der keine Sonderinteressen im öffentlichen Wirken hervortreten läßt, dessen politisches Denken und Wollen von einem echten Gemeinsinn geleitet wird. Ein hoher Adel, der entartet und die Fühlung mit der Nation verloren hat, kann seine politischen Standesvorrechte auf die Dauer nicht aufrecht erhalten. Ein richtig verstandner Patriotismus, eine wirkliche Zuneigung zu dem Staate, dessen Schutze er seine hohe Stellung verdankt, muß ihn beseelen. Daran fehlt es trotz der Neugestaltung des deutschen Reichs noch immer bei einigen jener Familien, und wir haben oben gesehen, auf welche Ursachen dieser Mangel zurückzuführen ist. Es bedarf ferner der sorgfältigsten Erziehung zum öffentlichen Leben. In dieser Richtung liegt der Bildungsgang der Majoratserben wie der vieler Prinzen aus souveränen Häusern noch häufig im argen; nur eine Minderheit beschäftigt sich mit ernsten staatswissenschaftlichen Studien, die unter den schwierigen sozialen Verhältnissen der Gegenwart in jenen Kreisen am wenigsten vernachlässigt werden sollten. Der Trieb zur Mitarbeit an der nationalen Entwicklung kann nicht sicherer geweckt werden als durch solche Studien, die es ermöglichen, die öffentlichen Zustände mit freiern Blicken zu betrachten, als es von den herrschenden Klassen oft genug geschieht. Die Zerfahrenheit unsrer jetzigen politischen Parteien würde es der vornehmen Aristokratie erleichtern, den Mittelpunkt einer wahrhaft konservativen Partei zu bilden, einer Partei, die den Staat nicht als ihre Domäne betrachtet, sondern ernstlich bestrebt ist, bei aller Wahrung der geschichtlichen Grundlagen des Staatswesens die unabweislichen Forderungen der Gegenwart auf allen öffentlichen Gebieten, namentlich auf sozialpolitischem Gebiete richtig zu erkennen und sie im Sinne einer ausgleichenden Gerechtigkeit für alle Klassen der Staatsangehörigen kräftigst zu unterstützen.

Die Behandlung des Verbrechers

Von Wilhelm Speck

Im sechsten Hefte war ein Aufsatz über Natur und Behandlung des Verbrechers enthalten, worin neben vielen feinen und zutreffenden Bemerkungen doch auch einige Sätze standen, die ich nicht ohne Prüfung vorüberziehen lassen möchte. Zur bessern Übersicht stelle ich sie hier noch einmal neben einander. Wenn als Zweck der Strafrechtspflege die Wiederherstellung der verletzten Gerechtigkeit bezeichnet wird, so kann damit zweierlei gemeint sein: die Wiedergutmachung des angerichteten Schadens und die Zufügung eines der begangnen

Übelthat entsprechenden Übels. Unsre heutige Strafrechtspflege kümmert sich für gewöhnlich um die erste, wichtigere Art, Gerechtigkeit zu üben, gar nicht und entledigt sich der zweiten in der denkbar kläglichsten Weise. Ferner: Für den Schutz der Gesellschaft sorgt unsre Strafjustiz so gut wie gar nicht. Ferner: Daß die Absicht, durch Strafen vom Verbrechen abzuhalten, überhaupt nicht erreichbar ist, sollte doch eine dreitausendjährige Erfahrung endlich gelehrt haben. Ferner: Von der Besserung des Verbrechers wollen wir nicht erst reden. Korruptionshäuser werden von Kennern nicht allein die gewöhnlichen Gefängnisse, sondern auch die Korrektionshäuser genannt. Und zwar wirken gemeinsame Haft und Einzelhaft in gleichem Grade, wenn auch in verschiedner Weise verderblich, die eine ist die hohe Schule des Verbrechers, die andre führt zu völliger Zerrüttung des Seelenlebens. Endlich: Die Reformfreunde werden mit Ellis sagen: Was nützt die Besserung oder Heilung des Verbrechers, wenn der Gesellschaftszustand täglich neue Verbrecher macht? Nimmt doch jeder als tüchtig entlassene Sträfling einem weniger tüchtigen, bisher ehrlich gebliebnen Menschen das Brot weg.

Wenn alle diese Pfeile ins Schwarze träfen, dann müßte man zugeben, daß es in dieser unvollkommnen Welt nicht nur nichts unvollkommneres, sondern auch nichts schädlicheres gebe, als die moderne Strafvollziehung, von der man doch wenigstens eine Zeit lang hoffte, sie helfe an ihrem Teil mit, die dem Staate und der Gesellschaft drohenden Feinde zu bekämpfen und womöglich wiederzugewinnen. Ich will die Prüfung noch einmal aufnehmen und hoffe zu zeigen, daß im Strafwesen zwar vieles der Besserung recht bedürftig ist, daß aber auch mancher Vorwurf, den man gegen dieses Strafwesen richtet, unbegründet ist, entweder geradezu falsch ist oder auf falschen Voraussetzungen beruht und deshalb abgewiesen werden muß.

Welchen Zweck hat die Strafe? Das ist eine uralte Frage, deren Erörterung schon in graue Zeiten zurückreicht und im Lauf der Jahre einen ganzen Schwarm von Theorien erzeugt hat. In zwei große Gruppen kann man diese Strafrechtstheorien einteilen, in absolute und relative; dazwischen stehen dann noch etwas verschämt die gemischten, die aus den Farbentöpfchen der beiden andern ihr Teil empfangen haben, wie der Stieglitz in der Fabel. Die absoluten Theorien sehen in der Strafe die Wiederherstellung der verletzten Gerechtigkeit. Sie erscheinen unter verschiednen Namen, als Wiedervergeltungstheorie (Kant), Theorie der (religiösen) Sühne, Gerechtigkeitstheorie (Hegel), Restitutionstheorie u. a. m. Es kommt aber nicht auf die Namen an, denn im Grunde genommen zeigen sie doch immer dasselbe Gesicht, es ist das alte jus talionis, das aus allen Verkleidungen und Vermummungen

*) Die Korrektionshäuser stehen durchaus nicht höher als die gewöhnlichen Gefängnisse, sie stehen aber viel tiefer als die größern Gefängnisse und die Zuchthäuser.

hervorblickt. Eigentlich wollen die Absoluten nichts von einem Zweck der Strafe wissen: die Strafe ist Selbstzweck, und die Wiederherstellung der verletzten Gerechtigkeit vollzieht sich wie ein Rechenexempel. Hegel sagt etwa: Das Recht ist positiv, das Unrecht negativ, durch Negation der Negation wird das Positive, das Recht, wieder hergestellt. Auch Kants Lehre von dem kategorischen Imperativ der Gleichheit zwischen Strafübel und Verbrechensübel ist ganz mathematisch gedacht. Nun heißt es in dem erwähnten Grenzbotenaufsatz, daß der harte Kopf des Staates an diesem Rechenexempel zu schanden werde, daß er sich der Aufgabe, Gerechtigkeit zu üben, nur in kümmerlicher Weise entledige. Da ist es doch nötig, festzustellen, ob die absoluten Theorien mit ihrer Definition des Strafzwecks im Rechte sind.

In dem Aufsatze wird gesagt, daß der Gedanke, dem Verbrecher das Strafübel anzuthun, das er verdient, unausführbar sei, weil kein Mensch die Schuld des andern zu beurteilen vermöge. In der That, um wirklich ausgleichende Gerechtigkeit auszuüben, müßte man das Auge Gottes haben, das in das Innerste der Menschenbrust dringt und auch aus der Menge der zur Verfügung stehenden Übel gerade das zu finden vermag, dessen Gewicht das Zünglein der ins Schwanken geratnen Wage wieder gerade richtet. Welcher Mensch aber wäre im stande, das dem Verbrecherübel gegenüberstehende Strafübel zu erkennen, und berechtigt, es zu verordnen? Am ehesten wäre das noch möglich dem Mörder gegenüber, indem man ihm das raubt, was er einem andern geraubt hat, das Leben. Aber wenn man schon bei der Vollziehung des Todesurteils die mit dem Morde verbunden gewesene Grausamkeit unberücksichtigt läßt, so befindet man sich noch mehr bei der Beurteilung einer Körperverletzung in Verlegenheit, denn einige Monate Gefängnis und eine Körperverletzung bilden schwerlich eine Gleichung, die Gleichheit des Strafübels und des Verbrechensübels wäre offenbar erst dann erreicht, wenn man einen Menschen, der einen andern halb tot geschlagen hat, auch wieder halb tot schlüge. Man kann auch sagen: Der Dieb hat das Arbeitsprodukt andrer genommen, also nehme man zur Wiederherstellung der Gerechtigkeit seine Arbeitskraft gefangen. Dann müßte man aber seine Arbeitskraft so lange produziren lassen, bis das gestohlne Gut wieder ersetzt und außerdem die Unterhaltungskosten erstattet wären.

Obwohl die absoluten Theorien gerade bei vielen Juristen Hausrecht haben, wird doch kein Richter und auch kein Richterkollegium, denn auch die bestehen ja nur aus Menschen, den Anspruch erheben, ganz im Sinne der ewigen Gerechtigkeit zu richten, sondern sie werden es immer nur nach ihrem menschlichen Ermessen, nach ihrem besten Wissen und Gewissen thun. Schopenhauer sagt nun sehr richtig: „Alle Vergeltung des Unrechts durch Zufügung eines Schmerzes, ohne Zweck für die Zukunft, ist Rache und kann keinen andern Zweck haben, als durch den Anblick des fremden Leidens,

welches man selbst verursacht hat, sich über das erlittene zu trösten. Daher ist Kants Theorie der Strafe als bloßer Vergeltung, um der Vergeltung willen, eine völlig grundlose und verkehrte Ansicht. Und doch spukt sie noch immer in den Schriften vieler Rechtslehrer, unter allerlei Phrasen, die auf leeren Wortkram hinauslaufen, wie: durch die Strafe werde das Verbrechen gesühnt oder neutralisirt und aufgehoben. Kein Mensch aber hat die Befugnis, sich zum rein moralischen Richter und Vergelter aufzuwerfen und die Missethaten des andern durch Schmerzen, die er ihm zufügt, heimzusuchen. Vielmehr wäre dies eine höchst vermessene Anmaßung, daher eben das biblische: Mein ist die Rache, spricht der Herr, und ich will vergelten." Noch vermessener ist der Gedanke, durch die Strafe die göttliche Gerechtigkeit stützen zu wollen, wo sie auf Erden auszubleiben scheint, und es ist sehr bedenklich, was doch oft genug geschieht, die Strafe des Staats ganz allgemein auf ein göttliches Gebot zurückzuführen, denn viele Strafen richten sich gar nicht gegen sittliche Mängel, sondern gegen solche Handlungen, die selbst das feinfühligste Gewissen ohne Bedrückung lassen. Man denke auch an das bekannte drastische Wort jenes Berliner Richters: Wer einen Meineid schwört, bekommt Zuchthaus und Gewissensbisse. Die Gewissensbisse, die die Strafe erst zu einer wirklichen Sühne machen könnten, natürlich nicht von Staats wegen, sondern von Gott, dem Rächer und Vergelter, der sich also doch auf Erden sein Recht suchen muß. Daß der Vorwurf, das sogenannte Gerechtigkeitsgefühl sei im Grunde nichts andres als ein verkapptes Rachegefühl, nicht aus der Luft gegriffen ist, läßt sich wohl schon daraus schließen, daß die Verteidiger der absoluten Theorien um den Rachegedanken herumgehen, wie die Katze um den heißen Brei, daß sie ihn immer wieder zurechtstutzen, durch allerlei Kunststücke salonfähig zu machen suchen und daher von veredelter Rache, ja sogar in ihrer Verzweiflung von einer transzendenten Befriedigung der Rache reden. Einige sprechen es freilich auch ehrlich aus, daß der Staat das schmutzige Geschäft, vor dem der einzelne Staatsbürger zurückschrickt, nämlich Rache zu üben, im Namen der Gesamtheit besorge.

In der nüchternen Wirklichkeit wird es wohl keinem einfallen, zu behaupten, auch wenn er theoretisch noch so sehr auf das jus talionis schwört, daß die menschliche oder staatliche Vergeltung das Unrecht „neutralisire." Nehmen wir ein Beispiel aus dem Leben: Einem Manne A werden aus seiner Schublade hundert Thaler gestohlen. Der Dieb B wird entdeckt und zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahre verurteilt. Das Gerechtigkeitsgefühl des Publikums ist durch dieses unter Umständen strenge Urteil befriedigt, jedermann blickt heller ins Leben und schläft hinfort sanfter. Nur der Bestohlene erkennt gar bald, daß er nicht nur nicht zu seinen hundert Thalern gekommen ist, sondern auch noch viele Wege, Zeitverlust, Unkosten, Ärger und Verdrießlichkeiten durch den Prozeß gehabt hat. Er hat nichts davon, daß der Dieb

der Freiheit beraubt ist, er merkt nichts davon, daß durch die Negation der Negation das Recht wieder hergestellt ist. Er würde dieses Exempel erst dann verstehen, wenn der Dieb gezwungen würde, so lange für ihn zu arbeiten, bis der Schaden gedeckt wäre. Verfolgen wir aber dieses Beispiel noch etwas weiter und sehen wir zu, ob wenigstens der Staat und die Gesellschaft befriedigt sein können. B kann, wie 95 Prozent aller Bestraften, keine Kosten bezahlen. In den Strafanstalten, die unter dem preußischen Ministerium des Innern stehen, betragen die jährlichen Ausgaben für den einzelnen Gefangnen 331 Mark — durchschnittlich! —, die Einnahmen dagegen bloß 122 Mark 47 Pfennige, daher muß der Staat noch etwa 208 Mark, vielleicht noch mehr zuzahlen, außer den Prozeßkosten. Hat B Familie, so dürfte auch die Armenpflege in Anspruch genommen werden, um die schuldlosen Angehörigen des Gefangnen wenigstens nicht gänzlich verhungern zu lassen. Endlich wird B noch eine Arbeitsprämie in Empfang zu nehmen haben, die vielleicht nur 20 oder 30 Mark beträgt, wenn er aber Glück, Geschick und Fleiß hat, auch 70 oder 80 Mark betragen kann. Somit hat der Diebstahl der hundert Thaler die Folge, daß der Staat und die Gesellschaft noch hundert Thaler aufbringen müssen, damit die verletzte Gerechtigkeit wieder hergestellt werde. Wenn also der Zweck der Strafe darin bestünde, ausgleichende Gerechtigkeit zu üben, so müßte man zugestehen, daß der Staat den verkehrtesten Weg einschlägt, wenigstens den kostspieligsten, daß er sich seiner Aufgabe wirklich in kläglicher Weise entledigt, ja wir müssen uns zu dem betrübenden Geständnis herbeilassen, daß wir nicht hoffen können, er werde jemals in der Lage sein, seiner Pflicht besser nachzukommen. Die ganze Theorie ist aber falsch, sie gründet sich auf eine irrige Anschauung von dem Wesen des Staates. Den Verfechtern der absoluten Theorien ist der Staat das Prinzip der Sittlichkeit, die menschliche Hand, die die göttliche Gerechtigkeit in ihrem Bestande sichert, die verkörperte Vernunft und Sittlichkeit. Der Zweck der Sittlichkeit braucht nicht bewiesen zu werden, also auch nicht der Zweck des Staates: der Staat ist Selbstzweck. Baut man den Staat so bis in die Wolken hinein, sieht man in ihm etwas so erhabnes und überirdisches, daß man bei ihm gar nicht von niedrigen Zwecken reden darf, dann freilich kann man auch die Äußerungen des Staates ganz unbesehen das Hervortreten der sittlichen Idee nennen und auch der Strafe Selbstzweck zuschreiben. Dann ist auch die Kritik in ihrem Rechte, wenn sie spöttisch auf das klägliche Verhältnis zwischen Soll und Haben hinweist. Diese Kritik ist jedoch hinfällig, und zwar deshalb, weil der Staat gar nicht die Aufgabe und auch nicht die Fähigkeit hat, durch Zufügung des der Übelthat entsprechenden Strafübels Gerechtigkeit zu üben. Der andre Hieb sitzt, nämlich der, daß der Staat auch nicht für Wiedergutmachung des angerichteten Schadens sorge; denn dafür könnte er allerdings thätig sein.

Was ist denn nun der Zweck der Strafe? Der Staat ist die Organisation, die sich ein Volk gegeben hat, um seine gemeinsamen Aufgaben auszuführen und den Verkehr unter einander so zu regeln, daß jeder in seinem Leben und Eigentum geschützt und in der Entfaltung seiner Kräfte gefördert werde. Die Ordnung des gemeinsamen Verkehrs ist das Recht. Recht kann nur da sein, wo der gemeinsame Wille des Volks zur Geltung gebracht werden kann, wo also Obrigkeit vorhanden ist, die Gewalt hat. Der Staat hat keinen Selbstzweck, sondern er hat den sehr praktischen Zweck, dem Volke zu dienen, es zu fördern z. B. durch zweckmäßige Ausbildung des Unterrichtswesens, das Volk in seinen mannichfachen Kulturaufgaben zu vereinigen und endlich dem egoistischen Triebe des Einzelnen durch den Willen der Gesamtheit entgegenzutreten. Auf dem Gebiete, womit wir uns hier beschäftigen, besteht also die Aufgabe des Staats in der Beschützung des Rechts, das die Gesamtheit aus sich hervorgebracht hat, in der Sicherung der Rechtsordnung, an deren Aufrechterhaltung das ganze Volk interessirt ist. Seine Wirksamkeit ist aber durch das beschränkt, was seine Kraft ausmacht, er herrscht durch den Zwang, den er im Namen aller auszuüben vermag, sein Reich ist aber auch da zu Ende, wo der Zwang zu wirken aufhört. Das innere Leben des Menschen ist seiner Macht entzogen. Eins von den Mitteln, durch die er seine Aufgabe zu erfüllen sucht, ist die Strafe. Am vollkommensten würde er ohne Zweifel den Schutz der Rechtsordnung ausüben, wenn er hinter jeden irgendwie Verdächtigen, also hinter jede Person des Volkes, einen vollständig sittlichen Polizeibeamten stellen könnte. Da dies aber, Gott sei Dank, nicht möglich ist, und da er ferner durch seine Zwangsmittel eigentlich sittliches Leben nicht schaffen, weder fromme noch sittliche Menschen erzeugen kann, so muß er sich mit der Strafandrohung zufrieden geben. Der Kanzler Kassiodor wandte sich einst an die Gefangnen mit der Ermahnung: Ihr müßt für hassenswert halten, was euch den Tod gebracht hat. Das Tier selbst lernt die Pfade vermeiden, auf denen es sich einmal verletzt hat, und hütet sich vor den Wegen, auf denen es in die Grube geriet. In ähnlicher Weise sucht der Staat Einfluß auf die Handlungen der Volksgenossen zu gewinnen, und da er es nicht mit Maschinen und Holzblöcken zu thun hat, sondern mit vernunftbegabten, wenn auch nicht immer vernünftigen Wesen, so sucht er den in der Gegenwart thätigen Anreiz zur Übertretung des Gesetzes durch die Androhung eines der That folgenden Übels zu überwinden. Das wäre allerdings ein Stück Abschreckungstheorie, von der uns gesagt wird, sie sei längst gerichtet. Es ist ja selbstverständlich, daß die Strafandrohung trotz des psychologischen Zwanges, der in ihr wirksam ist, nicht jedes Verbrechen hindern kann, es wird immer Menschen geben, die nach keiner Strafe fragen, und es werden auch im Leben des Menschen immer Stunden sein, wo sich selbst der vorsichtigste und verständigste vergißt und über alle Strafandrohungen hinwegspringt, wenn er

nicht durch etwas andres gehemmt wird, was der Staat nicht geben und beeinflussen kann. So sind ja auch nicht alle Kranken imstande, ihre Gelüste nach einer verbotenen Speise zu unterdrücken, obwohl sie wissen, daß ihre Schwäche ihnen den Tod oder doch große Schmerzen verursachen kann. Das würde aber doch noch nicht die Nutzlosigkeit der ärztlichen Warnung beweisen, da sich im Gegenteil viele andre aus Furcht vor den angedrohten Übeln bezwingen lernen. So gänzlich vergeblich und so vollständig gerichtet ist also die Abschreckungstheorie doch wohl nicht, sonst hätten ja die leider immer zahlreicher werdenden Strafandrohungen nur den Zweck, die Zuchthäuser und Gefängnisse nicht leer stehen zu lassen. Man vergegenwärtige sich nur einmal, alle den Diebstahl unter Strafe stellenden Bestimmungen würden plötzlich aufgehoben, so fürchte ich bei aller Achtung vor dem sittlichen Gefühl vieler, es würde das ein großes Zusammenraffen geben, und es würde sich im stillen eine gewaltige Umwälzung der Eigentumsverhältnisse vollziehen. Oder man denke sich, es wäre nicht mehr strafbar, sein altes, baufälliges Häuschen anzuzünden, wie viele würden sich dann schnell dazu entschließen, die bisher nicht aus sittlichen Gründen, sondern aus Furcht vor dem Zuchthaus das Zündholz in der Tasche behalten haben! Ich glaube, es würde das ein Feuer geben, bei dem einem doch wohl die Bedeutung des durch die Strafandrohung ausgeübten Zwanges einleuchten würde. Damit soll keineswegs die blutige Abschreckungstheorie verteidigt werden, die früher als Evangelium galt und die auch jetzt noch oft genug strenge Anhänger andrer Theorien ganz harmlos zwischendurch einmal empfehlen, denn das thun sie doch wohl, wenn sie ein über das andremal rufen: Prügel, Prügel, nur Prügel helfen und flößen noch Furcht und Schrecken ein! Die alte Abschreckungstheorie ist gerichtet, weil sie einseitig der Sicherung der Gesellschaft dienen wollte und darum unmenschlich, grausam und brutal war. Feuerbach sagt: „Man braucht das Blut des Verurteilten zum psychologischen Experiment. So nagelt der Landmann den Raubvogel an die Thür seiner Scheune, nicht zur Strafe, sondern zum Scheusal für andre.“ So verfährt man allerdings mit Raubvögeln, aber lebendige Menschen soll man doch wohl nicht zu Experimenten verbrauchen! Allmählich erinnerte man sich denn auch daran, daß man bei der Strafe nicht bloß an die menschliche Gesellschaft zu denken habe, sondern auch an den Verbrecher, und diesen Gedanken, daß durch die Strafe ein nützlicher Zweck erreicht werden solle, entweder für die Gesellschaft oder für den Verbrecher oder endlich für beide, bringen die verschiednen relativen Theorien zum Ausdruck. Wenn es aber der Staat durch seine Strafmacht dahin bringt, daß eine große Anzahl von Gesetzesübertretungen unterbleiben und eine Menge Menschen, wenn nicht aus Pflichtgefühl, so doch aus Furcht gesetzlich handeln, wenn er ferner alle, die ihre Freiheit zum Schaden der Gesellschaft mißbraucht haben, so weit er ihrer habhaft werden kann, für kürzere oder längere Zeit unschädlich macht,

wenn er es mit der jetzt gebräuchlichen Strafmethode dahin bringt, daß wenigstens eine Anzahl von Entlassenen geweckt, abgeschreckt oder gebessert werden, dann kann man doch nicht sagen, der Staat sorge für den Schutz der Gesellschaft so gut wie gar nicht.

Wir wollen nun weiter sehen, wie der Staat straft. Eigentlich könnte er über eine große Anzahl von Strafmitteln verfügen, aber eben weil man bei der Ordnung des Strafverfahrens weniger an greifbare Zwecke als an metaphysische Träumerei dachte, ist es dahingekommen, daß der Staat seinen Reichtum verloren hat und arm geworden ist Nur einige schwere Waffen hat man ihm gelassen und ihn somit gezwungen, auch da mit Pistolen und Kanonen zu kämpfen, wo die Rute und das mißbilligende Wort völlig ausgereicht hätten. Wenn wir jetzt als Strafmittel fast allein die Freiheitsstrafe anwenden, so haben wir diesen Mangel nur der Herrschaft der absoluten Theorieen zuzuschreiben. Denn bei der Festsetzung von Freiheitsstrafen läßt sich sehr schön nach mathematischen Grundsätzen verfahren. Ein Tag Gefängnis ist weniger als ein Monat, ein Monat weniger als zwölf Monate, zwölf Monate sind neun Monaten Zuchthaus gleich, u. s. w. Wie leicht ist es bei dieser Methode, hier ein Quentchen zuzulegen, dort eins abzuthun, damit die Wagschalen der Gerechtigkeit für unser Auge richtig zueinanderstehen. Aber diese Rechnung ist verkehrt. Ein Monat Gefängnis ist für viele nicht wesentlich mehr als vierzehn Tage, es ist nur ein kleiner Zeitunterschied, der nicht besonders ins Gewicht fällt. Was ins Gewicht fällt, das ist das Wort Freiheitsstrafe. Ein einziger Tag Freiheitsstrafe macht für den einen gar nichts aus, dem andern verändert er seinen ganzen Lebensgang, richtet einen tötlichen Streich gegen sein Leben und seine Aussichten. Auch die Unterschiede zwischen Gefängnis und Zuchthaus werden immer verschwommner. In beiden herrscht bis auf einige Kleinigkeiten dieselbe Ordnung, dieselben Verbrechen werden in beiden gebüßt, dieselbe Kost wird in beiden gereicht, und viele Spitzbuben, die im Zuchthaus wohlbekannt sind, kehren zwischendurch auch einmal im Gefängnis ein, wo sie dann z. B. mit dem Bauernburschen, der einmal kräftiger als sonst zugeschlagen hat, und dem Zeitungsschreiber, der die Tinte nicht halten konnte, unter einem Dache wohnen. Gewiß bringt die übliche Anwendung der Freiheitsstrafe als Universalheilmittel oder als Universalabschreckungsmittel oder als Universalvergeltungsmittel — wie man nun lieber sagen will — große Ungleichheiten hervor. Den bessern Menschen trifft sie dreifach und zehnfach, das schlechte Subjekt nur einfach. Aber so sehr das zu beklagen ist, so glaube ich doch, daß das in dem erwähnten Aufsatz enthaltene Urteil über die Strafhäuser des Staates weit über das Ziel hinausschießt.

Zunächst möchte ich mich aber mit einem andern Vorwurf beschäftigen, der häufig von dem großen Publikum ausgesprochen wird. Bei dem Anblick der modernen Gefängnisse und bei der Erinnerung an das schwere Geld, das

sie gekostet haben und noch immer kosten, rufen viele aus: Nun ist die Strafe keine Strafe mehr! Die Leute haben gute Kost, Reinlichkeit, Ordnung, Wärme im Winter, Kühlung im Sommer, wie kann man da noch erwarten, daß sie sich vor dem Gefängnis fürchten! Nun, richtig ist, daß die moderne Strafanstalt im Vergleich mit den alten Strafhäusern als ein wohnlicher Aufenthalt gelten muß. Die Kost ist gut und ausreichend, eben weil der Gefangne keine Leibes- und Lebensstrafe, sondern eine Freiheitsstrafe verbüßt, aber „lukullisch" sind die Mahlzeiten doch nicht, sie entsprechen lediglich den „wissenschaftlichen Anforderungen an die Ernährung des Menschen." Und obwohl ohne Zweifel ein humaner Geist durch das moderne Strafhaus weht, ist das Leben des Gefangnen doch ein Sklavenleben, wie es nicht herber gedacht werden kann. Von dem Augenblick an, wo er gewaschen, geschoren und eingekleidet ist, befindet er sich wieder in der Abhängigkeit des Kindes. Sein Verkehr mit den Angehörigen ist aufs äußerste eingeschränkt, nur aller vier oder sechs Wochen darf er einen Brief nach Hause schreiben. Besuchen ihn seine Angehörigen, so spricht er mit ihnen in Gegenwart eines Beamten und kann sie vielleicht nur durch ein Gitter sehen. Reden darf er nur noch, wenn er dazu aufgefordert wird, seinen Platz darf er niemals ohne Erlaubnis verlassen, nicht eine Minute hat er, wo er Herr seiner selbst wäre. Es ist ihm alles verboten, was ihm nicht besonders erlaubt worden ist. Er hat freilich eine Beschäftigung, die ihm über seine traurigen Tage hinweghelfen soll, aber auch diese Arbeit ist sehr oft trostloseste, einförmigste Fabrikarbeit. Besser ist sie zuweilen im Zuchthaus, schlimmer im Gefängnis, wo die kürzere Strafzeit nur einfache, schnell erlernbare Arbeiten zuläßt. Sagt man, auch der ehrliche Fabrikarbeiter müsse sich mit einer eintönigen, elenden Arbeit zufrieden geben, so ist das wohl richtig, aber auch der ärmste unter diesen Knechten der Maschine kann sich etwas zugänglich machen, was dem Gefangnen versagt bleibt, einen Rest von Familienleben, einige Freistunden, worin er den Verkehr mit Freunden genießt, und allerlei Vergnügungen, die vielleicht nicht gerade ideal sind, die ihm aber doch Vergnügen machen. Und da schimpft man noch über die Gefangnenarbeit und möchte sie möglichst unproduktiv machen, womöglich zur Tretmaschinenthätigkeit herabwürdigen! Dostojewski sagt: „Wollte man den Sträfling beordern, Wasser aus einem Kübel in einen andern zu gießen und wieder umzugießen, oder seinen Sand zu stoßen, eine Last Erde von einem Ort nach einem andern und wieder zurück zu schleppen, ich glaube, der Sträfling würde sich nach wenigen Tagen schon erwürgen oder beginge tausend Verbrechen, nur um zu sterben und aus solcher Erniedrigung, Schande und Qual einen Ausweg zu finden." Und nun nehme man noch die Nacht hinzu, die lange Nacht des Gefangnen, die schon um halb acht Uhr beginnt, des Sonntags noch früher! In der gemeinsamen Haft werden die Sträflinge in größern Schlafräumen zusammen eingeschlossen, oft liegen mehr als hundert in einem

Saale. Bedingung ist nur, daß für jeden zehn bis zwölf Kubikmeter Luftraum vorhanden ist. Da steht nun Bett an Bett, und da ruhen sie, während draußen noch freundlicher Sonnenschein glänzt und die Kinder noch auf den Straßen spielen. Eine Beobachtung der Gefangnen von außen ist nur zeitweise und in beschränktem Maße möglich, Gefangne selbst führen eine Art von Aufsicht. Man denke sich so hunderte von Menschen zusammengesperrt, Tag und Nacht, vielleicht Jahre, vielleicht bis an ihr Lebensende, man bedenke, daß unter ihnen viele mit eigentümlichem Charakter und ausgeprägtem Selbstgefühl sind, wie sie denn ja auch nicht wegen ihrer gesellschaftlichen Talente gefangen sind, sondern weil sie sich nicht in das Leben und die Ordnung der menschlichen Gesellschaft zu schicken wußten, und man wird begreifen, daß in dem Los des Gefangnen genug Demütigendes, Bittres, ja Furchtbares liegt. Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen habe, aber mir klingt ein Wort in diese Gedanken hinein: Wenn Gott die Menschen für ihre Sünden so strafte, wie der Mensch den Menschen straft, dann wehe den Kindern Adams! In der Einzelhaft ist das Leben weniger trostlos und sklavenmäßig, auch in der gemeinsamen Haft mag es mitunter einen Schimmer heller sein, das hängt von Personenverhältnissen ab; aber ich glaube, daß man das Leben in der Gefangenschaft nicht viel härter und öder gestalten kann, ohne sich an den Gesetzen der Menschlichkeit zu versündigen.

Dennoch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß es eine große Anzahl von Menschen giebt, denen die Aufnahme in das Strafhaus, abgesehen von der immer schmerzlich entbehrten Freiheit, eine Erlösung von vielen Leiden bedeutet. Sie können sich einmal satt essen, haben ihre Ordnung und Reinlichkeit, liegen einmal in einem wirklichen Bett. Es giebt manchen Armenhäusler, der in seinen alten Tagen das Brot des Gefangnen noch begehrenswert finden muß. Ich denke weiter an das Heer der Arbeitslosen, der „armen Reisenden.“ Es giebt doch eigentlich nichts erbarmenswürdigeres, als einen Trupp solcher verwitterten Gestalten, die im Schnee, mit erforenen Füßen und verbundnen Gesichtern, in zerrissenem Anzug, hungrig und klappernd vor Kälte daher gewankt kommen. Es giebt ja darunter wirklich ausgetragne Lumpen, aber die Heerstraße ist groß und breit, und die Gesellschaft, die darauf hin und her zieht, ist sehr verschieden. Viele wollen nicht arbeiten, andre möchten gern, aber es dingt sie niemand, höchstens daß man ihnen erlaubt, ein Fuder Kohlen einzuschippen; es ist auch vorgekommen, daß jemand, nur um kein Almosen zu geben, einen Arbeitslosen anwies, ein Loch im Garten zu graben und es dann wieder auszufüllen, was dieser aber verweigerte. Schwer kommt ein heruntergekommner Mensch in eine wirklich fördernde Arbeit hinein, selbst dann, wenn er von Natur der beste und edelste Mensch wäre und den Schaden nicht am Charakter, sondern nur an der Kleidung hätte. Den Kuckuck auch, man kann doch auch einmal schuldlos herunterkommen! Hat man dann keinen Freund,

der einem wenigstens einen anständigen Rock und ein paar ganze Stiefel borgt, dann kann man lange nach Arbeit laufen. Und nun erst die Schuldigen, die halb und ganz Verkommnen! Selbstverständlich sind sie für den Staat und die Gesellschaft eine Plage, und eine Gefahr für Eigentum und Leben; es wird dem Staate nicht verdacht werden können, wenn er sich ihrer ohne viel Sentimentalität nach Kräften erwehrt. Aber die Strafe ist diesen Leuten gegenüber nur eine stumpfe Waffe, man ist eben außer stande, ihnen ein größeres Leiden, eine größere Demütigung aufzuerlegen, als sie gewohnt sind. Man müßte sie denn im wunderschönen Monat Mai, wo sie sichs gerade einmal im warmen Sonnenschein wohl sein lassen wollen, einsperren und bei Anbruch des Winters vor die Thür setzen: da friere, du Hund! Nicht anders liegt die Sache bei vielen, die wegen kleiner Eigentumsvergehen zu Strafen kommen. Natürlich stehlen viele auch ohne Not, nur dem eignen Triebe gehorchend, weil sich gerade Gelegenheit zum Stehlen bietet, oder weil stehlen nun einmal ihr Handwerk ist. Aber es ist doch Thatsache, daß starke Kälte, ein langer Winter, teure Lebensmittel die Gefängnisse füllen, und daß wieder weniger gestohlen wird, sobald sich die Verhältnisse bessern. Wenn man in die Wohnung vieler Armen kommt und ihr Elend sieht, dann begreift man, daß bei ihnen jede Strafe versagen muß. In ihrem ewigen Kummer, unter dem ständigen Druck der Not erstirbt ihr Ehrgefühl, die Scheu vor Schande und das feine Gewissen erfriert und verhungert gleichsam. Viel Sinn hat es auch nicht, von ihnen zu verlangen, daß sie nach Verbüßung ihrer Strafe sittlicher handeln sollen als vorher, während ihre häusliche Not wahrscheinlich inzwischen noch viel größer geworden ist. Jedenfalls werden sie in der Anstalt nicht gerade verdorben, denn sie sind auch draußen nicht an bessere Gesellschaft gewöhnt, als sie sie im Gefängnis vorfinden.

(Schluß folgt)

Eugen Dühring und die Größen der modernen Litteratur

Der schöngeistigen Litteratur, wenigstens der der eignen Nation, entzieht sich kein Gebildeter. Sie wirkt schon von den Schulen her auf ihn, und die Autorität, die ihren Größen beigemessen wird, erstreckt sich auf das Fühlen und Denken in wichtigen Beziehungen und Lebensangelegenheiten. Diese nicht bloß ästhetischen, sondern auch moralischen Einwirkungen sind aber in beiderlei Ge-

stalt sehr gemischt. Überdies wirkt nicht alles Gute, was wirken könnte und sollte. Manches ist zurückgesetzt oder unterdrückt. Mit dem Guten ist das Schlimme oft eng verwachsen und führt sich in den von der Autorität befangnen Geist mit ein, als wäre es auch ein Muster. Litteraturgeschichten bieten gegen solche Übelstände, die ich zuerst an mir selbst erfahren habe, so gut wie keine Gegenmittel. Sie beschränken sich auf einige herkömmliche ästhetische Sonderungen unzulänglicher Art und lassen in andern Punkten, namentlich in den Fragen nach dem Charaktertypus, ganz im Stich. Die Autorität, von der sie befreien sollten, wuchtet auf ihnen selbst. In ihnen ist weder Wille noch Fähigkeit anzutreffen, dem Publikum das zu leisten, dessen es am meisten bedarf. Sie bestärken vielmehr in dem, was jetzt kritisch wegzuschaffen ist.

Mit den vorstehenden Sätzen leitet E. Dühring ein nicht sehr umfang-, aber höchst inhaltreiches Buch ein, das in zwei Bänden unter dem Titel: Die Größen der modernen Litteratur, populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt (Leipzig, C. G. Naumann, 1893 bis 1894) hervorgetreten ist und im Guten und Schlimmen die ernsteste Beachtung aller fordert, denen die Litteratur noch als Lebensmacht, als die Krone des geistigen Daseins der Völker und namentlich des eignen Volks gilt. Die Doppelnatur des Dühringschen Buches tritt schon aus den angeführten Worten deutlich hervor: der Verfasser will den Sinn für die Schöpfungen der Poesie läutern, die Forderungen erhöhen, das Unterscheidungsvermögen schärfen, dem Genuß der Dichtung ein Bewußtsein unterlegen, daß das Schöne nichts sei ohne das Edle und Wahre. Da nach seiner Überzeugung „Thaten, Kampf und Liebe, sowie die Eindrücke, die von der Natur ausgehen, welche zu alledem die Umgebung bildet, die Gegenstände der litterarisch-künstlerischen Gestaltungskraft sind," so folgert er leicht: „Sind die Thaten nicht gut, die Gefühle nicht edel und die Gedanken nicht wahr, so hat auch die Kunst, von der sie vorgebracht werden, keinen stichhaltigen Wert. Sie mag als bloße Form ein weniges bedeuten; aber streng genommen sinkt ihr Wert noch unter Null, wenn sie sich dazu herabwürdigt, das Schlechte, das Unedle und das Unwahre zu beschönigen." Und auf alle Fälle läßt er nicht den geringsten Zweifel darüber, daß er die in seinem Sinne höchsten Maßstäbe an alle Werke der poetischen Litteratur anlegen und jede Wertschätzung der Schöpfungen, die diesen Maßstäben nicht gewachsen sind, zu beseitigen beabsichtigt. Man braucht nicht besonders tief in Dührings Darstellung hineinzulesen, um zu empfinden, daß in diesem Werke ein Hauch von dem Geiste des Kalifen Omar lebt, der der Sage nach die Verbrennung der Bibliothek von Alexandrien mit den Worten gerechtfertigt hat: entweder stehe der Inhalt der dem Untergang geweihten Bücherschätze im Koran, und dann seien sie überflüssig, oder sie enthielten etwas andres als das heilige Buch, und dann seien sie verderblich.

Wir sind neuerdings an diesen Propheten- und Kalifengeist und Stil so gewöhnt worden, daß er uns kaum mehr auffällt. In dem Getümmel des Kampfes aller gegen alle glaubt sich mehr als ein Rufer im Streit nur durch erhöhten Ingrimm und schärfern Hohn wider die Gegner noch vernehmlich zu machen. Die warme, sichere, aber ruhige Würdigung des echten poetischen und künstlerischen Verdienstes, die klare, maßvolle, aber bestimmte Abweisung des Unechten, Leblosen und Überlebten sind in Verruf gekommen, es ist ein Ton laut geworden, der zwischen erhitzter Überschätzung und eiskalter Verachtung wechselt. Je stärker eine Darstellung diesen Ton anschlägt, je gewaltsamer und augenfälliger der Bruch mit irgend einer Überlieferung erscheint, um so gewisser erscheint die Aussicht auf Wirkung. Giacomo Leopardi hat vor sechzig Jahren, als hätte er die langen Reihen umwälzender und alarmirender Bücher schon vor sich gesehen, mit denen uns namentlich die letzten zehn Jahre beglückt haben, in seiner Palinodie an Gino Capponi das neueste kritische Tohuwabohu verhöhnt:

O welch ein hoher Geist, welch übermenschlich
Genialer Scharfblick unsrer Zeit! Welch sichres
Philosophiren, welche Weisheit, Gino,
Wird in noch viel erhabnern, rätselvollern
Problemen mein und dein Jahrhundert all
Den künftgen überliefern! Wie beharrlich
Verehrts heut auf den Knieen, was es gestern
Verhöhnt hat, stürzt es morgen schon, und liest dann
Die Trümmer wieder auf, um übermorgen
Neu aufgerichtet fromm sie zu beräuchern!

Etwas von dem Eindruck, den diese satirischen Zeilen bezeichnen, hinterläßt auch Dührings zweibändiges Werk „Die Größen der modernen Litteratur." Mehr als ein Leser mag sich wohl versucht fühlen, gewisse Kapitel und Seiten in die Darstellungsweise einer Zeit umzusetzen, wo die Wahrheit oder das, was einer für Wahrheit hielt, eine minder gellende und herausfordernde Stimme hatte. Aber zu verstehen ist es, wie Dühring zu dem Ton kommt, der sein Werk durchklingt, und warum er von vornherein der Litteraturgeschichte Berechtigung und Befähigung abspricht, über die Schöpfungen der Litteratur zu urteilen. Auch wer mit diesem schroffen Absprechen am wenigsten übereinstimmt, auch wer Dührings Anschauung und Kritik einseitig und übertrieben scharf findet, wird nicht verkennen, daß unsre litterargeschichtliche Wissenschaftlichkeit eine Wendung genommen hat, die je länger je mehr das sichere Urteil gefährdet, die Empfindung verwirrt, der alexandrinischen Schätzung des Geringwertigen, Charakterlosen und Äußerlichen Raum schafft. Die ausschließliche Untersuchung der Stileigentümlichkeit bestimmter litterarischer Perioden, bei der die persönliche Kraft, die Phantasie und der Charakter der Dichter leicht zur Nebensache wird, die den Schutt und Wust des Gleichartigen aufwühlt und

zur Verstärkung ihrer Beweise in Ansehen setzt, während sie das Selbständige, das Abweichende, das subjektiv Eigentümliche, das einmal vergessen ist, ruhig der Vergessenheit überläßt, die auf die Erkenntnis des eigentlich schöpferischen Elements in den Talenten so gut wie verzichtet, muß den leidenschaftlichsten Widerspruch jedes gesunden Gefühls wachrufen. Man braucht nur die Anwendung dieser Einseitigkeit auf die Gegenwart zu beobachten. Der vermeintliche „Stil der Periode" findet sich unter dem ganzen Haufen der einander zum Verwechseln ähnlichen Schriftsteller, die das gleiche abscheuliche, zerhackte und zerrupfte Deutsch schreiben, das geschlechtliche „Problem" breit erörtern, ihr „Milieu" im Straßendunst der Industriestadt und im Qualm der Kneipe suchen. Was rechts und links davon besseres Deutsch schreibt, wessen Blick für größeres und gesünderes Leben offen ist, wessen Sinn reinere Luft verlangt, das fällt aus dem Stilprinzip der Periode heraus und ist darum für die methodisch geschulten Seminarzöglinge, die mit der „Ästhetik" Genußfähigkeit, Empfindung und Urteil zugleich über Bord geworfen haben, einfach nicht vorhanden. Vergegenwärtigt man sich, was die blinde Unterwürfigkeit unter eine Untersuchungs- und Darstellungsweise, die ebenso viel Mode als Methode einschließt, bewirkt, welche Hügel, ja Berge lebloſen Materials sie aufgehäuft hat, so wird der Ingrimm eines Beurteilers begreiflich, der wie Dühring „eine feinere Ästhetik als die bisherige und die entschiedne Bethätigung einer eigentlichen Charakterkritik individueller wie nationaler Art" verlangt und natürlich zu geben beabsichtigt. Auch das muß dem Philosophen, der die Litterarhistoriker von der Bank schiebt, um uns selbst zu belehren, ohne weiteres eingeräumt werden, daß die neuere Litteraturgeschichte und Kritik die sittliche Seite alles litterarischen Schaffens und Lebens mit viel zu souveräner Gleichgiltigkeit behandelt hat. Die an sich berechtigte Losung „Die Kunst um der Kunst willen!" ist mißverständlicher- und mißbräuchlicherweise zu einer völligen Gleichgiltigkeit gegen den innern Gehalt, gegen die edle oder gemeine Natur der Vertreter der poetischen Litteratur aus- und umgedeutet worden. Eine traurige Empirie, die sich gründlich nennt, bemüht sich, die Unterschiede zwischen dem sittlich Hohen und dem leichtfertig Flachen möglichst zu verwischen, jeden festen Kern in die breiten Bettelsuppen des Zeitgeschmacks und der Zeitstimmung aufzulösen. Kein Wunder, wenn sich demgegenüber eine Anschauung rücksichtslos geltend macht, wie die, die Dühring in den Worten zusammenfaßt: „Sicherlich kann die bloß künstlerische Form, wie etwa das Metrum oder eine gewisse Gewandtheit im Gebrauch der Sprache, auch außer Zusammenhang mit dem Charakter etwas bedeuten, wie ja rund und eckig, blau und grün an sich mit dem Sittlichen nichts zu thun haben. Abstrakte Eigenschaften eines Kunstwerks von formeller Natur mögen daher bisweilen ganz isolirt zu beurteilen sein, obwohl auch schon in dieser Beziehung genug Zusammenhang mit dem Charakter in Frage kommen kann. Schon der bloße Gang und die bloße Hal-

tung eines Menschen verraten oft genug nicht wenig von seinen sittlichen Eigenschaften; ähnlich können es Gang und Haltung von Versen und von Prosa thun. Wo es sich aber nicht um gesonderte Eigenschaften, sondern um das Ganze eines Kunstwerks oder gar um die gesamte künstlerische Thätigkeit eines Menschen handelt, da sind die Fragen nach dem sittlich Guten, ja auch nach dem wissenschaftlich Wahren ebenso sehr am Orte, wie die nach dem ästhetisch Richtigen und dem formell Schönen."

Es ist nicht Zufall und Willkür, daß solche Stimmen laut werden, und es wäre der Gipfel der Thorheit, ihnen völlig das Ohr zu verschließen. Auch glaube man nicht, daß die maßlose Übertreibung, die leidenschaftliche Einseitigkeit, deren sich die Vertreter der charakterisirten Anschauung, allen voran E. Dühring, schuldig machen, uns schon von der Untersuchung lossprechen dürfe, inwieweit sie dennoch Recht haben, wo sie mahnend und aufrüttelnd wirken können, wo sie in der That eine nochmalige scharfe Prüfung der herrschenden Überlieferungen veranlassen sollten. Die vernichtendste und leidenschaftlichste Kritik bedeutet nichts, soweit sie bloß ein Ausdruck subjektiven Zornes oder Widerwillens ist, die bescheidenste und maßvollste kann tief wirken, wenn sie einen Punkt trifft, der nie genügend betrachtet, und eine Frage, die nie ausgetragen worden ist. In diesem Sinne darf kein denkender, den Zusammenhang von Kunst und Leben klar empfindender Freund der Litteratur gleichgiltig an Dührings Buch vorübergehen. Wenn es nur die Wirkung hätte, unsre byzantinische Gelehrsamkeit an ihrer Gottähnlichkeit hie und da irre zu machen, die kraftvolle Betonung des ideal Charaktervollen zu wecken, die Sehnsucht nach der sichern Bildung zu verstärken, die das Korn erkennt und erfaßt, ohne erst lange Spreu zu sieben, so wollten wir die wilden Aufwallungen einer tiefen persönlichen Verbitterung, die Ausschreitungen des philosophischen und des revolutionären Dogmatismus, die unbegreiflichen Unterschätzungen höchster Lebensgüter und die ungerechten Verurteilungen hochstehender Geister und Werke in den Kauf nehmen, von denen die Darstellung des Verfassers erfüllt ist. Wüßten wir nicht, wie sehr gerade auf das Geschlecht von heute die unerquickliche und unfruchtbare Seite solcher Bücher wie „Die Größen der Litteratur" wirkt, daß sie ganz im Gegensatz zu Dührings Schlußprophezeiung die Anarchie vermehren, die Selbstüberhebung des Augenblicks gegenüber allen großen Erscheinungen der Vergangenheit steigern helfen muß, so würden wir dem Werke die größte Verbreitung wünschen. Denn überall, wo es nicht kritiklos als eine neue Offenbarung betrachtet wird, wo man den sittlichen Grundzug des Werkes von seinen Maßlosigkeiten und Irrtümern zu trennen verstünde, würde es helfen können, „das litterarisch Gute im Dasein zu fördern, das Schlechte mit der That abzuthun, sich seines Gebrauchs zu enthalten und es so der Vernichtung oder, wenn diese nicht von statten geht, doch wenigstens dem Gesindelgeschmack, den es ja auf jeder gesellschaftlichen Stufe giebt, zur

Teilnahme und Förderung zu überlassen." Wo man sich der Thatsache nicht verschließt, daß hohe Gesichtspunkte fruchtbar und förderlich sein können, auch wenn sie mit Mißurteilen im einzelnen gepaart sind, da wird man die Bedeutung gewisser durch das Buch hindurchgehender Anschauungen nicht verkennen. „Man muß rekonstruiren, und zwar im Geistigen wie im Politischen; alsdann kann der menschliche Sinn wieder feste Haltung gewinnen. Man muß reformatorisch verfahren, nicht also derartig, als gälte es erst eine Welt zu schaffen, was ein Widersinn ist, sondern in einer Weise, vermöge deren die Wegschaffung des Baufälligen und der Ersatz durch Wiederaufbau die leitenden Gesichtspunkte bleiben. Dieses Verfahren kann auch den Charakter wieder hinreichend anfrischen und demgemäß, was uns in unserm engern Zusammenhang ja am meisten angeht, auch zu würdigen ästhetischen Leistungen befähigen. Man lasse sich durch landläufige revolutionäre Perspektiven und durch entsprechendes Bramarbasiren nicht täuschen. Besieht man sich die revolutionären Elemente, die sich selber mit so viel Geräusch als Retter ankündigen, so findet man nicht weniger, sondern eher noch mehr Korruption, als sonstwo in der Gesellschaft und im Staate. — Wo etwas nicht beinahe schon von selber einstürzt, da werden die seltsamen Helden von der korrupt revolutionären Spielart, wie sie sich heute aufspielt, auch nichts umstoßen oder wegschaffen. Ähnlich verhält es sich mit dem geistigen Gebiet. Auch da giebt es septische und skeptische Elemente, Gemüt und Verstand zersetzende und desorientirende Bestandteile genug. Unfähig sind sie aber sämtlich, nicht etwa bloß, wo es neu zu bauen und zu schaffen gilt, sondern auch schon da, wo ernsthafte und großartige Wegräumungen in Frage kommen. Auch da sind diese kleinen Anzehrer, die nur Fäulnis und Fäulnisdünste verbreiten, unmittelbar kraftlos." Oder: „Die Kluft zwischen ästhetischer Haltung und charakterhafter Bedeutung kann in doppelter Beziehung eine große sein, je nachdem der Mangel auf der einen oder der andern Seite zu finden ist. Fragt man in erster Linie nach der erziehenden und bildenden Wirkung der Charakterhaltung, so müssen öfter erste Formalgrößen in den Hintergrund treten, und ein ästhetisch kaum zu nennender Dichter kann der charaktergemäß überragende und in dieser Hinsicht auch heilsamer wirkende sein. — Anscheinend, aber auch nur anscheinend sonderbar ist es, daß dieser dichterische sogenannte Realismus sich mit soviel Unrealem, mit soviel Unwirklichkeit so gern gattet. Es rührt dies wohl im tiefern Grunde daher, daß solcher Realismus zwar die Außenseite des Lebens hie und da zugänglich abbilden mag, für das zugehörige Innere ihm aber meist das klare Verständnis abgeht." Solche und vielleicht ein Dutzend ähnliche Sätze des Verfassers haben allen Anspruch darauf, in den litterarisch-ästhetischen Erörterungen des Tages nicht übersehen zu werden, die Grundsehnsucht des Schriftstellers nach ideal großen Litteraturschöpfungen und Litteraturwirkungen wäre gerade der Gegenwart heilsam, nur daß offenbar auf dem Wege, den

Dühring eingeschlagen hat, eine so erfreuliche Wirkung nicht zu erwarten ist. Gilt es schon im allgemeinen, daß positives Eintreten für das Vorzügliche, das Entwicklungsfähige weiter fördert, als der leidenschaftliche Angriff auf Scheinwerte und Trugerscheinungen, so wird Kraft und Erfolg des Angriffs vollends geschwächt, wenn er sich gegen eine zu breite Front und wenn er sich gegen Geistesheroen richtet, die, wenn auch so wenig als irgend etwas irdisches unangreifbar, aber die kraft ihrer Leistungen unverwundbar und unüberwindbar geworden sind. Der Berserkerzorn, mit dem Dühring Lessing als „Theaterlitteraten und Judenanwalt" in den Staub zu werfen trachtet, Goethes Genius zu „einem leichten, wenn schon eigenwüchsigen Talent zur Gelegenheitslyrik" herabzudrücken meint, Schiller zwar um seiner Lebensidealität willen preist, aber seine Ideale von unstichhaltiger Art findet, die zur Selbstabschwächung und gleichsam zum Bankrott geführt habe, Rousseau wohl um seiner revolutionären Individualität, um der Freiheit seiner Antriebe und Gefühle willen feiert, aber wegen des Mangels jenes wahren geistigen Stolzes bitter schilt, „der die Unterordnung unter ein sogenanntes höchstes Wesen ungehörig und unedel findet," muß die überzeugende Kraft von Dührings Kritik von vornherein schwer gefährden. Einige der „Jüngsten" werden zwar geneigt sein, ihm für den vermeinten „Sturz" falscher Größen zu danken, aber er erklärt selber zu oft in seinem Buche (und es ist ihm offenbar bittrer Ernst damit), daß der Fortschritt nicht in der Verflachung, nicht in der Herabziehung alles Hervorragenden liege. „Wo sich Großes nicht mehr gegen das Mittelmäßige abheben kann, da ist schon Rückgang vorhanden und Auflösung im Spiele. Der Kommunismus ist für die geistigen Ausstattungen fast noch unwahrer und ungerechter als für die materiellen. Auch er stützt sich auf die Vorherrschaft der Gemeinheit, ja der Niedertracht. Auch er entstammt, wo er zum Prinzip gemacht wird, den schlechtesten Trieben und den Trieben der Schlechtesten. Was die diebischen und räuberischen Neigungen im Materiellen, das sind Neid und beschränkte Eitelkeit nach der fraglichen Seite hin im Geistigen." Dühring greift Goethe und Schiller wahrhaftig nicht zu Gunsten von Ibsen und Tolstoi an. Aber er hat durch eine maßlose und dogmatisch starre Polemik gar zu viele von ihm mit Recht gering geschätzte und beiseite geschobne Talente und Halbtalente in den für sie günstigen Fall gesetzt, sich mit unsterblichen Größen der Dichtung in gleicher Verdammnis zu befinden.

Dührings Maßstäbe für die Größen der Litteratur sind, wie nicht erst gesagt zu werden braucht, in keiner Richtung die üblichen. „Es bleibt dabei, daß nur Geister, die sich in ihren Gegenstand angemessen zu vertiefen vermögen, ihm auch gerecht werden können. Solche wollen und können sich aber nicht auf alles und jedes einlassen; sie scheuen die ihrer unwürdige Arbeit und die zu ihnen nicht passende Gesellschaft. Sie sind ausnehmend wählerisch, und diese Eigenschaft ist auch zuträglich für ihr Volk und die Menschheit; denn Erinne-

rung und Geschichte sind nicht dazu da, ich will nicht sagen, sich an jedem Quark, sondern sich auch nur an jeder zeitweiligen Namhaftigkeit auf die Dauer zu versehen und mit ihr die menschliche Teilnahme zu belästigen. Letztere ist ohnedies mit Traditionen genug, ja davon überhäuft; man muß ausmerzen, die übrig bleibenden Werte sorgfältig ordnen und das Maß des Interesses darnach einrichten." Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser des guten Glaubens lebt, auf seinem Wege das allgemeine Beste zu fördern, wenn er als Vertreter einer gleichzeitig „antireligionischen (!), antimetaphysischen und antipolitischen Emanzipation" die gesamte Dichtung und die Dichtercharaktere der Neuzeit darnach beurteilt, wie weit sie zu diesen Zwecken mitgewirkt haben. Wichtiger ist es, zu ergründen, wie es möglich ist, daß Dühring auch nur einen Augenblick glauben kann, seine subjektiven Anschauungen in allgemeinere zu verwandeln, den Widerstand, der nicht nur in historisch-ästhetischen Überlieferungen, sondern in den elementaren Bedürfnissen der menschlichen Natur begründet ist und auf den er treffen muß, so zu unterschätzen und sich Leser und Schüler vorzustellen, die die tiefreichenden und merkwürdigen Widersprüche, die das Buch durchziehen, überhaupt nicht wahrnehmen. Ein ernster Geist, wie Dühring ist, kann sich doch nicht darüber täuschen, daß das Beifalljauchzen der ungeheuern Mehrzahl der Religionslosen und Religionsverächter unsrer Tage für ihn nichts bedeuten will. Diese Mehrzahl wünscht die religiöse Anschauung nur abzustreifen, um jede sittliche Forderung mit über Bord zu werfen, Dühring verschärft und erhöht die sittlichen Forderungen im stärksten Maße. Und sein Antihebräismus, wie er es nennt, mag wohl antisemitischen Radaublättern als Rüstkammer erscheinen, ihr Pfeile und Keulen gegen eine Anzahl jüdischer Schriftsteller und verächtlicher Journalisten zu entnehmen, aber die Masse der Partei denkt doch nicht daran, sich die Dühringschen Maßstäbe für die Messung ihrer Walhallagrößen anzueignen. Der Verfasser muß also im Ernst glauben, daß ihm ein großer Zug der allgemeinen Geistesentwicklung Recht geben, ihm zum Siege über den ästhetischen Trug verhelfen werde, der ihm als eine andre und gefährlichere Art von Pfaffentrug gilt.

Soviel wir sehen können, sind es namentlich drei Grundanschauungen, von denen der Verfasser bei seiner vernichtenden oder sagen wir mit ihm „aufräumenden" Kritik der modernen poetischen Litteratur erfüllt ist. Er legt, so sehr er sich auch dagegen verwahren mag, der Dichtung gegenüber dem, was in seinem Sinne Philosophie, in seinem Sinne Wissenschaft ist, ein verhältnismäßig geringes Gewicht bei und ist vollkommen überzeugt, daß sich dies Gewicht noch unablässig mindern müsse. Ihm ist „die ganze Poesie, wie sie weltgeschichtlich vor uns liegt, sozusagen zu neunhundertneunundneunzig Teilen eine Kinderei. Diese Kindheitsthatsache der Menschheit berechtigt aber nicht, die Albernheiten dieses Spiels in alle Zeitalter fortzusetzen und nie zu reifen." Sodann scheint ein starker Drang der Wirkung für das öffentliche Leben, eine

nicht unerhörte, aber in diesem besondern Falle geradezu unglückselige Überschätzung dessen, was man öffentliches Leben nennt, gegenüber allem, was er Privatleben nennt, in Dühring lebendig zu sein, er scheint kein Organ für die Fülle, den Reichtum, den unversieglichen Lebensquell dieses verachteten Privatlebens für die Poesie zu haben. Endlich verwahrt sich zwar Dühring sehr energisch dagegen, irgend welchen Äußerlichkeiten großes Gewicht beizulegen, und teilt sicher nicht den Standpunkt jenes Bankiers, der beim Betrachten von Kostümbildern aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ausrief: „Der schwarze Gehrock ist doch das einzig würdige Kleid des Mannes!“ Aber er müßte kein „Aufklärer“ sein, um nicht etwas von der Geringschätzung der Vergangenheit und aller Erinnerung zu zeigen. Er tritt den Kunstwerken eines Cervantes und Shakespeare mit dem Satze gegenüber: „Durch die Gemischtheit des dauernden mit unzusagendem Inhalt wird die Wirkungsfähigkeit geringer, und das Unzusagende muß in dem Maße wachsen, in dem die Denkweise sich durch bessere Erkenntnisse oder Zustände ändert, sich also das Wissen berichtigt oder das Fühlen veredelt,“ und macht in dem ganzen Verlauf seines Buches von diesem Satz den ausgedehntesten und gelegentlich den unberechtigtsten Gebrauch.

(Schluß folgt)

Schimi

1

In der Akademiestraße Nr. 1 hat fast jede Familie ein Zimmer zu vermieten. Zum Quartalwechsel kocht die Hausfrau einen Mehlkleister, und dann geht sie in der Dämmerung mit der Tochter aus. Die Tochter trägt ein Bündelchen Zettel in der Hand, auf die wacklige Buchstaben gemalt sind. Die Mutter hat den Kleistertopf im Arm und den Zipfel ihres Tuchs darübergedeckt.

Sie gehen in die Theresienstraße und die Barerstraße hinauf in die Bahnhofgegend. Beim Stachus, wo sich die vielen Pferdebahnen kreuzen und der Schnee braun und breiig geworden ist, weil man ihn in München liegen läßt, wo er von Gottes wegen hinfällt, heben sie die Röcke auf und waten durch. Sie kommen bis zum Frauenplatz und zur Löwengrube, und überall, wo eine Dachrinne vom Hause herunterleitet und den Spülicht vom Dach auf den Bürgersteig gießt, halten sie an. Jede solche Regenrinne ist an ihrer Mündung von

einem kleinen Wall umrahmt, der sich aus gefrornem und wieder geschmolzenem Schmutz zusammensetzt und die Witterungsgeschichte des ganzen Winters darstellt. Vor solch einer Insel hebt die Mutter den Zipfel des Umschlagetuchs und bestreicht mit ihren blaugefrornen Fingern die Rückseite des Zettels, den ihr die Tochter reicht. Dann wird der Zettel um die Rundung der blechernen Rinne geklebt und festgedrückt, und am andern Morgen blickt in den entferntesten Stadtgegenden die Nachricht hernieder: „Feines Zimmer an soliden Herrn zu vermieten. Akademiestraße 1 über vier Stiegen."

Aber Fräulein Bernarz hatte keine Tochter, denn sie war Jungfrau, obwohl sie alt war. Sie wohnte Akademiestraße 1 über zwei Stiegen und machte die Hausthüre nie weiter auf, als daß ihre rechte Pupille das Bild des Draußenstehenden aufnehmen konnte; die linke war mit unter das Tuch gebunden, das sie trug, weil sie immer Zahnschmerzen hatte.

Man sagte von ihr, sie wäre unwirsch. Aber kann man verbindlich sein, wenn man sich immer, bei jedem Atemzuge im Stande der Notwehr befindet? Und Fräulein Bernarz hatte immer Angst! Angst vor den Menschen, den sichtbaren Übeln, und fast noch mehr vor den unsichtbaren, dem Fegefeuer, der Polizei und den Dieben, die unter den Betten liegen. Dazu dann noch die viele Arbeit! Aber sie konnte sie auch nicht mehr bewältigen, und darum war die Franzi gekommen, ihre Schwestertochter.

Nun saßen sie beide in der Küche, denn das war ihr Wohnraum; außerdem hatten sie nur ein gemeinsames Schlafzimmer, und das war dunkel.

Fräulein Bernarz hatte zugleich mit ihrer Nichte eine Maß Bier heraufgebracht und berauschte sich nun; aber nicht aus der Maß, sondern an dem Bewußtsein, jemand zu haben, der ihr zuhörte. Darum war die Maß auch noch nicht halb leer, als die Franzi bereits einen Überblick über die letzten zehn Lebensjahre der Alten hatte. Weiter als diese zehn Jahre dachte Fräulein Bernarz nicht zurück. Damals war ihre Mutter gestorben, die in ihrem hohen Alter wohl etwas schwach im Kopfe, aber für „das Kind" doch noch der Umkreis der Welt gewesen war. Mit fünfzig Jahren, nach der Mutter Tode hatte Auguste Bernarz eigentlich erst das Licht der Welt erblickt; seitdem fror sie und hatte Zahnschmerzen.

Mühsam hatte sie es verstanden, als man ihr das Getriebe um sie her erklärte, als man ihr half einen Teil ihrer Möbel verkaufen, die Wohnung in der Akademiestraße suchen und Zettel schneiden, die mit schiefen Buchstaben von allen Dachtraufen in München erzählen sollten: Feines Zimmer an soliden Herrn zu vermieten.

Nachher, als die „soliden Herren" eingezogen waren, war ihr ein Berg von der Seele genommen; denn wie man einem Menschen aufwartet, wie man Zimmer putzt und Frühstück anrichtet, das wußte sie von den Zeiten der Mutter her auswendig wie die Uhr ihre zwölf Schläge. Aber dann war der

Jammer von einer andern Seite her angegangen, das kam von den soliden Herren, und davon erzählte sie der Franzi.

Der erste war ein Graf, ein Polak — und mit der Polizei soll man nichts zu thun haben, Franzi, das merk dir für dein ganzes Leben, und schreib nur nachher gleich den Zettel zum Anmelden, sonst krieg ichs mit ihr zu thun noch in meinem Alter, hörst du wohl, Franzi? Der hat mir alles abgeborgt, was ich gehabt habe, und nur das wenige aus der Auktion von der Mutter selig ihren Sachen hat mein Vetter, der Pinselmacher, gehabt, und den hab ich mich nicht gewagt drum anzugehen, sonst hätt es der Polak auch genommen. Dann ist mein Graf eines Tages gekommen und hat mir gesagt: Ihr Vetter, der Weber — und er hat nur so mit dem Daumen über die Schulter gewiesen — drängt mich unanständig. Ich habe sechzig Mark bei ihm ausstehen, es ist höchst peinlich, wie sich der alte Geizhals benimmt. Thun Sie mir den Gefallen und geben Sie mir den kleinen Betrag. Sie kennen mich ja, freilich, er könnte mich auch kennen. Aber dieses Mahnen ist für einen Mann von meinem Namen unerträglich — übermorgen spätestens muß mein Wechsel aus Warschau da sein! Das alles hat er mir so hingesagt in seiner feinen Sprache, wie er bei meiner Küche vorbeigekommen ist, und ich eben den Kaffee ans Feuer thu! — Herr Graf, hab ich gesagt, was mein ist, wissen Sie genau, weil Sies in Händen haben — nix ist mehr da! — Gewiß, gewiß, sagt er. Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mir so auszuhelfen, und es ist unverantwortlich von dem Menschen, meinem Bankier, daß er noch nicht schickt. Aber da war das Nuster von Ihrer Frau Großmutter, sagten Sie nicht so? Werden Sie das einige Stunden entbehren können? — Ich habe lachen müssen. Das Nuster habe ich nie getragen, manchmal hats mir die Mutter gezeigt, wie sie noch am Leben gewesen ist; anfassen hab ichs kaum dürfen. Und jetzt fragt der, ob ichs so nötig brauche, wenn ich am Herd steh mit rußigen Händen. Weils mich aber gefreut hat, daß er das Geschmeide lobt, und dann, daß ich jetzt Herr drüber bin, da sind wir mit einander an den Kasten gegangen, wo es gelegen hat. Es hat eine große Schließe gehabt, wie ein Thor, in dem ein Drache sitzt, der mit seinem Schweif ein Gitterwerk flicht. Augen von Granaten hat er gehabt, und fünf Halsschnurl Granaten sind an dem Nuster gewesen, und noch drei kleine Goldschlösser, zwei an den Seiten und hinten eins. Mein Graf hat mir eine Verbeugung gemacht, und meinen Schmuck bin ich losgewesen.

Ja, wie denn, sagte Franzi und sperrte ihre lebhaften Augen auf, hat er ihn denn nicht wiedergebracht?

Ah, gar kein Schein! Aus Paris hat er geschrieben, ein feines Brieferl. Ordentlich gerochen hats nach Vornehmheit: mir und denen, die ihm so freundlich ausgeholfen hätten, wollt er schön danken, leider wär er nicht in der Lage, die anvertrauten Gelder und Gegenstände zurückzugeben, und thät uns auf einen

himmlischen Lohn verweisen. Ich bin mit dem Brief zu meinem Vetter, dem Pinselmacher, gelaufen, der hat mir ihn nur so weggerissen: Schnell zur Polizei, Base, da steht ja Adresse und alles drauf — ist er Euch was schuldig? — Freilich, und dir auch? — Ja aber natürlich! Er kommt so daher und sagt, die Muhme Bernarz hat mir mit einer Kleinigkeit ausgeholfen — arme, alte Gans, kann sich ja nicht zufrieden geben, wenn sie nicht auf ihren Silberlingen sitzt und brütet. Es ist mir peinlich, daß sie mich jede Stunde mahnt, während mein Bankier in Warschau mich warten läßt. Ein Name wie meiner sollte doch wohl Sicherheit genug sein. Aber das versteht sie ja nicht — und zuletzt hab ich ihm hundert Mark gegeben. — Geradso wie mit mir, geradso wie mit mir! — Ja Base, aber jetzt kommt zur Polizei. — Nein nein, hab ich gesagt, das will ich schon machen, denn mit der Polizei hab ich schon eh nichts wollen zu thun haben. Paß nur auf, Franzi, wies weitergeht. Ich hab schon Recht gehabt. Einen Brief hab ich ihm geschrieben. Wie das sauer gewesen ist für mich, Franzi! Die fremdländische Überschrift hab ich mir machen lassen, in der Post in der Türkenstraße kenne ich den Posthelfer. Geschrieben hab ich dem Grafen, er werd doch wohl einsehen und um Gottes und seiner Seligkeit willen bedenken, was das für eine Mühsal ist, sein Brot zu verdienen, wenn man die Mutter nimmer hat und die Pension, und was der Mutter der Schmuck wert gewesen ist, und an die andern gedächt ich noch gar nicht, denen ers ebenso gemacht hätte wie mir, außer meinem Vetter, dem Pinselmacher, der würde auf die Polizei gehen, wenn sich der Graf nicht besinnen und alles wiederschicken thät! Darauf hat er mir geschrieben: Verehrte Freundin! Ihre freundlichen Zeilen haben mich lächeln gemacht, Sie sind zu gütig, und ich danke deswegen dem Himmel, daß Sie die Polizei noch nicht zur Mitwisserin gemacht haben. Es ist nicht gut, mit der Polizei zu thun haben, namentlich in diesem Falle, wo Sie durch Angabe eines falschen Namens straffällig geworden sind. Ihr ergebner Eugen Müller. Eine Adresse ist diesmal nicht dabei gewesen, und auch der Schnörkel nicht, der seinen Grafennamen bedeutet hat. Ich bin heilfroh gewesen, daß es so abgegangen ist. Nur mein Vetter hat gethan wie ein Toller und gesagt, der Graf, der hätte sein Recht gehabt, polizeiwidrig dumm wär ich. Ich bin auch nicht mehr zu ihm hin, wenn so was gewesen ist, und es sind noch zweimal welche gekommen, die mich ums Geld betrogen haben, — gefreut hats mich nur, daß ich mich mit der Polizei niemalen eingelassen hab.

Und dann, dann sind bessere gekommen? fragte Franzi.

Erzsauschweine! sagte Fräulein Bernarz ruhig. Ja ja, Kind, fuhr sie fort, als sie Franzis entsetzten Augen begegnete. Aber das ist nichts für junge Ohren, meine Mutter selig hat das oft gesagt, obschon ich etlichemal gedacht habe, besser, ich hätt es gewußt, wie die Menschen schlecht sind, als dann so dastehen, daß sie ihr Spiel dran haben.

Ein Weilchen sah Fräulein Bernarz vor sich nieder, dann kam plötzlich

Feuer in ihr Auge: Seit der Schimi da ist, sagte sie, ist alles anders geworden! Sie schöpfte Atem, als ob sie zu einer langen Erzählung ausholte, aber da klingelte es, und sie stelzte mit ihren steifen Beinen so eilig davon, wie eine alte Henne. Er muß Wasser haben! sagte sie atemlos, als sie wieder eintrat. — Hier Base! — Franzi war an die Leitung getreten und füllte ein Glas. — Nein, heißes! Die Alte fing an mit den Händen zu zittern und in der Luft herumzugreifen: Er muß sich rasiren! Wenn ich nur die Zündhölzer hätte!

Sie haben auf dem Tisch gelegen, wie du erzählt hast, Base! Wart nur, ich wills schon machen!

Fräulein Bernarz stand dabei und trippelte von einem Fuß auf den andern, während Franzi ruhig hantirte und sich nicht einmal umdrehte, als die Thür aufging.

Fräulein Bernarz legte der Nichte von hinten beide Hände um den Leib, als ob sie sie schieben müßte, und wechselte die Füße noch schneller vor Aufregung. — Ja Base, seine Zeit muß es haben, ich sitze auch nicht drin im Feuer, sagte Franzi langsam und machte eine kräftige Schwenkung, sodaß die Hände der Alten von ihr abglitten. Dabei gewahrte sie den Eingetretenen.

Es war ein Ungar, tadellos gewachsen; von seinem Profil, das von der Stirn bis zum Kinn regelmäßig, aber wuchtig geformt war, wurde man unwillkürlich an alte Bildwerke erinnert. Im Einklang mit diesen in Stein oder edelm Metall überlieferten Schönheitsformen standen der leuchtend grünliche, gleichmäßige Hautton und die über der Stirn verschnittenen Haare, nicht gelockt, aber ein wenig gebogen, die den ornamentalen Eindruck des Kopfes erhöhten. Er lächelte: Nein, heute werden die Hexen nicht mehr verbrannt, sie setzen nur noch in Brand, gelt, Mutterl?

Geh, Schimi, sagte die Alte, wie kannst du so was sagen, als ob ich eine Hexe wär, und dann hab ich das Feuer auch gar nicht angezündet, die Franzi hats selber gethan.

Er lächelte noch immer der Franzi ins Gesicht und nahm dabei das Töpfchen mit heißem Wasser aus ihren Händen. Sein Sie stille, Mutter Bernarz, Sie habens ja nicht kapirt. Sie verstehen ja gar nichts! Damit ging er hinaus, und Fräulein Bernarz lief ihm nach bis zum Ausgang und über den Gang hinüber. Dabei öffnete sie die Thüren dienstwillig vor ihm und machte sie wieder zu, während Franzi unbeweglich auf ihrem Platze stand und sich verwundert ihre Gedanken machte.

Sie hatte wenig gelernt, außer dem, was die Übung auf dem väterlichen Hofe mit sich brachte. Aber sie machte es nicht anders als die Spinne daheim, die ihr Netz im Kuhstall am Fenster hatte. Wie die, hatte sie die Augen offen, und wenn etwas neues herbeigeflogen kam, stieg sie umsichtig von ihrem Umschauort nieder, griff das Ding von oben an und von unten an, von rechts und

von links, bis sie es bewältigt und sich einverleibt hatte und wieder wie vorher als Beherrscherin der Lage auf ihrem Posten stehen konnte. Die Franzi war nicht gelehrt, aber gescheit, und sie sprach nichts, ohne daß sie sich etwas dabei dachte.

Fräulein Bernarz kam wieder herein. Lieber Kerl, lieber! sagte sie vor sich hin.

Das ist wohl einer von den soliden Herren? fragte das Mädchen aufmerksam.

Gott verzeih dirs, Franzi, was du da redest! Der Schimi ein solider Herr!

Aber wohnen thut er doch bei dir?

Freilich wohnt er bei mir, und ein eigner Sohn könnte mir nicht lieber sein. Er nennt mich auch Mutter Bernarz, oder sein Mutterl — seine beste Freundin bin ich.

Und zahlen thut er auch?

Wie soll er denn zahlen, er hat ja nichts! Heißt das, sein Vater ist reich. Aber weil er nicht Metzger hat bleiben wollen, so giebt er ihm nichts. Aber die Kunsthändler sind ganz wild nach seinen Bildern. Später, wenn er eins fertig hat, dann zahlt er mir alles auf einmal, oder nachher, wenn der Vater stirbt. Heißt das, wenn er ihn nicht enterbt. Aber er wird schon noch gescheit werden, der Alte. Ich denk immer: der wird schaun, wenn ers gewahr wird, daß sein Sohn der berühmte Simon Janko ist! Der wird schaun!

Keck ist er mit dir, Base!

Fräulein Bernarz kicherte: Gelt, und was er so sagt, ist immer wie eine Liebkosung!

Mir ists nicht vorgekommen wie eine Liebkosung, aber lachen hab ich freilich müssen, sagte Franzi nach einem Weilchen.

Ach geh, du wärst froh, wenn er dich nur anschaun möchte!

Das hat er gerade genug gethan!

Franzi sagte das ruhig. An Huldigungen war sie gewöhnt, und sie hatte einen scharfen Gradmesser, um zwischen Dreistigkeit und Bewunderung zu unterscheiden. Diesmal wurde ihr aber das Urteil schwer, denn in der Mischung, die dieser Ungar von beiden hatte, war Wärme, und sie wußte nicht, welcher Eindruck der wahre war. Vielleicht beide? Aber auf welche von ihren Eigenschaften konnte die Bewunderung gehen? Daß ihr Vater Geld hatte, wußte er nicht. Und schön? Das mußten doch die aus der Stadt viel mehr sein, die neben ihr wie Mondschein wirkten. Vielleicht weiß ers gar nicht, daß er so daherschaut, meinte sie zuletzt. Seine Augen werden dran schuld sein, weil sie so groß und dunkel und vorstehend sind, und er denkt sich gar nichts dabei, daß sie so brennen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Gefährliche Ratgeber. Vor vierzehn Tagen machte ein Artikel mit der Überschrift „Professorensozialismus“ in der Presse die Runde, der folgende, gewissen Großunternehmerkreisen geläufige Gedankenreihe wiederholte: Der „Geheimrats-, Professoren- und Pastorensozialismus“ sei ebenso gefährlich wie der proletarische; die von ihm vorgeschlagnen Reformen würden keinen andern Erfolg haben als den, die „Begehrlichkeit“ der untern Klassen zu steigern; der akademische Sozialismus müsse entweder zum Kommunismus führen oder zur Notwendigkeit einer gewaltsamen Niederwerfung der Sozialrevolution unter ungünstigern Bedingungen; dieser büreaukratische, Theologen- und Gelehrtensozialismus könne nur als Ausfluß einer beklagenswerten Verblendung betrachtet werden, „wenn die Annahme einer absichtlichen Begünstigung des Feindes als ausgeschlossen zu gelten hat. Aber was auch die Ursache dieses »Sozialismus der gebildeten Stände« sein möge, seine Schäden sind zweifellos; die bürgerliche Gesellschaft wird dadurch in dem Glauben an ihr eignes gutes Recht der Sozialdemokratie gegenüber wankend gemacht.... Wir halten Maßregeln, die den Staat vor den gefährlichen Folgen des Sozialismus der gebildeten Stände, insbesondre gegen den der Geheimräte, Professoren und Pastoren schützen, für nötiger und dringender als den Erlaß nutzloser gemeinrechtlicher Bestimmungen gegen den »Umsturz.«“ Uns persönlich geht dieser Ausfall auf die Geheimräte, Pastoren und Professoren nichts an. Wir gehören keinem dieser drei hochachtbaren Berufsstände an und sind keine Sozialisten, sondern Individualisten; wir verlangen vom Staate weiter nichts, als daß er seine Gesetzgebung und Rechtspflege nicht dazu mißbrauche, eine ungesunde Vermögensverteilung zu befördern, und daß er seine Macht dazu anwende, unserm Volke den zu eng gewordnen Nahrungs- und Arbeitsspielraum zu erweitern. Aber da es sehr einflußreiche Kreise sind, die fordern, daß alle Reformbestrebungen totgeschlagen werden, so muß gegen dieses Ansinnen an die Regierung öffentlich Verwahrung eingelegt werden.

Diese Kreise bedienen sich für ihre taktischen Zwecke desselben Kunstgriffs wie die Sozialdemokraten; sie stellen die Sache so dar, als ob es sich in der sozialen Bewegung lediglich um einen Kampf zwischen jenen und der „bürgerlichen Gesellschaft“ handle, nur verfahren sie noch plumper, indem sie die doch jedermann bekannte wirtschaftliche Lage, aus der jener Kampf entspringt, als nicht vorhanden behandeln. Die „bürgerliche Gesellschaft,“ die mit dem Bestehenden zufrieden ist und keine Änderung will, zählt vielleicht noch nicht 100000 Köpfe, macht also vielleicht noch nicht einmal den fünfhundertsten Teil des deutschen Volkes aus. Ist es denn reiner Schwindel, wenn die Landwirte, wie erst jüngst wieder in den stürmischen Land- und Reichstagssitzungen am 28. und 29. März, behaupten, ohne augenblickliche Staatshilfe müßten sie alle mit einander bankrott werden, und wenn die Handwerker dasselbe Lied singen? Und wäre auch nur der vierte Teil dieser Klagen begründet, wäre denn das ein haltbarer Zustand? Und weiß denn jene „bürgerliche Gesellschaft“ nicht, daß die Regierung auf diese stürmischen Klagen keine andre Antwort hat als das Bekenntnis, sie wisse keinen Rat? Und muß nicht, wenn der Bevölkerungszuwachs und die Proletarisirung des Handwerker- und Bauernstandes zusammenwirken, die bereits nach vielen Millionen zählende Proletarierschar, zu deren Zügelung die in Despotenstaaten üblichen Unterdrückungsmaßregeln schon jetzt für nötig erachtet werden, ins ungemessene anschwellen? Und haben die Berliner Neuesten Nachrichten gelogen, als sie neulich meldeten, infolge der Herab-

setzung der für die körperliche Brauchbarkeit der Rekruten zu stellenden Anforderungen seien beim letzten Musterungsgeschäft viele angenommen worden, die dann im Dienst ganz untauglich befunden worden wären und wieder hätten entlassen werden müssen? Und ist es etwa nicht wahr, daß es im deutschen Reiche, u. a. auch im Königreich Sachsen, Dörfer giebt, wo unter vierzig bis fünfzig Stellungspflichtigen auch nicht ein brauchbarer gefunden wird? Wie wird da nach zehn, zwanzig Jahren unser Heer aussehen? Und von welcher Lage der untern Klassen giebt diese leibliche Verkümmerung Kunde? Der Generalanzeiger für Schleswig-Holstein, ein farbloses Blatt, schrieb in Nr. 65: Um sich von dem Elend der untern Klassen zu überzeugen, braucht man gar nicht in den Hütten der Armut herumzukriechen, man bemühe sich bloß, in Kiel die Werftarbeiter anzusehen, wenn sie zur Mittagszeit durch die Stadt eilen, um ihr Essen einzunehmen. Haben sie wenigstens satt zu essen? fragt der Verfasser. „Ganz gewiß nicht! So sehen gut genährte und gesunde Menschen nicht aus! Jeder Gutsbesitzer würde sich schämen, so schlecht genährtes Zugvieh zu haben.“ Und das sind nun weder Ochsen noch Sklaven, sondern wahlberechtigte Reichsbürger! Ist von denen Begeisterung für unsre Staatseinrichtungen zu erwarten? Und klagt nicht unsre Industrie über die ewige Depression? Und der kleine Rentner über den niedrigen Zinsfuß? Und der Großkapitalist, daß er sein Geld nirgends nutzbar anbringe? Und der Beamte, daß er mit seinem Gehalt nicht auskomme? Und ist es den Herren Professorenfressern unbekannt, daß die Kartellparteien im Reichstage die Minderheit bilden und beim allgemeinen Wahlrecht — solange die beschriebnen Verhältnisse fortdauern — niemals Mehrheit werden können? Und daß diese Minderheit, selbst wenn sie Mehrheit würde, keinen Schritt vorwärts zu thun vermöchte, weil ihre beiden Hälften, die industrielle und die agrarische, durch einen unversöhnlichen Interessenkonflikt auseinandergehalten werden? Und das soll ein Zustand sein, der aufrecht erhalten zu werden verdiente, und nicht vielmehr ein Zustand, an dessen Überwindung alle vernünftigen Leute und guten Patrioten arbeiten müssen? Diese Pflicht erfüllen nun gerade die angegriffnen Geheimräte, Pastoren und Professoren. Über die Heilmittel, die sie vorschlagen (unter denen übrigens kein einziges in dem Grade kommunistisch ist wie der Antrag Kanitz), mag man denken, wie man will, jedenfalls sind sie nicht so dumm und so roh wie der Vorschlag, auf den jener Zeitungsartikel hinausläuft, die reformfreundlichen Akademiker abzusetzen oder einzusperren und von Zeit zu Zeit ein paar tausend widerspenstige Arbeiter totzuschießen, ein Vorschlag, dessen Ausführung an der oben beschriebnen Lage gar nichts ändern würde. Dagegen würde die von den angesehensten Rechtslehrern geforderte Reform des Eigentumsrechts sehr viel ändern; denn unser Eigentumsrecht verwandelt sich mehr und mehr in ein Recht der wenigen, den vielen den Zugang zum Eigentum zu sperren; nicht von den Sozialdemokraten, sondern vom Großkapital in seinen drei Gestalten wird das Eigentum des größten Teils der Besitzenden bedroht.

Die kommunistische Idee ist das Manometer der Spannung der Besitzverhältnisse. In allen Zeiten thätig, steigt und sinkt sie mit jener Spannung. Je unvernünftiger und unhaltbarer die Besitzverteilnng wird, desto höher steigt sie natürlicherweise; um sie zum Sinken zu bringen, braucht man bloß die Besitzverteilung zu ändern. Nichts leichter, als die kommunistische Armee durch Desertion aufzulösen! Man braucht bloß ihren Mannschaften zu Besitz zu verhelfen; die Offiziere haben ja wohl schon etwas. Daß es aber unsre Besitzlosen unter den schwierigsten Verhältnissen zu einer mächtigen Parteiorganisation gebracht haben, darin liegt eine erfreuliche Bürgschaft für die Zukunft unsers Volkes. Unsre Proletarier sind unter

dem Drucke der Not und Nahrungssorge nicht schlappe Kerls geworden wie die Polen, Russen oder Hindu; sie haben sich ihre germanische Energie gewahrt; sie werden demnach Großes schaffen, sobald man ihnen den Raum dafür eröffnet, anstatt die Volkskräfte in eine Enge zu sperren, wo sie sich zerstörend gegen einander kehren müssen. Die Ratschläge befolgen, die aus der Gegend der Rheinisch-Westfälischen Zeitung stammen, das würde heißen: unser Volk und die glorreiche Zukunft unsers Vaterlandes dem Dividenden- und Rentenhunger engherziger und kurzsichtiger Plutokraten opfern.

Kurpfuscherei. Folgender kürzlich vorgekommne Fall ist einer kurzen Betrachtung wert, weil er deutlich zeigt, wie machtlos der Strafrichter gegenüber der Kurpfuscherei, diesem gefährlichsten aller Handwerke, ist.

Ein Kind unbemittelter Eltern erkrankte an einem Halsleiden. Um die Kosten für einen Arzt zu sparen, gaben die Eltern das Kind einer gewerbsmäßigen Heilkünstlerin in Behandlung. Diese entdeckte schon bei der ersten Untersuchung des Kindes weiße Flecken im Halse, erklärte aber den hierdurch beunruhigten Eltern aufs bestimmteste, daß keine Diphtheritis vorliege; es hätten sich nur kleine Stücke weißen Schleims, aus dem Magen herrührend, im Halse festgesetzt; derartige Fälle habe sie schon häufig behandelt. Als die Eltern einen Arzt herbeirufen wollten, erklärte sie das für überflüssig und riet davon ab mit dem Bemerken, der Arzt könne auch nichts weiter thun als sie. Sie verordnete nun zunächst warme Umschläge um Hals und Brust, und als dies Mittel nicht anschlug, wandte sie Massage an. Die hierauf eingetretne Verschlimmerung veranlaßte am folgenden Tage die geängstigten Eltern, doch noch einen Arzt zu rufen. Dieser stellte sofort nach der ersten Untersuchung Diphtheritis im gefährlichsten Stadium fest und erklärte, daß ärztliche Hilfe zu spät komme. Einige Stunden später starb das Kind.

Der Fall wurde bei der Staatsanwaltschaft angezeigt. Der Staatsanwalt leitete gegen die Heilkünstlerin eine Untersuchung wegen fahrlässiger Tötung ein, stellte aber bald darauf das Verfahren wieder ein, weil, wenn auch anzunehmen sei, daß das Verhalten der Beschuldigten den Tod des Kindes mit herbeigeführt habe, die Frau wegen mangelnder Einsicht nicht für fahrlässig erachtet werden könne; denn ihr geringer Bildungsgrad schließe die Annahme aus, daß sie den Erfolg ihrer Handlungsweise als möglich habe voraussehen können.

Ein solches Ergebnis muß aber doch als höchst unbefriedigend und bedenklich bezeichnet werden.

Geht man von der auch vom Staatsanwalt angenommnen Voraussetzung aus, daß die Verschlimmerung in dem Zustande des Kindes und dann dessen Tod auf die falsche Behandlung, insbesondre die Massage, zurückzuführen sei, so wird gewiß jedermann, der die Sache unbefangen und vom rein menschlichen Standpunkt betrachtet, sagen: die Heilkünstlerin trägt die Schuld an dem Tode des Kindes; sie verdient deswegen schwere Strafe. Schon dadurch, daß sie — um ihres Vorteils willen — den Eltern von der Anwendung ärztlicher Hilfe abriet und so das rechtzeitige Eingreifen eines Arztes verhinderte, hat sie eine schwere Verantwortung auf sich geladen. Dazu hat sie aber noch eine höchst gefährliche Kur, die Massage, angewandt, die die Krankheit geradezu verschlimmert, ja höchst wahrscheinlich allein den Tod des Kindes herbeigeführt hat. Ist also die Frau an dem Tode des Kindes schuldig? Jeder Laie wird die Frage bejahen und wird den Kopf schütteln, wenn ihm gesagt wird, daß fahrlässige Tötung nicht vorliege, und zwar nicht etwa, weil der ursächliche Zusammenhang zwischen der Massage und dem Tode des Kindes

nicht angenommen werden könne, sondern weil die Heilkünstlerin nicht fahrlässig gehandelt habe. Denn fahrlässig handelt nur der, der einen vorherzusehenden Erfolg durch pflichtwidrige Unvorsichtigkeit herbeiführt. Es wäre also eine notwendige Bedingung für die Strafbarkeit der Frau, daß sie imstande gewesen wäre, den von ihr herbeigeführten Erfolg, den Tod des Kindes, als möglich vorauszusehen. Die Frage, ob diese Voraussetzung zutreffe, ist von der Staatsanwaltschaft (und in einem ganz ähnlichen Falle auch vom Reichsgericht) verneint worden. Denn die Frau habe nicht genügende Bildung und Einsicht, um sich auch bei angestrengtem Nachdenken und reiflichster Überlegung sagen zu können, daß der von ihr erteilte Rat und die angewandten Kuren möglicherweise eine Lebensgefahr für das Kind mit sich bringen könnten.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob die Richtigkeit dieser Annahme im vorliegenden Falle über jeden Zweifel erhaben ist, ob also, juristisch betrachtet, die Unterlassung der Anklage wegen fahrlässiger Tötung gebilligt werden kann. Aber soviel ist gewiß: dem Laien wird eine solche Entscheidung, wenn auch Fahrlässigkeit im Sinne des Gesetzes nicht vorliegt, stets unverständlich bleiben; er wird über solche Rechtsprechung die Achseln zucken.

Es ist aber immer bedenklich, wenn die Ergebnisse der Rechtsprechung, namentlich in Strafsachen, in einem auffälligen Widerspruch zu dem gesunden Rechtsgefühl des Publikums stehen. Da entsteht doch unwillkürlich die Frage, ob auch die Rechtspflege in den richtigen Bahnen wandle. Wer trägt die Schuld daran? Meistens sind es ja die Richter, die „Juristen," denen man die Schuld in die Schuhe schiebt und den Vorwurf macht, sie klammerten sich an den Buchstaben des Gesetzes. Dieser Vorwurf mag ja auch in manchen Fällen gerechtfertigt sein; aber in den meisten Fällen trifft er nicht zu. Nicht die Richter, nicht die Rechtsprechung, sondern das Recht selbst, die Gesetzgebung verdient den Vorwurf der Mangel- und Lückenhaftigkeit. Auch hier stehen wir vor einer empfindlichen Lücke in der Gesetzgebung, da wir keine Handhabe, wenigstens keine sichere Handhabe haben, der leidigen Kurpfuscherei mit Erfolg begegnen zu können. Daß der Paragraph des Strafgesetzbuchs, der von der fahrlässigen Tötung handelt, nicht ausreicht, zeigt der vorstehende Fall zur Genüge; und sicher kommen häufig Fälle vor, wo die Frage, ob fahrlässige Tötung im Sinne des Gesetzes vorliege, nicht einmal zweifelhaft, sondern geradezu zu verneinen ist. Soll man es aber deswegen ruhig mit ansehen, wie Leben und Gesundheit vieler aufs Spiel gesetzt wird? Ist es nicht die Pflicht des Staates, hier einzugreifen?

Man entgegne nicht, daß ja niemand gezwungen sei, sich von Kurpfuschern behandeln zu lassen; jeder trage eben seine eigne Haut zu Markte. Diese Anschauung ist grundverkehrt, so häufig man ihr auch begegnet. Erfahrungsgemäß fällt gerade der Ungebildete besonders leicht den Wunderdoktoren in die Hände; die große Masse des Volks ist eben zu dumm, um sich selber vor solchem Schaden zu hüten, sie bedarf also des staatlichen Schutzes.

Warum läßt man denn nicht jeden beliebigen Menschen, der sich „Rechtskundiger" nennt, zur Ausübung der Rechtsanwaltschaft zu, sondern nur den staatlich geprüften Juristen? Weil sie von der Prozeßführung nichts verstehen und mehr Schaden als Nutzen stiften würden. Auf dem Gebiete der Heilkunde aber, wo bei weitem wichtigere Dinge auf dem Spiele stehen, kann jeder, der will, thätig sein; ob er etwas von dem menschlichen Organismus versteht oder nicht, ob er der leidenden Menschheit nützt oder schadet, ist gleichgiltig!

Zum Glück kommen Fälle wie der hier erzählte nicht allzuhäufig vor, meist

werden bei der Kurpfuscherei harmlose Mittel angewendet, die ebenso wenig schaden, wie sie nützen. Aber wenn unter zehntausend Menschenleben auch nur ein einziges der Kurpfuscherei znm Opfer fiele, so wäre das genügender Grund, dagegen einzuschreiten.

Man gestatte nur approbirten Ärzten die Ausübung der ärztlichen Praxis, verbiete zunächst bei polizeilicher Strafe jedem Laien die Kurpfuscherei und belege endlich den Übertreter dieses Verbots mit empfindlicher Freiheitsstrafe, wenn er Unheil anrichtet, und zwar unabhängig davon, ob er fähig war, den schädlichen Erfolg der von ihm angewandten Kur vorherzusehen oder nicht.

Mehr Schotten! Die Meinungen englischer Sachverständigen über wasserdichte Schotten bespricht das Märzheft des Nautical Magazine. Die berühmte alte Zeitschrift sagt, daß seit dem Untergange der Elbe überall der „unvermeidliche Ruf" (inevitable cry) nach mehr Schotten ertöne. Die Elbe hatte deren acht, während die Campania nicht weniger als sechzehn Querschotten hat, eine Zahl, die viel größer ist, als sie das englische Handelsamt und der britische Lloyd verlangen. Ein solches Schiff wird wahrscheinlich noch mit zwei oder gar in einzelnen Fällen mit drei gefüllten Abteilungen schwimmen können. Wasserdichte Thüren, die offen blieben, sind nach Zusammenstößen schon oft die Ursache eines großen Unglücks gewesen, so beim Untergange des mächtigen Schlachtschiffs Victoria und auch beim Verluste manches wertvollen Handelsdampfers. Das Mißtrauen gegen diese wasserdichten Thüren und gegen die offne Frage, ob diese Thüren auch spätestens binnen zwei Minuten nach einem Zusammenstoße stets sicher geschlossen werden, hat die Eigentümer der Schnelldampfer Paris und Newyork bewogen, diese Thüren ganz abzuschaffen. Bei diesen Schiffen sind die fünfzehn Querschotten und das große Längsschott, das jedes Schiff in zwei gleich große Hälften der Länge nach teilt, vollständig geschlossen. So konnte der Schnelldampfer Paris beim Zusammenbruch der Maschine 1890, wobei ein Leck entstand, das beide Maschinenräume füllte, schwimmen, ohne daß man ein Versagen des Thürenschließens zu befürchten brauchte. Diese Schnelldampfer sind vor sieben Jahren gebaut worden; das Fehlen der wasserdichten Thüren hat sich bei ihnen als so wenig störend für die Wohnlichkeit und Bequemlichkeit in den Schiffen erwiesen, daß schon jetzt viele Reeder ihren besten (sogenannten „erstklassigen") Passagierdampfern ganz geschlossene Querschotten geben, die unten vom Kiel bis hinauf unter das Oberdeck reichen. Und doch giebt es noch Hunderte von Passagierdampfern, die bei einem schweren Zusammenstoß in der Nähe eines Schotts nicht schwimmfähiger bleiben als die Elbe. Sir Nathaniel Barnaby, einer der bedeutendsten Schiffbaukenner Englands, sagte einmal, lange nach der Erbauung der Elbe, doch ohne an dieses Schiff dabei zu denken, daß von 4000 eisernen Schiffen nicht mehr als 400 schwimmen würden, wenn sie an irgend einer Stelle ihres Bodens ein Loch bekämen. Zwischen dem Juni 1881 und dem Februar 1883 gingen 120 eiserne Dampfer verloren, von denen nach dem Urteile der ersten englischen Schiffbauergesellschaft, der Institution of Naval Architects, kein einziger in sachgemäßer Weise durch Querschotten eingeteilt war. Jetzt werden die Schiffe ja besser gebaut, aber zu bessern ist noch sehr viel, namentlich bei den Frachtdampfern und bei den großen Segelschiffen.

Zu dem englischen Urteil wollen wir nur hinzufügen, daß die Elbe, die freilich unter den wenigen modernen Schnelldampfern einer der ältesten, langsamsten und vielleicht auch schwächsten war, ohne Zweifel zu den bessern Passagierdampfern gerechnet werden muß, die heute noch die Meere befahren. In dem letzten

Jahrzehnt, das von zufälligen großen Unglücksfällen ziemlich frei war, hat das Publikum, besonders die Yankees, die großen Reedereien zum Bau immer schnellerer Schiffe gedrängt. Vielleicht trägt das Unglück der Elbe dazu bei, daß nun der einsichtigere Teil der Reisenden auf Erhöhung der Sicherheit der Schiffe, besonders der für Passagiere bestimmten, dringt. Die Technik ist imstande, beides zu leisten, Schnelligkeit und möglichste Sicherheit; sie liefert das, was bei ihr bestellt wird.

G. W.

Irreguläre Truppen. Man darf wohl behaupten, daß es unter den deutschen Wochen- und Monatsschriften keine einzige mehr giebt, die gleich den großen Zeitungen den geistig ausgetrockneten herrschenden Parteien diente. Und da sie, mit Ausnahme der von den Sozialdemokraten neu gegründeten, auch dieser einseitig radikalen Partei nicht verfallen mögen, so bilden sie vorzugsweise das Sammelbecken der Produkte der Gedankengährung, aus der, wie wir hoffen, eine bessere Zukunft hervorgehen wird. Ungeduldige Geister, denen die ältern Organe zu bedächtig sind, machen sich in Broschüren Luft oder versuchen neue Zeitschriftengründungen. So giebt Dr. Karl Grundsky in Stuttgart Halbmonatshefte unter dem Titel: Neues Leben heraus (Verlag von E. Edele) und setzt das kühne Motto: Nicht Anerkennung, Besserung will ich! aufs Titelblatt. Die Einführungsworte offenbaren den warmherzigen und edelmütigen Weltverbesserer. In den ersten drei Heften bringt er einige ganz hübsche und gute Sachen, wie einen anonymen Aufsatz über Beethoven und einen von Ottomar Beta über die Schließung des Grundbuchs (zum Schutz der produktiven Stände vor den Bodenwucherern und Grundstückspekulanten), aber nichts, was stark genug wäre, die bestehende schlechte Welt aus den Angeln zu heben. Das vierte Heft enthält mehreres von und über Tolstoi, u. a. einen Brief des Russenapostels, worin er erklärt, die Zeit der Presse sei vorüber, die des Handelns — oder eigentlich Nichthandelns — gekommen: nicht in die Kirche gehen, den Militärdienst verweigern, keinen Zins nehmen, jede Beteiligung an der Rechtspflege verweigern u. s. w. — Interessant wegen der Persönlichkeit des Herausgebers sind A. Loserts Blätter für Sozialreform, die seit Anfang des vorigen Jahres in Salzburg erscheinen. Losert stammt, wie man aus einem Artikel der Grundskyschen Zeitschrift erfährt, aus dem österreichischen Schlesien, hat die Landwirtschaft praktisch erlernt und theoretisch studirt, hat eine Stelle als Lehrer an der Ackerbauschule Füchten in Westfalen aufgeben müssen, weil sein Darwinismus bei der streng katholischen Bevölkerung Anstoß erregte, und ist dann 1889 als landwirtschaftlicher Wanderlehrer in Salzburg angestellt, aber schon 1892 wieder entlassen worden, weil er sozialdemokratischen Tendenzen huldigte, wie die Behörde, weil er die Bauernschaft zur genossenschaftlichen Selbsthilfe gegen die Aufsaugungskraft des Geldkapitals und des Großgrundbesitzes organisiren wollte, wie der Biograph behauptet. Mit den Sozialdemokraten trat er allerdings in Verbindung, entzweite sich aber bald mit ihnen und wird seitdem von dieser Seite nicht weniger heftig angefeindet als von den klerikalen Sozialpolitikern seines Wirkungskreises. Für sein Wirken hat sich der edle Schwärmer ein engbegrenztes Ziel gesetzt, das er mit Feuereifer verfolgt: er will den § 354 des österreichischen bürgerlichen Gesetzes zu Falle bringen, wonach der Eigentümer das Recht hat, jeden andern von der Substanz und Nutzung seines Eigentums auszuschließen. Recht verstanden, fällt dieses Streben mit dem unsrer Katheder-sozialisten, wie Adolf Wagners, und mit den Lehren Iherings über das Eigentum zusammen. An sich darf jenes Ausschließungsrecht nicht angefochten werden, denn in ihm liegt eben das Wesen des

Eigentumsrechts. Aber die Gemeinschaft hat darüber zu wachen, daß nicht durch Anhäufung des Besitzes in den Händen weniger zu guterletzt die Ausschließung der Mehrzahl aller Volksgenossen von jeder Möglichkeit des Besitzes werde. Der berechtigte Kern der Bestrebungen Loserts läuft daher, wie ein Advokat in einer Polemik mit ihm richtig hervorhebt, darauf hinaus, daß die schon innerhalb der gegenwärtigen Rechtsordnung auch in Österreich anerkannte Macht der Regierung, das Eigentumsrecht der Einzelnen dort, wo es gemeinschädlich wirkt, einzuschränken, kräftiger und zweckmäßiger als bisher gehandhabt werde. Ist demnach sein Kampf gegen die Ausschreitungen des unbeschränkten Eigentumsrechts im guten Sinne sozialistisch, so ist dagegen eine Forderung, die er neuerdings erhebt, kommunistisch und verwerflich, nämlich, daß „das Maß der erforderlichen Daseinsmittel" für einen jeden festgesetzt und denen, die es durch ihren Arbeitsverdienst nicht erreichen, das Fehlende aus der Staatskasse zugezahlt werden soll. Verdienstlich wiederum ist, daß er einen allgemeinen Hilfsverein gegründet hat, dessen Satzungen von der Regierung genehmigt worden sind. Wahrscheinlich wird der Mann, der ganz vereinzelt ringt, sein Feuer verpuffen, ohne eine nachhaltige Wirkung zu erzielen. Hätte sich die Regierung seiner zur Durchführung des Programms bedient, das der Ackerbauminister Graf Falkenhayn im Abgeordnetenhause am 11. Juli 1891 entwickelt hat, und worin das Genossenschaftswesen eine hervorragende Rolle spielte, so hätte er sehr nützlich werden können. Aber der Reformeifer der Regierungen pflegt augenblicklich zu erlahmen, sobald er mit irgend einem Interesse irgend welcher Mächtigen zusammenstößt. — Aus der Broschürenflut wollen wir heute nur die kleine Schrift von A. Baltzer erwähnen: „Wer sammelt die zersplitterte Kraft unsrer Nation und lenkt sie auf einfache, klare Ziele?" Der Verfasser entwickelt darin einen Reformplan, der teilweise aus den Grenzboten stammt, in einigen Punkten aber, z. B. indem er die Verstaatlichung aller Bergwerke fordert, über unser Programm hinausgeht.

Der Antrag des Grafen Kanitz, jener naive Vorschlag einer praktischen Anwendung sozialdemokratischer Lehren zu Gunsten der besitzenden Klassen, mag ein für allemal tot sein. Die große Mühe, die man sich gegeben hat, ihn ernst zu nehmen, wird ein bleibendes Denkmal für die in unsern Tagen noch herrschende Verwirrung volkswirtschaftlicher Begriffe sein. Es geht immer wieder nach demselben Grundsatz: „Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe" oder: „Ja Bauer, das ist ganz was andres." Die Grenzboten kämpfen fort und fort gegen die Sozialdemokratie, ohne sich aber dadurch verleiten zu lassen, den sozialdemokratischen Ideen jedwede Berechtigung abzusprechen. Das genügt den großgrundbesitzenden Herren, die Grenzboten mit nicht mißzuverstehendem Nachdruck eine sozialdemokratische Zeitschrift zu nennen, während sie selbst ihren Namen unter einen Antrag setzen, der den Zweck hat, die privatkapitalistische Wirtschaft zum Vorteil der Mächtigen abzuschaffen und von Reichs wegen Kornaufspeicherung mit dem Erfolg der Brotverteuerung herbeizuführen. Kein Unbefangner wird die Voreingenommenheit des agrarischen Standpunkts übersehen und sich des Bedauerns darüber enthalten können, daß der Blick auch weitsichtiger und patriotischer Männer durch materielles Interesse getrübt wird. Es ist wahrlich ein hoch anzuschlagender Nachteil, daß aus den Reihen unsrer patriotischen Parteien immer wieder Fragen aufgeworfen werden, die Unsicherheit in unser Wirtschaftsleben hineintragen. Wenn der Vorwurf, der den Grenzboten gemacht worden ist, sich etwa nur auf das sozialdemokratisch im Gegensatz zu dem sozialaristokratisch beziehen soll, so werden die

Grenzboten die Berechtigung dieses vermeintlichen Vorwurfs mit Stolz anerkennen, im übrigen ist aber für ihren Standpunkt keine geringere Autorität als der Staatsrat eingetreten. In seiner Denkschrift über Maßnahmen zur Hebung des Getreidepreises, in der er dem Antrag Kanitz entgegentritt, heißt es gegenüber dem angeblichen Nutzen und dem auf 230 Millionen Mark für das laufende Jahr geschätzten Gewinn des Reiches wörtlich: „Hiergegen wurde erwidert, daß die Thatsache gleichwohl nicht bestritten werden könnte, daß das gesamte Erträgnis aus der Differenz des Einkaufs- und des Verkaufspreises des Reichs, welches in die Reichskasse fließe und einen nach vielen Millionen sich berechnenden Gewinn darstelle, durch die Gesamtheit der Konsumenten aufzubringen sei. Hierin liege ein gefährliches Agitationsmittel, welches der sozialdemokratischen Agitation unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht in die Hand gegeben werden dürfe."

Hier ist also die sozialdemokratische Agitation, die den Grenzboten nicht weniger wie dem Staatsrat bekämpfenswert erscheint, als eine beachtenswerte Macht bezeichnet, die man zu fürchten habe und durch deren Berücksichtigung man sich von einer Maßregel abhalten lassen müsse, die durch übermäßige Brotverteuerung den Volksmassen die Beschaffung der unentbehrlichsten Lebensmittel erschweren würde. Damit hat der Staatsrat, vielleicht ohne es zu wollen und jedenfalls mehr, als es die Grenzboten je gethan haben, anerkannt, daß die sozialdemokratische Agitation doch auch ihre sittliche Berechtigung hat, denn er hat ihr zugestanden, daß sich das Reich nicht zum Brotwucher verleiten lassen dürfe.

Litteratur

Die handliche und beliebte Textausgabe der Reichsgewerbeordnung von T. Ph. Berger ist, neu bearbeitet von dem kaiserlichen Geheimen Regierungsrat Dr. Wilhelmi, soeben in dreizehnter Auflage (Berlin, J. Guttentag) erschienen. Sie hat augenblicklich den Vorzug, daß sie das gesamte Gesetzesmaterial bringt — nichts leichtes bei der Überproduktion, die in der Gewerbegesetzgebung herrscht. Freilich wird dieser Vorzug auch bei der dreizehnten Auflage nicht lange währen, da bekanntlich eine Kommission bereits an einer neuen Abänderung der Gewerbeordnung arbeitet! Dankenswert ist die schnelle Vermittlung der am 1. April 1895 in Kraft tretenden Bestimmungen über die Sonntagsruhe nebst den vom Verfasser hierzu gegebnen knappen und treffenden Erläuterungen. Die kurzen und sachgemäßen Anmerkungen sind überhaupt ein Vorzug der Ausgabe. Bei der absichtlichen Selbstbeschränkung in dieser Beziehung sind natürlich Wünsche wegen Aufnahme dieser und jener Anmerkung nicht angebracht. Vielleicht hätten zu § 7 die Fleischhauer, zu § 10 die Erteilungen von Pferdebahnkonzessionen auf städtischen Straßen erwähnt werden können. Der Schluß der Anmerkung zu § 1 ist in seiner Allgemeinheit nicht richtig, ebenso ist zweifelhaft, ob § 152 wirklich auch auf Gehilfen und Lehrlinge im Handelsgeschäft Anwendung findet. In Bezug auf die benutzte Rechtsprechung hätten wir gewünscht, daß der Kreis etwas weiter gezogen worden wäre. Auch viele veröffentlichte landgerichtliche Entscheidungen, die in der Berufungsinstanz gegen die Urteile der Gewerbegerichte ergangen sind, und Urteile der

Straffenate der Oberlandesgerichte enthalten sehr schätzbares Material. Daß der letzte Satz des Buches mit einem grammatischen Fehler schließt, macht sich nicht hübsch.

Mein Wien. Lieder und Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. Wien, C. Gerolds Sohn

Wenn die „Modernen" ihre besten Namen nennen (wozu sie immer bereit sind), werden sie den Grafen Wickenburg schwerlich mitnennen. Er ist — was ihm allein schon die Sympathien rauben muß — ein schlichter, bescheidner Mann, hat sich lange Zeit freiwillig neben seiner Gattin in den Hintergrund gestellt, und welche Stoffe wählt er jetzt! „Tiroler Helden," wie unmodern, in der Zeit des Internationalismus noch die Tiroler und Tirolerinnen, Bauern und Bauernwirte zu besingen, die beschränkt genug waren, sich ein Dutzend Jahre lang gegen französische und bairische Freiheit zu wehren! Dafür geht das Büchlein in Tirol von Hand zu Hand, und die kräftigen volkstümlichen Weisen schüren neu den Stolz auf das Landel, das die Hofer und Speckbacher, Haspinger, Eisenstecken, die Spartaner von Gries u. s. w geboren hat, und das, wie sich 1848 und 1866 zeigte, das alte geblieben ist.

Einen ganz andern Ton schlägt der Dichter in dem neuen Hefte an. Seine meisten Leser werden durch den echten Humor in diesen Gedichten aus Wien überrascht sein. Aus jeder Strophe spricht uns die herzliche Freude an, er liebt „sein Wien" mit Art und Unart; allein er verdreht nicht verzückt die Augen dabei, wie manche dort und anderswo glaubten thun zu müssen, damit ihr Patriotismus für voll genommen werde. Ihm geht das Herz auf, wenn er an die Stadt denkt, in der Kant „ihn sicher nicht geboren, den kategorischen Imperativ," deren Bewohnern aber „die Lebenskunst, die schwierigste von allen, als Talent in den Schoß gefallen" ist, wenn er des „alten Steffel" ansichtig wird, im „wilden Prater" und im Wiener Walde von vergangnen Tagen träumt. Das ist alles so warm empfunden, daß auch, wer Wien nur als Gast kennen und lieben gelernt hat, seine Freude daran haben muß. Und nun die typischen Gestalten, die Fiaker, Deutschmeister, Kappelbuben, Fratschlerinnen, Schusterbuben, Wäschermädel u. s. w.! Da ist alles Humor, der bekanntlich die Schwächen seiner Lieblinge nicht leugnet, aber ihnen die komischen und gemütlichen Seiten abzugewinnen weiß. Hier sei nur die köstliche Schilderung des „Komfortabel, Ding, das gegen seinen eignen Namen spricht," und des Rosselenkers erwähnt, der einem Gaste, der kein Trinkgeld geben will, zuruft:

Wenn Sö nit a G'lumpet wären,
Fahretens mit Unser-An?

Und die Moral zu dieser wahren Geschichte lautet:

Mit sich selbst so grob zu werden,
Nein, das trifft der Wiener nur!

Es ist doch hübsch, daß ein Dichter unsrer Zeit noch Augen für andres hat als Elend, Liederlichkeit und Verbrechen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Das ſoziale Problem

Im Begriff, zu einer Verſammlung zu gehn, in der die Klagen des Tages, die Klagen der Landwirte, der Handwerker, des Mittelſtandes erörtert werden ſollten, kam ich an einem Spielplatze für Kinder vorbei und ſah, wie ſich ein Kampf entſponnen hatte, wer beim Ballſpiel zuerſt „oben“ ſein, d. h. den Ball zuerſt ſchlagen ſollte, und wie dieſer Kampf mit aller Liſt und Kraft geführt wurde. Die unterliegende Partei ging mit Verdruß, die ſiegende mit Freude und einer gewiſſen Überhebung an das Spiel heran. Als aber der Ball geſchlagen wurde, wurde er von einem der Unterlegnen aufgefangen, wer „oben“ war, mußte nun „unten“ ſein, die Freude auf der einen und der Verdruß auf der andern Seite war in wenigen Minuten ins Gegenteil verwandelt.

An dieſe Beobachtung mußte ich immer wieder denken während der langen, ſtürmiſchen Debatten, die ich zu hören bekam. Der Hauptredner, der zuerſt ſprach, ein alter, ehrenfeſter Politiker und Großgrundbeſitzer, behandelte die Klagen der Landwirte, die niedrigen Getreidepreiſe und die Verſtaatlichung des Getreidehandels. Er hatte vor etwas mehr als zwanzig Jahren an derſelben Stelle mit gleicher Beredſamkeit die Aufhebung der Eiſenzölle beſprochen, da die Landwirtſchaft unter den hohen Eiſenpreiſen nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege litt, aber auch die Notwendigkeit der Verkehrsverbeſſerung und Verkehrserleichterung für die Landwirtſchaft, da ſie ohne ſolche die Ausfuhr von Getreide und Vieh nicht gehörig ausnutzen könne, und hatte ſich über die bald zu erwartende Goldwährung gefreut, der England ſo manchen wirtſchaftlichen Vorſprung vor uns verdanke.

Bald darauf waren alle ſeine Wünſche in Erfüllung gegangen, aber auf einmal war „unten,“ wer vor kurzem noch „oben“ geweſen war. Das Eiſen war ſo billig geworden, wie es noch nie geweſen war, man rief nach Schutz

gegen die Einfuhr von England, Belgien u. s. w., der Spieß hatte sich auch bezüglich des Getreides schon umgedreht, und statt von Ausfuhr zu sprechen, klagte man bereits über Einfuhr und Preisdruck durch das Ausland. Die Eisenbahnbauten hatten die Löhne verteuert, und die Eisenbahnen erleichterten ebenso die Einfuhr wie die Ausfuhr.

Nun wurde nach Schutzzoll gerufen in der Landwirtschaft und in der Industrie, und der Ruf wurde erhört, trotz heftiger Gegenwehr von Konsumenten und von freihändlerisch gesinnten Männern in der Wissenschaft und in der Politik. Aber trotz Eisenzöllen wurde das Eisen billiger, trotz Getreidezöllen und ihrer mehrmaligen Erhöhung, besonders der Kornzölle, kam immermehr Zufuhr von außen, und die Preise gingen immer wieder herunter, wenn sie auch nach schlechten Ernten in den Hauptproduktionsgebieten bisweilen etwas höher waren. Nach Zollerhöhungen gingen sie nicht entsprechend hinauf und nach einer Zollermäßigung nicht entsprechend herunter, die Gesamtproduktion, die Konkurrenz regelte die Preise, nicht die Zollgesetzgebung. Und heute sind trotz aller Zölle die Preise niedriger als 1878, wo man Getreide zollfrei einführte.

Dennoch hat man noch nicht erkannt, daß man mit Zöllen und mit Verstaatlichung des Getreidehandels das soziale Problem nicht zu lösen vermag. In der Versammlung sprachen nach dem klagenden Landwirt die klagenden Handwerker, die der Gewerbefreiheit, die sie selbst oder ihre Väter ersehnt und bejubelt haben mögen, einen Stein nach dem andern in den Weg legen wollen und gern den Zunftzwang mit seinen Beschwerden aller Art wiederkehren sähen. Sie sehen nicht, daß ihrem Hauptfeind, der Fabrikindustrie, für den Massenbedarf mit Zunftzwang und Befähigungsnachweis nicht beizukommen ist, sie sehen nicht, daß die Konkurrenz, die sie sich unter einander machen, und die sie selbst noch durch Lehrlingszüchterei steigern, weit mehr verschuldet als andre Ursachen, die sie anklagen, sie sehen nicht, daß ein Teil von ihnen zu Grunde gehen muß, wenn es den andern so gut gehen soll, wie sie es wünschen und fordern.

Und zu ihnen gesellen sich die Kaufleute, die gegen Konsumvereine, Hausirhandel, Detailreisende, Bazare und Versandgeschäfte, namentlich aber gegen den „unlautern Wettbewerb“ vorgehen. Auch sie sehen nicht, wie sie sich auch ohnedies durch ihre große Zahl schon bekämpfen müssen und dadurch, daß sie trotzdem nicht nur Lehrlinge in Masse heranbilden, sondern auch neue Geschäfte, neue Läden errichten und ihre Kinder ihrem eignen Beruf zuführen. Bei andern fordern sie Beschränkung, sich selbst will keiner beschränken.

Den unlautern Wettbewerb zu beseitigen, wäre eine allgemeine Wohlthat, aber was ist unlauter? Meint man nicht etwa den unbequemen Wettbewerb und spricht nur von unlauterm? Ist nicht der Wettbewerb auch auf andern Gebieten unlauter, wo weder von privatrechtlichem, noch von strafrechtlichem

Vorgehen die Rede sein kann? Ist nicht in den höhern Berufen das Streber-tum, das Cliquenwesen, die Kriecherei, die Heuchelei, das Protektionswesen und die gegenseitige Versorgung und Lobhudelei auch unlauterer Wettbewerb? Auch hier spricht die große Konkurrenz auf allen Gebieten ein gewichtiges Wort. Ist es denn aber bei all dieser großen Konkurenz wirklich so viel schlechter geworden als früher, wo weder die Verkehrswege so vielseitig, noch der Verkehr so erleichtert war wie heute? War es, als die Berufswahl und die Berufsübung noch in Fesseln aller Art schmachtete, wirklich besser als jetzt? Haben wir nicht unendliche Fortschritte in der Kultur, im Wohlstand und in der Lebenshaltung aller, gerade in der Periode der vermehrten Frei-heit und des verbesserten Verkehrs gemacht?

Wer könnte das bestreiten wollen, ohne sich lächerlich zu machen! Wie kann man denn aber klagen, wenn es doch sichtlich im allgemeinen weit besser geworden ist als früher! Nun, gerade die Besserung ist es ja, die viele Klagen hervorgerufen hat, und zwar deshalb, weil durch die Besserung auch der Neid gewachsen ist!

Der Neid ist so alt wie die Menschheit. Schon Kains Sünde hatte den Neid zum Vater. Nicht alle haben den gleichen Anteil an der Verbesserung erhalten, und doch möchte jeder den größten haben. Gar mancher trägt aber die Schuld in sich, daß ihm statt einer Verbesserung eine Verschlechterung zu teil geworden ist, er wollte alles oder nichts, wollte mehr, als billig war, und verlor dadurch, anstatt zu gewinnen.

Nicht minder schuldig sind aber die, denen der Genuß über alles geht, die weder den Satz: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister" noch den: „Die Götter verleihen keine Güter ohne Arbeit" beherzigen.

In der Versammlung, an die sich unsre Betrachtung anschloß, sprachen sich nur klagende Landwirte, Handwerker und Kaufleute aus. Arbeiter und Fabrikanten waren nicht vertreten oder nicht zum Worte gekommen. Und doch wird in der Regel gerade die Arbeiterfrage als die soziale Frage an-gesehen, weil eine längere Zeit hindurch die soziale Frage allein durch die Arbeiter in Fluß gebracht worden war. Denn die Forderungen der Arbeiter nach Verkürzung der Arbeitszeit, nach höherm Lohn, kurz nach vermehrtem Anteil an physischen und geistigen Lebensgenüssen sind die Quintessenz der Bewegung, die sich als die sozialistische in allen Kulturstaaten vollzieht, und den Arbeitern stehen Arbeitgeber gegenüber, die thatsächlich nicht wissen, wie sie auch nur den kleinsten Teil der Forderungen erfüllen sollten. Wie die Arbeiter durch die gegenseitige Konkurrenz zum Ausharren in teilweise recht schlechter Lage gezwungen sind, so vermag auch ein großer Teil der Industriellen dem Arbeiter keinen höhern Lohn zu bieten, weil er sich nur mit Mühe und Not vor dem Unterliegen im Konkurrenzkampf zu schützen vermag.

Ein Teil der Arbeitgeber in der Industrie häuft zwar durch günstige

geographische Lage der Betriebsstätte, durch Nähe und Billigkeit des Rohmaterials, durch Verwendung von Naturkräften als Motoren Schätze auf Schätze, aber neben ihnen unterliegen andre oder kommen mindestens nur mit Sorgen und Mühen durchs Leben. Auch unter den Arbeitgebern und Arbeitern läßt der Konkurrenzkampf keinerlei gerechten Ausgleich zu. Jede Verbesserung verliert sich wieder durch die ewigen Konkurrenzkämpfe im Sande, und wie nach jedem Zollschutz für Industrie und Landwirtschaft die vermehrte Produktion die alten Übelstände aufs neue hervorruft, so wird auch jede Lohnerhöhung ausgeglichen durch vermehrte Steuern auf Lebensmittel oder sonst verteuerte Lebenshaltung. Alle Vorschläge zur Fernhaltung weiterer fremder Konkurrenz steigern den Konkurrenzkampf unter den Fachgenossen selbst, und schützende Kartelle rufen den Kampf der betroffnen Konsumenten hervor.

So erscheint jegliches Bemühen der Gesetzgebung den Klagen gegenüber, die aus den verschiednen Ständen laut werden, wie ein circulus vitiosus, denn nur ganz vorübergehend vermag durch Zollschutz und überhaupt durch Beschränkung irgend welcher Art Hilfe zu entstehen. Was dem einen nützt, schadet dem andern, und alle Forderungen erscheinen wie der Ruf an den heiligen Florian: Verschon mein Haus, zünd' andre an! Hat man mit Hilfe von Gesetzen oder Verträgen, mit Staatsprämien oder mit Verkehrsverbesserungen und -Erleichterungen die Klagen eines Produktionsgebiets, eines Standes oder eines Gewerbes beschwichtigt, sofort drängt sich so viel neue Konkurrenz heran, daß sich die Vorteile bald in Nachteile verwandeln. Und das geschieht um so mehr, wenn man sich lediglich oder hauptsächlich auf Staatshilfe verlassen hat und verläßt.

Ist der Körnerbau weniger einträglich als Kartoffel- und Zuckerrübenbau, Branntweinbrennerei und Zuckerfabrikation, so giebt man zu deren Gunsten den Betrieb auf. Aber bald kommt die Kehrseite: die übergroße Nachahmung dieses Betriebswechsels, die Klagen der Konsumenten, die Finanzminister mit ihren Steuergesetzen, und wer „oben" war, ist bald wieder „unten." Ist auch eine Industrie nur mit Zuschüssen aufrecht zu erhalten gewesen, wie z. B. die Eisenindustrie um die Mitte der siebziger Jahre, gleich kommt mit dem Zollschutz eine Vergrößerung der Produktion; denn jeder will die gute Zeit so viel als möglich ausnutzen, und so verwandelt sich sehr schnell die gute Zeit wieder in eine schlechte. Ist in irgend einem Fach der gelehrten Berufe eine kurze Zeit Mangel an Bewerbern, sofort kehrt sich das Bild um, die raschere Anstellung, der zeitigere oder bessere Erwerb lockt zu viele Bewerber heran. Wie soll man gegen derartige Zustände auch nur auf kurze Zeit mit der Gesetzgebung helfen können! Führt man Beschränkungen, Ausschließungen ein, so ist man ungerecht gegen die Ausgeschlossenen, sucht man einem einzelnen Stande mit Staatsmitteln zu helfen, so ist man es ebenfalls, und man ruft die gleiche Forderung bei andern hervor. Und wer ist denn der Staat, mit

dessen Mitteln man hilft? Neben denen, denen man hilft, stehen ja noch viel hilfsbedürftigere, denen erst recht geholfen werden muß. Bringt man die einen nach oben, so kommen die andern umso mehr nach unten, und auch sie wollen und müssen das wollen: wieder in die Höhe oder auch einmal in die Höhe. Kurz mit allen Wandlungen und Wendungen trifft man nicht den Kern der Frage. Das Problem ist und bleibt nicht nur ungelöst, nein ganz unbeachtet.

Das Problem ist: wie hält man die Konkurrenzkämpfe in Schranken, oder wie beseitigt man sie? Denn sie sind doch die Hauptursache aller sozialen Übel. Hand in Hand mit vermehrter und verbesserter Gütererzeugung geht auch die Begehrlichkeit, die Sucht, möglichst viel von diesen Gütern zu erringen. Der hieraus zu Tage tretende sittliche Mangel ist weit mehr mit den Werkzeugen der Moral als mit Paragraphen der Gesetzgebung zu beseitigen. Die soziale Frage bloß mit Gesetzen regeln zu wollen, ist ja ohnehin längst als unmöglich erkannt worden, aber ganz besonders wird es nicht gelingen, den Konkurrenzkampf im Weltverkehr damit zu besiegen, den Konkurrenzkampf, der die Ursache der Überproduktion einerseits und des Mangels andrerseits, die Ursache der Krisen und aller der Hemmnisse ist, die der Verbesserung des Loses der untern Klassen im Wege stehen. Aber ebenso wie die Kultur, die Veredlung der Sitten und Anschauungen selbst bei wilden Völkern in wenigen Geschlechtsfolgen den Kannibalismus beseitigte, oder wie man sogar teilweise ohne jeden äußern Zwang in allen Kulturländern die Sklaverei und die Leibeigenschaft zu verdrängen vermocht hat, trotz wirtschaftlicher Nachteile einzelner betroffnen, ebenso kann und muß es gelingen, auch den Konkurrenzkampf zu mäßigen und in Bahnen zu leiten, die ihn zum besten der Menschheit wirken lassen.

Wo aber muß begonnen werden, und wer muß beginnen? In den obern Schichten der Gesellschaft. Die, die sich wegen ihrer Bildung und ihres Besitzes für besser halten als die Massen, müssen zunächst bei sich Einkehr halten. Von der Begehrlichkeit der Arbeiter wird mit Entrüstung gesprochen, über die Unzufriedenheit der Unterbeamten klagt die Büreaukratie. Aber hätten denn nicht diese Klassen, wenn es überhaupt eine Berechtigung zur Begehrlichkeit gäbe, diese Berechtigung vor allen andern? Und sind denn etwa diese Stände wirklich die begehrlichsten?

Man müßte keine Augen haben, zu sehen, keine Ohren, zu hören, wenn man nicht in Wort und Schrift, in Volksversammlungen und Parlamenten weit schlimmerer Begehrlichkeit begegnete als der, die sich in den untersten, ärmsten Ständen offenbart. Das bewegliche Kapital, die Industrie wird in den landwirtschaftlichen Kreisen mit Haß und Neid verfolgt. In den Mittelständen äußert sich nicht nur der Neid auf die Reichen, nein, selbst auf scheinbar besser gestellte der eignen Klasse, nur einzelne Menschen kann man ausnehmen; überall herrscht Begehrlichkeit und Neid.

Hier kann nur erzieherisch eingewirkt werden, aber nicht mit Worten, nicht mit Lehren der Schule und der Kirche, sondern nur mit dem Beispiel. Wer Wasser predigt und Wein trinkt, kann kein Apostel der Mäßigkeit sein, und weder das gesprochne noch das geschriebne Wort, weder Poesie noch Prosa, weder Roman noch Drama kann den erzieherischen Einfluß üben, der not thut, wenn etwas gebessert und erreicht werden soll. Die geistig hochstehenden müssen vorangehen, dürfen nicht den Weg des Materialismus, den ihrer viele mit betreten haben, weiter gehen, sie müssen die unter ihnen stehenden Gebildeten mitreißen und den wohlhabenden und reichen Klassen den Weg zeigen und vorauschreiten, ehe man im Mittelstand und weiter unten Forderungen stellen kann. Von den geistigen Höhen ging der Gedanke der Befreiung jeglicher Art aus, und aus ihren Reihen stammen alle Märtyrer für geistige Befreiung und sittliche Veredlung. Sollten sich in unsern Tagen keine mehr finden lassen?

Müßten wir diese Frage verneinen, die Hoffnung aufgeben, daß aus den Höhen der Gesellschaft — nicht im landläufigen Sinne — das Beispiel erstünde, die Begehrlichkeit zu mäßigen, die Konkurrenzkämpfe zu mildern, dann müßten wir freilich die Hoffnung auf eine Fortentwicklung der Menschen zum Guten und Edeln aufgeben. Aber so pessimistisch sind wir nicht.

Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik

4. England in Nordamerika

Die drei Gruppen von Kolonien, denen die Lage im gemäßigten Klima, die Fruchtbarkeit und die Bodenschätze einen besondern Wert verleihen: die seit 1867 vereinigte Dominion von Kanada, die durch Zollgrenze und gleichgerichtete Ausdehnungspolitik verbundnen Kolonien in Südafrika und die australischen Kolonien, die eben jetzt ihre Vereinigung zu einem Commonwealth of Australia anstreben, sind wirtschaftlich und national immer die wichtigsten von allen, wenn sie auch politisch für das Mutterland dann und wann gefährlich zu werden drohen. Was ihnen die große Bedeutung für das englische Volk giebt, dessen Überfluß sie Boden und fruchtbringende Arbeitsgelegenheit bieten, gerade das macht sie zu einer Gefahr für den englischen Staat. Es sind hier Bevölkerungen herangewachsen, die nicht bloß Erzeuger und Verzehrer von Waren bleiben können, als die sie das Mutterland behandeln möchte, sondern

die, mit allen Fähigkeiten und Neigungen der englischen Rasse ausgestattet, ihre eignen Ideale von Gesellschaft und Staat verwirklichen wollen und müssen, die natürlich nicht dieselben sein und nicht in dem gleichen Niveau schweben können wie die ihrer englischen Vorfahren. Wohl wachsen da Menschen mit den Tugenden und Fehlern des Angelsachsen heran, aber auf anderm Boden und in andrer Luft nehmen ihre Gedanken eine andre Färbung an. Kolonien in diesem Klima sind nie der Entwicklung der Aristokratie günstig gewesen. Der weite Raum erzeugt Geister von schrankenlosem Optimismus und Neuerungssinn. Und endlich ist ja der Staat nicht bloß der Mensch, sondern auch der Boden. Nichts kann verhindern, daß Australiens Lage, Größe, Boden, Klima, Nachbarschaft u. s. w. eigne politische Interessen erzeugen, und zwar um so mehr, je mehr Volkszahl, Wohlstand und Bildung in ihnen und ihrer Nachbarschaft wachsen. Die Konflikte mit dem unter so ganz andern Bedingungen lebenden Mutterlande sind also in der Natur gegeben, selbst wenn sie die Menschen vermeiden wollten. Aber dazu haben diese weder Lust noch Anlaß. Die Rivalität zwischen den Staatsmännern des Mutterlandes und den Kolonien ist seit langem sprichwörtlich. Jene sind diesen zu bedächtig und geschmeidig, diese jenen zu ungebildet und zutappend. Ein Macdonald von Kanada, ein Parker von Neusüdwales, ein Rhodes vom Kap erregen immer ein geheimes Grauen, wenn sie in London auftauchen. Sie lassen sich aber von keinem Spott anfechten. Parker, der größte Politiker, den Australien hervorgebracht hat, wurde zwar als „ein alternder Orangutan von den Antipoden" — faules Bild! — lächerlich gemacht, versandte aber einen viel wirksamern Pfeil, als er bei einem Festmahl in der City erklärte, die Kolonien seien zu gut, um Leute, die man zu Hause nicht für einen Ministerposten reif erachte, als Vertreter des Mutterlandes zu empfangen. Die Bevölkerung der Kolonien im ganzen fühlt sich auch nicht selten von der Affektation einer gewissen Überlegenheit auf seiten der ältern Vettern im Mutterlande unangenehm berührt. Sie überwinden nie eine unpraktische Empfindlichkeit, womit alle jungen Gesellschaften den Tribut der Jugend für die zahllosen Vorzüge entrichten, deren sie sich erfreuen.

Diese recht unglückliche Gabe, die schlecht zu dem ebenso allgemeinen übertriebnen Selbstgefühl der Kolonisten paßt, hat in der Entfremdung der Engländer und der Yankees eine geschichtliche Rolle gespielt. Sie hat sogar ihr Denkmal in der (jungen) klassischen Litteratur Nordamerikas erhalten; Lowell hat es in dem tiefernsten und doch stellenweise ironisch schimmernden Essay On a certain condescension in foreigners geschaffen. Damit ist schon gesagt, daß sie für diese beiden der Vergangenheit angehört, was übrigens durch nichts besser bewiesen werden könnte als durch den Wunsch eines nordamerikanischen Westerlings, man möge doch auch einmal das altersstolze Herabsehen der Neuengländer auf die um einige Generationen jüngern Leute

von Ohio und Michigan so behandeln. Sobald die Nordamerikaner unter einander die Altersunterschiede bemerken, werden sie ihnen bei den Engländern nicht mehr den peinlichen Eindruck machen. Kanada gegenüber ist England sehr klug vorgegangen, indem es die Lehren seines so jäh zerrissenen Verhältnisses zu den Vereinigten Staaten mit geflissentlicher Ruhe und Rücksicht anwandte. Man hat in London nicht gezuckt, wenn in Ottawa mit dem Abfall an die Vereinigten Staaten gedroht wurde. Als (1882) im kanadischen Parlament das Mißtrauen gegen Übergriffe des Mutterlandes zur Sprache kam, rief der Marquis of Lorne dieser Vertretung der fast souveränen Kolonien zu: „Ihr habt die Macht, mit fremden Völkern Verträge zu schließen, denn ihr seid nicht die Unterthanen, sondern die Bundesgenossen eures großen Mutterlandes, das jederzeit bereit ist, mit allen Kräften eure Interessen zu wahren und zu schützen.“ In der That, was hat England von diesem riesenhaften Gebiete von Europas Größe mit seinem Senat aus 78 von der Krone ernannten Mitgliedern und seinem Haus der Gemeinen, aus 215 nach einem liberalen Zensus gewählten Vertretern, seinem von der parlamentarischen Mehrheit ganz abhängigen Ministerium, seinem obersten Gerichtshof, seinen eignen Justizgesetzen, seiner Finanz- und Zollverwaltung und seiner Landesverteidigung? Hat es in diesem kolonialen Freistaat mehr als ein Gebiet zum Abfluß für seine Übervölkerung und einen Absatz für seinen Gewerbfleiß? Und hat der Governor-General, der die Königin vertritt, mehr zu thun als zu präsidiren, zu begnadigen und mit Grazie zu repräsentiren — seit Jahrzehnten bekleiden Glieder der höchsten Aristokratie dieses Amt —, zur Not noch in den Kämpfen der rauhen, demokratisch angehauchten Kanadier zu vermitteln?

Diese Fragen hat man viele Jahre hindurch bejahen hören, wobei noch hinzugefügt wurde, daß die Einwanderung (1891: 82000) und das Bevölkerungswachstum (1881 bis 1891: 11,7 Prozent; die Gesamtbevölkerung hat fünf Millionen überschritten) die geringe Anziehung beweise, die Kanada selbst für Angelsachsen und Kelten habe, während die Gründungsurkunde der Dominion, die British-North America-Act von 1867 Handel und Verkehr den Kolonien überlassen habe, die sich seit 1881 durch Schutzzollschranken, kaum niedriger als die der Vereinigten Staaten, gegen Manchester und Birmingham abgeschlossen hätten. Auch wird auf die verhältnismäßig starke Indianerbevölkerung (über 120 000), sowie darauf hingewiesen, daß 30 Prozent der Bevölkerung Franzosen von alter Ansässigkeit seien, die in Quebec und Manitoba dicht sitzen, aus Montreal eine zu zwei Dritteln französische Stadt machen und zusammen mit 22 Prozent Irländern und 6 Prozent Deutschen die kanadische Bevölkerung sehr unenglisch gestalten.

Thatsache bleibt aber doch, daß die Dominion von Kanada samt Neufundland einen Teil des britischen Weltreichs bildet, daß sie darin eine hervorragende, wichtige Stellung, wirtschaftlich und politisch, einnimmt, und daß die

Geschichte der kanadisch-englischen Beziehungen seit dem Jahrhundert, das seit der Selbständigmachung der Vereinigten Staaten verflossen ist, voll ist von Beweisen, welch hohen Wert das Mutterland gerade auf diese Kolonie legt. Die Opfer Englands gehen in die Hunderte von Millionen. Und da stellt man nun die Beziehungen in sentimentaler Weise als die Liebe der Mutter zu ihrem übrig gebliebnen Kinde und als die Dankbarkeit dieses bevorzugten dar! Das ist lächerlich. Wir werden gleich sehen, daß beide durch massivere Klammern verbunden werden.

Zuerst noch ein Wort über unser Verhältnis zu Kanada. Die Dominion von Kanada, die das britische Nordamerika ohne Neufundland und Labrador umfaßt, ein Land annähernd so groß wie Europa, aber einstweilen nur von etwas über fünf Millionen Menschen bewohnt, wird in Deutschland noch wenig beachtet. Die Einwanderung von Deutschen ist nicht ganz klein, geschieht aber zum Teil auf dem Umwege über die Vereinigten Staaten; die Zählung von 1891 wies 27000 in Deutschland Geborne nach. Der Verkehr mit Deutschland ist stark im Wachsen, hatte aber 1892/93 erst vier Prozent des englischen erreicht, obwohl beiden dieselben Zollschranken gesetzt sind: ein Beweis, wie wenig diese den Gewohnheiten und Neigungen der englischen Kolonialbevölkerungen anhaben konnten. Deutsche Geldleute, darunter auch Glieder der hohen Aristokratie, haben nach dem Beispiel der Engländer große Landstrecken im Westen der Dominion gekauft. Erst seit einigen Jahren begegnet man in unsern Zeitungen häufiger Aufsätzen, die sich mit dem großen Lande eingehender beschäftigen. Wie es scheint, haben dazu besonders einige Handelsberichte und die Studien deutscher Volkswirtschafter über die Landwirtschaft Nordamerikas beigetragen. In sehr eingehender und gründlicher Weise hat sich Max Sering mit den Weizenländern des Westens der Dominion beschäftigt. Auch die Aussichten der kanadischen Pazifikbahn sind bei uns erörtert worden. Endlich wollen wir nicht vergessen, daß Bädeker kürzlich ein (englisches) Reisehandbuch für Kanada herausgegeben hat, das die beste kurzgefaßte, mit den neuesten Angaben und Zahlen ausgestattete Beschreibung des Landes enthält. Im ganzen ist aber unser Wissen und Interesse klein. Kanada erscheint uns ganz fern, wie im Nebel. Der „Kanadier" Seumes ist den Deutschen noch heute bekannter als alle andern Kanadier. Man wird sagen, wenn in England und Kanada viele Leute das weite Land für so unbedeutend halten, daß sie es loswerden wollen, was soll sich dann Deutschland damit abgeben? Vielleicht gelingt es, nachzuweisen, daß jene Politiker sehr kurzsichtig sind und in Deutschland nur darum mit Vorliebe zitirt werden — ich denke besonders an Goldwin Smiths seichte Artikel und Schriften über die nur in seiner Einbildung vorhandne kanadische „Frage" —, weil entsprechend kurzsichtige Zeitungsschreiber dem deutschen Publikum angenehm zu sein glauben, wenn sie ihm das englische Weltreich im Zerfall, England von seiner Höhe

herabsteigend, Deutschland als von dieser Seite her völlig unbedroht darstellen. Vielleicht ist es sogar nicht allzuschwer, bei einsichtigen Deutschen die Überzeugung zu erwecken, daß die Dominion von Kanada für sie mindestens ebenso wichtig sei oder werden könne wie Mexiko oder Argentinien, mit denen man sich viel eingehender befaßt.

Für die englische Weltpolitik ist Kanada in erster Linie das Verbindungsglied zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean. Der darin liegende Wert ist unschätzbar, wenn auch noch lange nicht ganz entfaltet. In England und Kanada hat man ihn erkannt. Die Erbauung der russisch-sibirischen Pazifikbahn öffnet den Stillen Ozean von Westen, die des Nikaraguakanals von Osten her, aber das eine Thor wird ebenso gewiß unter russischer wie das andre unter nordamerikanischer Kontrolle stehen. Die kanadische Pazifikbahn bildet einen besondern, ganz in englischen Händen und auf englischem Boden liegenden Weg nach demselben größten Ozean, von dem ein amerikanischer Staatsmann einst sagte, er werde sich als das Mittelmeer der Zukunft erweisen, d. h. als das Meer, auf dessen Gestaden und Inseln eine spätere, größere Weltgeschichte ihren Schauplatz finden werde. Solange Kanada englisch ist, hat England von den vorzüglichen Häfen Britisch-Kolumbias und der Vankouverinsel seinen Weg offen zum nördlichen Stillen Ozean, während es im südlichen Alleinherrscherin durch den Besitz Australiens, Neuseelands und der besten Archipele der großen pazifischen „Inselwolke" ist. Mit sechs bis sieben Tagen Schiffahrt schafft es Soldaten und Kriegsmaterial nach Halifax und Quebek, über die kanadische Pazifikbahn bringt sie sie in weitern sieben Tagen an das Ufer des Stillen Ozeans, wo eine wachsende Flotte großer, subventionirte Handelsdampfer, zur Armirung eingerichtet, bereit ist, die drei pazifischen Geschwader, das westamerikanische, das chinesische und das australische, zu verstärken. So begreift man den Wert, den England auf Kanada legt. Die pazifische Episode der Weltgeschichte bereitet sich deutlich vor. Die Alleinherrschaft, die England im Stillen Ozean fast unangefochten in dem ganzen Jahrhundert seit Cooks großen Entdeckungen ausgeübt hat, ist damit unwiderbringlich vorüber. 1847 sind die Vereinigten Staaten nach Kalifornien, 1857 Rußland an den Amur und Ussuri vorgerückt, Japan hat sich in aller Stille zu einer pazifischen Seemacht entwickelt. Sogar Frankreich und Deutschland sind im Stillen Ozean erschienen. Es handelt sich nun für England vor allem darum, seinen Weg zu diesem Meere der Zukunft frei zu haben und die Maschen seines Netzes zu vervollständigen. Von welcher Lebensbedeutung gerade dieser für das Weltreich ist, haben wir in dem zweiten dieser Aufsätze (Heft 5) nachgewiesen. Kanadas Wert als atlantisch-pazifische Schwelle steigt aber besonders für England mit jedem Jahre, das uns der Verwirklichung eines interozeanischen Kanals unter der längst unvermeidlich gewordnen Aufsicht der Vereinigten Staaten näherführt.

Die Stellung Kanadas zu den Vereinigten Staaten ist der zweite Punkt, der uns fesselt. Die beiden Länder halbiren Nordamerika, und sie grenzen in der kontinentalen Ausdehnung von 5610 Kilometern an einander. Von allen nähern und fernern Nachbarn ist den Vereinigten Staaten keiner so nahegerückt, mit keinem beschäftigen sie sich soviel. Schon die wirtschaftlichen Beziehungen fordern dazu auf. Nur Westindien und Brasilien haben unter den amerikanischen Ländern einen größern Handelsumsatz mit den Vereinigten Staaten, an Tonnengehalt der in ihren Häfen verkehrenden Schiffe steht Britisch-Nordamerika selbst England voran. Seit 1821 sind über 1200000 Kanadier nach den Vereinigten Staaten eingewandert. Das große Verkehrsgebiet der Seen und des St. Lorenzstroms, von dem Kanada der weniger günstige kleinere und nördlichere Teil zugefallen ist, verbindet beide. Dazu kommt die Ähnlichkeit der Natur und der Abstammung der Mehrheit der Bevölkerung diesseits und jenseits der Grenze, die man als die Ursache vieler Gemeinsamkeiten erst recht begreift, wenn man sie in Gegensatz stellt zu der natürlichen und geschichtlichen Kluft zwischen Nordamerika und Mexiko. Endlich kommen die latenten unausgeglichnen Streitfragen über die Neufundlandfischerei, den Robbenschlag im Beringsmeer und eine ganze Anzahl brenzlicher Grenzpunkte hinzu. Das alles hat England in der Hand und übt damit den einzigen starken Einfluß aus, den es neben dem der Vereinigten Staaten in Nordamerika giebt — Rußland ist ja schon 1867 für ein Lumpengeld, 7,2 Millionen Dollars, hinausgekauft worden —, ja den einzigen europäischen in Amerika, den man noch als nennenswert ansehen kann. Darin liegt viel mehr, als sich die Kramladenpolitiker, die die Abtretung Kanadas als etwas ganz einfaches, notwendiges behandelten, träumen ließen.

So begreift man denn auch, daß die Haltung der Vereinigten Staaten gegenüber Kanada von dem Gedanken erfüllt ist, es sei für die Dominion Zeit, ein amerikanisches Land auch im politischen Sinne, statt Anhängsel einer europäischen Macht zu sein; die Bande, die sie noch an das Mutterland knüpfen, seien die des Gefühls und der finanziellen Abhängigkeit des Schuldners außer denen des bestehenden politischen Zusammenhangs, sie könnten nicht hindern, daß das amerikanische Land zu andern Ländern des Erdteils die durch die Lage gebotene engere Verbindung eingehe; Texas sei eine vorübergehende Form amerikanischer Einwanderung, Kolonisation und Organisation gewesen, so könne Kanada in dem Rahmen einer größern Dauer und als Erzeugnis selbständigerer Entwicklung aufgefaßt werden. Aber dieser Vergleich hinkt. Es ist weniger Gewicht darauf zu legen, daß die südöstlichen Grenzgebiete Kanadas teilweise schon seit Jahren rascher fortgeschritten sind als die angrenzenden Neuenglandstaaten. Wichtiger ist, daß die kanadische Entwicklung überhaupt etwas für sich ist und so verstanden werden will. Kanada ist ein Ast am angelsächsischen, nicht am amerikanischen Stamme und hat ganz besondre Wachstumsbedin-

gungen. Wenn Kanada Zeit behält, was es bei seinem langsamern Tempo braucht, so wird es trotz der Nähe der Vereinigten Staaten ein ganz andres Volk in selbständigen Formen bilden, und das gerade ist es, was die Politiker der Vereinigten Staaten nicht wollen. Das starke französische Element, das eine sehr starke natürliche Vermehrung zeigt und überhaupt eine der kräftigsten Rassen Nordamerikas, kirchlich und durch den geschichtlichen Zusammenhang, auch durch Privilegien und Stiftungen gefestigt ist, das Vorwiegen der nordbritischen und irischen und einer starken deutschen und skandinavisch-isländischen Zuwanderung, die geringe Zahl der Neger und Chinesen, die mildere, gesetzlichere, mehr absorbirende als zerstörende Indianerpolitik schaffen neben den natürlichen Eigenschaften des Landes eine ganz andre Grundlage, die die Auffassung der Politiker Lügen straft, Kanada sei zu nichts anderm bestimmt, als die Vereinigten Staaten im Norden abzurunden. Die politische Form Kanadas weicht von der der Vereinigten Staaten in einigen wichtigen Punkten ab, die 1867 mit Bewußtsein festgehalten worden sind. Der Mangel der Wahlbüreaukratie und der Wechsel der Minister, die Sitze in der Vertretung haben, je nach deren Abstimmung, sind Vorzüge dieses politischen Körpers, die selbst von Kanadiern nicht verkannt werden, bei denen die Klage über die unfreundliche Haltung Kanadas gegenüber den Vereinigten Staaten zur Parteisache geworden ist. Die Korruption bis ins Mark, die den jugendlichen Volkskörper der Vereinigten Staaten zerrüttet und seine Seele vergiftet, ist in Kanada viel weniger tief eingedrungen. Montreal und Toronto sind zwar immer gern von flüchtigen politischen Schwindlern der Vereinigten Staaten aufgesucht worden, und die Infektion ist gerade von da aus zu verfolgen gewesen, aber in der verhältnismäßigen Reinlichkeit des politischen Lebens der Kanadier bewahrheitet es sich, daß sie immer noch mehr englisch als amerikanisch sind.

Die Sympathien der Kanadier für die Vereinigten Staaten haben mit der Entwicklung des Landes nicht Schritt gehalten. Sie sind größer gewesen, als Kanada isolirter und ärmer war. Sie verblaßten in dem Maße, als es dem großen Nachbarlande näher und zugleich in den großen Verkehr trat. Die Kündigung des für Kanada günstigen Handelsvertrags von 1854 im Jahre 1866 beschleunigte die Vereinigung der kanadischen Gebiete zur Dominion, die im folgenden Jahre vollzogen wurde, und bezeichnet den Beginn einer Ära größerer und schnellerer wirtschaftlicher Entwicklung, die nach einer rasch verwundnen Übergangszeit wirklich folgte. Die große Kapitalmacht Englands, die sich dabei kühn und billig zeigte, hat damals Sympathien auf dem sterilsten Boden angesäet. Die Förderung des innern Verkehrs wurde von Anfang an als eine Hauptaufgabe des neuen Bundes bezeichnet. Man erkannte endlich, daß, wenn, wie sich der Marquis von Lorne ausdrückte, der kanadische Mantel einen Rock mit Streifen und Sternen — den stars und stripes der Flagge der Vereinigten Staaten — bedeckte, die Schwierigkeiten des Verkehrs und die

nicht mit vollem Recht ihnen allein zugeschriebne Langsamkeit der Entwicklung Kanadas den Hauptgrund bildeten. Seitdem 1876 die interkoloniale Eisenbahn Quebek-Halifax eröffnet wurde, der 1886 die Canadian Pacific folgte, traten kanadische Linien in Wettbewerbung mit amerikanischen, die durch die Gesetzgebung und die gesellschaftlichen Mißstände der Vereinigten Staaten ihnen oft leichter gemacht worden ist. Erst von da an wurde die Phrase wahr, daß sich an der langen Linie der kanadischen Grenze die mächtige Welle des Handels der Vereinigten Staaten breche und in sich zurückrolle. Seitdem hört man auch öfter als sonst über die lästige Nordostgrenze klagen, über die der große natürliche Weg des nordöstlichen Nordamerikas, der St. Lorenz, durch das Naturthor der schönsten Bucht Nordamerikas in den Ozean mündet.

Es ist längst nicht mehr wahr, daß Kanada nur Vorteile aus der Verbindung mit den Vereinigten Staaten hoffe. Gerade dem ihm verwandtesten Neuengland, von dem es die schärfste Wettbewerbung zu fürchten hat, würde es Nutzen bringen. Diesem alten, erschöpften Nordosten der Vereinigten Staaten würde Kanada unberührte Wälder und Felder und der von den Mittel- und Südstaaten her bedrängten Industrie Neuenglands ein neues Absatzgebiet zuführen, es würde aber als Acker- und Waldland von dem Eintritt in die Schutzgemeinschaft selber viel weniger Vorteil haben. Wie so oft, stehen sich diese nächsten Gebiete am fremdesten gegenüber. Die Provinz Quebek, einst Unterkanada, mit ihrer starken französischen Bevölkerung und einer mächtigen katholischen Kirche — die Bevölkerung Kanadas ist überhaupt zu mehr als zwei Fünfteilen katholisch —, die sich alte Privilegien bewahrt hat, würde eine solche Verbindung aus nationalen Gründen ablehnen und könnte wohl nach dem Ausdruck eines neuengländischen Politikers „das Irland der Union“ werden. Der französische Kanadier ist schon seinem englischen Landsmann nicht verständlich, geschweige dem Angloamerikaner, der ihn wegen seiner starken Zunahme und seines nationalen und kirchlichen Zusammenhalts schon als Einwandrer nicht liebt. Übrigens haben diese als unwissend, eigensinnig-konservativ und abgeschlossen verschrieenen Kanadier große Erfolge als Kolonisten in Manitoba, wo sich ein westlicher Mittelpunkt ihrer Ausbreitung bildet.

Den Phrasen der Broschürenschreiber, die das Aufgehen Kanadas in den Vereinigten Staaten ohne weiteres als Notwendigkeit voraussetzen und den Namen Britisch-Nordamerika eine hohle Prahlerei nennen, steht endlich der Gesamtcharakter der Bevölkerung gegenüber, mit dem nicht so mechanisch zu rechnen ist. Und in diesem sind die englischen Züge viel treuer bewahrt als selbst im neuengländischen. Die Grundursache der Eigenart Kanadas liegt gerade in seinem engen Anschluß an England. Nie hat eine durch ein breites Meer getrennte Kolonie das Leben ihres Mutterlandes so mitgelebt. Das Volk, das sich in nächster Nähe der ganz anders entwickelten selbständigern Vereinigten Staaten seinen besondern Charakter bewahrt hat, wird das in noch größerm

Maße auch gegenüber den Zuwandernden können, die von diesem ausgesprochnen Typus, wie die Erfahrung lehrt, angezogen und beherrscht werden. Es ist, als ob der Geist der Loyalists von 1783, die England treu blieben, als Neuengland die Fahne des Aufstandes entfaltete, und nach dem zweiten Pariser Vertrag zu zehntausenden aus Neuengland einwanderten, in den Kanadiern von heute fortlebte. Es ist ja nicht bloß Tugend, es ist auch Notwendigkeit, was die Bewohner des um 1776 noch so dünn bevölkerten, rauhen, an Anziehungskräften armen Nordlandes, dessen Hilfsquellen noch so wenig ausgenutzt, ja großenteils nicht bekannt waren, enger an England fesselte. Mit der eignen Entwicklung hat sich auch ohne Zweifel diese Abhängigkeit, ein Jugendmerkmal werdender Völker, gelockert. Aber sie hat selbst in den Körpern der Kanadier und äußerlich noch mehr in denen der Kanadierinnen ihren Ausdruck gefunden, die den aus Neuengland oder Newyork kommenden Beobachter ganz europäisch, d. h. hauptsächlich angelsächsisch anmutet. Die blühende Gesundheit der Frauen und Mädchen überrascht geradezu, wenn man sich längere Zeit unter den zwar sehr oft feinen und schönen, aber überfeinerten, der Kraft und der Farbe verlustig gegangnen Amerikanerinnen der Vereinigten Staaten bewegt hat. Ob es das rauhe Klima mit seinen mit echt englischer Hingebung betriebnen Wintersports und der Mangel der entnervenden heißfeuchten Sommer südlich von 45 Grad nördlicher Breite oder der geringere Betrag irischer Mischung oder überhaupt die selbständigere Entwicklung bei verhältnismäßig geringerer Einwanderung ist, die da wirkt — von der 1891 gezählten Bevölkerung waren 86,5 Prozent in Kanada geboren —: die Kanadier sind eine kräftigere Rasse als die Yankees.

Zwar werden sie von diesen als langsam, ohne Kühnheit, am Hergebrachten hängend bezeichnet, und ohne Zweifel schritt man südlich vom St. Lorenzstrom und vom Eriesee viel rascher fort als im Norden, dafür hat man aber mit Übeln zu thun, die wie die Krankheiten eines Frühreifen sind. Wenn Kanada den 60 Millionen Bewohnern der Union nur 5 Millionen entgegenzustellen hat, so weist es dafür einen größern und stetigern Geburtenüberschuß auf. Und wenn es nicht eine so eigentümliche, glänzende Entwicklung durchgemacht hat, haben seine Geschäftsleute mehr Solidität, seine Beamten mehr Ehrlichkeit und seine politischen Einrichtungen mehr Dauerhaftigkeit bewahrt. Die Korruption konnte in Kanada schon wegen der viel regern Teilnahme der bessern Klassen an der Politik nicht so um sich greifen. Auch hier zeigt sich einer der guten Einflüsse der engern Verbindung dieser Kolonie mit ihrem Mutterlande, als deren Träger der fast ununterbrochen mit ausgezeichneten Vertretern Englands, Aristokraten der Geburt und des Geistes, wie Dufferin und Marquis of Lorne, besetzte Posten des Generalgouverneurs mit seinem „Hof“ eine, trotz des demokratischen Zuges, einflußreiche Rolle spielt.

Wenn man sich in England manchmal nervös gezeigt hat über die Un-

möglichkeit, die riesig lange kanadische Grenze gegen eine Invasion von den Vereinigten Staaten her zu schützen — im besten Falle würde das Nordostgeschwader des Atlantischen Ozeans einen Druck auf die atlantischen Hafenplätze üben können, die großenteils schlecht geschützt sind —, so kann man mit um so größerer Befriedigung auf die moralische Befestigung der Stellung Englands in Nordamerika blicken, die das Ergebnis einer klugen, freien und freigebigen, nachgiebigen, aber zähen Politik ist. In der Form ist sehr viel aufgegeben, die Sache aber ist festgehalten. Der Erfolg ist bewundernswürdig. Hier ist die einzige starke, thatsächliche Verneinung des Anspruchs der Vereinigten Staaten auf die praktische Alleinherrschaft in der neuen Welt. Darin liegt etwas weltgeschichtlich Bedeutendes, das sich zum großen Verdruß der Yankees in der Nichtteilnahme Kanadas an dem fruchtlosen panamerikanischen Kongreß von 1889/90 auch formell kundgegeben hat. Kanada würde, auch wenn es in die Union einträte, mit jedem Jahre weniger als ein unreifes und anspruchsloses junges Staatsgebilde in dem Bunde der Vereinigten Staaten erscheinen. Die dichtbevölkerten Provinzen Quebek und Ontario würden mindestens fünf neue Staaten bilden, die übrigen Gebiete würden fünf weitere hinzufügen, und mit ihnen würden die jetzt mehr von Indianern als Weißen bevölkerten weiten Nordwestgebiete hinzukommen. Kanada wächst als eine lebendige Kritik der einst für unübertrefflich gehaltenen demokratischen Einrichtungen neben der stolzen Republik heran. Es ist nicht sicher, ob das Band der Union fest genug wäre, ein so eigenartiges Bündel in dem ohnehin schon disparaten Bunde festzuhalten. Und damit schwindet die Annexionslust immer mehr zusammen. Feniereinfälle von dem Gebiete der Vereinigten Staaten aus, wie sie Mitte der sechziger Jahre Kanada und England in Unruhe versetzten, wären schon heute unmöglich.

Wenn wir Deutschen mit offnen Augen dieses merkwürdige Verhältnis zweier weit auseinandergegangnen Zweige des angelsächsischen Stammes betrachten, können wir daraus Lehren ziehen für die Beurteilung des Standes und Ganges der englischen Weltpolitik. Wir sehen auf beiden Seiten große staatenbildende Fähigkeiten wirksam, die in dem Geist und in der Geschichte des englischen Volkes wurzeln. Sie können sich zeitweilig einander entgegenstreben, wirken aber doch beide auf das höhere Ziel der Ausbreitung und Geltung der angelsächsischen Rasse hin. Der Schätzung wert scheint uns aber vor allem der große Zug der englischen Kolonialpolitik in Kanada, der sich durch Äußerliches und Vorübergehendes weder imponiren noch ärgern läßt, sondern still und stetig nur das Wesen seiner Machtstellung in Nordamerika festhält und darin einen der beachtenswertesten Erfolge dieser Politik gesichert hat.

Knabenerziehung und Knabenunterricht
im alten Hellas

Von Gustav Benseler

Ein Aufsatz, der zeigt, welche Schulen die athenischen und dann überhaupt die griechischen Knaben besuchten, wer ihre Lehrer waren, worin sie unterrichtet wurden und was sie lernten, darf gegenwärtig wohl um so eher auf Leser rechnen, je mehr gerade jetzt Fragen, die Unterricht und Erziehung betreffen, das Interesse weiterer und nicht bloß fachmännischer Kreise erregen. Dann gilt aber auch auf diesem Gebiete, wie auf so vielen andern, die nicht immer genug beachtete Erfahrung, daß die Kenntnis des Vergangnen und der geschichtlichen Entwicklung das beste Mittel ist, Gegenwärtiges besonnen und sachgemäß zu beurteilen und bei Reformversuchen in dem Gebiete des Erreichbaren und, weil einst Gewesenen, so auch Möglichen zu bleiben. Wer wie der spartanische König Agesilaos auf die Frage: was nach seiner Ansicht Knaben lernen sollten, antwortet, was sie als Männer brauchen können, der muß auch für unsre deutsche Jugend einen Unterricht nach dem Grundsatze wünschen, daß unsre Jugend fürs Leben lerne, nicht für die Schule, d. h. einen Unterricht nach ähnlichen Grundsätzen erhalte, wie sie die hellenische Erziehung geleitet haben. Und wem, wie so vielen der Besten unsrer Zeit, eine gedeihliche und befriedigende Ausgestaltung des Schulwesens Herzenssache ist, der folgt auch darin nur dem Vorbilde der beiden größten Denker des griechischen Altertums; denn Plato wie Aristoteles stellt eine angemessene richtige Erziehung der Jugend als die unentbehrliche Grundlage hin, auf der allein ein vollkommnes Staatswesen aufgebaut werden könne. „Die Erziehung der Jugend bildet den Anfang jedes Staates," hatten schon die Pythagoreer gelehrt.

Begleiten wir zunächst einmal einen athenischen Knaben durch sein Schulleben bis zu seiner Aufnahme in die Bürgerschaft. Aufgewachsen ist er unter den Augen des Vaters, unter der Zucht der Mutter. Eine Amme und eine Pflegerin haben seine Phantasie vielleicht mehr, als ihm zuträglich war, mit Mythen und Märchen, äsopischen und andern Fabeln, aber auch mit Spuk- und Gespenstergeschichten erregt. Umgeben von einer Sklavendienerschaft, deren

Umgang ihm sicher geschadet hat, wenn nicht Vater und Mutter, wie es Aristoteles später ausdrücklich fordert, den Verkehr mit ihr möglichst beschränkt haben, hat unser kleiner Athener so sein siebentes Jahr und damit das Alter erreicht, wo die Knaben nach allgemeiner griechischer Sitte in die Schule geschickt wurden. Denn von Privatunterricht im Hause, wie er in Rom vielfach beliebt war, wurde in Hellas in der Regel abgesehen: „die Knaben sollten gleich von Anfang an mit einander aufwachsen und verkehren." Ziehen wir die früh eintretende Reife südländischer Knaben in Betracht, so erscheint der Schulanfang spät; gleichwohl warnt Aristoteles vor einer frühern Anspannung der Körper- und Geisteskraft, und Plato fordert sogar, daß der geistige Unterricht erst mit dem zehnten Jahre nach mehrjährigem Betrieb von Leibesübungen beginne.*)

Aber noch in andrer Beziehung ist das siebente Lebensjahr für den kleinen Athener von Bedeutung. Jetzt gewöhnlich erhält er nämlich vom Vater einen aus der Dienerschaft zugewiesen, der ihn von nun an, so oft er das Elternhaus verläßt, als sogenannter Knabenführer, *παιδαγωγός*, bis zum zwanzigsten Jahre wie sein Schatten begleitet. Barbarischer Abkunft, der griechischen Sprache oft nicht völlig mächtig und zuweilen bloß deshalb zu diesem Amte gewählt, weil er für andre Geschäfte wegen Alters, körperlicher Gebrechen, ja selbst moralischer Schwächen, wie Trunksucht, untauglich erscheint, geleitet der Pädagog den jungen Herrensohn täglich in die Schule. Dort wartet er in einem Wartezimmer oder im Klassenzimmer auf einem besondern für diese Leute bestimmten Platze und bringt den Knaben wieder nach Hause, indem er hinter ihm hergeht, ihm die Kithara oder die Bücherrolle und das Schreibheft oder Schabeisen und Ball nachträgt. Dabei achtet er darauf, daß der Knabe auf der Straße, wie es die alte athenische Sitte vorschreibt, die Augen zu Boden schlägt, den Kopf nicht wendet, die Hände unter dem mantelartigen Oberkleid eingehüllt hält und ruhig und gemessen seines Weges geht. Daheim aber giebt er Acht, daß sich sein Pflegling nicht überißt, beim Essen nur die rechte Hand und je nach dem Gerichte nur bestimmte Finger zum Zulangen braucht — Gabeln sind bekanntlich erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Venedig aufgekommen —, daß er mit der Linken das Brot hält, seine Kleider richtig anzieht und sich ja nicht etwa angewöhnt, mit übereinandergeschlagnen Beinen dazusitzen; denn das galt selbst für Erwachsene für unanständig. Gehorchte der Knabe nicht, so hatte der Pädagog nicht bloß das Recht, ihn zu schlagen, sondern er pflegte von diesem Recht einen so ausgiebigen Gebrauch zu machen, daß Ohrfeige und Pädagog im Geiste des Griechen etwa eine ähnliche Gedankenverbindung eingegangen waren wie Bakel und Schulmeister bei unsern

*) In solcher Weise ist bekanntlich Alexander von Humboldt erzogen worden, der bis zum zehnten Jahre nicht viel mehr als reiten gelernt hatte!

Voreltern. War dann freilich der Knabe zum Jüngling herangewachsen, so kam es wohl vor, daß der junge Herr seinerseits handgreiflich wurde oder doch wenigstens die wohlgemeinten Vorstellungen des alten Pädagogen mit den Worten abschnitt: „Bin ich dein, oder bist du mein Sklave? Schweig und folge mir!“

Überhaupt mögen die bedenklichen Seiten dieser mit Ausnahme Spartas in ganz Hellas bestehenden Einrichtung sich um so fühlbarer gemacht haben, je lockerer allmählich die anfangs strenge Kinderzucht wurde. Die Pädagogen, die in der alten Tragödie, in den Stücken des Sophokles und des Euripides auftreten, werden als treue, ihrer Herrschaft bis zur Aufopferung ergebne und ihres Vertrauens würdige Alte dargestellt. Hatten sie doch in Athen in Konnidas, dem mythischen Pädagogen des Theseus, eine Art Schutzheiligen, einen Heros, dem alljährlich ein feierliches Widderopfer dargebracht wurde, und in Sikinnys, dem bekannten Pädagogen der Kinder des Themistokles, einen Vertreter gehabt, der ihrem Stande zu hoher Ehre gereicht hatte. Welch andres Gesicht zeigt aber jener Pädagog in einer attischen Komödie des dritten Jahrhunderts, den der entrüstete Vater anfährt:

Heilloser Wicht, den Sohn, den ich dir übergeben,
Hast du verderbt, verführt zu sittenlosem Leben;
Was sonst er nie gethan, er zecht jetzt schon am Morgen.

Da war es denn kein Wunder, wenn der alt gewordne Pädagog schließlich als Pförtner ein dürftiges Gnadenbrot aß, während es noch zu Demosthenes Zeit in guten Bürgerhäusern Athens Brauch war, ihn ebenso wie die Amme im Alter anständig zu versorgen.

Wir kommen nun zu den Schulen, und zwar zu den zwei Schulen, die die Knaben vom siebenten Jahre an besuchten. Das hellenische Erziehungsideal ist die Kalokagathia, die gleichmäßige körperliche und sittliche Tüchtigkeit. Darin aber sind alle, die in Hellas über Erziehung gesprochen, geschrieben und Gesetze gegeben haben, von Plato und Aristoteles bis zu Plutarch und Lukian herab, einig, daß dieses Ideal nur dann erreicht werden könne, wenn Geist und Körper als ganz gleichwertige Gegenstände der erzieherischen Thätigkeit betrachtet werden und auf die Ausbildung beider die gleiche Sorge und vor allem die gleiche Zeit verwendet wird. Denn „zu allem, was Menschen betreiben, ist der Körper sehr nützlich,“ sagt Sokrates bei Xenophon, und bei Lukian stellt Solon als Ziel der atheniischen Jugenderziehung hin, „daß sie Bürger bilde mit tüchtigem Geiste und kräftigem Leibe.“

So hatte denn frühzeitig jede griechische Stadt Anstalten für die körperliche Ausbildung der Knaben, sogenannte Palästren, d. i. Ring- oder Turnschulen, und daneben als Stätten des geistigen Unterrichts die Didaskaleia, die Schulen mehr in unserm Sinne. Beide besuchte der Knabe gleichmäßig, bis er an die Schwelle des Jünglingsalters gelangt war. In der Palästra

führte der Pädotribe oder Turnmeister ein strenges Regiment. In den bildlichen Darstellungen, wo er die Übungen beaufsichtigend dasteht, hat er meist die Rute oder die Peitsche als Abzeichen seines Amtes. Außer Lehrgeschick verlangte man von ihm besonders gewisse Kenntnisse in Diät und Körperpflege, damit er seine Aufgabe, die Knaben „an Leib schön und stark zu machen," auch wirklich erfüllen könnte. Daher wird er bei Plato auch meist mit dem Arzte, seine Kunst mit der des Arztes verglichen. Namentlich in Athen fehlte es zu Pindars wie zu Platos Zeit nie an tüchtigen Lehrern dieser Kunst. Ihre Stellung war ursprünglich sogar angesehener, ihre Bezahlung höher als die der Lehrer der Didaskaleia; später, seit der makedonischen Zeit, stehen beide Klassen etwa gleich.

Wie alles in Griechenland, so hatte auch die Palästra eine religiöse Weihe: sie stand unter dem Schutze des Hermes als des Gottes der Gymnastik. Sein Bild bekränzten die Knaben mit Blumen; auf seinem Opferaltar brachte der Pädotribe mit einem der Knaben, den seine Kameraden zum Opfervollzieher gewählt hatten, ihm Opfer dar. Besonders geschah das an dem der Palästra eigentümlichen Feste der Hermäen, in das uns Platos „Lysis" versetzt. Da findet Sokrates nach seinem Eintritt in den von einer Mauer umschlossenen Hof, nachdem die eigentliche Festfeier bereits vorüber ist, die Knaben bekränzt und in Festkleidung teils im Hofe, teils im Kleiderzimmer. Ein Teil spielt hier mit Würfeln, die andern sehen ihren spielenden Genossen zu. In solchen Ringschulen, sowie in den teils bedeckten, teils offnen Bahnen für Laufübungen (δρόμοι) und auf Übungsplätzen oder in Übungshallen für Speerwurf und Bogenschießen legten die Knaben, mit den Jahren von leichtern zu schwerern Übungen fortschreitend, den Grund zu einer Fertigkeit in Leibesübungen aller Art, wie sie jetzt annähernd nur in gewissen höhern Schulen Englands, den sogenannten public schools, erreicht wird; eine Fertigkeit, die sie dann an den öffentlichen Festen ihrer Vaterstadt vor den Augen der gesamten Bürgerschaft in gegenseitigem Wetteifer und Wettkampf erprobten. Hier lernten sie den Weitsprung, übten den einfachen, den Doppel-, den Dauer- und den Waffenlauf, warfen den Diskos, lernten kunstgerecht boxen, schleuderten Speere und wurden vor allem in der Ringkunst, die in hohem Ansehen stand, ausgebildet; übten sich doch selbst ältere Männer wie Sokrates noch alltäglich im Ringen. Planmäßig gewöhnte dabei der Pädotribe die Knaben an das Ertragen der heißen südlichen Sonnenstrahlen und jeder Unbill des Wetters. Das Einreiben des entblößten Leibes mit Öl und das darauffolgende Einstäuben mit feinem Sande, das der Ringübung vorausging, erzeugte jene feste, straffe, bronzefarbene Haut und jene gesunde bräunliche Gesichtsfarbe, in deren Besitz der Hellene voll Verachtung auf die schlappen, weißen Leiber der Orientalen herabblickte. Der Ringübung folgte dann ein mit Schwimmen verbundnes Bad, denn Schwimmen war

vielleicht das erste, was wenigstens die atheniſchen und ſpartaniſchen Knaben lernten; „er kann weder ſchwimmen noch leſen," ſagte man ſprichwörtlich von Leuten, die gar nichts verſtanden. Daß aber neben der Geſundheit und Körperſtärke, wie ſie dieſe gymnaſtiſche Erziehung erzeugen mußte, auch Anmut der Bewegung und Sinn für Ebenmaß dem Knaben früh anerzogen würden, das war die Aufgabe der Tanzkunſt, die neben dem Turnen und gewiſſermaßen als ſeine Ergänzung in Athen und noch mehr in andern Staaten wie in Sparta und Theſſalien eifrig gepflegt wurde. Nach Sophokles ſind die beſten Chortänzer die beſten Krieger; Sokrates erklärt das Erlernen der Tanzkunſt für unerläßlich; nach Plato iſt, wer nicht Reigentänze zu tanzen verſteht, ein Menſch ohne Bildung und Erziehung. Freilich darf man dabei nicht an unſer heutiges Tanzen denken. Moderne Rundtänze gab es überhaupt nicht, dagegen jene Reigen-, Ketten- und Waffentänze (Pyrrhichen), wie ſie noch heute in der neugriechiſchen Romaika und Pyrrhiche fortleben.*) Wer die griechiſchen Landſchaftsbilder Rottmanns in der Neuen Pinakothek in München geſehen hat, wird ſich der Darſtellung eines ſolchen Kettentanzes im Vordergrunde eines dieſer Bilder erinnern. Die bei vielen religiöſen Feſten auftretenden Knabenchöre, ſowie die jährliche Abſendung eines ſolchen Chors nach Delos, wo die Knaben in allerhand Verkleidungen Apolls Altar umtanzten, gaben auch dem Tanze religiöſe Weihe und der Jugend einen kräftigen Sporn, es auch in dieſer Kunſt zur Meiſterſchaft zu bringen.

Wie wichtig aber auch immer Gymnaſtik und Orcheſtik für körperliche Stärke und Gewandtheit und damit zugleich für die ſpätere Kriegstüchtigkeit der Bürger waren, wie dies beſonders Lukian in einer Lobſchrift auf die körperlichen Übungen betont, viel wichtiger war doch noch ihr Einfluß auf die Charakterbildung der Jugend. In der Paläſtra und in zahlreichen Knabenſpielen lernten ſich die jungen Griechen freiwillig ältern oder tüchtigern Kameraden unterordnen, lernten, wenn die Reihe an ſie kam, ihrerſeits Aufſicht und Befehl über andre führen, lernten mit einem Worte die Kunſt des Gehorchens und Beherrſchens, die nach Xenophon, Platon und Ariſtoteles den Knaben zum tüchtigen Staatsbürger erzieht. Hier erwarben ſie die umſichtige Entſchiedenheit, die erſt wägt und dann wagt; hier wurde der Wetteifer, der auf wiſſenſchaftlichem Felde nur allzu leicht in Strebertum ausartet, in gutem Sinne gefördert, hier errang ſich der Hellene jenes Hochgefühl — φρόνημα nannte ers —, das ihn dem Barbaren gegenüber ſich als ein Weſen edlerer Art fühlen und alles knechtiſche Gebahren als ſeiner unwürdig verachten ließ. Da iſt es denn nicht verwunderlich, daß die Barbaren, „weil ſie unter Tyrannen

*) Vgl. Byron, Don Juan, III, 86, 10:

You have the Pyrrhic dance as yet,
Where is the Pyrrhic phalanx gone?

lebten," den Wert der Gymnastik verkannten. Ja wir werden an die Bekämpfung des Turnens im Anfang unsers Jahrhunderts erinnert, wenn uns Athenäos berichtet, daß Polykrates und andre Tyrannen die Palästren zu beseitigen gestrebt haben. Dafür erblicken wieder Aristophanes und die spätern Komödiendichter einen Verfall nationaler Tüchtigkeit darin, daß die athenische Jugend ihrer Zeit mehr Freude an spitzfindigen Wortgefechten und philosophischen Grübeleien zeige als am Ringen und andern gymnastischen Übungen der guten alten Erziehung, der Athen das Geschlecht der Marathonsieger verdanke. Das ist nun freilich dichterische Schwarzseherei, denn noch Cicero sagt ausdrücklich, daß zu seiner Zeit, wo doch schon seit langem Philosophen in allen griechischen Gymnasien Vorträge hielten, die junge Zuhörerschaft, sobald sie den Diskos rollen hörte, aus dem Auditorium verschwunden sei, um lieber dem Diskoswerfen zuzusehen. Aristophanes beschreibt in den „Wolken" durch den Mund des Vertreters des Rechts den nach alter Sitte erzognen Jüngling so:

In der Jugend holdem Prangen, der Gesundheit hellem Glanz,
In der Kampfbahn wirst erlangen froh du manchen Siegerkranz.
Auf dem Markt nicht eitel schwätzend, wie die Jugend unsrer Zeit,
Noch vorm Richter ab dich hetzend mit dem lumpgen Bettelstreit.
Schilfbekränzt, am Arm des Freundes von verständig klugem Sinn
Wandelst durch Olivenschatten zur Akademie du hin.
In der Muse und des Lenzes heitrer Lust, wenn Windenduft,
Ulmen- und Platanenflüstern, Pappelrauschen füllt die Luft.

Denn auch die Freundschaft, deren Wert der Hellene so hoch schätzte, daß er sie in einem viel gesungnen Gesellschaftsliede unter die vier wünschenswertesten Gaben rechnete:

Gesundheit wollet mir zuerst im Leben,
Ihr Götter, und dann Leibesschönheit geben,
Wohlstand, erworben ohne Trug, sei's dritte,
Das vierte: jung sein in der Freunde Mitte,

auch die Freundschaft hatte ihre Geburts- und Pflegestätte vorzüglich in der Palästra, die aber auch gerade darum, infolge gewisser schädlicher Auswüchse dieses Triebes, die Abneigung der Römer erweckte.

Der Schule dagegen in unserm Sinne entsprach das Didaskaleion. In Athen waren die Didaskaleia ebenso wie die Palästren Privatanstalten unter staatlicher Aufsicht. Wie nämlich das heutige England wenigstens für die Kinder der höhern Stände keinen Schulzwang kennt, so hat es auch in Athen keinen eigentlichen Schulzwang gegeben. Anders in Sparta, wo Schulzwang für die körperlich-militärische Erziehung, in Arkadien, wo er für die musikalische Ausbildung bestand, und in den italischen und sizilischen Kolonien, soweit sie nach den Gesetzen des Charondas regiert wurden, denn Charondas hatte einen gleichmäßigen Elementarunterricht aller Bürgerkinder vorgeschrieben.

Ebenso verlangen Plato und Aristoteles eine gleiche, gesetzlich geordnete Erziehung aus Staatsmitteln, wie sie sich dann auch gelegentlich in makedonischer und nachmakedonischer Zeit, z. B. in Teos findet. Nach einer Inschrift sollen dort von den Zinsen eines Kapitals, das ein reicher Bürger zu diesem Zwecke gestiftet hat, für alle Bürgerkinder von Staats wegen Lehrer angestellt werden, und zwar drei Elementarlehrer mit Gehalten von 600, 550, 500 Drachmen, zwei Turnlehrer für je 500 Drachmen, ein Musiklehrer für 700 Drachmen, und ein Fechtlehrer, sowie ein Lehrer für Speerwurf und Bogenschießen, der eine für 300, der andre für 250 Drachmen, da ihr Unterricht nur für zwei Monate angesetzt wird. Und von den Rhodiern berichtet Polybios, daß sie sich um dieselbe Zeit von dem pergamenischen Könige Eumenes II. eine große Getreideschenkung hätten machen lassen, um von den Zinsen des beim Verkauf gelösten Geldes fortan die Lehrer ihrer Söhne zu bezahlen. In Athen aber ist, wie Schömann gewiß richtig bemerkt, das Fehlen des Schulzwangs eher ein Beweis dafür, „daß der Unterricht der Jugend dem Athener als ein Gegenstand erschien, der jedem von selbst so nahe am Herzen lag, daß es gar keiner besondern Verordnung und keines Zwangs bedurfte, um Eltern und Kinder anzuhalten, die dargebotnen Gelegenheiten zur Ausbildung zu benutzen." Für wie nötig man schon frühzeitig einen solchen Unterricht hielt, dafür zeugt das Beispiel der Trözenier, die den zu ihnen vor den Persern geflüchteten Frauen und Kindern der Athener ein Tagegeld aussetzten und für die Kinder Lehrer bestellten. Sicherlich hat es schon zu Perikles Zeit unter den athenischen Bürgern weniger Leute gegeben, die nicht wenigstens lesen und schreiben konnten, als in unsern modernen Kulturstaaten, und ein Hyperbolos, der, wie Aristophanes spottet, nichts von Musik noch von Litteratur verstand und in den Barbierstuben — wir würden sagen: aus dem Tageblatt — seine geistige Bildung geholt hatte, dürfte in so manchem reich gewordnen Emporkömmling unsrer Tage sein modernes Gegenstück finden. Aber es fehlte auch in Athen nicht an sittlicher Nötigung. Das beweist Solons gesetzliche Verfügung, daß ein Vater, der seinen Sohn ohne Unterricht aufwachsen lasse, im Alter keinen Anspruch erheben könne, vom Sohn unterstützt zu werden. Ferner wachte aber auch der Areopag über eine angemessene Erziehung der Knaben. „Er lenkte die ärmern — nach genossenem Elementarunterricht — zum Landbau und Handel, weil er wußte, daß Armut eine Folge der Trägheit und Missethaten eine Folge der Armut sind. Die wohlhabendern dagegen wollte er durch den Betrieb edler Beschäftigungen und durch Anstrengungen in Verbindung mit Vergnügungen erzogen wissen und nötigte sie, sich mit Reiten, Leibesübungen, der Jagd und der Philosophie zu beschäftigen." Gaben junge Leute mehr aus, als ihre Mittel zu erlauben schienen, so wurden sie vom Areopag darüber vernommen. Wo Mittellosigkeit nachgewiesen wurde, erhielten sie wohl auch von ihm ein Geldgeschenk zur Fortsetzung ihres Studiums. Besonders wachte

dieſe Behörde über die ſittliche Aufführung der reifern Jugend. Bei Alkiphron bringt ein Areopagit in das Haus eines jungen Taugenichts, der mit ein paar Paraſiten ein Gelage abhält, ſchlägt und ohrfeigt den jungen Gaſtgeber und führt ihn wie einen armſeligen Schächer ab. In manchen Staaten war es durch Polizeigeſetze den Jünglingen verwehrt, ſich vor Mittag oder nach Sonnenuntergang auf der Straße zu zeigen. Selbſt ein eigentliches Schulgeſetz hatte Solon erlaſſen, wonach unter andern keine Schule vor Sonnenaufgang — der Frühunterricht begann mit Sonnenaufgang — geöffnet werden ſollte, alle nach Sonnenuntergang geſchloſſen ſein mußten, und in der Paläſtra ſich kein Sklave ſalben oder üben durfte. Und wenn in Platos „Kriton" die Geſetze den Sokrates fragen: haben die unter uns Geſetzen nicht gut geboten, die deinen Vater anhielten, dich in muſiſcher Kunſt und Gymnaſtik unterrichten zu laſſen? ſo geht daraus deutlich hervor, daß auch in Athen eine Art geſetzlicher Nötigung zum Schulbeſuch beſtand. Und ſo hatte denn nicht nur die Hauptſtadt, ſondern auch jedes Städtchen, ja jeder Flecken wohl ſchon frühzeitig ſein Didaſkaleion oder wenigſtens ſeinen Knabenlehrer, der, wenn ihm kein Haus zur Verfügung ſtand, ſeine Schüler unter freiem Himmel unterrichtete. Ein Vaſenbild*) zeigt uns das Innere einer ſolchen atheniſchen Schule aus der Zeit des peloponneſiſchen Krieges. Vier Lehrer, teils jugendlich bartlos, teils ſchon ältere Männer, ſitzen auf einfachen Stühlen; ihre Schüler, zehn- bis zwölfjährige Knaben, ebenfalls vier, ſtehen bis auf den einen, der die Kithara lernt, aufrecht vor ihnen, beide Hände ſittſam in den Mantel gehüllt. Zwei bärtige Alte, die, auf den Krückſtock geſtützt, aufmerkſam acht geben, mögen Väter oder Schulaufſeher ſein. Der junge Lehrer mit der Doppelflöte unterrichtet einen eifrig zuhörenden Knaben im Geſang, indem er ihm die Melodie vorbläſt. Ein zweiter Knabe ſteht vor ſeinem ebenfalls jungen Lehrer, der die aus drei zuſammenlegbaren Täfelchen beſtehende Schreibtafel vor ſich aufgeſchlagen hat, in der Rechten den Griffel hält und aufmerkſam in die Tafel hineinblickt, ſei es, um eine Niederſchrift des Knaben zu verbeſſern oder um ſelbſt etwas niederzuſchreiben, damit es der Schüler dann nachſchreibe. Der dritte Knabe hat, wie ſein Lehrer, eine ſiebenſaitige Lyra in der Hand; der Lehrer ſcheint dem Knaben ſoeben das Greifen der Akkorde zu zeigen, und zwar mit den Fingern der linken Hand, von dem in der Rechten gehaltnen Schlagholz, dem Plektron, macht er keinen Gebrauch. Der vierte Schüler endlich ſagt ſeinem Lehrer ein auswendig gelerntes Gedicht auf, einen Nomos oder Dithyrambos, deſſen Anfang lautet: „Muſe, heb an mit dem Sange vom herrlichen Strome Skamander." An den Wänden des Schul-

*) Die ſogenannte Schale des Duris. Vergl. Blümner, Leben und Sitten der Griechen, Abteilung 1, S. 120 fg.; Grasberger, Erziehung und Unterricht im klaſſiſchen Altertum, Bd. 2, S. 280.

zimmers hängt eine Bücherrolle mit einer Handhabe zu bequemerem Tragen, eine Schreibtafel, ein Flötenfutteral, vielleicht ein Winkelmaß für den geometrischen Unterricht, und drei Lyren, ferner ein Korb als Behälter für Schriftrollen und zwei Trinkschalen zum Wassertrinken in den Pausen. In jeder Schulstube gab es wohl auch Rechenbretter, ἄβακες, mit Rechensteinen, wie sie noch heute die altrussischen Kaufleute im Gebrauch haben, sowie allerhand Figuren für den geometrischen Unterricht und eine Wandtafel. Dagegen gehören erst dem Beginn der Kaiserzeit gewisse Lehrmittel für den Anschauungsunterricht in Mythologie, Geschichte und Geographie an, wie die berühmte steinerne iliische Tafel eines gewissen Theodoros, die den Knaben Szenen aus der Ilias in der Reihenfolge der einzelnen Bücher mit kurzer erklärender Überschrift vor Augen brachte, und deren Zweck aus der Überschrift des Ganzen hervorleuchtet:

Des Homeros Reihenfolge, lieber Knabe, präg dir ein,
Denn es ist, weißt du erst solche, aller Weisheit Höhe dein.

In andern ähnlichen Tafeln, von denen sich Bruchstücke erhalten haben, wurden die Knaben mit dem Inhalt der Odyssee und der sogenannten kyklischen Epen, der Äthiopis, der Danais, der Amazonia, der Ödipodeia vertraut gemacht. Auch von einer Geschichtstabelle auf Stein mit Daten aus der römischen und griechischen Geschichte, bestimmt für den Unterricht der alexandrinischen Schuljugend, hat sich ein Überrest erhalten. Als Schmuck der Didaskaleia dienten die in Nischen stehenden Statuetten des Apoll und namentlich der Musen, unter deren Schutze diese Schulen standen, und zu deren Ehren eigne Schulfeste, die Museen, abgehalten wurden. Auch für einen Raum, wo Wasser bereit stand, war Fürsorge getroffen; er mußte aber nach gesetzlicher Vorschrift so angelegt sein, daß die Knaben dort nicht etwa unter dem Vorwande, ihren Durst löschen zu wollen, mit einander Unfug trieben. Während des Unterrichts saßen die Schüler auf Bänken ohne Lehne, der Lehrer auf einem etwas erhöhten Stuhl. Die Bücherrolle zum Lesen oder die Schreibtafel hielten die Knaben vor sich auf den Knieen.

Als Privatschulen waren die Didaskaleia wie die Palästren oft Eigentum der darin unterrichtenden Lehrer, aber nicht immer. Der Vater des Redners Äschines, der wegen seiner Armut keinen Sklaven hielt, und dem deshalb sein Sohn, der spätere Redner, Tinte rieb, die Bänke scheuerte und das Schulzimmer ausfegte, war nicht der Besitzer der Schule, in der er unterrichtete. Die Schülerzahl war sehr verschieden. Wir lesen von einem Didaskaleion in Chios mit 120, einem in Syrakus mit 100, einem in einem böotischen Landstädtchen mit 60 Schülern. Der Musiklehrer Stratonikos hatte einmal in seiner mit den Standbildern Apolls und der neun Musen geschmückten Schule nur zwei Schüler, sodaß er auf die Frage, wieviel

Schüler er habe, antwortete: „Zwölf mit Hilfe der Götter"; ein ähnlicher Scherz wird von Diogenes berichtet. Wahrscheinlich überwogen die Schulen mit kleiner Schülerzahl, wie auch im heutigen England mehr als die Hälfte aller Schulkinder der bessern Stände in Privatschulen von durchschnittlich zwanzig Schülern oder Schülerinnen unterrichtet wird. Plato erwähnt zwei athenische Didaskaleia; das eine war das eines gewissen Pheidostratos, wo der Sophist Hippias einen Vortrag für Erwachsene halten will; wir müssen uns also das Schulzimmer ziemlich geräumig vorstellen, denn Hippias war an viele Zuhörer und reiche Einnahmen gewöhnt. In dem andern, dem des Grammatisten Dionysos, eines frühern Lehrers des Plato, treffen wir bereits ältere Knaben, von denen zwei in einem eifrigen mathematischen oder philosophischen Gespräch begriffen sind und dabei mit Händen und Armen allerhand erläuternde Bewegungen machen.

Alles nun, was im Didaskaleion gelehrt wurde, nannte der Grieche *μουσική*, musische Kunst. Darunter war allerdings auch der musikalische Unterricht, namentlich der auf der Kithara und im Gesange, begriffen, aber ebenso gut die *γράμματα*, d. h. der Elementarunterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Grammatik. Endlich aber gehörte dazu auch aller wissenschaftliche Unterricht auf grammatischem, litterarischem, rhetorischem, mathematischem und philosophischem Gebiete, also die ganze spätere enkyklische Bildung (*ἐγκύκλιος παιδεία*) mit ihren sieben Disziplinen: Grammatik, Rhetorik, Dialektik oder Philosophie, Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie. In dem Athen Platos freilich lernten die Knaben im Didaskaleion von alledem wohl nur die Anfangsgründe; wer höhern wissenschaftlichen Unterricht begehrte, ging damals zu den Sophisten wie später zu den Grammatikern, Rhetoren und Philosophen. Der Lehrer im Didaskaleion hieß Grammatodidaskalos oder Grammatistes; wenn er nicht zugleich auch den musikalischen Anfangsunterricht erteilte, so besorgte das ein Musik- und Gesanglehrer, der Kitharistes. Als Schulgeld erhielt zu Sokrates Zeit in Athen der Grammatodidaskalos monatlich von jedem Schüler eine Drachme. Protagoras war anfangs ein solcher Elementarlehrer gewesen, und zwar in einem Dorfe; auch der Vater Epikurs hatte diesem Stande angehört und dabei seinen Sohn als Hilfslehrer verwendet. Daß die Übernahme einer solchen Lehrerstelle, wie früher auch in Deutschland und noch jetzt in England und Amerika, gelegentlich die letzte Zuflucht gescheiterter Existenzen oder armer Teufel war, zeigt der Rat, den Plutarch denen erteilt, die es vermeiden wollen, Schulden zu machen, sie möchten Pädagogen, Elementarlehrer oder — Pförtner werden. Einen pedantischen Schulmeister dieser Art aus Chios, der aber immerhin ein angesehener Mann gewesen sein muß, hatte ein vornehmer Chier zu der Gesellschaft eingeladen, die er zu Ehren des nach Chios als athenischer Admiral gekommnen Dichters Sophokles gab. Der gute Magister langweilt den Dichter, indem

er seine grammatische Weisheit vor ihm auskramt und trotz aller Versuche des weltmännisch feinen Atheners, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, immer wieder, wie der Bürgermeister in Kotzebues Kleinstädtern auf besagten Hammel, so auf sein grammatisches Mückensеigen zurückkommt. Später, als der Unterricht im Zeichnen und im Malen auf Holz von Sikyon aus über ganz Hellas Verbreitung fand und, z. B. von Aristoteles, als notwendiges Bildungsmittel freier Knaben angesehen wurde, um sie zur richtigen Beurteilung von Kunstwerken zu befähigen, kam zu den Elementarlehrern noch der Zeichenlehrer hinzu. Doch hatten, wie Platos Beispiel zeigt, schon vorher die Söhne wohlhabender Athener Zeichnen gelernt.

(Fortsetzung folgt)

Eugen Dühring und die Größen der modernen Litteratur

(Schluß)

Was zunächst den ersten und wichtigsten Punkt anlangt, so steht Dühring mit seinen Anschauungen keineswegs auf der einsamen Höhe, auf der wir ihn in andern Beziehungen finden. Er ist nicht Pedant genug, um Kothurn und Soccus ohne jede Ausnahmen für Kinderschuhe anzusehen, er hat sichtlich ein Bedürfnis nach lyrischer Dichtung von höchstem Schwung der Empfindung und vollendeter Form, sicher auch volles Verständnis für einzelne Lieblingsdichter, unter denen Bürger und Byron in seiner Schätzung am höchsten stehen, er nähert sich den Anschauungen künstlerisch empfindender, kunstgenießender und kunstbedürftiger Menschen bis zu dem Punkt, daß er zugesteht (nachdem er unumwunden erklärt hat, „überhaupt ist schon alles Spielerische, wie es selbst die ernste Poesie mit sich gebracht hat, eine Ursache der schließlichen Herabminderung ihrer Schätzung"), daß ein „gewisses Maß vom Spielerischen auch mit der bessern und edlern Menschennatur verträglich sei," daß zwar „die künstlerischen Bethätigungen immer ein wenig an Spielzeug der Menschheit erinnerten," daß jedoch der Menschheit derartiges Spielzeug zu gönnen sei. Nur müsse man „Unterschiede machen" und zusehen, „wo das Spielerische etwa in Ungeheuerlichkeit und entschieden geschmacklose Albernheit ausartet." Folgt man jedoch Dührings Darstellungen genauer, so ergiebt sich bald, daß er nicht nur bei weitem den größten Teil aller dramatischen und epischen Schöpfungen

als Ungeheuerlichkeiten, als Ausgeburten überwundner Wahnvorstellungen ansieht, sondern überhaupt der gesteigerten und veredelten Ausprägung des Menschlichen, dem klarern Denken und geordnetern Empfinden eine wachsende Gleichgiltigkeit gegen die Formen spielerischer Regung, also gegen die Kunst, beimißt. „Es ist eine arge Vergessenheit wahrer Handlung und echten Lebens, wenn die Menschen dahin kommen, musikalische, schauspielerische und überhaupt schöngeistige Angelegenheiten positiv ernst zu nehmen.“ „Das wirklich Ernste darf sich, wofern es seinen Charakter bewahren will, mit dem Spielerischen nicht gatten. Das Losungswort des veredelten Menschheitsteils muß demgemäß dahin gehen, alle solche unnatürliche Verquickungen wegzuschaffen und das künstlerisch Spielende [wozu Dühring z. B. alle Trauermusik rechnet] nur da walten zu lassen, wo die Dinge selber zum Spiel angethan sind. Es ist dies ein weites Bereich, und die spielende Kunst kann sich nicht beklagen, wenn eine entwickeltere Schicklichkeit ihr aus allen andern Bereichen die Thür weist.“ „Betrachten wir im Lichte der vorangegangnen Ausführungen den überlegnen Wert kunstvoll geregelter Prosa in Vergleichung mit spielender Rhythmik, so kann auch von dieser Seite die Kritik aller Poesie nicht zweifelhaft bleiben. Mit der höhern Entwicklung muß sich etwas ausbilden, was nicht bloß über der wesentlich rhythmischen Poesie, sondern auch über der gemeinen noch unentwickelten und rückständigen Prosa zu stehen kommt. Regelmäßigkeit und Schönheit sind über den Gegensatz von Ernst und Spiel erhaben; selbst der geistige Schmerz kann von Natur und Kultur und zwar in der Wirklichkeit, also nicht erst im Nachbilde, innerhalb bemessener Grenzen edle und anständige Formen annehmen, ohne sich deswegen in jenes unwahre Gemisch zu verwandeln, das wir als unecht und charakterlos verwerfen müssen. Die Aussicht auf eine gesetzte verstandesgemäße Haltung der Gefühle und Gedanken und auf eine entsprechende Bethätigung in Rede und Darstellung, bei der jedoch der höhere Aufblick nicht verloren geht, ist keine chimärische. Die Prosa ist, trotzdem daß in ihr jeder poetische Rhythmus ein Fehler bleibt, dennoch für Regelung und Schönheit in einem hohen Maße empfänglich, ja wird es, wenn richtig gewürdigt und behandelt, in einem höhern Maße werden, als die eigentliche Poesie selber.“ Infolge dieser Anschauung drückt Dühring an mehr als einer Stelle seines Werkes die Erwartung aus, daß die „fehlgreifende Poeterei,“ die sich so leicht mit „handgreiflicher Narrheit“ gattet, mehr und mehr verschwinden werde, um einer Wahrheits- oder Wirklichkeitsdarstellung Platz zu machen, mit der der Verfasser, wie kaum noch gesagt zu werden braucht, nicht etwa den modernsten Naturalismus meint, sondern litterarische Schöpfungen, die unter „den Begriff des Thatsächlichen in seiner völligen Reinheit“ fallen. „Der volle und ganze Reiz liegt nicht im erdichteten, sondern im wahren Zusammenhange der Dinge. Es wäre eine unlebendige Auffassung des thatsächlichen Einzeldaseins wie der Menschheitsgeschichte, wenn man in ihnen jenen

treibenden Reiz verkennen wollte, der vom Dichtungsgebiet her geläufig ist. Warum also die Scheinbilder von Entwicklungsreiz, die nur auf Kosten der Wahrheit billig herzustellen sind, mit ihrem frivolen Kitzel gewähren lassen? Besser und edler ist es jedenfalls, das Bewußtsein über das Thatsächliche zu erweitern und zu höherer Lebendigkeit zu steigern. Auf diese Weise fällt das wahre poetische Licht auf die Wirklichkeit, und zwar auf das Beste in ihr. Poesie in diesem Sinne, wenn wir überhaupt das Wort für diese höhere Thätigkeit noch brauchen wollen, hat zu ihrem Beruf das thatsächlich Wahre in seinen lebensvollen Zügen hervortreten und mit seinen edelsten Reizen auf Bewußtsein und Gefühl wirken zu lassen."

Es bedarf wohl keiner weitern Belege. Wenn wir Dühring recht verstehen, sollen Selbstbekenntnisse, Lebensläufe, Entwicklungsgeschichten, Schilderungen, Naturbilder, Völkercharaktere und Gesellschaftstypen, wissenschaftliche, philosophische Darstellungen zu einer Kunst gesteigert werden, die zur Zeit noch nicht besteht. „Sie wird sich aber entwickeln müssen, damit an die Stelle der Dichtung etwas Vollkommneres trete." Möglicherweise hat Dühring bei der Darstellungskunst, deren Gegenstand das „Thatsächliche in allen Richtungen" werden soll, und bei der, selbst wenn „das Ideal zu dem irgend einmal möglichen vorzugreifen sucht," nur das ins Auge zu fassen ist, „was Thatsache werden kann," eine Vorstellung von Gebilden, die es in der Litteratur der abgelaufenen Jahrtausende überhaupt noch nicht giebt, von der er aber, gegenüber aller Poesie, zuversichtlich weissagt: „Der Reiz ist in diesem neuen Gebiete ein gediegner, während er im bisherigen Dichtungsgebiet, welches doch wesentlich ein Erdichtungsgebiet geblieben, mehr oder minder dem Scheine gegolten hat und daher nicht nachhaltig sein konnte." Es ist auffallend, wie stark sich Dühring, der die Schriftsteller des jungen Deutschlands aufs tiefste verachtet, in Börne und Heine Karrikaturen von Größen, Würmer sieht, die an dem Leichnam der Gesellschaft zehrten, den Prophezeiungen eben dieser Schriftsteller von der Ablösung der dichterischen Phantasie und Gestaltungskraft und der Allmacht des Stils, der Prosa annähert. Freilich vergessen wir keinen Augenblick, wie gewaltig sich Dührings sittliche Strenge und trotzige Isolirung von der Frivolität und dem herdenhaften Scheinliberalismus Jungdeutschlands unterscheidet. Aber in dem Hauptpunkt, in der Geringschätzung des poetischen, des künstlerischen Talents und Lebensgehalts, trifft er doch mit den Jungdeutschen zusammen. Die „feierlichen Esel" (wie der Italiener treffend sagt), an denen Deutschland so reich ist, die den Ernst und die Würde ihrer historisch-wissenschaftlichen Bestrebungen über die „leichte" Kunst setzen und dem armseligsten Schulprogramm höhere Bedeutung beimessen als der reichsten Dichtung, mögen trotzdem nicht meinen, daß der grimmige Bekämpfer der Poesie ihre Sache führe. Denn Dühring verwahrt sich ausdrücklich gegen die Geschichte, die Interesse für Erinnerungen sei, die dem Menschen auch nicht einmal so nahe

liege wie Erinnerungen an sein eignes Einzelleben. „Überhaupt werden aber Erinnerungen nur eine untergeordnete Rolle spielen, wenn das gegenwärtige und das bevorstehende Leben gebührend gewürdigt werden. Vorstellungen von der Zukunft haben mehr Zusammenhang mit der Wirklichkeit, als ein Schattenspiel mit rückwärts gewandten Ideen. Verhält man sich nun in diesem Sinne in jeder Beziehung zu aller Geschichte, so bleibt von dem Geschichtswust glücklicherweise nicht allzu viel übrig. Die künstliche Erinnerungslast, mit der eine kritiklose Halbbildung den gegenwärtigen Menschen beschwert, ist abzuwerfen. Die Verkehrtheiten sind eines spezialisirten Gedankens nicht wert, abgesehen von einer allgemeinen geistigen Brandmarkung derselben, muß das Gedenken an sie ausgetilgt werden."

Im innersten Zusammenhange mit diesem Radikalismus steht die Geringschätzung, die Dühring dem Privatleben und der Einwirkung des Privatlebens auf die poetische Litteratur widmet, eine Geringschätzung, in der ein guter Teil seiner fast unglaublichen Urteile über Goethes Dichtergenius wurzelt. Für den echten Dichter spiegelt sich alles Gesamtleben doch im Einzelleben und zu drei Vierteln in dem, was Dühring Privatleben nennt, und nur, wer dies verkennt, wer Charaktere und Handlungen immer nur da sucht, wo abnorme Zustände das Recht und das Gewicht des Einzellebens für einen vorübergehenden Augenblick aufgehoben haben, kann von Goethe behaupten: „Auf Hervorbringung von Charakter und Handlung war er in seinem eignen persönlichen Wesen nicht angelegt. Sich dagegen in Gefühlen ergehen, sich dem Wellenspiel von Gemütsantrieben überlassen und allenfalls einige gegenständliche Malerei zugehöriger Situationen, diese aber schon einigermaßen nach ausländischen Mustern ausüben, darin bestand bei ihm das am meisten Hervortretende oder auch nach außen Wirksame." Nur wer den höchsten seelischen Aufschwung und die tiefsten sittlichen Kräfte an das öffentliche Leben, vor allem an revolutionäre Bestrebungen und Wirkungen gebunden sieht, kann in „Werther" lediglich „etwas Liebelei und Zubehör," im „Faust" etwas „dramatisch eingerahmte Lyrik," in der großen menschlichen Erscheinung Goethes ausschließlich Knechtssinn, Neigung zur Beschönigung, sittliche Maskenträgerei, geistiges und sittliches Defizit, Mangel an Gedankenschärfe erblicken, kann Goethes Lyrik mit dem Satze abfertigen wollen, „daß zwar die Form zum Lyrischen bei Goethe in einem hohen Grade von Gelungenheit anzutreffen, dafür aber der Gehalt gerade in den berühmtesten Leistungen fast auf ein Nichts beschränkt" sei. Goethe braucht so wenig gegen Dühring als gegen die lange Reihe seiner Schmäher, von W. Menzel und Börne bis zum Jesuiten Baumgartner, verteidigt zu werden. Das wunderliche bei dieser Art Kritik liegt jederzeit nur darin, daß sie sich immer wieder für neu hält. „Die Figur Goethes wird den meisten so vorkommen, als wenn sie noch nie dessen Gestalt zu sehen bekommen" (hätten), sagt Dühring wörtlich in seiner Vorrede. Nichts weniger

als das: bis auf die häßlichen Bemerkungen von der „privatistisch eingepferchten kleinstaatlichen Ausschweifungsdomäne zu Weimar," über die Dühring zu Gericht sitzt, sind alle, aber auch alle Anschuldigungen, Herabsetzungen und Gehässigkeiten, die hier wieder auftauchen, ein Jahrhundert alt und werden natürlich, wie sie in einem Jahrhundert nicht vermocht haben, die große Gestalt in den Staub zu ziehen, auch in Zukunft nicht die Macht dazu haben. Seltsam ist es nur, einen Geist wie Dühring im Bunde mit den armseligsten Gegnern des Dichters, wie dem Trogalienfulda, wie dem Gothaer Hofastronomen von Zach, wie C. F. Cramer, wie dem Verfasser des Peniger Goethebüchleins zu sehen. Und noch seltsamer nimmt sich neben seinen Angriffen auf Goethe der panegyrische Ton aus, in dem Bürger besprochen wird, wonach der Geist Bürgers den Lesern „erscheinen soll, als wäre er kurz vor dem Jahrhundertstage seines Todes erst geboren." An sich könnte man sich ja eines frischen Enthusiasmus für den tapfern und genialen, ungerecht unterschätzten und von dem Göttinger Professorendünkel bei seinen Lebzeiten schmählich mißhandelten Dichter der „Lenore", des „Wilden Jägers" und des „Hohen Liedes" nur freuen. Doch wenn es heißt, daß die „Unwahrheiten falscher Konvention und Idealität, vornehm thuende Beschönigungen nach Goethischer Weise und in Schillerscher Art schillernde Verzerrungen zurücktreten müssen, um dem Sohne der Natur Platz zu machen," wenn der kleine Perlenkranz Bürgerscher Lyrik (von den Balladen hält Dühring wenig, da ihm überhaupt die Wiedergabe der äußern Welt und ihrer Mannichfaltigkeit nicht als Aufgabe der Poesie erscheint) durchaus über alle lyrische Dichtung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts hinausgehoben werden soll, wenn Bürgers Persönlichkeit als der offne und ehrliche Charakter, den die Rivalen und deren Nachsetzlinge herabgedrückt haben, in einen Gegensatz zur Persönlichkeit Goethes und Schillers gebracht wird, der überreizt und gewaltsam erscheint, so bleibt eben die Wirkung aus, die der Verfasser wünscht. Dühring preist Bürger, daß er mehrfache und entschiedne Schritte zur „Wirklichkeitsdichtung" hin gethan habe. Er fühlt natürlich, daß auch Bürger aus dem Privatleben, aus einer allgemeinen geistigen Macht heraus und ohne die geforderte „politische Initiative" gedichtet hat. Aber er setzt voraus: „Hätte Bürger länger gelebt und, erstarkt durch seine Konflikte, aber von den Verhältnissen mehr begünstigt, sich in ungestörter Gesundheit weiter entwickeln können, so wäre er gerade der Charakter gewesen, auch in der neuen, politisch bestimmten Richtung bedeutendes zu vertreten," und schließt dies aus der größern Sympathie, die Bürger (wiederum im Gegensatz zu dem „zahm gewordnen" Schiller) der französischen Revolution entgegengebracht habe. Bei der Überzeugung Dührings von der charakteranfrischenden und menschheitbefreienden Wirkung der französischen Revolution würde es vergeblich sein, ihm gegenüber geltend zu machen, daß Goethe und Schiller nicht aus Bedientensinn und „privatistischer" Selbstsucht Gegner der fran-

zösischen Revolution waren, sondern durch sie und ihre Herüberwirkung nach Deutschland Lebensgüter, Errungenschaften der lange vorangegangnen Sturm- und Drangperiode, Verbesserungen der gesellschaftlichen Zustände und Keime zu weitern Fortschritten gefährdet und in Frage gestellt sahen, die ihnen theurer und wertvoller waren, als die Erklärung der Menschenrechte. Niemand wird Dühring bestreiten, daß „Vernichtung nicht bloß auch eine Macht, sondern oft eine Wohlthat" sein könne; aber wie schließlich die Millionen, die sich Bonaparte, als dem Retter aus tiefstem Elend, zu Füßen stürzten, über die Wohlthat der von Dühring gepriesenen Schreckensherrschaft gedacht haben, steht auf einem andern Blatt. Jedenfalls entspricht die Lobpreisung der weltgeschichtlichen Umwälzung der Gleichgiltigkeit, die der Verfasser für gewisse (keineswegs für alle) Seiten und Formen des Einzellebens zeigt. Wohlgemerkt ist Dühring kein Lobredner von Klöstern ohne Cölibat, Kasernen auf Lebenszeit, sozialdemokratischen Prytaneen und sonstwelchen Zukunftsträumen, die die Vernichtung der Individualität und die Zurückführung der Kultur auf Rousseaus Hirtenniveau zur Voraussetzung haben. Er sieht in der Zukunft andre Entwicklungen, sieht Ziele vor Augen, die gewiß aufs innigste zu wünschen sind. Doch selbst wenn wir „physisch und hirnorganisch besser angelegte Menschennaturen" bekämen, wenn ein gereifterer Verstand zahllose Korruptionen, erhabneres Gerechtigkeitsgefühl die Willkür der bloßen Übermacht überwunden hätte, wenn den wirklich edelsten und entwickeltsten Menschen die Bestimmung und Lenkung der öffentlichen Dinge vertraut wäre und das „völlig Reine, Geklärte, Gesetzte" herrschte, würde das alles keinen Schuß Pulver wert sein, wenn daneben die Wärme, der innere Reichtum, die unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit des Einzel- und Familienlebens, kurz alles, was unter den Begriff des privatistischen Daseins fallen kann, verkümmerten und verödeten. So lange es Poesie giebt, wird sie ihre tiefsten und stärksten Wurzeln in diesem Dasein haben, haben müssen. Doch die Poesie soll ja von etwas „Höherm" abgelöst werden, dem nach Dühring freilich erst „eine der Tragweite des Denkens entsprechende phantasmenfreie Seinserfassung von lebendigem Charakter" voranzugehen hätte.

Die dritte Besonderheit: das souveräne Selbstgefühl des Aufklärers, der den jeweiligen Stand der Kultur für den allein erträglichen und menschenwürdigen hält, findet bei Dühring eine doppelte Grenze. Erstens betrachtet er, obschon er das Zeitalter der Naturwissenschaft hoch über das goldne Zeitalter der Poesie und Kunst stellt, die gegenwärtige Lage nur als eine Abschlagszahlung auf künftigere gesetztere und geordnetere Zustände; sodann ist er überzeugt, daß sich die Entwicklung, die ihm als Ideal vorschwebt, „der positiven menschlichen Uranlage" und dem ursprünglichen Charaktertypus der germanischen Arier viel mehr annähern werde, als wir heute noch ahnen. Er hofft, „daß deutsche Kraft, die dem deutschen Geiste entspricht, statt unför-

migen und schwerfälligen Kolossen zu erliegen, sich noch einmal in der Geschichte aufraffen und die Kolosse in Atome zerstieben machen" werde. Und er erwartet zuversichtlich, daß sich die Gemütshaftigkeit der Deutschen, die „bisher in solchen Gefühlen verharrt hat, die mit der eingreifenden That weniger zu schaffen haben," auf ihre Anfänge in weltgeschichtlichen Thaten besinnen und die bloße Pflege der Privatexistenz hinter sich lassen werde. Doch geht aus alledem hervor, daß die Vergangenheit, die der Verfasser neben der schönen Zukunft gelten läßt, bis zur Völkerwandrung und weiter zurückreicht, und daß ihm der größere Teil des seitdem vergangnen wie des gegenwärtigen Lebens und der Dichtung, die Spieglung dieses Lebens ist, Geringschätzung, wenn nicht Abneigung einflößt. Denn „die Poeten sind bisher zu allen Zeiten und an allen Orten keine sonderlichen Schwimmer gewesen, wenn es galt, die Fluten des menschlich unwillkürlichen Aberglaubens zu zerteilen." Und da Dühring ganze Arbeit zu machen pflegt, so stellt er der Litteratur ins Land der Zukunft knapp und bündig folgenden Paß aus: „Was groß sein will, wird sich durch die Teilnahme an dem Schreiten des Menschenschicksals zu legitimiren haben. Der Bann aber, der unsre Schätzung am verhältnismäßig Niedrigen haften lassen möchte, muß völlig gebrochen werden. In Gesellschaft und Schule darf das Ästhetische nicht mehr die Maske bleiben, unter dem sich die Charakterlosigkeit und das Verstandwidrige in Herz und Kopf einschleichen und für sich einen Kultus erschleichen."

Nimmt man die charakterisirten drei Hauptgrundzüge des Dühringschen Werkes zusammen, so erklären sich die befremdlichen Urteile im einzelnen ohne Mühe. Das poetische Talent kommt für den Verfasser nur soweit in Betracht, als es im Dienst außerhalb der Poesie liegender oder der Poesie doch nur als kleiner Teil ihres Weltreichs, des gesamten Lebens, angehöriger vorwiegend revolutionärer Mächte steht. Wenn er als die eigentlichen Größen der Litteratur der beiden letzten Jahrhunderte Rousseau, Schiller, Byron und Shelley ausführlich bespricht und in Anknüpfung an ihre Erscheinungen seine allgemeinen Anschauungen entwickelt, so schlägt immer wieder die Neigung für das Revolutionäre als das eigentlich Notwendige und Ersprießliche durch alle Hüllen durch. Der Dichter, den er am höchsten stellt, ist Lord Byron. Was er von dessen Schöpfungen rühmt, ist doch dem Hauptgesichtspunkte untergeordnet, daß Byron „am Ende begriffen habe, Revolution allein könne die Erde von der Höllenbesudelung erretten," und daß der Trieb zum Dichten in dieser heroischen Natur nicht das Überwiegende gewesen sei, daß diese vielmehr nur der Gelegenheit entbehrt habe, um sich anderweitig mächtiger zu entwickeln. „Das Dichten wurde für sie zum Surrogat in Ermanglung des Bessern, wie wenn jemand, der sich an Wirklichkeiten bethätigen möchte, mit dem bloßen Verkehr durch die Phantasie vorliebnehmen muß. Dichtung an sich ist Byron kein voller Ernst, und darum verspottet er sie gelegentlich auch in denselben Akten,

in denen er seine höchsten dichterischen Mittel einsetzt." Auch hier tritt die schlecht verhehlte Geringschätzung für die Poesie zu Tage. Und wenn das am grünen Holze geschieht, so läßt sich leicht voraussagen, was am dürren geschehen wird. Die Urteile, die Dühring im Verlaufe seiner Darstellung und namentlich im zweiten Bande über eine Reihe von litterarischen Auszeichnungen fällt (so nennt er die Talente zweiten Ranges im Gegensatz zu den eigentlichen „Größen" der Litteratur), sind scheinbar von einer unglaublichen Willkür. Aber sie entsprechen alle der dargelegten Grundanschauung des Verfassers. Freilich genügt ihm der bloße Anschluß an den „Freisinn" im landläufigen Sinne nicht; bei wem Dühring Geschäftsliberalismus, flache Schmeichelei für die schlechten Instinkte der Masse, Korruption und „Hebräertum" wie bei Börne und Heine wittert, mit dem geht er so erbarmungslos ins Gericht, wie mit allen Unglücklichen, die in dem Verdacht stehen, sich dem „göttischen" Aberglauben unterzuordnen. Selbst Shelley, bei dem es doch wahrlich nicht an revolutionären Elementen fehlt, muß sich sagen lassen, daß er nicht der Mann dazu sei, „die Menschheitsgeschäfte von Leben und Tod angemessen zu würdigen. Da ist bei ihm zuviel Schönheitsdraperie in weichem Stoff und so gut wie gar kein Knochengerüst und kein Eisengestell." Er wird hart gescholten, daß er zwar der Religion den Rücken gekehrt habe, aber dafür der Trugmetaphysik verfallen sei. Wer in Dührings Buche nur blättert, wird weder ergründen, warum Dichter wie Uhland, Lenau, Hoffmann von Fallersleben mit äußerster Verachtung behandelt, noch warum an verschiednen Stellen Friedrich von Sallet, Henry Rochefort, der Russe Gogol u. a. aus der Masse emporgehoben werden. Wer sich aber mit dem subjektiven Rigorismus des Verfassers, mit der leidenschaftlichen Verbitterung, die ihn erfüllt, vertraut gemacht und sie in allen seinen Auseinandersetzungen wieder erkannt hat, wird nicht nur die Urteile über die Dichter, die er nennt, vollkommen verstehen, sondern auch begreifen, warum die Auswahl unter den Auszeichnungen gar so dürftig und unzulänglich ist. Es würde nichts nützen, ein paar Reihen von Namen, hinter denen charaktervolle Persönlichkeiten stehen, dem Kritiker entgegenzusetzen. Dühring würde einem Grillparzer, Hebbel, Keller, Otto Ludwig, Storm, einem Anzengruber wie andern gegenüber eben dabei verharren, daß sein Maßstab für die Messung solcher Nichtgrößen, die sich nicht einmal zur litterarischen Auszeichnung erhöben, viel zu groß sei. Und am Ende würde für sie alle, auch die edelsten und männlichsten von ihnen, der Satz gelten, mit dem Dühring alle poetische Freude an der Fülle der Welt und jede außer seiner Lebensauffassung liegende Empfindung zu Boden schlägt: „Ein Dichter, der dem allgemeinen Kampf um Menschenfreiheit und Menschenwohl ohne positive und entschiedne Teilnahme gegenüberstünde, wäre, trotz einiger rhythmischen Formgewandtheit und trotz vieler Liebchenlyrik, fast so gut wie keiner. Wenigstens könnte er, wie besonders der Fall Goethes zeigt, nur darauf Anspruch machen,

untergeordneten Funktionen desjenigen beschränkten Menschensinnes zu dienen, den sein Dasein unter dem Joch anheimelt, und der seinen Lebensfunktionen durch stolze Erhebung keinen Adel zu verleihen vermag. Auch auf die Liebe bezieht sich dies; denn auch die Liebe eines Sklaven ist geartet wie er. Sie kann nicht mit jener freien und stolzen Gesinnung verbunden sein, von der auch die Kraft zur Treue herstammt. Sie duckt sich und bequemt sich in alle Verhältnisse; sie greift nicht durch, sondern unterliegt dem leichtesten Druck sozialer Ablenkungen."

Ob den Verfasser der „Größen der modernen Litteratur" je die Einsicht angewandelt hat, daß Hunderttausende seine Überzeugung teilen können, daß ein Dichter, der dem Kampf um Menschenfreiheit und Menschenwohl ohne positive Teilnahme gegenüberstünde, so gut wie kein Dichter sei und doch unter Menschenfreiheit und Menschenwohl durchaus etwas andres verstehen müssen, als er, wagen wir nicht zu entscheiden. Die Welt und die Wahrheit haben jedenfalls nicht auf Dühring zu warten brauchen, um zu wissen: Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Aber jedenfalls läßt er kaum einen andern Kampf gelten, als den, um deswillen er unter andern Jean Paul Marat preist. Thaten wie den Sturz der Gironde haben natürlich nur wenige Dichter und Schriftsteller aufzuweisen, und mit diesem Maßstabe gemessen sind natürlich alle, die vor der Ausrottung ihrer Meinungsgegner zurückschrecken, Sklaven. Die Leser, zu denen Dühring spricht, werden es in seinem Sinne zu neunundneunzig Hundertsteln auch sein, und wenn sie sich trotzdem an dem Radikalismus und dem ehernen Selbstgefühl dieser Darstellung weiden, so beweisen sie damit nur, wie wenig ernst es ihnen um die Litteratur ist. Die Widersprüche in gewissen einzelnen Darlegungen des Verfassers wären leicht nachzuweisen. Wenn es den wunderlichen Ästhetiker unter anderm verlangt, die Menschheit vom Alp der Tragik zu erlösen, wenn er überzeugt ist, daß sich auf die Dauer das Gefühl gegen das gehäufte Unheil und die zusammengedrängte Qualmasse empören müsse, daß die „unnatürliche Zusammendrängung erschütternder Thatsachen" das Gefühl unmäßig angreife, so traut man den eignen Augen nicht. Was will die Zerschmetterungstragik in „Othello," „König Lear" und „Macbeth" bedeuten gegen die Schreckensszenen, die sich vor dem Pariser Revolutionstribunal, auf dem Grèveplatz, in Nantes, Lyon und Avignon um 1793 und 1794 abspielten, und bei denen von keiner „auf Unwahrheiten verfallenden Kunst" die Rede ist? Dühring macht es doch Schiller gewaltig zum Vorwurf, daß er für die energischere Wendung der französischen Revolution kein Herz gehabt habe, und meint achselzuckend, daß so etwas freilich von keinem Dichter habe erwartet werden können, der als Dramatiker auch für Hofbühnen zu arbeiten hatte. Jedenfalls rechnet er die „große Revolution" nicht zu dem Teil der Geschichte neuerer Völker, der im Lichte der

Einsicht und Aufklärung „als etwas klägliches erscheinen muß," sondern verleiht ihr eine erhöhte, ja die höchste Bedeutung. Und doch sollen wir uns die Tausende und Zehntausende von Tragödien, die in ihr abgespielt worden sind, nicht vor die Phantasie rücken?

Dührings Verhältnis zum Christentum, in dem ein andrer Teil seiner härtesten und einseitigsten Urteile wurzelt, ist bis hierher absichtlich beiseite gelassen worden. Nach seiner Auffassung ist das Christentum lediglich als „Heilsversuch am grundschlechten Judentum" erwachsen, und die verderbte antike Zivilisation konnte aus sich keine Religion verbessern, „die schon in ihrer ursprünglichen Anlage verfehlt war und nur geringfügiges Gutes in sich barg. Wohl aber konnten dies die bessern Charaktere und frischen Kräfte neuerer Völker, insbesondre die der Germanen." Wenn nun nach Dührings eigner Anschauung „einiges vom bessern Völkergeist" und Charakterzüge in das Christentum hineingekommen sind, die „an sich selbst in ungemischter Gestalt vollkommen achtungswert sind," wenn mit einem Worte selbst Dühring sich der innern Gewalt der geschichtlichen Thatsache des Christentums nicht entziehen kann, wenn er die „gemütvolle Aufnahme und Umgestaltung christlicher Lehren durch die germanischen Völkerelemente" anerkennen und achten muß, wie nehmen sich demgegenüber die durch das ganze Buch fortgesetzten Angriffe auf alle Dichter aus, die von dieser Gemütsmacht, dieser geschichtlichen Thatsache im Innersten ergriffen oder wenigstens menschlich bewegt worden sind? Welchen Sinn hat es, einem ungeheuern, weitschattenden Baume gegenüber zu versichern, daß dieser Baum ursprünglich ein dürftiges palästinisches Reislein gewesen sei, Zeter über jeden zu rufen, der seine heiße Stirn in diesem Schatten kühlt, die Charaktergröße und geistige Bedeutung schaffender Naturen ausschließlich darnach zu messen, ob sie diesen Schatten geflohen oder versucht haben, den Baum selbst auszuwurzeln? Wer so wenig Verständnis, Mitgefühl oder auch nur Duldung für die Lebensüberlieferung und die Lebensformen an den Tag legt, in denen sich Geschick, Glück und Leid ihm stammverwandter Millionen abgespielt hat, der ist zum letzten, endgiltigen Urteil über die Größen der modernen Litteratur nicht berufen. Die Überzeugung: „Die göttlichen Vorstellungen sind Fehlbegriffe; man muß zu ihrem Ursprung zurückkehren und die bessere Anlage des menschlichen Geistes von neuem in Thätigkeit setzen, um statt der Fehlgeburten gesunde und lebensfähige Wesen zu erhalten," schlösse keine Kritik der Poesie ein, wie sie Dühring übt; diese Überzeugung ist bei andern mit dem feinsten und liebevollsten Verständnis für die poetischen Verkörperungen alles echten Lebens gepaart gewesen. Es mußte noch eine Gleichgiltigkeit gegen die wohlthätige künstlerische Schöpferkraft, ein herber Puritanismus aufgeklärten Denkertums, eine tiefreichende Verbitterung gegen alle Zustände älterer wie neuerer Vergangenheit hinzutreten, um dies merkwürdige Buch zu erzeugen.

Trotz alledem: unsre zünftige Ästhetik und vollends unsre Litteraturgelehrsamkeit wird wohlthun, das Memento mori nicht unbeachtet zu lassen, das für so viele ihrer Vorstellungen, leblosen Überlieferungen und traurigen Angewöhnungen in den „Größen der modernen Litteratur“ enthalten ist. Wenn uns Dührings Kritik, so befangen, trotzig und nüchtern sie erscheint, zum Bewußtsein durchgehender, tiefreichender Mängel in der Litteratur der Gegenwart verhilft, wenn sie unsre eignen Forderungen an Charakterstärke und innere Geschlossenheit unsrer Dichter und Künstler um ein gutes Teil erhöhen hilft, so wird sie, trotz ihrer schroffen Verneinungen und ihrer Unempfänglichkeit für dichterische und menschliche Vorzüge, die unser Volk nur zu seinem Verderben aufgeben könnte, dennoch produktiv gewirkt haben.

Schimi

(Fortsetzung)

2

Fräulein Bernarz begann dem Leben weniger harte Namen zu geben und gewöhnte sich ein Mittagsschläfchen an, weil die Franzi so selbstverständlich alle Arbeit angriff. Und während die Tante dann leise schnarchte, suchte sich die Nichte Bücher hervor. Es gab da allerlei, was von den soliden Herren liegen geblieben war. Fräulein Bernarz hatte die Reste mit Abscheu in einen Winkel gestaut, weil sie noch ganz unter dem Bannkreis der mütterlichen Lehren stand und sich nicht getraute, etwas zu vernichten, was einmal zu irgend einem Zweck dienlich werden konnte. Eben hatte Franzi ein französisches Lehrbuch vor sich liegen und prüfte, was ihr noch von ihrem zweijährigen Stadtkursus übrig geblieben sei.

Aber neben ihr lag ein Brief mit vielen Falten und Knittern, der störte sie bei ihrem Studium. Sie hatte ihn schon mehr als einmal zusammengeballt und in eine Ecke geschleudert. Aber immer mußte sie ihn wieder holen, auseinanderstreichen und noch einmal lesen, und jedesmal schäumte der Groll wieder auf, sodaß sie sogar ein kleines, zorniges Thränchen aus den Augen zu wischen hatte. Und dabei klingelte es schon zum drittenmal von Jankos Zimmer drüben. Es war nicht zum Aushalten. Jetzt kamen seine Schritte auf die Thüre zu. Schnell den Kopf in die Hand gestützt und über das Buch gebeugt, da kann er die roten Augen nicht sehen!

Er trat ohne anzuklopfen herein und ließ die Augen zerstreut durch die Küche wandern. Franzi blickte nicht auf.

Ich habe schon dreimal nach Fräulein geklingelt! sagte er vorwurfsvoll.

Sie hob den Kopf mit einem Ruck: Ach, Herr Janko? Ja wie machen wir denn das? Wie mache ichs denn, wenn ich nach Ihnen klingle?

Er schwieg und sah sie an, und dann lächelte er. In seinen Augen lag Beifall gegen das wehrhafte Mädchen, als er langsam näher kam, sich halb auf die Tischecke setzte und sagte: Habe auch nur etwas fragen wollen — kleiner Scherz! Wir brauchen eine Tänzerin zum Künstlersängerfest, ob nicht die Mutter Bernarz tanzen will — sie geht ja allweil auf den Zehenspitzen. Aber Fräulein haben geweint? O ja, die Augen sind gerötet!

Franzi beugte den Kopf mit einem unwilligen Schütteln und streckte die Hand wie verstohlen nach dem Brief aus. Sie drückte ihn zusammen und schloß die Faust darüber. Simon Janko wandte die Augen nicht von ihr.

Ein schlechter Brief? Liebessachen?

Sie mußte lachen, obgleich die Augen noch zornig glänzten. Nein, im Gegenteil! gab sie zur Antwort.

Also doch Liebessachen!

Er blieb auf seiner Ecke sitzen und machte keine Anstalten, zu gehen. Franzi legte sich im Stuhl zurück. So weit hatte er gewonnen: sie ließ sich aufs Reden ein.

Keine Spur, sagte sie, der Brief ist nicht von einem Mann!

Von einer Freundin; desto schlimmer! Seine Stimme war weich, und seine Augen hatten ein stetiges warmes Licht. Er sprach so beiläufig, gar nicht als ob er begierig wäre, etwas von ihr zu erfahren, sondern als kennte er schon alles, was einem im Leben begegnen könnte, und wollte sich nur bestätigen lassen, was er doch wüßte.

Es ist ja meine kleine Schwester, die man hat schreiben lassen, sagte sie.

Und die Mutter schreibt nicht?

Nein, die Mutter hat keine Zeit. Jetzt erst noch, wo ich fort bin!

Aber weg haben Sie doch wollen?

Die Base hat halt geschrieben, daß es ihr so schlecht geht. Da hab ich gesagt: Weg haben wollt ihr mich, ich geh nach München hinein und helfe der Base ein wenig. Jetzt im Winter ist auf dem Hof eh nicht so viel zu thun, und ein Kreuz ist das schon lange daheim mit den vorwurfsvollen Gesichtern und dem ewigen Gemahne.

Aber ihr Schicksal folgt dem Fräulein nach, sagte er und zeigte auf die Hand mit dem Briefe.

Ja, weiß Gott, die geben keine Ruh, als ob das Glück von dem ganzen Haus an mir hinge.

Warum sind Sie denn auch so widerspenstig?

Die haben leicht reden. Die brauchen ihn nicht zu haben die ganze Lebenszeit lang. Aber Angst hab ich kriegt. Wenn ich mich da überrumpeln ließ und thät ihnen den Willen, und nachher gereute michs! Wie mir die Mutter zuerst davon geredet hat — oder geredet hat sie nicht, nur wie er immer und immer mit mir getanzt hat, ist sie so um mich gewesen und hat alleweil gemahnt, daß ich mich nicht zu heiß machen sollt und nicht zu rot werden dürft, weil mich das nicht kleiden thät, da hab ich lachen müssen. Er ist ja der reichste Mensch, soweit man mit einem Paar Rosse fahren kann, und wie ich noch in die Schule gegangen bin, hat man schon gesagt, wen er einmal nehmen wird. Es ist die Tochter vom Schulzen. Sie ist ein einziges Kind, und wir sind acht Geschwister daheim, da teilt sichs einmal. Aber die Mutter mit ihrem Gethu hat doch Recht behalten; ausgeblieben ist der Antrag nicht. Wie die Männer gekommen sind, die man so schickt zum

Hinhören und Weg machen, hat mein Vater gesagt: Aber so viel, wie der Braut von Franz Wessel zukommt, kann ich meiner Tochter nicht mitgeben! Brauchts auch nicht! hats geheißen, wenn sie nur will. Seitdem ists für mich daheim nimmer zum Aushalten. In der Ernte, wie der junge Braune gelahmt hat, gerade zur ungelegensten Zeit, hat der Franz meinem Vater angetragen, er wollte ihm seine Rosse geben zum Helfen. Ich habe gemeint: Das ist gescheit, auf die Art können wir noch in der nämlichen Woche mit dem Einfahren fertig sein. Aber der Vater hat gesagt: Nein, wenn er das annähm, das hieße soviel, als sie dürften von drüben wieder anfragen wegen meiner. Nachher hats zu regnen angefangen, eh wir mit dem Getreide unter Dach gewesen sind — und so alleweil, an allem muß ich schuld sein. Wie mich die Leute auch dasmal quälen!

Der erste ist er nicht?

Franzi hatte den Kopf zur Seite gewendet und streifte Janko mit einem gleichmütigen Blick aus den Augenwinkeln: Gezählt hab ich sie nit!

Aber die andern haben Sie abweisen dürfen?

Freilich, ohne Widerreden. Nicht einmal ins Zimmer bin ich hineingegangen, wenn sie gekommen sind; der Vater hats ihnen gleich sagen können. Da hats gar nicht erst Verdruß gegeben, für mich nicht und für die nicht. Wenns welche von der Stadt gewesen sind, die habens nach der andern Mode gemacht und mich allein erwischt. Aber an mir hats nicht gelegen, wenns nicht ausgewesen ist, bevor es angefangen hat. Dasmal aber, da ist es meinen Leuten doch gar zu gelegen. Das schöne Gut, und so in der Näh! In München, hab ich gemeint, werd ich Ruh haben. Aber da geht die Resi her und schreibt mir, die Großmutter thät wieder weinen und allweil sagen: Das, wenn ich noch erleben könnt, daß die Franzi hinüberziehete! Mit dem Weinen bringt sie mich rein aus der Haut. Wenn ich das seh und weiß: das ist es, was sie alle meinen, von der Großmutter bis zur letzten Magd, dann, wenn er gerade vor mir stünd, sagte ich ja, ob ich schon nichts nach ihm frage! Und das verwünschte goldne Herz!

Das hat er Ihnen geschickt?

Nein, der Resi hat ers geben, sie soll mirs schenken, daß ich nicht an daheim vergessen soll. Drüben im Kasten liegts. Ich wills nicht sehen. Ich steh so schon da wie ein Werwolf vor meinen eignen Augen, weil einmal, wie er mich auf der Straßen getroffen hat, ichs ihm gesagt hab, daß sie mich plagen, und daß er schuld sei. Seitdem hat er nichts mehr zum Vater gesagt, thut, als ob er die ganze Sach vergessen hätt, nur daß ich meines Lebens dabei auch nicht froh werden kann, wenn ich so von seiner Gnad leben soll.

Simon Janko hatte mehr und mehr mit immer lebhaftern Augen auf dem Gesicht der Franzi nachgelesen, was sie sprach. Erfunden war das nicht, was das Mädchen da sagte, zornig, mit aufgestützten Ellenbogen, den Kopf mit den Augen gegen die zusammengeballten Hände gedrückt, und so unbefangen, als ob er nicht auch ein Mann wäre, und noch dazu der Schimi Janko; so ganz unempfindlich für seine etwaige Gefährlichkeit, seine Schönheit, seine Schwermut — gar nicht als ob das Sachen wären, die ihr gegolten hätten, als beträfen sie lediglich andre Leute. Wunderbar! Sie schien überhaupt die Liebe bei ihren Bewerbern nicht hoch angeschlagen zu haben, den letzten ausgenommen, der ihr durch diese unpraktische Gefühlsbeimischung die Absage erschwerte. Sie mochte diese krankhafte Erscheinung für alleinstehend halten,

an ihre ansteckende Wirkung dachte sie jedenfalls nicht. Und doch war bei dem Schimi der innere Antrieb gleich Null und die Ansteckung alles.

Schimi lehnte sich über den Tisch und zog ihr die Hände herunter: Gehns, Fräulein, lustig muß man sein, was kann denn das Weinen helfen! Er hielt ihre Hände fest und löste ihr sacht die Finger mit den seinen. So! Dabei lächelte er sie an, und sie mußte auch lachen, zog ihm aber die Finger wie im Kinderspiel geschickt zwischen seinen großen olivfarbigen Händen weg. Tanzen, das ist eine gesunde Motion, Fräulein haben eine famose Figur für einen eleganten Csardas. Sehen Sie, so!

Er war vom Tisch heruntergesprungen und machte ihr die Schritte vor. Seinen Rock zog er zu beiden Seiten spitzfingrig auseinander, als ob es ein Weiberkleid wäre, und pfiff dazu die Melodie. Und nicht lange, so war die Franzi auch auf den Füßen und hüpfte, wie er, um den Küchentisch. Entzückend, entzückend! rief er. Fräulein würden erste Csardastänzerin ungarische sein! Denn wenn er außer sich geriet, sprach er das Deutsch gebrochen, und auf dem Gipfel der Begeisterung nannte er alle Menschen du.

Die Base Bernarz lief ihm steifgeschlafen und zwinkernd aus dem finstern Gemach zwischen die Beine, und wie er sie packte, damit sie nicht umfallen sollte, wurde eine stürmische Umarmung aus diesem Rettungsakt: Wunderliebe Mutter Bernarz, Franzi tanzt Csardas wie himmlischer Engel! Wie sagt man, wie sagt man — Punsch! Punsch sollst du machen, Punsch für Abend in Atelier, daß wir können Csardas üben und Aufführung machen für Künstlersängerfest. Kommts, Kinderln! Den Kelety hol ich auch!

Fräulein Bernarz lachte wie ein Kind, als sie wirklich zu dritt mit Flaschen und Töpfen in Schimis Atelier zogen. Es wurde gebraut und gemischt, während Janko ging, um seinen Landsmann zu suchen, und dann kam das Üben, diesen Abend und noch viele folgende. Der Schimi geigte, während Franzi und Kelety tanzten, und die Base, wenn sie mitkam, sich in einer Ecke in den Schlaf kicherte.

3

Endlich kam der Festabend, an dem der Csardas als Schlußvorstellung von der Bühne in Kils Kolosseum den Ball einleiten sollte. Franzi hatte ihren Pelz über das ungarische Kostüm gezogen und wurde von Janko auf die Straße geleitet. Kommen Sie, sagte er. Da tretens hinter die Hausecken, daß Sie den Wind nicht so kriegen, bis der Tram vorbeikommt. Aber schlurfens nit so, Sie schaufeln sich die Sauce ganz über die Schuh!

Franzi hob die Beine wie eine Bachstelze, aber das unerklärliche Schlurfen hielt an.

Ja, was ist denn das? Dort, zehn Schritt weiter, ist die nächste Latern, da wollen wir nachschauen. Was schleifen Sie denn mit sich?

Er ging um sie herum und stolperte. Beinahe hätte er in dem aufgeweichten Lehm der Ludwigstraße gelegen.

Jessas, Jessas! Es muß bei mir sein! Er fing den Fuß mit der Hand und drehte den Kopf zurück. Jessas, mein Schuh!

Der Schuh sperrte einen weiten Rachen auf, und zwischen Oberleder und Sohle hing noch ein dünnes Söhlchen heraus. Wie der bairische Wappenlöwe, meinte Franzi, der die Zunge weist.

Schimi Janko, armer Teufel! sagte Schimi mitleidig zu sich selber. Vorhin ist der Marko bei mir gewesen, mein Schüler, und sagt, zum Fest

könnt er nicht kommen, weil er keine Schuh hätt. Also hab ich ihm meine gegeben, habe gedacht, die da thuns noch; schön aussehen thun sie, das ist gewiß, und wenn ich nur beim Schleifwalzer vorsichtig bin, hält auch die Sohle den Abend noch.

Was geschieht jetzt? fragte Franzi. Heimgehen?

Wozu? Daheim hab ich keine andern. Wir müssen schauen, daß wir bis zum Stachus kommen. Da ist ein kleiner Pavillon, wo man auf die Pferdebahn wartet. Wenn Fräulein da hineingehen, weiß ich schon einen in der Nähe, der hat Schuh, und geben thut er sie mir auch.

Sie gingen weiter, und die kräftige Franzi bot dem Schimi ihren Arm. Da sollte er sich aufstützen und den linken Fuß nur so gebrauchen, wie die Flößer in der Isar ihre Stangen, mit denen sie anstemmen und abstoßen. Aber immer tauchte der geöffnete Schlund wieder in den Schlamm, und allemal, wenn er sich vollschlürfte, sagte Schimi: Saufen thut er, als wie ein Münchner!

Franzi mußte wohl eine halbe Stunde am Stachus warten. Da kam Schimi mit aufgekrempelten Festhosen atemlos an, und wie sie eilig auffuhr, sprang sie ihm mit ihrer ganzen Körperwucht auf den Fuß. Um Gottes willen! schrie sie und taumelte zurück.

Thut nichts, Fräulein, an den Spitzen sitzt nichts vom Janko drin. Schauen Fräulein, bis dahin geht das Leben, weiter nicht! Dabei nahm er wieder einen Fuß in die Hand und hielt ihn der Franzi vors Gesicht. Fünf Centimeter zu lang; mit solche Füß kommen wir schnell vom Fleck!

Und Gummischuh haben Sie auch? sagte sie bewundernd.

Ja, wie ich zu dem reichen Preßburger hinaufgekommen bin, ist er nicht daheim gewesen. Hab ich halt müssen die vier Stiegen hinauf in der Schillerstraße zum Ratos, der auch mein Schüler gewesen ist. Talentvoller Kerl, aber den bringt der Kater noch um. Er quält sich zu sehr mit der Kunst, darum verkauft er auch nichts. Frech schmieren und Kitsch malen, sag ich, mit der Zeit wirst du schon mehr Konnexionen haben und durchdringen, darauf kommts an. Es wär für uns beide besser, wir wären leichtsinnig, wenn nichts wird mit unserm Gepinsel — andre machens noch schlechter und lachen! Aber da bohrt er Tag für Tag, und wenn er zuletzt verrückt wird, solls mich nicht wundern, jetzt schon gar nicht, wo er nichts mehr hat, um zu leben. Kann er sich nicht halten, dann muß er halt das Malen sein lassen und schaun, wie er sich mit was anderm fortbringt — mit Straßenarbeit etwa. Auf ein Fest geht er schon lang nicht mehr, darum hab ich auch die Schuh gut von ihm borgen können, aber kein heiles Paar hat er auch nicht gehabt. Da haben wir halt gesucht, bis wir das feinste gefunden haben. Am rechten Fuß ist kein einziges Loch. Aber am linken läuft ein wenig das Wasser hinein. Dann sind aber auch noch ein Paar Gummischuh dagewesen, wovon der eine ganz ist. So hab ich den ganzen Überschuh auf die zerrissene Sohle und den löchrigen auf die heile gezogen und geh so trocken wie bei einer Prozession im Juli, wenn man um Regen bet't.

Es war spät, als sie ganz außer Atem von Wind und Gelächter im Kolosseum ankamen. Kelety jagte ihnen mit erhobnen Händen entgegen.

Wo bleibt ihr denn? Haben gemeint, Nummer muß ausfallen. Alle Vorstellungen vorbei. Nur der rothaarete Löffzschüler singt noch ein Solo aus Gnad und Barmherzigkeit.

Dabei riß er an Franzis Mantel, und Janko versuchte die Galoschen von sich zu schleudern. Aber die Schuhe flogen ihm mit den Galoschen vom Leibe.

Die sind schuld, wart doch, Kelety!

Warten geht nimmer! — Er hatte Franzi am Gelenk gepackt und lief wie mit einer Beute davon, durch die Gänge um den Saal her, hinter die Kulissen. Dort blieben sie atemlos stehen.

Wir brauchen aber den Janko doch, keuchte Kelety und sah sich um. Dort hinten kommt er ja schon dahergerannt, wie ein Pudel mit den Haaren über die Stirn herein. Auf Strümpfen läuft er, in der Rechten den Violinkasten, in der Linken einen Schuh und im Mund noch einen Schuh! Apporte, Karo! Hopp, Karo!

Kelety hielt ihm eine Stange entgegen, und Schimi sprang im Lauf darüber weg. Dann warf er den einen Schuh gegen die Wand und ließ den andern aus den Zähnen zu Boden fallen; an beiden glänzten immer noch die schweren Gummischuhe.

Verwünscht! knurrte er und stellte den Geigenkasten behutsam in einen Winkel. Dann setzte er sich mitten im Raum auf den Boden nieder und fing an, den einen Schuh aus seinem Gummifutteral zu schälen. Franzi erbarmte sich und lief an die Wand, wo der zweite lag, und wie sie ihn mit spitzen Fingern enthülst hatte, ließ sie ihn von oben her dem Schimi an der Nase vorbei zwischen die Kniee fallen, so wie Flora Blumen und Früchte über ihre Schützlinge schüttet. Schimi hob die große schwarze Frucht bedächtig auf und schob den Fuß hinein. Gute Seele! sagte er dabei halblaut, Sie sind die einzige Gute von allen.

Inzwischen hatte Kelety auf die Bühne gespäht.

Es ist Zeit, Löffzschüler ist fertig. Schimi, ins drei Teufels Namen, wieviel Füß hast du denn?

Ruhig, Brüderlein! sagte der und ergriff Franzis Hand zum Aufstehen. Die Geige hatte er schnell aus ihrer Hülle gerissen und nun setzte er den Bogen an. Recht wie ein paar tolle Kinder, die es wahrnehmen, wenn die Eltern ausgegangen sind, kamen die drei hinter den Kulissen hervor, ohne einen Blick oder eine Verbeugung gegen das Publikum, Schimi mit der Geige an der Wange, die beiden andern im Tanz, wie sie nach den Tönen einander begegneten mit den ersten Bewegungen.

Schimi ging geigend auf den Flügel zu und lehnte sich daran, den Oberkörper breit zurückgebogen, sodaß sich die Brust vorwölbte; dort blieb er stehen und geigte fort. Der Kopf hing ihm tief auf die Geige herab, aber die Augen waren nicht gesenkt; unverwandt hielt er sie auf die Gruppe gerichtet, auf den beweglichen Ungar und die kräftige, schön gewachsene Franzi mit den ruhigen Bewegungen ihrer schlanken Glieder und dem reichgeformten Oberkörper, der so stolz das Gleichgewicht hielt, auch in der heftigsten Drehung.

Simon Janko hatte seine Augen zu Spiegeln gemacht. Bild auf Bild, wie es jede neue Wendung der Tanzenden hinstellte, nahm er darin auf. Er dachte nicht an seine Geige und wies die Töne nicht an, den Reigen zu leiten; er ließ die Hände machen, was sie wollten. Aber die waren nicht umsonst in seiner Schule gewesen; sie malten mit der Leidenschaft, mit der er sah, und das Feuer strömte wieder auf die Tanzenden über, sie wurden von den Tönen geführt, gehoben, geschleudert. Es war ein merkwürdiges Trio, das da auf

der Bühne aufgeführt wurde; über den Saal mit den hunderten von Menschen hatte sich Stille gelegt. Und sie tanzten lange!

Endlich brach Kelety mit einem wilden Luftsprung ab und warf sich, wie er da war, unter den Flügel. Dort blieb er liegen wie ein ermatteter Jagdhund. Janko aber setzte die Geige nur einen Augenblick ab. Er schwenkte den Bogen gegen die Musiker oben in der Orchesterloge: Huzdrá Czigány! schrie er auf Ungarisch durch den Saal und begann einen stürmischen Walzer. Die oben verstanden ihn und fielen ein. Er aber winkte immer geigend der Franzi mit dem Kopfe: Komm! Dann stiegen sie mit einander von der Bühne die Stufen hinab unter die Menschenmasse, die nun jubelnd und tosend den Garten durchströmte.

Denn er war ein Garten, der große Saal. An den Pfeilern, die ringsumher die Galerie trugen, und an den Wänden empor zogen sich blühende Spaliere: Rosen und violette Klematis und Goldregen. Von den farbig umhüllten Flammen floß ein Licht aus, wie im Frühling von der aufgehenden Sonne, wenn sie durch Laub- und Blütenflaum dämmert.

Und die Gäste in diesem Paradies sprangen durch einander wie Kinder und übermütige Vögel. Mitten im Saal ragte einer über die andern weg, der drehte sich hölzern im Walzertakt. Es war, als ob man aus dem Spaliere eine Latte gerissen und belebende Worte zu ihr gesprochen hätte, sodaß sie sich selbständig am Tanz beteiligte. Er hatte einen gewaltigen Nasenzinken und wehende Ohren am Kopf wie Rebblätter. Den Eindruck des hölzernen erhöhten die Augen, die ihm wie schwarze Schmiedenägel im Gesicht steckten und unbewegt ins Weite stierten. So tanzte er mit sich selber.

Als sich Franzi im Arm ihres Tänzers lachend nach ihm umwandte, wurde sie gewahr, daß Schimi in ihrer Nähe war und mit hochgehobnen Händen, mit den Fingern schnalzend, hinter ihr dreintanzte. Immer schneidig, Fräulein, immer schneidig! rief er.

Dann kam die Pause, und das starke Gewoge ebbte leise ab und verwandelte sich in ein ruhiges Hin- und Herziehen. Auf und nieder, auf und nieder wie die See am Morgen nach einer Sturmnacht, wenn sie die kleinen sanften Wasserzünglein gegen den Strand ausschickt und wieder zurückzieht, so wandelten jetzt die Paare ruhig über den glatten Boden hin, während andre, sich erholend, unter der Galerie zwischen den Pfeilern saßen oder wie angeschwemmte Muscheln noch tiefer im Hintergrund verschlagen ruhten.

Auch ein Wrack hatten die Wellen ausgeworfen, das war Schimi. Er saß auf einem Stuhl und zog das eine Bein unter sich, sodaß er aussah wie ein Stelzfuß. Oben blies man einen Tusch.

Silbernes Armband, Herrenlackschuh verloren! Finder mögen es bei der Musik abgeben! wurde ausgerufen. Gelächter wie vielstimmiges Echo ging durch den Saal.

Der Franzi schwante etwas. Sie ließ ihren Tänzer stehen und ging die Arkaden entlang. Unterwegs streifte sie Kelety. Haben Sie den Janko nicht gesehen? fragte sie.

Den Schimi? Ja ist der denn nicht eben von droben ausgerufen worden?

Freilich, wer ihn findet, soll ihn behalten! setzte Jankos Stimme hinzu.

Franzi fuhr herum und sah ihn sitzen, gerade neben dem Pfeiler, hinter dem Kelety hervorgetreten war.

Sie lachte: Und was kriegt der Janko zum Entgelt, wenn er weggeschenkt wird?

Eine glückliche Zukunft!

Franzi zuckte die Achsel: Dann behalt ich ihn gewiß nicht. Ich kann für meine eigne Zukunft nicht einstehn, für eine andre schon gar nicht. Ihnen thut aber auch gar nichts weiter not. Sie sind doch einer von den wenigen, die überhaupt eine „Zukunft" haben!

Gehns, machens keine Sprüch!

Die Sprüch sind nicht von mir. Ich werd mich nicht unterstehn, einem mein Lob anzuhängen in einer Sach, von der ich kein Schein versteh. Aber wissen Sie, was der Sell aus Wien zu mir gesagt hat, vorhin, wie er mit mir getanzt hat?

Fräulein tanzen zu sehen, das ist Passion?

Ja, das hat er zuerst gesagt, und dann hat er von Simon Janko gesprochen. Unser großer Meister Janko, hat er gesagt!

Jetzt zuckte Schimi die Achseln und schob die Augenbrauen hinauf wie Fragezeichen.

Zum Malen gehört Charakter, sagte er, mehr noch als Talent! Aber Kind, wenn Sie sich für meine Zukunft interessiren, so schaun Sie sich einmal nach meinem Schuh um. Der Kelety richtet nichts aus, und so klein sind doch die Dinger nicht, daß man sie nicht finden könnt. Vorhin, wie ich ihn verloren hab, ist er mitten durch den Saal geschossen, nicht ausgewichen, nichts nach den Tänzern gefragt! Wahrscheinlich ist einer drüber gefallen und hat ihn in der Wut weggeschleudert, daß man nicht so bald wieder was von ihm sieht.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wie nun weiter? Daß die Vertretung des deutschen Volks beim achtzigsten Geburtstage Bismarcks nicht amtlich mitwirken konnte, ist betrübend. Daß die Verehrer des großen Staatsmanns den Tag so herrlich wie möglich begingen, war selbstverständlich. Nichts hätte sie aber gehindert, ihn noch weit herrlicher zu begehen. Sie konnten z. B. dem monumentum aere perennius, das sich der alte Held selbst gesetzt hat, ein zweites, wenn auch bescheidneres, so doch ebenfalls in seinen Wirkungen fortdauerndes beifügen: sie konnten einen Kolonisationsfonds von einigen hundert Millionen Mark zusammenschießen. Niemand schelte diesen Gedanken phantastisch! Haben nicht die Franzosen mehr als eine Milliarde ins Wasser geworfen, oder vielmehr den Panamisten in die Taschen gesteckt? Und hieße es nicht unser Volk, das dem französischen den Fuß auf den Nacken gesetzt hat, beleidigen, wenn man leugnen wollte, daß es ebensoviel für einen guten, vernünftigen und notwendigen Zweck aufbringen könne und, sobald ihm die Notwendigkeit klar geworden ist, auch wolle? Also niemand hinderte die Verehrer Bismarcks,

dieses und andres Große zu seinen Ehren zu thun, aber bei der Gelegenheit dem Zentrum und den Freisinnigen das Reichstagspräsidium auszuliefern, das war nicht nötig! Zwar die Konservativen verlieren nichts. Im Gegenteil! Sie haben in Levetzow einen tüchtigen Debatter gewonnen, und ihre Geschäfte, die vor der Hand fast ausschließlich agrarischer Natur sind, werden vom Zentrum so vortrefflich besorgt, daß es nicht einmal die einfache Ablehnung des Antrags Kanitz gestattet, sondern ihm Kommissionsberatung gesichert hat. Aber die Nationalliberalen befinden sich in einer entsetzlichen Klemme. Sie sollen sich für oder gegen die Umsturzvorlage entscheiden, die das Zentrum aus einer Zwangsjacke für die Lohnarbeiter zu einer solchen für alle nicht orthodoxen Publizisten, Gelehrten und Künstler vervollständigt hat. Lehnen sie sie ab, so verlieren sie den letzten Rest ihres Einflusses bei der Regierung, d. h. seit 1890 beim Kaiser, dieses Einflusses, der vor drei Jahren noch so stark war, daß er die Zurückziehung des Schulgesetzentwurfes durchsetzte, obwohl sich darüber der Kaiser mit sämtlichen Ministern und einer nicht „reichsfeindlichen" Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses geeinigt hatte. Nehmen sie ihn an, so verlieren sie den letzten Rest ihres Einflusses beim Volke. War es bisher schon manchmal recht schwierig für sie, die zweite Hälfte ihres Namens zu rechtfertigen, so wird das von da ab ganz unmöglich; es bleibt ihnen nichts übrig, als in der freikonservativen Fraktion aufzugehen und diese zu bitten, daß sie die Silbe „frei" streiche.

Der Streik der „nationalen" Fraktionen im Reichstage hatte nur dann einen Sinn, wenn man gewiß wußte, daß spätestens am nächsten Tage die Strafe der Auflösung über die Mehrheit verhängt werden würde, und diese wiederum hätte nur dann einen Sinn gehabt, wenn man sicher gewesen wäre, bei der Neuwahl eine andre Mehrheit zu erzielen. Es hat ohne Zweifel Leute gegeben, die beides erwartet haben, und gerade diese sind die Idealisten der Partei, um die es uns leid thut. Werden denen nun endlich einmal die Augen aufgehen angesichts der Thatsache, daß das Zentrum ruhig die Geschäfte fortführt und mit einer ihm durchaus geneigten Regierung (in der Norddeutschen Allgemeinen wird ihm das beste Zeugnis ausgestellt) verhandelt, als ob gar nichts vorgefallen wäre? Werden sie uns nun endlich einmal glauben, daß ihre Politik, die sie zwanzig Jahre lang von Niederlage zu Niederlage geführt hat, eine Politik gegen das Einmaleins ist? Was immer auch der Inhalt dieser „nationalen" Politik sein möge, so viel steht unleugbar fest, daß sie nur von einer Minderheit der Wahlberechtigten gebilligt wird. So lange nicht der von einigen Grafen im Herrenhause gegebne Rat, die Reichsverfassung umzustürzen, befolgt wird, bleibt diese Politik, wie gesagt, eine Politik gegen das Einmaleins.

Nämlich für die gutgläubigen Idealisten unter den „Nationalen." Denn was die Realisten anlangt, so kommen die auch so auf ihre Rechnung, schon vor dem geplanten Verfassungsumsturz. Was von den agrarischen Wünschen erfüllbar ist, gewährt das sehr agrarische und durch und durch schutzzöllnerische Zentrum, und den Knebel für die Lohnarbeiter hat es den rheinischen Großindustriellen so schön geliefert, daß sogar der Herr von Stumm damit zufrieden sein könnte. Seitdem die Partei „für Wahrheit, Freiheit und Recht" zu ihrem „Rechte" gekommen ist, bedarf sie der Freiheit der untern Klassen nicht mehr — mit der Wahrheit hat sie es wohl immer so wenig wie andre Parteien genau genommen —, und nicht lange mehr wird es währen, so werden wir wieder, wie in der Konfliktszeit, den Pfarrer mit dem Landrat Arm in Arm die Wahlen machen sehen. Was die Zentrumspartei von dem ihrigen zur Umsturzvorlage hinzugethan hat, wird den

„liberalen“ Großindustriellen keine Schmerzen bereiten. Sie schreiben nicht in die Zeitungen, lehren nicht von den Kathedern, und zu den hohen Gesellschaftskreisen, in denen sie ihre nicht immer orthodoxen Ansichten austauschen, wagt sich kein Polizist, Späher oder Denunziant hinauf. Und das Zentrum an sich zu hassen hatten diese Herren nur so lange Grund, als es durch Forderung eines weitgehenden Arbeiterschutzes und ähnliche „sozialdemokratische“ Bestrebungen ihrem Interesse feindlich gegenüberstand. Nur die Paritätsfragen und die wohlbegründete Furcht des Zentrums vor einer Verfassungsänderung ziehen zur Zeit noch einen schwer überbrückbaren Graben zwischen diesen beiden „Ordnungsparteien.“

Ist es nicht jammerschade um die trefflichen Männer, die Vertreter der deutschen Intelligenz, die, verführt durch ein falsches und nebelhaftes Ideal, bisher zu ihrem eignen Schaden die Geschäfte von Gesellschaftsklassen besorgt haben, denen sie innerlich fremd gegenüberstehen? Vor zwanzig Jahren mochte der Ausdruck „nationale Politik“ einen Sinn haben. Man konnte darunter die Abwehr katholischer, welfischer und französelnder Intriguen gegen den Bestand des neugegründeten Reichs verstehen. Heute haben sich die Verhältnisse nahezu umgekehrt: die sogenannten Reichsfeinde, Katholiken, Sozialdemokraten, Deutschfreisinnige, Elsaß-Lothringer und Polen wollen, daß das Reich so fortbestehe, wie es Bismarck geschaffen hat, während die Großgrundbesitzer und Großindustriellen, die ihre Bestrebungen mit der nationalen Flagge decken, das allgemeine Wahlrecht abschaffen und die preußische Regierung von den Hemmnissen, die ihr die Rechte der mittel- und kleinstaatlichen Regierungen manchmal bereiten, befreien möchten. Andre Interessen und Aufgaben als dieser Großbesitz hat die deutsche Intelligenz. Mögen ihre Vertreter einmal das Nebelgebild, das sich nationale Politik nennt, auseinanderblasen! Mögen sie das deutsche Volk, seine Wünsche, Kräfte und Bedürfnisse ins Auge fassen und daraus ihre Aufgaben schöpfen! Die deutsche Bauern-, Handwerker- und Arbeiterschaft organisiren, nicht für wüste ziellose Agitationen, auch nicht für kirchliche oder politische Parteizwecke, sondern aus uneigennütziger Liebe zu den Angehörigen dieser Stände für die geordnete Selbsthilfe, etwa nach dem Muster der westfälischen Bauernvereine, die innere und äußere Kolonisation befördern, auf eine Politik der Machtentfaltung hindrängen, die es allen Deutschen ermöglicht, gesunde, tüchtige, gute und glückliche Menschen zu werden, ein engherziges und chikanöses Polizeiregiment bekämpfen, das die Volkskraft fesselt und lähmt, anstatt ihre Entfaltung zu fördern, das wäre, unter welchem Parteinamen auch immer geübt, sowohl national als liberal, und vor allem patriotisch!

Zur Reform unsers Parteiwesens. Der Geheime Regierungsrat C. von Massow hat seinem in der vorjährigen Nummer 48 besprochnen ausgezeichneten Buche „Reform oder Revolution“ einen Anhang: Die Reform unsers politischen Parteilebens (Berlin, Otto Liebmann, 1895) nachgeschickt, der zwar ganz nützliche Gedanken enthält, im ganzen aber gegen die erste Leistung bedeutend abfällt. Was soll uns der hier entworfne Plan einer Parteiorganisation nützen, wenn eine Partei, die der Sozialdemokratie das Wasser abgraben und die Zentrumspartei auflösen könnte, gar nicht vorhanden ist? Könnte Massow die Konservativen für sein soziales Reformprogramm gewinnen, so hätten wir eine solche Partei. Die konservative Partei ist aber vorläufig bloß noch eine Agrarierpartei. Nun hält Massow zwar selbst die Agrarfrage für die zur Zeit wichtigste und hat sich von den agrarischen Schlußfolgerungen überzeugen lassen. (Wir unterschätzen den Umstand nicht, daß ein so erfahrner, in mehreren Provinzen Preußens bewanderter

und mit den landwirtschaftlichen Verhältnissen vertrauter Verwaltungsbeamter dem Grafen Kanitz beipflichtet, lassen uns aber auch durch seine Autorität nicht in unsrer Auffassung irre machen.) Aber gerade an der Agrarfrage zeigt es sich aufs deutlichste, wie wenig es uns nützen könnte, wenn die Parteien durch die vorgeschlagne Reform in höherm Grade als jetzt den Volkswillen oder vielmehr den Willen der von ihnen vertretenen Volksschichten zum Ausdruck brächten. Der Antrag ist, wie Massow selbst bemerkt, vorm Jahre von der überwiegenden Mehrheit des Reichstags entschieden abgelehnt worden. Diese Mehrheit entsprach aber durchaus der Stimmung der Mehrheit des Volkes, und unter den Gegnern befanden sich so anerkannt tüchtige Landwirte und Kenner der Landwirtschaft wie Schulz-Lupitz, Graf Hatzfeld, Freiherr von Schorlemer, Professor Freiherr von der Goltz. Hätte also vorm Jahre das Volk selbst entschieden, so wäre der Antrag Kanitz für immer begraben gewesen, was Herr von Massow für ein großes Unglück halten würde. Wenn es nun mittlerweile der agrarischen Agitation gelungen sein sollte (was noch lange nicht feststeht), die Mehrheit des Volkes davon zu überzeugen, daß es sich vorm Jahre geirrt habe, und dieses Jahr den Antrag annähme, welche Bürgschaft hätten wir dafür, daß die schnelle Bekehrung in einer so wichtigen und schwierigen Sache nicht auf einem furchtbaren Irrtum beruhte? Der Fehler unsrer Zeit, sagt Massow Seite 40 ganz richtig, „in allen Ländern ist, daß die Nationen selbst nicht wissen, was sie wollen.“ Aber der Grund für diese Erscheinung wird nicht ganz richtig angegeben. Er besteht darin, daß die modernen Verhältnisse ungemein verwickelt, die Daseinsbedingungen der Völker daher schwer zu ermitteln sind, und daß die Berufnen mit der Ermittlung keine Eile haben, weil sie fürchten, daß ihnen die daraus folgenden Pflichten schwere Opfer auferlegen könnten. Sehr hübsch ist auch die Bemerkung auf Seite 34: „Wären unsre Verhältnisse normale [normal!], so müßte jeder Deutsche seinen Kanzlerkandidaten in petto haben.“ Das heißt mit andern Worten: das englische Staatsleben ist normal, das preußische das Gegenteil.

Litteratur

Die Weltstellung des byzantinischen Reiches vor den Kreuzzügen. Von Dr. Karl Neumann, Privatdozenten für Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg. Leipzig, Duncker und Humblot, 1894

Die „Byzantinistik,“ eine Bezeichnung, die freilich zu sehr an Byzantinismus erinnert, um schön zu sein, ist in unsrer Zeit eine Wissenschaft geworden. Sie erfreut sich in Deutschland bereits einer Professur und einer eignen, sehr lebendigen Zeitschrift. In der That ist ihr Gegenstand nicht so „tot,“ als er früher allgemein erschien, „da die byzantinischen Studien in Deutschland noch eine wenig beneidete Domäne der klassischen Philologie bildeten.“ Mit der äußern ästhetischen Physiognomie seiner Mönchs- und Schulmeisterlitteratur, die freilich im allgemeinen jenes Urteil verdient, ist Byzanz nicht erschöpft. Der große, glänzende Mittelpunkt der Kultur und Politik während eines Jahrtausends bietet Fäden nach allen

Richtungen der Forschung, und Historiker, Sprachforscher, in erster Linie natürlich Slawisten, Ethnographen und Kunsthistoriker finden reichliche Arbeit, ihnen nachzugehen und sie zu entwirren. Daß diese Arbeit auch lohnend sei, behauptet und beweist der junge Historiker, der von Anfang an seinen Studien die Richtung auf Byzanz gegeben hat, für seine Wissenschaft mit der vorliegenden fesselnden Arbeit. „Wenn die byzantinische Litteratur langweilig ist, weil meist nur mittelmäßige Köpfe sie gepflegt haben, so ist es mit nichten die byzantinische Geschichte. Sie ist reich an großen historischen Problemen und vor allem: begabte und lebendige Menschen haben sie gemacht. Das Mittelalter brachte in Byzanz wie im Westen wohl Litteratur hervor; aber Litteratur war nicht das charakteristische und monumentale Erzeugnis dieser Geschichtsperiode; das Mittelalter war ein Zeitalter der Thaten und kein tintenkleckfendes Säkulum." Der Verfasser beweist diese Behauptung mit einem lebendigen und farbenreichen Bilde des alten Römerreichs im Osten während des zehnten und elften Jahrhunderts, vor dem merkwürdigen Zeitpunkt, da die greisen Erben der Weltmacht durch die große Erhebung des christlichen Abendlandes gegen den vordringenden Islam noch einmal in den Mittelpunkt der Weltereignisse treten. Namentlich das charakteristische Bild der ungesund das Reich überragenden und seine Kräfte lähmenden Hauptstadt, ihr Verhältnis zu der übrigen Mittelmeerwelt, das Treiben der Parteien, die Lage der Interessengruppen in ihr tritt scharf herausgearbeitet hervor. Aber auch Einzelgestalten heben sich heraus, kraftvolle Gestalten wie der Vertreiber der Araber aus Sizilien, der nach byzantinischem Schicksal als „Rebell" endende Georg Maniakes, der Abgott des Lagers Kekaumenos, raffinirte Köpfe, wie der höfische Litterat Psellos. Dazu tritt im Hintergrunde das Bild der zerstörenden Mächte, die an der Auflösung dieser erstarrenden Welt arbeiten, im Norden Bulgaren, als Vortrab der skythischen Völkerfluten, im Süden, von West und Ost: Normannen und Türken.

Deutsche Litteraturdenkmale des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 46. 47. Ausgewählte kleine Schriften von Georg Forster. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Stuttgart, Göschen, 1894

In kürzlich erschienenen Mitteilungen aus privatem Verkehr mit Robert Franz fanden wir aus dem Munde des großen Musikers ein auffallendes Lob Georg Forsters mit dem Bedauern verknüpft, daß er nicht mehr gelesen werde. Die vorliegende Sammlung interessanter, zu ihrer Zeit vielleicht sogar „sensationeller" Kleinigkeiten aus seiner Feder giebt Gelegenheit, sich ihm leicht und bequem zu nähern. Man wird ohne Zweifel recht moderne Anschauungen in diesen Aufsätzen finden. Der Herausgeber nimmt seinen Autor nicht ohne Grund bei jeder möglichen Gelegenheit für einen Vorläufer Darwins in Anspruch. Und das sollte doch eigentlich genügen! Aber es ist doch wunderbar und giebt zu denken, daß gerade die Schriftsteller mit den „modernen" Ideen, die, wie es so heißt, „ihrer Zeit voraus sind," eben dieser Folgezeit nichts mehr zu sagen haben. Vielleicht liegt es daran, daß das Moderne aller Zeit sich im Kerne verzweifelt ähnlich sieht und daher am raschesten veraltet. Selbst ein Schriftsteller von so behender Auffassung, reicher Kenntnis und leichter Gestaltungsfähigkeit wie Forster macht davon keine Ausnahme. Kant, gegen dessen Abhandlungen über Menschenrassen sich einer der hier gesammelten Aufsätze wendet, hatte mindestens den zuletzt genannten schriftstellerischen Vorzug nicht. Noch weniger die modernen Ideen! Und doch werden seine Abhandlungen mit Recht noch studirt werden, wenn auch dieser Neudruck Forsters

wieder alt geworden sein wird. Übrigens wollen wir nicht verschweigen, daß sich der rabulistische Zug in Forsters Charakter auch hier gelegentlich nicht verleugnet, ganz besonders in der emphatischen Zurückweisung eines ganz gerechtfertigten Tadels der Berlinischen Monatsschrift über katholische Proselytenmacherei. Eine gewisse Leere des Gesamteindrucks, die im Mißverhältnis zu den aufgewendeten rhetorischen Mitteln steht, mag sich daraus erklären. Sonst findet der Leser allerhand artige Sachen auch in dieser Sammlung. So daß Friedrich der Große seine Schlachten gewann, weil er ein starker Esser war, und milde regierte, weil er sich mitunter den Magen verdarb (im Aufsatz „über Leckereien"). Ferner allerlei Modernes über den Zusammenhang von „lokaler und allgemeiner Bildung," Entwicklungsgeschichte der Menschheit nach „muskularischen, spermatischen und sensitiven Kulturen" und dergleichen „Vorahnungen" der Gegenwart.

Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften von Goethe. Von Woldemar Freiherr[n] von Biedermann. Leipzig, F. W. v. Biedermann, 1894

Die große Weimarer Goetheausgabe verzichtet in ihrer Vornehmheit auf sachliche Erläuterungen, obwohl erklärende Anmerkungen bei Goethe in dem Maße immer erwünschter werden, wie die Veröffentlichung immer kleinerer Arbeiten und Skizzen und intimerer Beziehungen von ihm zunimmt. Wir halten es darum für einen dankbaren und aussichtsvollen Plan der Biedermannschen Verlagshandlung, der neuen klassischen Goetheausgabe eine Reihe von Erläuterungsbänden zur Seite zu geben, und wünschen ihr und dem Publikum, daß sie bei der Ausführung dieses Planes immer so tüchtige Arbeit zu bieten imstande sein möge, wie es der vorliegende erste Band ist. Hoffentlich gelingt es ihr aber vor allen Dingen auch, dem gebildeten Publikum einmal klassische Kommentare zu Goethes großen Dichtungen aus der Feder litterarhistorisch und ästhetisch gleichmäßig durchgebildeter Männer in die Hand zu geben.

Die vorliegenden Erläuterungen sind eine verbesserte Auflage der Anmerkungen, die W. von Biedermann seiner Ausgabe der Tag- und Jahreshefte von 1876 (bei Hempel) beigegeben hat. Seitdem sind so viele neue Quellen erschlossen worden, daß das neue Buch eine Menge Berichtigungen und Ergänzungen des alten enthält, namentlich haben Goethes Tagebücher (bis 1813) für viele Einzelheiten Licht geschafft. Daß sich dieser erste Band der Erläuterungen in der Hauptsache aus einer ungeheuern Menge philologischer Kleinarbeit zusammensetzt, liegt an dem Charakter des hier erläuterten Goethischen Werkes.

Nur um unsre Berechtigung, zu loben, darzuthun, sei erwähnt, daß sich im geographischen Register unter „Lauchstädt" die falsche Zahl 363 statt 463 aus der alten Arbeit in die neue fortgepflanzt hat, und daß die Erläuterung zu Abschnitt 136 einen nicht ganz richtigen Begriff von Herders Metakritik und Goethes Urteil über ihre Aufnahme erweckt. Die Metakritik (d. h. Kritik der Kritik der reinen Vernunft) ist Herders Hauptwerk gegen Kant (Jean Paul hat daran geholfen), und daß Wielands Begrüßung dieser Metakritik Goethen durchaus nicht bloß scherzhaft stimmte, zeigen seine Worte an Schiller vom 5. Juni 1799: „Mit welcher unglaublichen Verblendung der alte Wieland in den allzufrühen metakritischen Triumph einstimmt, werden Sie aus den neuesten Stücken des Merkurs mit Verwunderung und nicht ohne Unwillen ersehen."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Sparſamkeit und Selbſthilfe

enn Sparſamkeit eine Tugend und Verſchwendung ein Laſter iſt, dann ſollen wir die Tugend üben und das Laſter fliehen. Wenn ſparſam ſein Wohlſtand ſchafft und verſchwenden den Menſchen an den Bettelſtab bringt, dann ſollen wir das erſte thun und das zweite laſſen, und wenn es recht iſt, daß der Verſchwender unter Vormundſchaft geſtellt wird, wenn das Laſter den ganzen Menſchen ergriffen hat, dann ſoll man ſeine Klagen über den Gang einer Zwangserziehung nicht tragiſch nehmen.

Was aber für den Einzelnen gilt, gilt auch für ein ganzes Volk. Wenn in einem Einzelhaushalte die Einnahmen kleiner werden, dann wird der vernünftige Hausherr dafür ſorgen, daß ſich auch die Ausgaben verringern, er wird ſparen. Oder er wird ſeinen Haushaltungsgenoſſen eine neue Ordnung zeigen und vorſchreiben, die imſtande iſt, die Einnahmen zu erhöhen. Thut er nichts, läßt er die Dinge gehen, wie ſie gehen, dann muß er davonlaufen, das heißt zu Grunde gehen. Nicht anders als im Einzelhaushalte ſteht es im Geſamthaushalte eines großen Volkes. Alle Regeln und Geſetze, die für die zehnköpfige Familie gelten, gelten auch für die Wirtſchaft eines Fünfzigmillionenvolkes.

Soeben hat die Geburtstagsfeier unſers großen Deutſchen die ſchon recht abgeflaute Briſe nationalen Fühlens in einen Sturm ehrlicher Begeiſterung umgewandelt, und man könnte kaum ein Winkelchen in dem weiten deutſchen Reiche nennen, wo nicht mit vollen Segeln die hochgehenden Wogen durchkreuzt worden wären. Hunderte von gutgemeinten Reden thaten aufs neue kund, „daß wir ſein wollen nun und immerdar ein einzig Volk von Brüdern,“ daß uns „Deutſchland, Deutſchland über alles“ geht, daß „Enkel kraftvoll walten“ ſollen, „ſchwer Errungnes zu erhalten,“ und daß jeder Einzelne ſein will und

sein soll ein kleiner „Mehrer des Reichs an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!“

Es ist ja leichter, durch einen lauten, dröhnenden Aufruf zum Kampfe Begeisterung zu erwecken, als durch ernste Ermahnung zu Frieden und Gesittung. Aber das Gefühl eines fürchterlichen katzenjämmerlichen Zustandes muß doch alle die erfassen, die diese schönen Vorsätze ernst nehmen wollen und zwei Minuten darauf sehen müssen, wie sich das „einzige Volk von Brüdern“ in harten wirtschaftlichen Kämpfen in den Haaren liegt, und wie jeder bestrebt ist, den andern zu schwächen oder in den Sand zu strecken. Das ist das Bild des Tages! Alle die schönen Versicherungen verblassen in der Sonne, sie sind nur auf Mondenschein oder Lampenlicht geaicht!

Holla! Eßt Quäker Oats! Das ist das beste und billigste Volksnahrungsmittel, nur einen Pfennig der Teller Suppe! — Holla! Glaubt es nicht! „Herculo“ ist das beste! Schon die alten Germanen aßen „Herculo“! Aus „Herculo“ nahmen sie ihre Riesenkräfte, um das Liegen auf den Bärenhäuten aushalten zu können! — Holla! Kauft Kathreiners Kneipp-Malzkaffee! Kauft, kauft, oder ihr werdet sehen, wie elend ihr werdet! Alles andre ist Schund, Kathreiners Kneipp-Malzkaffee allein ist „echt“! — Holla! Laßt euch nicht bethören! Andre Hofers Feigenkaffee ist der beste; laßt euch nicht ausbeuten! — Holla! Die große Silberkrisis ist daran schuld, daß wir fast verschenken alles, was aus Zinn und Blei geformt ist! — Holla! Kein Kind wird groß, wenn es nicht mit Levys Kindernährmittel aufgepäppelt wird! Mehr als hundert Professoren empfehlen Levys Kindernährmittel! Weil dieses allein stärkefrei ist, darum werden alle Kinder, die es essen, groß und stark! Es ist im Schlosse Sr. Majestät in Gebrauch, seht das große rote Siegel unter dem mir „teuern“ Zeugnis! — Hollah! Das Stiefelausziehen, diese Tag für Tag wiederkehrende, nie abzustellende Menschenplage, besorgt in „verblüffender“ Weise unser neuer Stiefelauszieher; auch er ist im Schlosse Sr. Majestät in Gebrauch. — Holla! Wer ist noch auf der Welt, der sich nicht mit Mosessohns Fettseife wüsche? Wer will schön werden? Sie? Dann waschen Sie sich nur mit meiner Seife! Schutzmarke Piepmatz! — Das ist so eine kleine Probe von dem, was wir Konsumenten uns gefallen lassen müssen, und — was noch ärgerlicher und verrückter ist — was wir alles bezahlen müssen. Ja, lieber Hausvater, gewöhne dich daran, jedesmal wenn dir dein Kind eine Chromokarte von Liebig, von Kemmerich oder von Blookers Kakao zeigt, jedesmal, wenn dir aus den Cigarren- oder Cigarettenläden vollbusige nackte Frauenzimmer zuwinken, jedesmal, wenn du die unzähligen großen Anzeigen in den Zeitungen vor dir hast, gewöhne dich daran, daß du der bist, der sie bezahlt. Aber versöhne dich nicht mit diesem Gedanken, sondern denke! Denke aber nicht gleich, was so viele nicht denken, aber schwatzen, daß das ein Zeichen unsrer „hohen Kultur“ sei, und daß das so sein müsse und gar nicht anders sein könne!

Experientia est optima rerum magistra. Lassen wir das gelten, ehe wir experimentum in corpore vili vornehmen lassen! Und haben wir nicht wirtschaftliche Einrichtungen genug, an denen wir sehen können, daß wir Tag für Tag Unsummen verschwenden, und daß wir Güter auf Güter häufen könnten, wenn wir nur daraus lernen wollten? Nehmen wir als erstes Mittel für den Anschauungsunterricht die Post. Denken wir uns, wir hätten statt der einen, einzigen Post deren fünfzig in Deutschland. Würde es dann wohl möglich sein, einen gedruckten Brief von Hamburg nach Wien zu schicken, und wenn unser Freund dort inzwischen verdorben oder gestorben ist, ihn uns wieder zurückzuschicken und uns noch dazu Auskunft zu geben, was geschehen ist und das alles für 3 Pfennige? Ich wundre mich täglich, daß dieses eine Experiment nicht schon genügt, zu zeigen, welche Leistungsfähigkeit in der Arbeitsvereinigung liegt. Wie würde die Leistungsfähigkeit sinken, wenn die Beförderung der Briefe und Postsachen, statt wie jetzt in einer, in fünfzig Händen läge, und wenn sich diese fünfzig so bekämpften, wie es in andern wirtschaftlichen Kreisen geschieht, besonders aber im Kaufmannsstande, also in dem Stande, der die Warenvermittlung übernimmt? Der eine würde dem andern und der andre dem einen die Kunden hier so gut abzujagen suchen, wie im Seifenhandel, und die Jagdkosten müßten auch hier wir bezahlen, die die Treiber zu stellen haben. An Stelle des einen Briefträgers, der alle ins Haus kommenden Briefe zu verteilen hat, würden dann vier bis fünf in ein Haus kommen. Es würden sich also vier oder fünf mit einer Arbeit beschäftigen, die von einem einzigen gethan werden könnte, und da alle vier davon leben wollen, würde die Arbeitsleistung viermal so teuer sein. Es würde genau so werden, wie es heute in der Versorgung mit den notwendigsten Nahrungsmitteln Regel, Recht und Gebrauch ist. Milchmann A liefert ins Parterre, B in die erste Etage, C in die zweite, D in die dritte, und E hat den Keller und die Dachbewohner zu versorgen. Jeder kommt mit seinen Milchkannen angerasselt und rasselt wieder davon, wenn er den einen im Hause versorgt hat. Er hätte aber in derselben Zeit den Bedarf des ganzen Hauses decken können, und damit hätten wir die Arbeitszeit und die Arbeitskraft von vier gesunden Männern erspart. Nicht anders ist es bei der Versorgung mit Brot, Fleisch, Kolonialwaren u. s. w. Das Haus kann als Sehenswürdigkeit gezeigt werden, das von unten bis oben in den notwendigsten Nahrungsmitteln einen und denselben Lieferanten hat.

Wenn in einem begrenzten Bezirke die Geschäfte von zehn Personen vollauf versorgt werden können, dann ist es Verschwendung an wohlstandschaffendem Material, ja es ist unsittlich, wenn dafür zwanzig oder dreißig Personen thätig sind, ohne daß der Einzelne günstigere Arbeitsbedingungen erhalten kann. Man muß die Scheinarbeit trennen von der wirklich produktiven Arbeit, und man muß in unnützer und in unproduktiver Arbeit so wenig Kräfte beschäftigen, als irgend möglich. Auch das Seiltanzen ist eine Arbeit, sogar eine schwere,

aber was sollte aus dem Volke werden, das das Seiltanzen als eine wichtige, notwendige Beschäftigung ansähe?

Überlegt man sich den Zweck einer volkswirtschaftlichen Ordnung, dann muß man, auch ohne jahrelang Nationalökonomie wissenschaftlich getrieben zu haben, erkennen, daß eine Ordnung zur Unordnung wird, sobald es schwerer wird, Produkte an den Mann zu bringen, als sie zu erzeugen. Der Zweck aller Arbeit ist in erster Reihe, vorhandne Bedürfnisse zu befriedigen; hieran sollen sich alle vorhandnen Menschenkräfte und die Naturkräfte, soweit sie sich der Mensch dienstbar gemacht hat, beteiligen. Erst dann, wenn die vorhandnen Bedürfnisse allerbefriedigt sind, erst dann sollte man neue hervorrufen dürfen, die an und für sich zum Leben nicht unbedingt nötig sind. Wie es aber heute getrieben wird, wie sich der gescheitste (? D. R.) Mensch heute z. B. unter das Joch der „Mode" treiben läßt, ist es für jeden Vernünftigen ein widerwärtiges Verhältnis. Was irgendwo ein auf Beute gierig ausschauen der Schneider oder Kaufmann ersinnt, das wird zum Gesetz erhoben, das hoch und niedrig zwingt, ihm zu gehorchen. Welche Arbeitskraft durch eine einzige Puffärmelseuche vergeudet und verschwendet wird, ist gar nicht abzuschätzen. Wie ein Kind alles haben will, was es neues sieht, so bleibt der Mensch auch hierin sein ganzes Leben lang Kind, wenn es gilt, andre nachzuahmen und sich neue Bedürfnisse einzubilden. Einen kleinen Hang zur Verschwendung haben wir alle, wenn wirs dazu haben.

Wissen wir das aber und sehen wir, daß wir es nötig haben, in wirtschaftlichen Dingen bevormundet zu werden, und sehen wir, daß eine Vormundschaft, die sich auf praktische Lebenserfahrung stützt, unser bestes will, so sollen wir sie annehmen. Wir fügen uns ja schon in so vielen Dingen, ohne zu mucksen, weil wir wissen, daß es nicht anders geht. Wir kleben die Freimarken in die rechte Ecke des Briefes, wir reisen genau um die Zeit, die die Bahn bestimmt, wir schicken vom sechsten Jahre an unsre Kinder in die Schule, wir lassen sie impfen; alles das thun wir, weil wir wissen und einsehen, daß es vernünftig ist, wenn sich der Einzelne dem Ganzen eingliedert.

Man braucht durchaus nicht sentimental zu werden, man braucht sich und andern durchaus nicht einzureden, daß es nur Menschenliebe, Bruderliebe sei, die allein gesündere wirtschaftliche Verhältnisse schaffen könne. Man wird und muß zuletzt einsehen, daß es ein schreiendes Unrecht ist, wenn für Thorheiten unbesehen von Hoch und Niedrig Millionen ausgegeben werden, während der wichtigste Beruf der Deutschen, die Landwirtschaft, verkümmern und verkommen muß, weil ihn die fleißigste Arbeit und die hellste Gottesgnadensonne nicht vor Kummer und Sorgen schützen kann. Wird wohl der Soldat mutig in die Schlacht gehen, der schon vorher weiß, daß alle Tapferkeit nichts nützt, daß er sein Ziel niemals erreichen kann? Wie kann man vom Bauern verlangen, er solle sein Feld mit der Lust und der Liebe bestellen, die einzig und allein

aus der Hoffnung auf Erfolg, auf eine lohnende Ernte entstehen kann? Den Dichter, den Komponisten, ja den König und Kaiser will ich sehen, der nicht alle Schaffenslust verliert, wenn er schon vorher weiß, daß das beste, was er zu leisten vermag, von andern als wertlos betrachtet wird. Und warum verkümmert der Landwirt bei uns und in den Nachbarländern? Weil ihm der Wert seiner Arbeit, seiner Arbeitserzeugnisse vom Auslande so niedrig angesetzt wird, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, dabei zu bestehen. Dem Inlande, seinem eignen Vaterlande, muß der Landmann Steuern zahlen, er muß seine Söhne Soldat spielen lassen, er hat mit Unkosten und Lasten zu rechnen, die ihm das Inland auferlegt. Vom Auslande aber, das weit billiger arbeitet, wird ihm vorgeschrieben, was er für sein Getreide, also für seine Arbeit haben soll. Wenn das recht ist, dann weiß ich nicht, was noch unrecht ist auf der Welt. Ich weiß auch nicht, was werden soll, wenn in diesem oder in einem der nächsten Jahre Deutschland eine Mißernte zu verzeichnen hat, während vielleicht in Amerika oder in Asien die Getreidespeicher vor Erntesegen knacken.

Die Verquickung des Ackerbaues mit industriellen Betrieben, z. B. mit Brennereien, Papierfabrikation, Zuckerfabrikation, die an gar vielen Stellen allein imstande gewesen ist, das böse Wort Defizit auszusperren, hat nun auch schon wieder ihr Ende erreicht. Die Zuckergewinnung lohnt sich nicht mehr, weil zu viel produzirt wird. Also weil Gott die Menschen mit reichen Ernten versorgt, weil er sie ausrüstet mit klarem Verstande, der eine immer größere Ausnutzung der Naturkräfte und der Rohprodukte zur Folge hat, darum müssen Tausende und Hunderttausende Not leiden. Ich denke hierbei nicht bloß an die Not der arbeitenden, besitzlosen Klassen, sondern auch an die Not der großen Leute, der „Jetztnochbesitzer." Wie mancher hat seine ersparten Gelder hineingesteckt in Zuckerfabriken, weil er sah, daß sie sicher und gut angelegt waren, wenn sie vorhandne Bedürfnisse befriedigt hätten. Nun hat sich aber, nicht auf einmal, sondern als ganz natürliche Folge, als Endzeichen einer ungesunden, anarchistischen Wirtschaftsordnung das Blatt gewendet; der vorhandne Bedarf ist kleiner, viel kleiner als die Menge des hergestellten Zuckers. Vor vollen Speicherthoren lagern hungernde und sorgende Scharen. Das sind doch Zustände, die kein vernünftiger Mann gesund nennen oder gar loben kann. Hier muß mit vernünftigen, ehrlichen, gesunden Mitteln eine Änderung angestrebt werden. Daß diese Mittel derb wirken müssen, daß eine Besserung nur durch eine Radikalkur möglich ist, das weiß man im Zucker- und im Weizenreiche nur zu gut. Man weiß das aus den unerbittlichen Zahlen, die der eine dem andern vorführt. Wer es wissen will, der weiß, daß heute 2500000 Tons, das sind 50 Millionen Pfund Zucker fertig daliegen und darauf warten, gekauft zu werden.

Man weiß aber noch mehr. Man weiß, daß man in diesem Jahre 5 Millionen Tons Rübenzucker und $4^1/_2$ Millionen Tons Rohrzucker dazu ernten wird, und daß diese kommende Ernte die vorige wieder um eine Million Tons

übersteigen wird. Wer da noch mit Vertrauen in die Zukunft des Zuckers sieht, den soll man als ein Wunderzeichen des herrlichen Optimismus in sechsundneunzziggrädigen Spiritus setzen und das ganze Jahr 1896 darin stehen lassen. Deutschland, Österreich und Frankreich haben zur Ausfuhr zwischen März und August dieses Jahres 1300000 Tons; im vorigen Jahre hatten sie 730000 Tons. Also sind 570000 Tons in diesem Jahre zu viel vorhanden. Wohin damit? Der Verbrauch steigert sich nur ganz allmählich; gegen das vorige Jahr ist er in Deutschland, Österreich, Frankreich, England und Nordamerika in der Zeit vom 1. September bis 1. Februar nur um 17000 Tons gestiegen.*) Und 730000 Tons haben allein die obengenannten drei Länder zu viel.

Alle Hoffnung der unglücklichen glücklichen Zuckerbesitzer stützt sich nun darauf, daß man zur Vernunft kommen und weniger Rüben anbauen werde. Das hofft der eine, und das hofft der andre. Aber es thut es weder der eine noch der andre. Die aus dem Westen schelten auf den Osten, und umgekehrt, und wenn das Jahr herum ist, sitzen wieder alle auf ihren Rüben und salzen die süße Melasse mit Thränen bittrer Reue. Wo soll da mancher Landpfarrer den Mut hernehmen, am Erntedankfest seiner Gemeinde Dankgebete für reiche Ernte vorzubeten?

Warum es die an der Spitze der landwirtschaftlichen Bewegung stehenden Herren nicht unternehmen, den Beweis dafür zu bringen, daß das ehrliche Bedenken unsers Kaisers, es könnte den Arbeitern das Brot verteuert werden, ohne weiteres zu zerstreuen ist, das ist mir unbegreiflich. In Berlin, in Hamburg, in Breslau und überall kann ohne Mühe an der Hand der bestehenden Brotpreise nachgewiesen werden, daß den Landleuten ein wesentlich höherer Preis für das Getreide gezahlt werden kann, ohne daß das Brot auch nur um ein Prozent teurer zu werden braucht. Das klingt ganz verwunderlich, und wenn man die Gründe für eine solche Möglichkeit nicht aufsuchte, könnte ja ein Kaufmann gar nicht daran glauben. Fürst Bismarck hat die Brotfrage öfter erörtert, und er hat mit Recht und sicher nicht ohne Beweise behauptet, daß der Getreidepreis auf den Brotpreis gar keinen Einfluß habe. Mit andern Worten: wenn die Bäcker das Mehl geschenkt bekommen, backen sie das Brot und die Semmel doch nicht größer. Warum nun — die führenden Herren Kanitz und Genossen leben doch auch in einer großen Stadt und essen täglich Brot — weisen sie auf diese merkwürdige Erscheinung nicht hin, oder noch richtiger, warum nützen sie sie nicht zu ihrem Vorteil aus? Wer heißt es ihnen, auf dem Wege des Suchens nach bessern Preisen beim Getreidehändler Halt zu machen? Betreibt man in großem Maßstabe die Herstellung fertiger Fabrikate

*) Und das trotzdem, daß in allen größern Städten in den letzten Jahren diese infamen, bloß zur Näscherei verführenden Zuckerzeugladen dutzendweise entstanden sind!

aus landwirtschaftlichen Produkten, warum sollten sie nun nicht die Brot- und Gebäckerzeugung in großem Stile vornehmen?

Ich will Herrn Kanitz einmal vorrechnen, was der Konsument in Hamburg für den Zentner verbacknes Weizenmehl bezahlt. Vielleicht kennt er die sogenannten Hamburger „Rundstücke," die aus Weizenmehl, Wasser, Salz und Trieb gebacken werden. Hundert Pfund Mehl geben 125 Pfund Semmel, jede Semmel wiegt 45 Gramm und kostet $2^1/_2$ Pfennige, denn für 10 Pfennige giebts vier; aus einem Zentner Mehl werden also 1400 Semmeln, wofür der Konsument $1400 \times 2{,}5$ Pfg. $= 35$ Mark bezahlt. Also aus 12 Mark Mehlpreis werden 35 Mark Semmelpreis!

Jeder sieht, daß der Preis des Mehls nur den dritten Teil ausmacht von den Gesamtkosten der fertigen Semmel. In hundert Semmeln, die je 2,50 Pfennige kosten, stecken

86	Pfennige	Mehlkosten,	wenn	der	Zentner	Weizenmehl	12	Mark	kostet
93	„	„	„	„	„	„	13	„	„
100	„	„	„	„	„	„	14	„	„
107	„	„	„	„	„	„	15	„	„
114	„	„	„	„	„	„	16	„	„

Was darüber bezahlt werden muß, das sind die sogenannten Regiekosten, der Arbeitslohn und Bäckergewinn. Daß diese aber bei vernünftigen Betrieben und bei sparsamer Austeilung des Gebäckes auf jeden Zentner verbacknes Mehl 23 Mark ausmachen müssen, das muß doch sehr bezweifelt werden. Es fällt mir nicht ein, den Bäckern Brotwucher vorzuwerfen, aber das behaupte ich, daß wir die wichtigste Frage, die Brotfrage, die Umwandlung des Getreides in Mehl und des Mehls in Brot, mit einer Nachlässigkeit behandeln, die ihres gleichen sucht. Millionen über Millionen könnten dem deutschen Volke im Jahre erhalten bleiben, wenn aus diesem Kleingewerbe eine Großindustrie würde, die sowohl die Herstellung als die Austeilung des Gebäcks nach dem Stande der hierfür auf Verwendung harrenden Maschinen unternähme. Dabei ist es selbstverständlich, daß die Eigentümlichkeit der Bäckerei gewahrt bleiben muß, daß also die Bäckereien in der Stadt und nicht wie die Brennereien und Zuckerfabriken auf dem Lande mitten auf dem Felde stehen müssen.

Wollen also die Landwirte nicht länger auf Staatshilfe warten, wollen sie aber auch Berufsgenossen vor dem Untergange retten, dann wird ihnen kaum etwas andres übrig bleiben als zur Selbsthilfe zu greifen und irgendwo damit zu beginnen, daß sie zu Gunsten der Rohpreise auf dem Wege zur fertigen Ware hin sparen.

Das, was gespart werden kann, kann den Getreidebauern zu gute kommen; dem Arbeiter aber wird man durch die Einrichtung einer wirklich mit allen Hilfsmitteln ausgestatteten Bäckerei ein tadelloses und trotzdem noch ein billigeres Brot liefern können als jetzt. Dadurch wird sich ein solcher Betrieb ein Schutz-

monopol schaffen können, das ohne Zweifel mehr nützen kann als manches vom Staatsrat genannte Mittel. Fassen das Männer mit an, die der Schuh drückt, so ist für ein Gelingen die sichere Grundlage gegeben; wissen sie doch, daß sie nur dann bequemere Schuhe werden tragen können, wenn richtig bestellt und sparsam geerntet, gut gemahlen und gut gebacken wird. Das Interesse der brotliefernden Genossenschaften an ein vorzügliches Brot beginnt mit der Aussaat des Korns und hat erst ein Ende, wenn klingendes Gold dafür herein ist. Dann ist auch nicht zu befürchten, daß das Volk Büreaukratenbrot essen muß, und daß Geheimräte den Teig anrühren. Die müssen vor der Backstube bleiben. Unser Kaiser läßt die deutschen Panzerschiffe auch nicht von Geheimräten steuern.

Die Bestimmung einer Kriegsflotte

Flotten waren anfangs nur Transportmittel, um die Streitkräfte eines Landes über See nach dem feindlichen Gebiete hin zu bringen; dieses Gebiet allein war der Kampfplatz. Erst später, als die See als die beste Verbindungsstraße für den Verkehr zwischen den einzelnen Völkern erkannt und benutzt wurde, bildeten sich die Schiffe, die Flotten zur Streitkraft selbst aus, auch die See wurde Kampfplatz, und damit das Ringen um die Seeherrschaft die erste Aufgabe einer Flotte; denn erst wenn die Seeherrschaft*) errungen ist, bieten sich die eigentlichen Mittel, den Feind zum Frieden zu zwingen.

Als solche Mittel kommen hauptsächlich in Betracht: 1. Landungen, namentlich solche in Verbindung mit dem Heere, oder wenigstens Drohung von Landungen. 2. Die Schaffung von Haupt- oder Nebenoperationsbasen für das Heer oder Heeresteile. 3. Die Blockade und damit die Verhinderung der Zufuhr zur feindlichen Küste und des Verkehrs durch Neutrale. 4. Die Schädigung der transatlantischen Seeinteressen des feindlichen Staates. 5. Die Zerstörung und Brandschatzung der feindlichen Küstenstädte. Diesen Mitteln gemäß wird sich der Seekrieg in der Hauptsache an der Küste, d. h. an der Landesgrenze des Staates nach der See zu abspielen, und es kommt nur in Frage, ob das an der Küste des eignen Staats oder an der des Feindes geschehen soll.

*) Seeherrschaft hier im Sinne der Seebeherrschung dem Feinde gegenüber (command of the sea).

Hieraus ergiebt sich von vornherein ein Grund, die Entwicklung einer Flotte auf die strategische Offensive zu begründen, und im Kriege für die Flottenoffensive selbst. Im übrigen treffen die Gründe, die für die Wahl der Offensive im Landkriege sprechen, und die von Schriftstellern ersten Ranges aufs überzeugendste dargestellt worden sind, in noch viel höherm Maße für den Seekrieg zu. Der Seekrieg entwickelt sich nämlich nicht wie der Landkrieg, der von der gemeinsamen Grenze ausgeht und sich je nach Verdienst und Glück allmählich in Feindesland hinüberspielt; sondern bei ihm tritt von vornherein sehr scharf nur der eine Teil als leidender auf, da der beste Schutz des andern Teils gesichert ist, wenn der Krieg über See an der Küste des Feindes geführt wird. Außer diesem wesentlichen Unterschied besteht aber noch ein zweiter: die strategische Defensive des Landkrieges bietet meist auch der taktischen Defensive Vorteile; dies fehlt dem Kampfe der Flotten gegen Flotten gänzlich, da es auf See eine taktische Defensive überhaupt nicht giebt; diese kommt nur in Verbindung mit Küstenwerken vor. Es ist aber nachgewiesen, daß Flottenteile kein rationelles Mittel sind, Küstenwerke zu unterstützen oder zu ergänzen, da sie leicht durch feindliche Seestreitkräfte ausgeglichen oder aufgerollt werden können, und da die besondre Wirkung von Küstenwerken gegen Flotten in der verschiednen Art beider Kriegsmittel und in dem Umstande seine Begründung findet, daß Küstenwerke an sich wertlos sind oder doch nur Wert erlangen durch das, was dahinterliegt. Die Schiffe haben aber um ihrer selbst willen Wert, weil sie auch an andern Stellen gebraucht werden können. Es ist daher grundsätzlich richtig und sehr viel billiger, Küstenwerke durch Verbesserung und Vermehrung der Forts zu verstärken. Dagegen kann außerhalb des Feuerbereichs der auf heimischem Grund und Boden stehenden Geschütze und somit auch an den Teilen der Küste, die keine Befestigung haben, die Wirkung einer feindlichen Flotte nur durch die eigne Flotte aufgehoben werden. Verfechter der Flottendefensive behaupten, daß sich der angreifende Gegner dort zur Entscheidung stellen müsse, wo man es gerade wünscht. Aber das ist doch nur in sehr beschränktem Maße der Fall. Die lästige Thätigkeit des Feindes braucht sich nämlich keineswegs hart an der Küste abzuspielen oder gar an einer besondern Stelle der Küstenlänge, sondern es kann das auch auf See geschehen und jedenfalls weitab von den eignen Werken, sodaß der eignen Flotte dann nur die Wahl bleibt zwischen Unthätigkeit und dem Entscheidungskampfe auf offner See. Daraus folgt aber, daß, wenn eine Flotte überhaupt, sei es auch in heimischen Gewässern, siegen, und noch viel mehr, wenn sie imstande sein will, einen solchen Sieg zu verfolgen und auszunutzen, sie in sehr hohem Maße der Fähigkeiten bedarf, die für die unmittelbare strategische Offensive selbst notwendig sind.

Es ist aber auch zu bedenken, daß eine Flottendefensive nicht nur ohne jede Einwirkung auf den Gegner ist, sondern daß sie die eignen Interessen

auf den weiten neutralen Gebieten der See dem Feinde planmäßig ausliefert. Hierin liegt ein weiterer Grund für die Notwendigkeit einer Flottenoffensive. Ein Staat, der See- oder, was gleichbedeutend ist, Weltinteressen hat, muß diese vertreten und seine Macht über seine Territorialgewässer hinaus fühlbar machen können. Nationaler Welthandel, Weltindustrie, bis zu einem gewissen Grade auch Hochseefischerei, Weltverkehr und Kolonien sind unmöglich ohne eine der Offensive fähige Flotte. Die Interessenkonflikte der Nationen und ihre Folge: das mangelnde Zutrauen des Kapitals und der Geschäftswelt würden diese Lebensäußerungen eines Staates im Laufe der Zeit schwinden lassen oder gar nicht aufkommen lassen, wenn ihnen nicht nationale Macht auf den Meeren, also jenseits unsrer Gewässer, das Rückgrat gäbe. Hierin liegt der Hauptzweck der Flotte.

Deutschland war als See- und Weltstaat untergegangen, als die Seemacht der Hanse zusammenbrach. Der Welthandel Hollands sank von seinem ersten Platz an die siebente Stelle, nachdem De Ruyters Flotten endgiltig geschlagen waren. Umgekehrt können wir heute sehen, wie sich das kaufmännische Nordamerika eine offensive Kriegsflotte schafft, um damit Seehandel und Seeinteressen zu erwerben. Für die europäischen Nationen, die, um zu bestehen, sich nicht mehr auf den Ertrag ihres Bodens beschränken können, gilt dies in besonders hohem Maße. Mit sicherm Blick erkennt man dies rings um uns her, nur uns lassen die Nachwehen unsrer frühern politischen Uneinigkeit und eine gewisse Schwerfälligkeit unsers Wesens langsamer zum Verständnis dieser nationalen Aufgabe kommen.

Eine Flotte, die ihre Aufgabe in der Verteidigung von Küstenstädten und Flußmündungen erblickt, oder die sich grundsätzlich darauf einrichtet und entwickelt, daß sie die feindliche Flotte nur in der Nähe der heimatlichen Küste erwarten will, hat nur geringe Daseinsberechtigung. Bei dem Landheere ist das anders. Der Zweck der heutigen Volksheere ist in der That die Landesverteidigung, darum wird hier eine große Versicherungsprämie für den Kriegsfall leichter getragen. Jeder ansässige Steuerzahler versteht ohne weiteres, welche Wirkung es hätte, wenn der Feind ins Land käme. Die Wirkungen einer feindlichen Flotte auf den heimischen Herd sieht man schwerer, sie sind auch nicht so unmittelbar und nicht so schnell wie die, die der Landkrieg hervorbringen kann, denn sie treffen unmittelbar und sofort fühlbar nur große wirtschaftliche Interessen des Staates und deren Vertreter (Großkaufleute, Großindustrielle), aber nicht viele einzelne Bürger zugleich. Aus demselben Grunde sind Leute mit geringem Verständnis für die See und die Seeinteressen gewöhnlich eher geneigt, für die Küstenverteidigung und für eine vermeintliche Defensivflotte zu zahlen, um nur den Einbruch ins eigne Land zu verhindern. Aber sie scheuen sich, eine Flotte auf die Offensive zu begründen. Nur wenn eine Nation begriffen hat, daß eine Flotte schon im Friedenszustande dem Vaterlande wirtschaftliche Vor-

teile schafft, oder wenn allgemeine Klarheit darüber herrscht, daß eine Flotte nur dann auch als Verteidigungsmittel ihre Vorzüge geltend machen kann, wenn sie auch offensiv zu schlagen befähigt ist, werden auch die entsprechenden Geldaufwendungen für die Flotte nicht gescheut werden. Man übersieht ganz, daß es bei dem defensiven Standpunkte doch nur folgerichtig und viel billiger sein würde, sich auf starke Küstenbefestigungen und gute Wacheinrichtungen zu beschränken, auf eine Flotte aber ganz zu verzichten.

Endlich noch ein Punkt: nur eine Offensivflotte bildet eine begehrenswerte Bündniskraft, eine Defensivflotte ist in dieser Beziehung ganz wirkungslos. Und dieser Nachteil macht sich nicht erst im Kriege selbst geltend, sondern bei allen politischen Verhandlungen eines Staates, die Seeinteressen betreffen. Diese Verhandlungen entbehren dann des Gewichts der Macht und verlaufen für den Staat, der keine wirksame Seemacht hat, natürlich ungünstiger.

Ohne Zweifel wird es politische und militärische Lagen geben, wo sich eine Flotte auf die strategische Defensive beschränken muß. Aber auch dann wird die strategische Offensive stets den Leitstern bilden müssen. Das Ringen um die Seeherrschaft bleibt auch hier das eigentliche Endziel. Eine für die Offensive entwickelte Flotte würde sich, wenn es die Umstände erforderlich machten, schließlich auch für die strategische Defensive gut verwenden lassen, eine Defensivflotte aber nicht umgekehrt für die Offensive.

Wird aber einmal der Grundsatz anerkannt, daß die Entwicklung einer Flotte auf die Offensive zu begründen ist, so muß sich auch Organisation, Ersatz, Kriegsvorbereitung, Mobilmachung, Beziehung zur Handelsmarine, Schiffs- und Maschinenbau und schließlich die Verwendungsweise der Flotte folgerichtig und der Natur dieser Streitkraft entsprechend entwickeln. Ja man kann noch weiter gehen und sagen: ein Staat mit geringern Mitteln wird dieses Ziel konzentrirter — wenn man will einseitiger — im Auge haben müssen, als ein Staat mit reichen Mitteln. Auch darf man bei der Schaffung einer Flotte nicht, von den Küstenwerken anfangend, über die Flußmündungen und Hafeneingänge hinweg allmählich versuchen, auf die See zu gelangen. See und Küste sind ihrem Wesen nach ganz verschiedne Dinge, und die Entwicklung der Flotte an die der festen Küstenverteidigung zu binden, führt sie in eine grundsätzlich falsche Richtung. Der Ausgangspunkt der Entwicklung einer Flotte müssen die See und die Seeinteressen der Nation sein.

Die Behandlung des Verbrechers

Von Wilhelm Speck

(Schluß)

Der Vorwurf, die Strafanstalten wären Korruptionshäuser, kann sich nur auf die Anstalten mit gemeinsamer Haft beziehen, denn die Einzelhaft soll ja gerade den schädlichen Einfluß der Gefangnen unter einander brechen, und sie thut das auch in dem Maße, als sie wirklich eine Einzelhaft vollzieht. Es soll nun für die Gemeinschaftshaft keine Lanze gebrochen werden, sie ist eben billig, bequem und für einzelne Personen die einzig mögliche Haftart. Man hat sie eine Hölle auf Erden genannt, eine Brutstätte des Bösen und eine Mörderin des Guten. Doch ist die Sache nicht immer so schlimm. Wo ein tüchtiger Aufseher steht, da ist wenigstens des Tags über Ruhe und Ordnung. Wenn jeder Gefangne an seinem Webstuhl sitzt oder die Arbeit geräuschvoll ist, dann ist auch der Verkehr auf das geringste Maß herabgesetzt. Wenn es Nacht wird, dann werden auch, wenn irgend möglich, die bösesten Gesellen herausgefischt und entweder allein verwahrt oder in ein kleines Aquarium gesetzt, wo sie dann mit gleichgesinnten Seelen plätschern mögen. Wenn die gemeinschaftliche Haft wirklich so verwüstend wirkte, dann müßten ja gräßliche Zustände im Lande herrschen. Im Jahre 1886 — Zahlen aus spätern Jahren stehen mir nicht zur Verfügung — wurden wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze 251172 Freiheitsstrafen verhängt mit einer Gesamtdauer von 66084 Jahren. Darunter befinden sich nun nicht einmal die zahlreichen Freiheitsstrafen wegen Holzdiebstahl und wegen polizeilicher Übertretungen. Die Mehrzahl dieser Strafen wird in gemeinschaftlicher Haft verbüßt. Wie ungeheuer groß müßte nun die Sittenlosigkeit im Lande sein, wenn die Strafanstalten wirkliche Korruptionshäuser wären! Aber es liegt mir ganz fern, die gemeinschaftliche Haft irgendwie zu verteidigen, ich bin ebenfalls überzeugt, daß man in ihr zahllose Menschenleben — zur Erreichung eines idealen Zweckes! — in die Gefahr bringt, von dem eigentlichen Verbrechertum aufgesogen zu werden. Nun wird aber der Einzelhaft immer wieder nachgesagt, sie führe zur Zerrüttung des Seelenlebens, obwohl die Unrichtigkeit schon hundertmal von Ärzten und Strafvollziehungsbeamten nachgewiesen worden

ist. Varrentrapp sagt: Die Zellengefängnisse bieten in allen Ländern eine geringere Sterblichkeit als die nach dem Schweig- oder Klassensystem und als die ohne System. Und der Arzt des Zellengefängnisses in Lüttich, der auch zuerst eine schädliche Einwirkung der Einzelhaft befürchtete, ist nach langjähriger Erfahrung zu dem Urteil gekommen: Il est constaté, que les cas de démence n'étaient pas plus nombreux à Liège que partout ailleurs. Störungen des Seelenlebens kommen in allen Anstalten vor, und das ist auch ganz natürlich, da viele Gefangne nicht geistig normal sind und es nie gewesen sind, viele auch durch ein zügelloses wildes Leben ihre Nerven auf den Hund gebracht haben. Das Geschwür tragen sie längst in sich, in der Strafanstalt unter dem nicht zu verkennenden Druck des Gefangnendaseins bricht es nur auf. Wie dem aber auch sei, die Zelle wirkt nicht schädlicher auf das Gemüt als das gemeinschaftliche Gefangnenleben. Ich habe eine ganze Reihe von geisteskranken Verbrechern kennen gelernt; die Mehrzahl von ihnen hatte nie eine Zelle gesehen, ich erinnere mich nur an zwei Fälle, wo die Krankheit bei Zellengefangnen zum Ausbruch kam. Man muß nur nicht denken, der Gefangne lebe wie in einem düstern, stillen Grabe, er sei gänzlich seinem Schicksal und seinen Gedanken überlassen, er habe nur sich und seine Not. Umgekehrt, er kommt eher als der andre Gefangne dazu, sich einmal von Herzen auszusprechen. Seine Einsamkeit wird unterbrochen durch die Besuche der Anstaltsbeamten, des Geistlichen und des Lehrers, des Werkführers, der ihm seine Arbeit bringt und ihn belehrt, durch Schulstunden, Spazierengehn, durch Lesen, das ihm in größerm Umfange gestattet wird als dem Gefangnen in der gemeinschaftlichen Haft. Man frage nur einmal, wie viele von den Zellengefangnen in die gemeinsame Haft versetzt zu werden wünschen. Es werden sich sicherlich welche melden, die vernünftigern aber und die Mehrzahl werden es vorziehen, für sich zu bleiben, wenn sie erst einmal über die erste Not der Einsamkeit hinweggekommen sind. Auch in der Zelle fließt die Zeit langsam und träge hin, und auch da zeigt sie dem Gefangnen Stacheln und Dornenspitzen, aber er lebt doch darin ruhiger und freundlicher und hat manchen Augenblick der Freiheit übrig, dessen er in der gemeinsamen Haft entbehren müßte.

In der Zelle kann der Strafvollziehungsbeamte, der Seelsorger und Lehrer die freundlichsten Stunden seines schweren Berufs erleben, hier hat er die Gewißheit, einem Mitmenschen etwas zu sein, und hier besonders fühlt er, daß er vom Staate nicht zur Tretmaschinenarbeit verurteilt ist, sondern daß auch er eine Kulturaufgabe erfüllt. Es ist ein ebenso häufiges wie unfreundliches Urteil, das Wirken des Strafvollziehungsbeamten sei fruchtlos, von einer Besserung wolle man gar nicht reden. Man denkt nur immer an die Rückfälligen und vergißt die andern, die sich nicht weiter bemerkbar machen, sondern sich unter dem übrigen Bienenschwarm verloren haben. Jede Anstalt und jeder

Beamte macht seine traurigen Erfahrungen, er erlebt aber auch Freuden, die ihm seinen Beruf lieb machen. In jeder Anstalt sieht man, wie Menschen neue und bessere Wege einschlagen, ihr altes Wesen abthun und ihren störrischen Sinn ändern, und das sind nicht nur solche, die an und für sich gute Menschen sind mit kleinen Charakterfehlern, sondern auch solche, die in der Anstalt erst zu Menschen geworden sind. Wenn einzelne dieser „Mustergefangnen," wie man sie zuweilen spöttisch nennt, später wieder sinken, so wollen wir nicht gleich von Heuchelei reden und von Leichtgläubigkeit der Beamten, sondern an die großen Schwierigkeiten denken, womit der Entlassene zu kämpfen hat. Der Staat soll bessern, so ruft man, das ist seine Pflicht und Schuldigkeit, aber die Gesellschaft will nicht an eine Besserung glauben, das ist ihr Recht und ihr Behagen. Wenn sich dennoch viele Entlassene gut und stramm halten, so haben die lieben Mitmenschen nur selten dazu etwas gethan. Freilich, ist es einem Menschen gelungen, sich wieder einen Platz am warmen Ofen zu erobern, so wird er anerkannt. Das Seiende ist ja immer vernünftig.

Was der Strafvollziehung immer übel angerechnet wird, das ist der vergebliche Kampf gegen das gewohnheitsmäßige und gewerbsmäßige Verbrechertum. Dieses Gesindel verdirbt dem Beamten immer wieder seine schönsten Berechnungen. Es giebt Naturen, auf die keinerlei Einwirkung möglich zu sein scheint. Durch Güte und Milde erreicht man bei ihnen ebenso wenig wie durch die Anwendung der schärfsten Strafmittel. Man mag den gewerbsmäßigen Verbrecher prügeln, daß er an den Wänden hinaufspringt, das wird ihm allerdings das Zuchthaus verleiden, aber ändern wird es ihn nicht, ebenso wenig seine Genossen, die von außen seine Schmerzenstöne gehört haben. Denn er übt ja sein Gewerbe nicht aus, um ins Zuchthaus zu kommen, sondern um ein fröhliches, nach seiner Anschauung angenehmes Leben zu führen. Er hat gar nicht die Absicht, gefaßt zu werden, es gehört persönliches Pech dazu, in das Garn des Staates zu geraten, und an dieses Pech glaubt der eigentliche Verbrecher so lange nicht, bis er wieder einmal dran glauben muß. Aber auch in der Anstalt weiß er sich durch sein Geschick, seine Brauchbarkeit und Geschmeidigkeit, durch seinen Fleiß und andre empfehlenswerte Eigenschaften, ferner durch seine Energie und seine Erfahrung in Rechtsdingen leidlich angenehm einzurichten. Während der Staat die bessern Leute, die etwas zu verlieren haben, immer mit der Strafe sehr hart trifft, geht er mit dem gewohnheits- und gewerbsmäßigen Verbrechertum zu gelinde um, eben weil er nicht weiß, wie er die Strafe noch verschärfen kann. Ich bin auch der Meinung, daß es keinen Sinn hat, diese Leute immer von neuem auf ihre Mitmenschen loszulassen, obgleich man von vornherein weiß, daß sie ihre wiedergewonnene Freiheit nur zum Schaden der Gesellschaft gebrauchen werden. Man kann sich ja in seinem Urteil irren, allerlei Schick-

sale und Umstände können auch einen alten Verbrecher noch einmal bekehren, aber es kann der Gesellschaft nicht auferlegt werden, darauf zu warten, bis es ihm gefällig sein wird. Hat der Staat die Aufgabe, die Rechtsordnung zu sichern, so sollte er sich entschließen, einen Zeitpunkt für jeden Rechtsbrecher festzusetzen, wo es heißt: bis hierher und nicht weiter! Tolle läßt man ja auch nicht frei in der Welt herumlaufen, sondern bewacht und bewahrt sie. Vor allem sollte man ihnen auch die Erziehung ihrer Nachkommenschaft abnehmen. Denn ohne ein Anhänger der Vererbungstheorie zu sein, kann man doch vom Sumpfboden nicht gut andre als Sumpfpflanzen erwarten.

Aber auch hier treten uns wieder die Gespenster der absoluten Theorien entgegen und verhindern es, daß die offenbaren Mängel des Strafsystems verbessert werden. Vergelten will man, Gerechtigkeit üben, aber nicht konkrete, greifbare Zwecke verfolgen. Sonst würde man nicht vorzugsweise das Verbrechen, sondern den Verbrecher ins Auge fassen. Kommt es darauf an, die Rechtsordnung des Volks zu sichern, so wird jedes Mittel zweckmäßig sein, das zum Ziele führt. Man wird unter Umständen sehr hart, aber auch unter Umständen mild verfahren können; wenn die Pincette genügt, wird man das Messer im Futteral lassen. Damit würde man in vielen Fällen wenigstens dem Verbrecher gerecht werden. Es ist doch gewiß nicht zweckmäßig, einen Menschen, den man in das Gefüge der Gesellschaft hineinpassen will, jedesmal erst zu ruiniren, sodaß nachher von frommen und wohlthätigen Vereinen alles mögliche aufgeboten werden muß, um den Schaden wieder zu heilen. Muß freilich Vergeltung geübt werden, dann fiat justitia et pereat mundus. In andern Ländern hat man sich allmählich von der Herrschaft der absoluten Theorien freigemacht und versucht sich an einer weniger idealen Aufgabe. Aber auch in Deutschland fängt man an, sie zu verlassen, allerdings mit Ängstlichkeit und unter mannichfacher Beklemmung. Ich hoffe jedoch, daß sich der Versuch bei der guten und gesunden Art unsers Volks lohnen wird. Ein solcher Anfang ist die vorläufige Entlassung. Dem Gefangnen kann, wenn bestimmte Bedingungen zutreffen, ein Teil seiner Strafe erlassen werden. Dafür steht er dann während des letzten Strafviertels, das ihm geschenkt worden ist, unter strenger Aufsicht und wird, sowie er ein unordentliches Leben zu führen beginnt, wieder eingezogen. Hier sehen wir, wie die strenge Gerechtigkeitstheorie verlassen und die Theorie des psychologischen Zwanges aufgenommen worden ist. Ein zweiter Schritt auf dem neuen Wege ist die bedingte Verurteilung. Wir werden diesen Schritt aber erst wagen, wenn wir ihn vor dem Richterstuhle der absoluten Theorien rechtfertigen können, sei es auch durch ein dialektisches Kunststück. Geheimrat Dr. Krohne meint in seinem Lehrbuch der Gefängniskunde, man hätte dem Verweis, der die sittliche Mißbilligung, und der Geldstrafe, die den staatlichen Zwang zur Entschädigung zum Ausdruck bringt, eine viel größere Ausdehnung geben sollen. Man sollte die leichteste

Freiheitsstrafe auch in der Form des Hausarrestes, wofür im Militärstrafgesetzbuch, oder des Ortsarrestes, wofür im Jesuitengesetz, des Verbotes, sich an bestimmten Orten aufzuhalten, wofür im Jesuitengesetz und Sozialistengesetz Anfänge vorlagen, vollziehen lassen, selbstverständlich unter der Bedingung, daß, wenn die Beschränkung gebrochen wird, die wirkliche Freiheitsstrafe an ihre Stelle tritt. Man hätte die gemeinrechtliche, in England beibehaltne und jetzt in Italien gesetzliche Friedensbürgschaft nicht so leicht von der Hand weisen sollen. Alle diese Vorschläge zielen darauf ab, möglichst wenig Leute in die ohne Zweifel vorhandnen Gefahren des Gefängnislebens hineinzubringen. Besonders sollte man die Wiedergutmachung des durch das Verbrechen angerichteten Schadens, soweit es möglich ist, erzwingen. Wenn zum Beispiel ein Raufbold, der einem Menschen eine Leibesverletzung zugefügt und ihn in seinem Berufs- und Geschäftsleben gestört hat, jede Woche sein Geldstück abliefern müßte und unter anderm keine Schänke besuchen dürfte, bis er auch den letzten Heller bezahlt hätte, dann würde sich mancher bekehren. Das Messer bliebe häufiger in der Tasche, und die Tanzmusik endigte weniger oft mit blutigen Schlägereien. Das entspräche dann den Grundsätzen der Gerechtigkeitstheorie, es läge darin aber auch eine sehr scharfe und schneidige Waffe aus der Rüstkammer der Abschreckungstheorie.

Vor allem aber sollte man nicht Kinder ins Gefängnis bringen. Es ist doch jammervoll, ein Büblein, das noch in kurzen Höschen steckt, schon vor der Gefängnispforte stehen zu sehen. Die Strafwürdigkeit der kleinen Sünder soll nicht bestritten werden, aber war es notwendig und ist es zweckmäßig, sie so früh schon dem Strafrichter zu übergeben? Viele Vergehen deuten auf einen bösen Sinn hin oder auf eine schlechte Erziehung, manches Vergehen aber kennzeichnet sich doch mehr als eine unüberlegte Handlung, für die eine Tracht Prügel oder ein Strafmittel der Schule ausreichende Sühne geboten hätte. Da wird z. B. ein Knabe wegen „Erpressung" bestraft. Seine Mitschüler haben ihrem Lehrer einen Spitznamen gegeben, und er hat gedroht, sie anzuzeigen, wenn sie ihm nicht Geld gäben, vermutlich zu Leckereien, denn wozu sonst braucht ein zwölfjähriges Kind Geld? Ein Fortbildungsschüler verweigert dem Lehrer den Gehorsam oder benimmt sich sonst unwürdig — fort mit ihm ins Gefängnis! Jedermann atmet nun auf, obwohl sich doch mancher Vater bange ans Herz fassen müßte. Denn auch er hat Kinder, die sich nicht immer sittsam benehmen. Wenn man auch gegen sie so kühl und herzlos verführe, was dann? Man sollte die halbwüchsige Jugend, die noch unter der Erziehung des Elternhauses steht, nicht so ohne weiteres als erwachsene Menschen ansehen. Das Elternhaus hat Strafmittel, die Schule hat Strafmittel, und auch die Gemeinde hat Strafmittel. Selbst die Kirche hat noch Machtmittel. Es ist freilich sehr einfach, jeden bösen Streich der Jugend dem Strafrichter zu übergeben, der dann mit schwerem Herzen seine Gesetzesparagraphen anwendet. Aber es ist auch gefährlich und gefühllos.

Wir leben leider in einer Zeit, in der sich jeder scheut, dem andern in seine Kreise zu treten. Man wagt es nicht mehr, einen nichtsnutzigen Bengel, der sich auf der Straße lümmelhaft benimmt, am Ohr zu nehmen und schnell Justiz zu üben. Warum? Erstens, weil es unbequem ist, und zweitens, weil man möglicherweise die staatliche Maschinerie gegen sich selbst in Bewegung bringt. Wir sind so von Gesetzesparagraphen eingeschnürt, daß wir uns eigne Schritte kaum noch zutrauen. Mich freut es aber jedesmal, wenn ich lese, daß irgendwo jemand gezeigt hat: Der Staat bin ich, so z. B., wenn ein Fleischermeister einen Wurstdieb über denselben Ladentisch zieht, von dem er die Wurst gestohlen hat, und ihm durch etliche Hiebe die Lehre einschärft: Du sollst nicht stehlen. Läßt er ihn dann laufen, ohne ihn weiter unglücklich zu machen, so hat er sicherlich milder und wahrscheinlich auch zweckmäßiger gehandelt, als wenn er ihn, ohne ihm selbst ein Haar zu krümmen, dem Staate zur Bestrafung übergeben hätte.

Das beste zur Behandlung des Verbrechers und zur Bekämpfung des Verbrechens muß die Gesellschaft thun, d. h. die Gemeinde, die Schule, die Kirche, die Familie. Sie müssen sich selbst zu helfen suchen und nicht bei jeder Gelegenheit den Staat zu Hilfe rufen, der dann mit seiner eisernen Hand fester zuschlägt, als nötig wäre. Man muß immer neue Wege zum Herzen des andern suchen und manchmal auch ein kräftiges Wort wagen. Mancher würde nicht gesunken sein, wenn sich zur rechten Zeit jemand um ihn bekümmert hätte. Aber freilich, man muß ja heutzutage vorsichtig sein, der Geistliche darf keinem Trunkenbolde kräftig ins Gewissen reden, und der einfache Staatsbürger erst recht nicht. Und da arbeitet die Gesetzesmaschine immer rastlos fort, ohne daß die Mehrzahl der Volksgenossen weiß, was Recht und was Unrecht ist! Der liebe Staat soll eben alles machen, er ist der Gott des modernen Erdenbürgers, der alles thun, aber auch alles verantworten soll. Der Staat, der auf Zwang beruht, kann aber nur mit seinen Mitteln so weit reichen, als man überhaupt mit Zwang kommen kann. Wo er religiöse Gesinnung und sittliches Leben zwangsweise vermitteln will, da zerstört er — um das schöne und treffende Wort von C. Jentsch zu gebrauchen — bloß die Heiterkeit und Anmut, die Sicherheit und die Poesie des Lebens. Innerliche Besserung, Reinigung und Erhebung anzustreben, ist Sache der Kirche, der Kunst und der Wissenschaft, der Familie, der Korporationen. Besser als durch alle Strafandrohungen wird jedenfalls die Rechtsordnung dadurch gesichert, daß ein guter und gesunder Geist durch die Gesellschaft geht. Solch ein guter und gesunder Geist ist auch heute noch möglich, wenn Gemeinde, Kirche, Schule und Familie ihre Pflicht thun, und dabei soll sie der Staat unterstützen, denn wenn er auch nicht selbst religiöses und sittliches Leben wirkt, so hat er doch ein hohes Interesse daran, daß die Bürger des Landes nicht bloß aus Furcht, sondern aus Pflichtgefühl handeln. Diese Unterstützung übt er aber

erst in letzter Linie durch die Strafe aus. Ich kenne Dörfer, in denen ein guter und frischer Geist waltet. Man feiert fröhliche Feste ohne Saufgelage und ohne blutige Schlägerei, der Diebstahl ist so gut wie unbekannt, jeder Zänker und Thunichtgut wird gesellschaftlich kaltgestellt und muß allein vor seinem Gläschen sitzen. Man kennt eine Dorfehre und empfindet die Schande mit, die einen der Dorfbewohner trifft. Und diese Dörfer liegen nicht auf dem Monde, sondern auf der guten alten Erde.

Derselbe Geist aber, der streng über die Sünde denkt, wendet sich mild dem Sünder zu, wenigstens entgegenkommend, hilfreich und gut. Was nützt es aber, einen Verbrecher zu bessern, wenn die Gesellschaft immer neue Verbrecher macht? fragt man. Darauf ließe sich mancherlei antworten, ich will lieber mit Zahlen antworten, die den meisten das meiste beweisen. Vor mir liegt der Stammbaum einer Verbrecherfamilie, die sich ganz frei und unbehelligt hat entwickeln können. Die Stammmutter ist im Jahre 1825 gestorben. Es ergab sich nun bei ihr eine direkte Nachkommenschaft von 834 Personen. Von 709 dieser ihrer Nachkommen konnten die Lebensverhältnisse festgestellt werden. Es waren 106 unehelich geboren, 164 waren Prostituirte, 64 Armenhäusler, 142 Bettler, 17 Inhaber von Prostitutionshäusern und 76 Verbrecher. Die Familie war zusammen 116 Jahre eingekerkert gewesen und 734 Jahre aus öffentlichen Mitteln unterstützt worden. Man hat weiter berechnet, daß diese Familie dem Staate und der Gemeinde zwei Millionen Mark gekostet hat. Welche ungeheure Summe aber mag sie erst durch Räubern, Stehlen, Betrügen u. s. w. der menschlichen Gesellschaft abgenommen haben! Aus diesem Beispiele lassen sich mancherlei Lehren ziehen, jedenfalls geht daraus hervor, daß es entschieden etwas nützt, wenn auch nur eine einzige Person gerettet wird.

Die Fürsorgevereine haben keine großen Erfolge zu verzeichnen, da die Masse der Gesellschaft gleichgiltig ist. Sie haben zahlreiche Mißerfolge aufzuweisen, weil sie es meistens mit der Unterbringung solcher Entlassenen zu thun haben, die schon ganz haltlos im Leben stehen und tief angefressen sind. Wo der Gefangne noch eine Familie hat, da sorgt diese, und zwar meist mit besserm Erfolg. Aber nimmt man nicht einem ehrlichen Menschen das Brot weg, wenn man einen Entlassenen in Arbeit bringt? Ist die Fürsorgethätigkeit nicht vielleicht als ein bloßes Schildbürgerstückchen anzusehen? Ich denke nicht. Es handelt sich ja nicht um die Unterbringung von Chinesen und Türken, die gewiß bei uns nichts zu suchen haben, sondern es handelt sich um die Unterbringung von Landeskindern. Diese haben einmal ihren Arbeitsplatz bei uns gehabt, sie haben ihn dann eine Zeit lang andern überlassen müssen und begehren ihn nun wieder. In Wirklichkeit bekommen sie ihn aber nicht einmal zurück, sondern sie müssen viel tiefer unten anfangen. Gönnt ihnen doch diesen Platz, und wenn bei uns nicht mehr Raum sein sollte, dann eröffnet den ent-

lassenen Gefangenen den Weg in die Kolonien. Die schlechten Subjekte gehen dahin nicht, die bleiben im Lande, in der Nähe ihres Nestes; die bessern aber, denen an ihrem Emporkommen etwas liegt, werden gern unter die Schwarzen gehen, und viele werden darnach trachten, ihren Schild wieder blank zu machen.

Die deutsche Sprachinsel Gottschee

er von Laibach aus, der Hauptstadt des österreichischen Kronlandes Krain, die nach Südosten laufende Fahrstraße verfolgt, gelangt nach längerer Wanderung am Rande des tiefgrünen Laibacher Moores durch Mais- und Buchweizenfelder, durch steil emporsteigenden Laubwald, an dem von den schneebedeckten Felsen der Julischen Alpen und der Karawanken gekrönten Grafenschlosse Auersperg vorüber in einen von Fichtenhochwald umschlossenen Thalgrund, in das Herzogtum Gottschee, eine deutsche Sprachinsel, die mitten im slowenischen Krain fünf Jahrhunderte hindurch mit standhafter Treue ihre alte deutsche Art und Sitte bewahrt hat. Heute, wo wir nach glücklich wieder eroberter Einheit im Reiche doppelten Grund hätten, mit stolzer Freude auch derer zu gedenken, die sich mitten unter den anstürmenden feindlichen Gewalten fremder Nationalitäten den Kern ihres Deutschtums nicht haben verkümmern lassen, sollten wir auch wohl die Pflicht und die Kraft in uns spüren, diese versprengten deutschen Brüder außerhalb der Reichsgrenze wenigstens an den geistigen Fäden, die sie bei aller Not und Bedrängnis treu und fleißig weitergesponnen haben, mit aufmunternder Teilnahme so nahe es geht an uns zu ziehen, und sollten aus diesem Grunde jeden Versuch, der dem nationalen Gedanken der Zusammengehörigkeit dienen möchte, mit Freuden begrüßen. Für die deutsche Sprachinsel Gottschee unternimmt dies ein vor kurzem von dem Privatdozenten der deutschen Sprache und Litteratur an der Prager Universität, Dr. Adolf Hauffen, herausgegebnes Buch, das die Geschichte der Gottscheer Ansiedlung, ihre Mundart, ihre Lebensverhältnisse, ihre Sitten und ihre litterarischen Überlieferungen darstellt.*)

Die Sprachinsel Gottschee umfaßt heute 15 Geviertmeilen, auf denen 177 Ansiedlungen gezählt werden, mit 25000 nur deutschen Bewohnern, die sich selbst als „Gottscheer“ bezeichnen zum Unterschied von den „Krainern,“

*) Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Geschichte und Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Sagen, Märchen und Lieder. Von Dr. Adolf Hauffen. Mit vier Abbildungen und einer Sprachkarte. Graz, 1895.

ihren slowenischen Nachbarn, unter deren politischer Verwaltung sie doch stehen. Großer Fruchtbarkeit oder irgend welchen Bodenreichtums kann sich das „Gottscheaberlont," wie der Landstrich in der heimischen Mundart heißt, nicht rühmen. Sein Stolz ist die „Stadt," die, von dem burgruinengeschmückten Friedrichstein überragt, mit ihren freundlichen Landhäusern und stattlichen öffentlichen Gebäuden in der That ein schmuckes Ansehen hat. Sonst hat die Landschaft, abgesehen von einigen interessanten Höhlenbildungen, mit ihrem rauhen, dürren Karstcharakter nur spärliche Reize, und es ist nicht zu verwundern, daß dieses wenig verlockende Gebiet, das noch dazu von der großen Heerstraße der Völkerwanderungen ganz abseits gelegen war, bis ins dreizehnte Jahrhundert von den verschiednen Volksstämmen, die Krain besiedelten, unbeachtet und unbetreten blieb. Daß die Römer hier nie festen Fuß gefaßt haben, ist aus dem gänzlichen Mangel an römischen Altertümern, wie sie sonst der Boden überall bewahrt hat, mit Sicherheit zu entnehmen, und auch die germanischen Stämme, die nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreichs hinter einander in Krain ihre Sitze nahmen, fanden auf ihrem Wege damals noch einladendere und fruchtbarere Gründe, als diese spröde Kalksteinhochebne, an die sie erst den sauern Schweiß mühsamer Kolonistenarbeit hätten setzen müssen. Mit diesem für die damaligen Verhältnisse schwerwiegenden Bedenken, dem sich gewichtige kulturgeschichtliche und sprachliche Gründe zugesellen, muß jetzt die einst auch von besonnenen Forschern genährte Vermutung, die Gottscheer stammten von den Goten oder Vandalen ab, aufs bestimmteste zurückgewiesen werden. Wahrscheinlich sind die ersten Kolonisationsversuche von den benachbarten Slowenen im dreizehnten Jahrhundert unternommen worden. Freilich begnügten sich diese in ihrer Lässigkeit und Bequemlichkeit damit, nur hie und da, wo die Natur ihrer Faulheit ein Stück entgegenkam, eine notdürftige Niederlassung zu gründen, und als um die Mitte des nächsten Jahrhunderts der mächtige Graf Otto von Ortenburg, der das Krainer Gebiet rings um Gottschee in Besitz hatte, ernstlich Anstalten machte, den unwirtlichen Landstrich dauernd der Kultur zu erobern, da sah er sich doch genötigt, seine Zuflucht zu dem eigentlichen berufenen Kolonistenvolke zu nehmen und deutsche Ansiedler mit Hacke und Pflugschar ins Land zu rufen. Die Bartholomäuskirche bei Mooswald — in nächster Nähe der heutigen Stadt Gottschee — ward unter dem ausdrücklichen Schutze des Patriarchen von Aquileja die erste Seelsorgerstätte auf Gottscheer Boden, von der die Besiedlung in den nächsten Jahren dann rasch weitere Fortschritte machte. Schon aus dem Jahre 1363 meldet uns eine Urkunde, daß mehrere kleine Thäler bewohnt sind, und daß eins davon den Namen „Gottschee" führt. Aus welchen deutschen Landschaften die ersten Ansiedler kamen, erfahren wir nicht ausdrücklich, aber es ist anzunehmen, daß sie in verschiednen Schüben und von verschiednen Seiten eindrangen, und daß ihnen, wie alemannische Zuthaten der Mundart noch heute bezeugen, Angehörige des schwäbischen

Stammes beigemischt waren. Der Hauptstock der Einwandrer aber, die sich zwischen 1350 und 1380 von Norden aus über das Gottscheeer Land verbreiteten, war bairischen Stammes und war vor dem Aufbruch schon längere Zeit in Kärnten und dem mittlern Tirol ansässig gewesen, wie der Lautstand und die ersten in Gottschee belegten Familiennamen ohne allen Zweifel beweisen. Der Name Gottschee selbst, unter den, wie noch heute im Volksmund, die ganze Sprachinsel zusammengefaßt wurde, bedeutet „Ansiedlung" und ist slowenischer Abstammung (von Koča, Hütte), so ungern das die gut deutschen Gottscheeer auch Wort haben wollen. Aber daran ist ja nichts schlimmes, liegt es doch in der Natur der Dinge, daß ein Ort oder Volk seinen Namen von den Nachbarn erhält, und ist doch selbst die Bezeichnung „Germanen" keltischen, nicht germanischen Ursprungs. Unter den zahlreichen Dörfern der neuen Kolonie entwickelte sich die Niederlassung um die Bartholomäuskirche an der Rinsche bald zum Vorort, und um 1400 schon war sie eine selbständige Pfarrgemeinde. Nach dem Heimfall der Ortenburgischen Güter wurde Gottschee eine landesfürstliche Herrschaft; Kaiser Friedrich IV. befestigte den Ort und verlieh ihm 1471 Siegel und Wappen einer Stadt. Alsbald aber kamen schwere Zeiten über die Bewohner. Fast alljährlich brachen türkische Horden über die Krainer Grenzen und nahmen mit Raub, Mord und Brand ihren Weg meist über Gottschee. So sehr sich Friedrich IV. auch bemühte, das harte Los seiner armen Gottscheeer durch Steuererlassungen und Erschließung industrieller Erwerbsquellen zu erleichtern, so vermochten doch Stadt und Land lange auf keinen grünen Zweig zu kommen. Zu der steten Türkengefahr traten als schlimmere Feinde unter Maximilian I. auch noch Erdbeben, Mißwachs, Feuersbrünste und Seuchen und das drückende Pächterregiment des Grafen Jörg von Thurn. Als dieser den Bogen gar zu straff spannte, erhoben sich die Gottscheeer gegen ihn (1515), erschlugen ihn und leiteten mit dieser Befreiungsthat den bald über ganz Krain, Kärnten und Steiermark verbreiteten Aufstand ein, den an blutiger Furchtbarkeit nur noch die Erhebung gegen die französische Besatzung vom Jahre 1809 übertraf, und den das Volkslied der Krainer Bauern besang (Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, Nr. 186):

Hört wunder zu! der baurn unru!
tat sich so fer auß praiten,
in kurzer zeit zu krieg und streit
kam maniger her von weiten,
auß irer gmain teten sie schrein:
stara prauda!
ain jeder wolt sich rechen,
seins herren gut nun schwechen ...

Der adel gut auß freiem mut,
tet sich gar stark auf schwingen.

er macht das pest, was nit der lest
mit vechten und mit ringen;
der bauren schar was rufen dar:
stara prauda! u. s. w.

Nach wechselreichen Schicksalen, die sie aus der Hand des einen in die Hand des andern Grafen warfen, kam die inzwischen zur Grafschaft erhobne Herrschaft Gottschee 1641 an die gräfliche Familie Auersperg, der sie seitdem verblieben ist. Am 11. November 1791 wurde das Land durch Kaiser Leopold II. zum Herzogtum erhoben und dem jeweiligen Haupte der fürstlichen Familie der Titel „Herzog von Gottschee" beigelegt.

Dem kargen Boden und der politischen Gebundenheit, mit denen das Völkchen zu kämpfen hatte, entsprachen die Lebensverhältnisse, Erwerbsquellen und öffentlichen Zustände des Gottscheeer Landes. Die Männer, denen die Natur meist eine lange, sehnige Gestalt und ein schmales, knochiges Gesicht mit starkem Bartwuchs mitgegeben hat, wodurch sie sich deutlich von den rundlichen, glatt rasirten Gesichtern der Slowenen unterscheiden, sind höchst arbeitsam, ernst, nüchtern und ruhig, und Gottscheeer Ehrlichkeit und Treue ist ringsum ein Sprichwort. Schwung und Flottheit konnten in dieser rauhen Natur nicht gedeihen, aber zu entsagender Sparsamkeit, berechnendem Geschäftsgeist, strebsamer Tüchtigkeit und zuverlässiger Ausdauer war sie ein glücklicher Erzieher.*) Auf dem Lande herrscht noch heute die einfachste Lebensweise: mit eingelegtem Sauerkraut, sauern Rüben und Kartoffeln, Maissterz und Milch, Bohnen, gedörrtem Obst und etwas Fleisch ist der Speisezettel des Gottscheeer Bauern erschöpft. Da die Landwirtschaft bei dem steinigen Boden und dem rauhen Klima von jeher kaum ihren Mann ernährte, so mußten die Gottscheeer auf einen Nebenerwerb bedacht sein. Schon im fünfzehnten Jahrhundert stellten sie Leinwand und Holzgeräte aller Art her, und 1492 verlieh ihnen Kaiser Friedrich II. ausdrücklich das Recht des Hausirhandels, den sie seitdem mit gutem Erfolge durch ganz Österreich-Ungarn und Deutschland betrieben, der jetzt freilich durch allerlei gesetzliche Beschränkungen immer mehr unterbunden wird und wahrscheinlich bald ganz aufhören wird. Aber auch heute noch gilt es als Regel, daß der Gottscheeer im Herbst die Heimat verläßt und nach Laibach, Triest oder „Deutschland" (wie er alles Land nördlich von Krain zu nennen pflegt) auswandert, um seine Südfrüchte, Sardinenbüchsen, verzuckerten Früchte, Galanterie- und Schmuckwaren von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf anzubieten — unter dem Namen „Kraner" (Krainer) ist er ja überall bekannt — und dann im Winter mit vollen Taschen heimzukehren. Seine Rückkunft gestaltet sich jedesmal zu einem hohen Feste: die Frauen bereiten ihren Männern die gemauerte, während ihrer Abwesenheit

*) Caprivi ist der Nachkomme eines Gottscheeers namens Kopriva aus Nesselthal, der sich 1653 den Reichsadel erwarb.

sorgsam verschlossen gehaltne gute Stube, gehen ihnen oft meilenweit entgegen und begrüßen sie mit lautem Jubelruf. Diese Freude am heimatlichen Eigentum ist ein kennzeichnender schöner Zug an den Gottscheeer „Vagabunden" und äußert sich auch an den überseeischen Auswandrern noch — an zweitausend Gottscheeer sitzen allein in den Vereinigten Staaten, wo sie meist ein Handwerk betreiben —, indem alle in Treue ihrer alten Heimat gedenken und mancher mehrmals den weiten Weg zurücklegt, um einmal wieder durch das heimatliche Dorf zu schreiten. Neuerdings ist man erfolgreich darauf bedacht, für den abnehmenden Hausirhandel neue Quellen seßhaften Erwerbs zu erschließen. Seitdem 1882 durch die Bemühung des deutschen Schulvereins in der Stadt Gottschee eine Holzindustrieschule errichtet worden ist, der die holzreichen Wälder vortreffliches Material liefern, blüht das Hausgewerbe hoffnungsvoll auf und gewinnt seinen Erzeugnissen immer weitere Absatzgebiete, besonders seit 1893, wo Gottschee durch eine Zweigbahn mit der Unterkrainer Bahnlinie verbunden worden ist.

Für Schul- und Unterrichtsforderungen zeigte der Gottscheeer von früh auf ein warmes Verständnis und eine offne Hand. Eine sogenannte „Notschule" fehlte nirgends. Irgend ein bresthafter Flickschuster oder Flickschneider bettelte sich, wie das einmal der Abgeordnete Braun rührend geschildert hat, einige wacklige Tische und Stühle zusammen, hängte ein mit Schuhwichse angestrichnes Brett als Wandtafel auf, lehrte die Kleinen buchstabiren und die Großen die biblische Geschichte und zog mit Hängen und Würgen das kärgliche Schulgeld ein. Heute ist das Schulwesen in den geordnetsten und erfreulichsten Verhältnissen, zu nicht geringem Teile ein Verdienst des Deutschen Schulvereins. Dieser hat eine Reihe von Schulen gegründet oder erweitert, fast alle übrigen Lehrerstellen unterstützt und im ganzen bis jetzt über hunderttausend Gulden für die Sprachinsel ausgegeben. Durch die Gründung des Untergymnasiums zu Gottschee (1872) und durch die Einrichtung mehrerer hochherziger Stiftungen ist den Gottscheeern nun auch der Besuch der Hochschule ermöglicht, und Jahr für Jahr wächst die Zahl der jungen Leute, die berufen sind, auch in akademischen Stellungen ihrer Heimat zu dienen, da zum Glück auf die deutsche Abstammung der Beamten, Ärzte und Professoren energisch Gewicht gelegt wird. Neben den tüchtigen Schulen aber ist die beste Stütze dieser deutschen Sprachinsel die innige, tiefwurzelnde Heimatsliebe ihrer Bewohner. Aus der fernsten Gegend kehren die wandernden Männer wieder heim; viele, die in der Fremde ansässig sind, bringen mit ihrer Familie den Sommer in ihrem Geburtsdorfe zu; wer reich geworden und nicht mehr ans Geschäft gebunden ist, verlebt sein Alter vollends in der Heimat, und in manchen Gottscheeer Dörfern sieht man neben den einfachsten Hütten ein stattliches Gebäude, das sich ein glücklich und wohlhabend Heimgekehrter aufgebaut hat.

Da sich eine in ihren feiertäglichen Bestandteilen immer kostspielige Volkstracht nur in wohlhabenden Gegenden auf die Dauer zu erhalten vermag, so sind heute die einst bei den Männern allgemein üblichen weiten Pumphosen, die in hohen, nägelbeschlagnen Stiefeln steckten, die ärmellose, bis an die Kniee reichende Joppe und die weiße Lodenweste oder der grüne Tuchrock mit den bunten Aufschlägen und der hohe breitkrempige Hut fast ganz verschwunden. Auch die Haare knüpfen sie nicht mehr in den langen, bis auf den Gürtel reichenden Zopf, wie es noch zu Anfange dieses Jahrhunderts durchgehend Sitte war, und seit die aus den dreißiger Jahren stammende steife Frack- und Cylindermode glücklich überwunden ist, sieht man auch, obgleich die Gottscheeer noch heute damit gehänselt werden, keinen Bauer mehr in weißen Beinkleidern, Frack und Angströhre hinter dem Pfluge, wie es noch vor zwanzig Jahren nicht selten geschah. Die Frauen sind auch hier in ihrer Tracht konservativer als die Männer. Noch immer sieht man das schon seit Jahrhunderten gebräuchliche Leinenhemd, das über den Rock gestreift und anstatt eines Mieders durch den Wollgürtel zusammengehalten wird, sowie die bunte, ärmellose Tuchjacke.

Das Gottscheeer Bauernhaus trägt in seiner Bauart den oberdeutschen Typus mit der zugleich als Herdraum dienenden Flur und den daneben ein- oder zweiseitig angegliederten Stuben oder Kammern. Aber gleich den Kärntnern und Slovenen hat der Gottscheeer keine durch Mauern und Gebäude geschlossenen Hofanlagen, wie man sie in Oberösterreich und Böhmen ganz allgemein findet. Der Giebel ist meist der Straße zugekehrt, und da die Häuser gerne auf abschüssiger Fläche erbaut werden, kann man oft, ohne eine Treppe zu benutzen, von außen unmittelbar auch ins obere Geschoß gelangen. Nächst dem Kruzifix gilt der Tisch für das heiligste im Hause: vor ihm verrichten die Insassen das Gebet und küssen ihn zum Schluß, denn er trägt das tägliche Brot und wird peinlich vor jeder Verunreinigung bewahrt.

In manchen Dörfern erblickt man noch Reste der alten „Taboren," die einst vom Landvolk als befestigte Plätze gegen die Türkengefahr angelegt wurden, gewöhnlich rings um die Dorfkirche. Kam der Erbfeind heran, so flohen die Landleute von fern und nah mit Vieh und Lebensmitteln in diese Kirchenfestung, und der Pfarrer als Festungskommandant verteidigte sie nicht selten mit gutem Erfolge.

Von den Sitten und Bräuchen, dem Aberglauben und den Mythen, die sich auf einer abgeschlossenen Sprachinsel sonst so stark und unverfälscht zu erhalten pflegen, ist durch das unstete Wanderleben der Gottscheeer manches zerstört oder seiner ungemischten Art beraubt worden. Die noch zahlreich erhaltenen festlichen oder abergläubischen Bräuche der Weihnachts- oder Fastenzeit zeigen bei einigen slowenischen Zuthaten im allgemeinen die bekannten Züge der Volksaufführungen aus den deutschen Alpenländern. Aber

während den im Grunde nüchternen Gottscheeern für Ausbildung von Märchen und Sagen das freie, glänzende Spiel der Phantasie fehlte, weshalb sich auch die ungemein reich entwickelten Schildbürgergeschichten durchweg im Geleise des Lalenbuches, der Schöppenstädter und Teterower Schnurren bewegen, erfuhr das Volkslied bei liebevollster Pflege eine in mancher Beziehung ganz eigentümliche Prägung. Aus diesem Grunde steht auch die reichhaltige Volksliedersammlung im Mittelpunkt des Hauffenschen Werkes.

Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert entfaltete das deutsche Volkslied nicht nur seine herrlichste Blüte, sondern fand auch eine so schnelle, überall hin verzweigte Verbreitung, daß wir wie auf einen Schlag plötzlich in den verschiedensten und entferntesten Gegenden mit demselben Reichtum auch dieselben Stoffe aufkommen sehen. In Gegenden aber, die vom Verkehr weiter abliegen, wo die landschaftliche Umgebung, die Lebens- und Erwerbsverhältnisse auch besondre Zustände erzeugen, also etwa in der Schweiz, in den innerösterreichischen Alpenländern, da bietet auch der Volksliederschatz, das dichterische Spiegelbild dieser Zustände, einen eigentümlichen Charakter dar. So hat sich besonders in den Sprachinseln die Volksliedersaat reiner und ungeminderter erhalten als anderswo und ist unter der Einwirkung der fremden Nachbarpoesie zu ganz eigner Reife gediehen. Viele der bekanntesten deutschen Volksballaden und Liebeslieder kehren freilich auch in Gottschee wieder, so die von der Liebesprobe, von dem wiederkehrenden Gatten, von der verkauften Müllerin, von der Wirtin Töchterlein, von den zwei Gespielen und dem treulosen Liebchen, aber manches hat sich doch altertümlicher erhalten oder ist unter den neuen örtlichen Verhältnissen, zumal da die Gottscheeer die ausgesprochne Neigung haben, alles Überlieferte in das Gewand ihrer Heimat zu kleiden, mit leichtem slawischem Einschlag anders ausgebildet worden. Einige der ältesten Lieder haben die Gottscheeer sicher schon bei ihrer ersten Einwandrung mitgebracht, so namentlich verschiedne Heimkehrlieder und an die Gudrundichtung angeschlossene Stoffe, die in Deutschland schon im vierzehnten Jahrhundert bekannt waren. Deutscher Einfluß reichte auch später ununterbrochen bis nach Gottschee; Ober- und Unterkrain waren ja erfüllt von deutschen Niederlassungen, die Landeshauptstadt Laibach, mit der Gottschee in Handelsbeziehungen stand, war im sechzehnten Jahrhundert so gut wie eine deutsche Stadt, und im ganzen Lande waren auch die adlichen Grundbesitzer, vielfach auch die Kaufleute und die Söldner deutscher Herkunft. Rechnet man zu diesen mittelbaren Einwirkungen des deutschen Volksgesanges den lebhaften Verkehr, den die Gottscheeer Hausirer unmittelbar mit ihrem alten Heimatlande schon in dem sangesfrohen sechzehnten Jahrhundert unterhielten, so wird es begreiflich, wie so viele frische Keime unsers Volksliedes unverkümmert gleich in die doch ziemlich entfernte Sprachinsel übernommen und in ihrem Boden zu eigentümlichem Wachstum geführt werden konnten.

Was unter den Gottscheeer Volksliedern selbständige Prägung erhalten hat, offenbart sich durchweg als Feiertagspoesie. Legenden, ernste Balladen und episch-lyrische Liebeslieder höhern Stils stehen im Vordergrunde, und schon ihr typischer Eingang ist ungemein feierlich: der Held oder die Heldin steht früh morgens auf, betet, wäscht sich, nimmt ein Frühstück, läßt sich ein Pferd satteln — die Heldin kleidet sich schön an — und zieht wohlgemut auf das Abenteuer aus, das das Lied eben verherrlicht. Mit festlicher Erhebung, mit sichtlich innerer Ergriffenheit hebt man an, es zu singen, zumal da das entsagungsvolle, harte, von Leiden aller Art bedrängte Leben, das die Gottscheeer Landleute früher führen mußten, den meisten Liedern einen nicht gerade traurigen, aber entschieden gedämpften Ton verliehen hat. Es ist, als ob das geängstigte Herz nicht aufzujubeln wagte. Daher fehlt jeder lose Scherz, jede schalkhafte Wendung und jeder Freudenausbruch. Ernste Ereignisse, wie Abschied, Tod, Mord, Wiederkehr des toten Freiers, stehen in besondrer Gunst, und auch ursprünglich heitern Liedern wird gern ein tragischer Ausgang angefügt oder der scherzhafte Schluß genommen, ja selbst Trinklieder werden mit frommen Sprüchen eröffnet. Denn wie der Ernst den Takt schlägt, so giebt vertrauensvolle Frömmigkeit die Melodie an. „Was Gott will haben, ist leicht gethan" könnte hier als Motto über weltlichen und geistlichen Liedern stehen. Auch die Mutter Maria, der sonst der Volksmund so viele liebenswürdig schalkhafte Züge beizulegen wagt, erscheint bei den Gottscheeern streng und freudengram, wenn sie auch mit echt weiblicher Rührung dem betrübten Bräutigam auf der Hochzeit die Stelle der verstorbnen Eltern vertritt:

Und hin ischt kâm muetr Maria:
Et loidik (traurig) et loidik, main praitigom,
Bier beln (wir wollen) dier shain schtot dain wuetr (Vater),
Bier beln dier shain schtot dain muetr.

Dieser sittliche Ernst und beinahe pedantische Gerechtigkeitssinn geht so weit, daß auch die Stiefmutter, auf die der Volksmund sonst so übel zu sprechen ist, ihrer bösen Eigenschaften entlastet und selbst der Kuckuck aus einem losen Ehebrecher zu einem betrognen Liebhaber gemacht wird. Bezeichnend für die Gottscheeer Liederpoesie ist es auch, daß sie keine Schnadahüpfeln hat, die doch sonst durch ganz Deutschösterreich verbreitet sind. Aber die kecke Lebenslust und der jauchzende Übermut, der nun einmal mit diesen elementaren Gefühlsausbrüchen unlöslich verbunden ist, sagt dem herben Wesen der Gottscheeer nicht zu, wie ihre Bergeshänge auch für die lustigen, kecken Jodler Tirols und Steiermarks kein Echo haben. Wenn man nun gar ihre spröden Liebeslieder mit denen der Älpler vergleicht und vergebens sucht nach dem Fensterln, dem neckischen Schmollen und Trutzen, den hunderterlei Liebesränken und tausenderlei Liebesgeschenken, den Schlemmer-, Buhl- und Tageliedern, die sich sonst kein Naturvolk versagt, so möchte man beinahe glauben, die „ethische Kultur"

hätte hier ihres Amtes gewaltet, wie jüngst bei den Grimmischen Märchen. Auch der Ausdruck vermeidet im Gegensatz zu den übrigen deutschen Volksliedern jedes derbe Wort, jede unschickliche Situation, was freilich seine Erklärung dadurch findet, daß fast nur Frauenmund das alte Gottscheeer Volkslied überliefert. In diesem Umstande findet zugleich die auffallende Schlichtheit der Darstellung und Nüchternheit der Auffassung ihren Grund; kamen doch bis in die jüngste Zeit die singenden Frauen aus dem engen Gesichtskreis ihres armseligen Bergdorfes kaum heraus. Alle Buch- und Stubengelehrsamkeit aber und ihre falschen Zuthaten hielt hier die scharfe Dornenhecke volkstümlichen Stolzes bis jetzt aus dem Rosengarten des Volksliedes fern; eine herbe, fast asketische innere Wahrhaftigkeit verschmäht sogar allen phantastischen, fremdländischen Prunk und Flitter, und ein deutlich wahrnehmbarer demokratischer Zug macht den Ritter zum Rekruten, entkleidet Geiger und Spielleute ihres königlichen Ranges und erniedrigt das Edelfräulein oder die Königstochter, die in deutschen Liedern von der Zinne ihrer Burg dem Sange des Verführers lauscht, zum Bauermädchen am Dachfenster. Eingang und Schluß der Lieder zeigen typische oder erstarrte Formen, ganz ähnlich wie die deutschen. Besonders beliebt sind zu Anfang: „Wie früh ist auf — (folgt der Name des Besungnen), Maria oder der Sonntag" u. s. w., oder „Es waren zwei Liebe," „Es waren zwei Gespielen" oder „Dort steht eine grüne Linde" und ähnliches; für den Schluß, wenn sich das Schicksal zum Guten wendet: „Du bist mein, und ich bin dein," während bei unglücklichem Ausgang gerne der Blumen Erwähnung gethan wird, die auf den Gräbern der Liebenden gepflanzt werden. Syntaktisch bemerkenswert ist die nachdrückliche Wiederholung des Hauptbegriffs aus dem ersten Verse in dem ersten Gliede des zweiten, wodurch der Rhythmus eine eigentümliche Schwere erhält:

Sie werden euch geben ein Gläschen Wein, —
Ein Gläschen Wein, ein Stückchen Brot

oder von der Linde:

Aus mir werden sie machen einen Altartisch, —
Einen Altartisch, einen Predigtstuhl.

Das Auffallendste aber an den Gottscheeer Liedern altertümlichen Ursprungs ist ihre völlige Reimlosigkeit, mit der sie in der germanischen Volksliederlitteratur einzig dastehen, die sich jedoch durch den zwischen je zwei Zeilen regelmäßig eingeschobenen Kehrreim ganz natürlich erklärt. Eine Ausnahme bilden nur die erst in jüngster Zeit aus Deutschland in die Sprachinsel eingeführten Lieder, die sich überdies aller charakteristischen Gottscheeischen Formeln enthalten und fast ausschließlich von Männern gesungen werden. Sonst ruht, wie gesagt, die vestalische Priesterschaft des Gottscheeer Volksliedes bei den Frauen, namentlich bei den ältern, die sich Zeit zu beschaulicher Erinnerung nehmen können. Aber auch jungen Mädchen geht die Liederkunde nicht ganz

ab; in den sechziger Jahren lebte in Rieg noch ein Dienstmädchen, das sich der Kenntnis von zweihundert Liedern rühmte. „Der Wohlklang, die feierlich vorgetragne ernste Melodie, die von allen Schöpfungen der Kunstmusik völlig abweicht," sagt Hauffen, der sich selbst die meisten der von ihm aufgezeichneten Lieder hat vorsingen lassen, „machen einen erhebenden Eindruck, zumal da diese Fertigkeit den Leuten förmlich angeboren scheint, sodaß ihre Gesänge Naturerzeugnissen gleichen. Auch in Bezug auf den Text. Wie oft versichert eine Sängerin, daß sie das Lied nicht kenne; sobald sie aber zu singen anfängt, löst sich das ganze Lied ohne Stocken und Zaudern von ihren Lippen los. Sie singt scheinbar ganz unbewußt; es ist als, ob das Lied von selbst ertönte. Weichen beim Zusammensingen die Worte der Einzelnen unter einander ab, so entsteht über die Varianten heftiger Streit, jede Abweichung gilt als großer Fehler, und niemand giebt nach."

Unter der Einwirkung tüchtiger nationaler Erziehung, wie sie in den letzten Jahrzehnten von einigen wackern Männern durch Wort und Schrift nachhaltig geübt worden ist, wird sich das Landvolk in der deutschen Sprachinsel Gottschee, was früher nur kümmerlich dann und wann geschah, jetzt von Tag zu Tag deutlicher der innern Zusammengehörigkeit mit dem großen deutschen Volke bewußt, und mit dem Erwachen dieses freudigen Stolzes über ihre deutsche Heimat und ihre deutsche Abstammung ist auch das Bedürfnis nach einem besondern vaterländischen Liede rege geworden. Professor Obergföll, der sich auch sonst noch um die Pflege des nationaldeutschen Geistes in Gottschee verdient gemacht hat, schenkte es seinen Landsleuten, und nun singen diese seit einigen Jahren die stolze, trutzige „Gottscheeer Hymne," die auf dem Wege ist, zum allgemeinen Volksliede zu werden, da sie schon heute auch der einfachste Mann in Gottschee kennt:

... Uralt ist unsers Stammes Ruhm,
Wie unsrer Wälder Eichen;
Gott schirm dich, deutsches Herzogtum,
Steh fest, magst nimmer weichen!

Osmanenblut, Franzosenblut
Hat unser Land gefärbet,
Den unverdrossnen deutschen Mut,
Den haben wir ererbet.

Ob auch manch feiger Feindeswicht
Uns lästern mag und hassen,
Wir werden deutsche Sitte nicht
Und deutsche Art nicht lassen.

Drum, Brüder, schließet fest den Bund
Für unsre deutsche Sache!
Wir schwören es mit Hand und Mund,
Zu halten treue Wache! ...

Die über dem Meere in Amerika lebenden Gottscheeer aber singen dazu noch, als wären sie nur vorübergehend im Exil, folgende schlichte Schlußstrophe:

Wir wollen ja nicht bleiben hier,
Wir wollen heim noch kehren,
Wir lieben das Gottscheeerland,
Wir haltens hoch in Ehren.

F. D.

Der geistige Gehalt in der Malerei

Nach den Behauptungen der modernen Schule ragt der schaffende Künstler über den Bereich der theoretischen Kunstkritik schlechthin hinaus. Der Künstler geht führend voran, er stellt schöpferisch das Neue vor uns hin; kann ihn auch das Publikum nicht verstehen, paßt auch, was er geschaffen hat, den Kritikern nicht in die Schablone ihrer Ästhetik, ihm müssen sie doch folgen; sie selbst müssen erst lernend zu seinen Füßen sitzen, sie müssen erst sehen lernen, was sein Künstlerauge „geschaut“ (da die Sache von München ausgeht, wird nur „geschaut“) hat, einst werden sie sein Werk schon beurteilen können. Das sind so etwa die Redensarten, die man aus dieser Richtung hört, und wodurch nicht nur das „laienhaft urteilende“ Publikum, sondern auch der schulgerechte Ästhetiker abgethan werden soll.

Natürlich: er weiß ja nichts von der großen Wahrheit, daß „der Künstler führend vorangeht,“ daß er „keine Rezepte der gelehrten Doktoren“ braucht, daß seine Werke frei aus seiner künstlerischen Kraft und Anschauung geboren werden und auf diesem geheimnisvollen Schaffen und Sichwandeln des Genius der Fortschritt in der Kunst beruht. Soviel primitive Erkenntnis ist dem abstrakten Denker nicht zuzutrauen.

Oder solltest du, o werter Stürmer und Dränger, dir vielleicht doch in der Tiefe deines ehrlichen Busens gestehen, daß diese Sätze zu bestreiten auch andern Leuten nicht einfällt, daß andre Leute nur, unbeschadet dieser Binsenwahrheiten, den weitern Schritt nicht mitmachen wollen, daß das ästhetische Urteil vor irgend einem Kunstwerk ehrerbietig zurückweichen und sich für inkompetent erklären solle?

Wie kann man denn überhaupt einen so seltsamen Anspruch erheben? Weil, sagt man, die Anschauung, das Verständnis erst geübt sein müsse, um zur Würdigung eines Kunstwerks befähigt zu sein. Eine schöne pädagogische Regel in der That. Aber freilich eine, die zu allen Zeiten und bei jedem Kunstwerk zu beherzigen ist und keinen Grund enthält, warum einige Kunstwerke der Gegenwart über die Kompetenz des ästhetischen Urteils erhaben sein sollten. Man kann sich damit pädagogisch um solche verdient machen, die eine elementare Bedingung der Kunstkritik nicht erfüllen; aber ist es nicht anmaßend,

allen Gegnern der eignen Geschmacksrichtung diesen Fehler vorzuwerfen? Ist es nicht unverständig, den Streit über eine Kunstfrage nicht durch sachliche Gründe, sondern durch persönliche Unterstellungen erledigen zu wollen?

Und doch, erwidern unsre Gegner, sei der Ästhetik der Gegenwart die Bedingung des demütigen Sehenlernens zu stellen, da der neueste Fortschritt der Kunst eben gerade in dem neuen Sehen oder vielmehr „Schauen" der Künstler bestehe. Schön! Thun wir das! Versenken wir uns in das Studium dieser der Natur neu abgelauschten Farbenerscheinungen, dieser fein abgetönten Lichtwirkungen, setzen wir uns auf die Schülerbank — woran erkennen wir dann die Kunstwerke, bei denen wir mit dem ästhetischen Urteil zurückhalten und uns mit dem Lernen begnügen müssen? An dem Mitgliederverzeichnis der Münchner Sezession etwa? Nein, du Spötter, das sagt uns der Künstler, das gerade ist es, worin er uns führend vorangeht. Er ist nicht bloß der Schöpfer, er ist auch der alleinige Richter des Kunstwerks.

Aber muß dann nicht wenigstens der Künstler einen Maßstab für sein Urteil haben? Und darf es etwa bloß ein völlig subjektives Geschmacksurteil sein, oder muß es nicht vielmehr — wenn anders nicht jeder schön finden soll, was er will, und nicht die Kunst sowohl theoretisch als praktisch in einem Chaos untergehen soll — ein ästhetisches Geschmacksurteil sein, also ein Urteil, das allgemeine Geltung beansprucht und sich in Form einer Regel fassen und mitteilen lassen muß? Gewiß sieht der Künstler besser als der Laie und hätte also auch ein sichereres Urteil wenigstens dann, wenn es seine Sache wäre, seine Eindrücke begrifflich scharf zu fassen. Aber warum hören wir dann nichts von diesen neuen Regeln des Kunstwerks, mit denen der Künstlergeist die ästhetische Theorie bereichern könnte? Er „will nicht"! Er betrachtet das nicht als seine Sache und zeigt damit gerade, daß er nur berufen ist, im Schaffen und nicht im Werten der Kunstwerke führend voran zu gehen.

Nun dem Künstler kann man es ja auch verzeihen, wenn er in der theoretischen Erörterung die Schärfe der Begriffe ganz vermissen läßt; daß aber moderne Kunstschriftsteller vom Assistenten des Museumsdirektors bis herab zum Kritiker der Tagespresse durch affektirte Nachahmung von Künstlerphrasen, womit sie sich klare Gedanken ersparen, gegenwärtig das Publikum terrorisiren, daß sie über Kunstschöpfungen, vor denen Hunderte von gebildeten Männern und Frauen mit Kopfschütteln, ja mit Entrüstung stehen, ausrufen: Hut ab vor dem Genius! ist doch höchst bedauerlich.

Die Ursache des steuerlosen Treibens liegt darin, daß man vor dem geistigen Gehalt des Kunstwerks eigensinnig die Augen schließt, denn man verliert damit den obersten Maßstab für seine Beurteilung: die Einheit des geistigen Gehalts mit der sinnlichen Erscheinung. Es wird völlig als etwas Veraltetes verlacht, wenn man ein Gemälde auf seinen geistigen Gehalt ansieht. Es dürfe nichts von dem enthalten, was der menschliche Geist enthält. Das Interesse

an dem dargestellten Gegenstande — statt bloß am Sinnenschein — sei kein ästhetisches oder habe überhaupt mit der Kunst nichts zu thun.

Nun bezeichnet aber doch schon der unentbehrliche Begriff der „Stimmung" die Übertragung geistigen Gehalts auf das Gemälde; er ist dem menschlichen Geistesleben entnommen. Die Stimmung in einem Bilde ist das der Seelenstimmung verwandte, das der Künstler aus seinem eignen Gemütsleben schöpfend in die Natur hineingesehen und in seinem Abbilde zum Ausdruck gebracht hat. Auch der Beschauer empfindet diese Stimmung, weil der unter ihrer Leitung komponirte Sinnenschein des Bildes auch in ihm dieselbe geistige Wirkung hervorbringt.

Nach der Auffassung der modernen Richtung wäre „Stimmung" selbst ein bloßer Bestandteil des Sinnenscheins; dann hat aber die Anwendung dieses Wortes nicht den geringsten Sinn mehr. Daß das Wort trotzdem von der modernen Richtung beibehalten werden mußte, ist für die wahre Sachlage bezeichnend genug.

Besonders hat man das Erzählen auf dem Strich; das soll allein des Dichters Sache sein. Der Maler soll bloß zum Ansehen einladen. Die Anhänger der modernen Richtung schütten deshalb die ganze Schale ihrer Geringschätzung über die „Historienmalerei" aus.

Wie werden doch diese „Stürmer und Dränger" mit einemmale pedantisch! Sie messen dem künstlerischen Genius mit dem Ellenmaß die Grenzen ab, innerhalb deren er seinen Stoff wählen soll, sie, die sonst behaupten, jegliches Ding von der Welt, wenn es nur dem Künstlerauge auffällt, könne ein wahres Kunstwerk geben! Machten sie nun bloß für sich selbst von dieser Freiheit keinen Gebrauch — und sie scheinen eine gewisse Vorliebe für einen engern Umkreis, nämlich für das Gebiet des Geringen und Häßlichen in der Natur zu haben —, so wäre dagegen nichts einzuwenden, wenn auch die Griechen diese Geschmacksrichtung, wie Lessing lobend erwähnt, von Polizei wegen verboten hatten. Wenn sie aber auch andern die ganze unerschöpflich reiche Welt des geschichtlichen Lebens verschließen wollen, so widerspricht das doch zu sehr ihrem eignen Grundsatz, dem Künstler das ganze Gebiet des Ansehbaren freizugeben.

Aber entbehren nicht gerade die geschichtlichen Vorgänge dieses Merkmals, daß sie ansehbar sind? Wieso? Muß denn nicht jede künstlerische Anschauung von dem geistigen Auge des Künstlers geleitet sein, selbst die Auffassung der Naturwirklichkeit, damit er daraus ein andres Bild herausfehe, als das, das die schärfste Beobachtung eines Naturforschers liefert? Mit andern Worten: jeder Maler durchdringt und verbindet die angesehenen Gegenstände mit Phantasie. Dabei wird ein Bild nicht schlechter, wenn es Erinnerungen sind, die die Phantasie in sinnliche Erscheinungen kleidet, sondern nur dann, wenn dieses Gewand des Sinnenscheins zu kurz oder zu lang ausfällt; das kann

aber auch bei jedem Geistesakt der Phantasie, der angesichts der Natur zu einem Bilde drängt, der Fall sein. Ist nur die Phantasie des Künstlers lebendig genug, reichlich genug getränkt mit sinnlicher Weltauffassung, so wird auch ein historisches Bild, bei dem besonders die Kraft zur Wiedergabe und Verbindung sinnlicher Anschauung in Betracht kommt, die volle Harmonie des Sinnenscheins erreichen können.

Neuerdings wird freilich selbst über die großen Meister der Vergangenheit behauptet, daß sie eigentlich nicht von dem betreffenden Vorwurf bewegt gemalt hätten, sondern nur um des malerischen Sinnenscheins willen. Biblische Geschichten z. B. hätten sie dargestellt, weil sie dabei das Nackte ungehindert zeigen oder etwa eine farbenglühende Landschaft hätten anbringen können. Aber selbst wenn es richtig wäre, daß sie bei der Wahl des Stoffs jenes Interesse geleitet hätte, so fragt sich doch noch, ob nicht bei der Darstellung selbst notwendig der geistige Gehalt zu seinem Rechte kommen mußte. Wie konnte jemand einen Abraham malen oder selbst einen Adam, ohne daß sich auf das Gesicht seine Phantasie geworfen und es mit sprechendem Charakter auszustatten sich angespannt hätte? Und bloß auf das Gesicht? Mußte denn nicht auch die Gestalt, die Bewegung, die Handlung, die ganze Komposition mit dem Charakter in Einklang gebracht werden?

Und steht es etwa anders bei den großen Künstlern der Gegenwart? Wird ein Böcklin nicht eben an diesem Punkte der freien Stoffwahl seiner eignen Gefolgschaft abtrünnig? Ist bei der Wirkung der Bilder Robert Haugs aus der Zeit der Befreiungskriege nicht gerade das wesentlich, daß seine Gestalten so trefflich im Geist und Charakter jener Zeit erdacht sind?

Freilich, der geistige Gehalt und die sinnliche Darstellung müssen ohne Rest in einander aufgehen; das ist eine in der Kunst sich stets neu bezeugende Wahrheit, aber auch eine solche, die wir längst wissen. In diesem Sinne pflegte man die erzählende Manier eines Bonifazio Veneziano tadelnd hervorzuheben, Tizian aber entging diesem Vorwurf, obwohl er dieselben Gegenstände darstellte, denn er verlor die räumliche Schönheit über der Aufzählung der einzelnen geschichtlichen Umstände nie aus den Augen.

Einem großen Historienmaler fällt es nicht ein, wie ein Kalenderschreiber erzählen zu wollen, sondern die völlige Einheit seiner sinnlichen und seiner geistigen Anschauung ist der künstlerische Stern, der seinem Schaffen leuchtet. Und die „Modernen" könnten manchen großen Meister der Neuzeit nicht so übermütig abthun, wenn sie nicht durch die Voraussetzung voreingenommen wären, er habe die unkünstlerische Absicht gehabt, zu erzählen. Wiederum schiebt man der konservativen Kunstrichtung einen allbekannten Schulschnitzer unter, um sie darauf in Bausch und Bogen zu verwerfen, und wiederum bauscht man die Auffrischung einer pädagogischen Lehre zu einem neuen Prinzip auf, das dann freilich wie eine Seifenblase zerplatzt. Hier ist Volkes Stimme

wirklich Gottes Stimme, sofern es von der Vorliebe für historische Gemälde nie abgekommen ist, noch abkommen wird. Sicherlich liegt dem nicht bloß gemeine Schauluſt, sondern ein instinktiver ästhetischer Idealismus zu Grunde.

Ließe die moderne Richtung ab von ihrer ungerechtfertigten Verfolgung des geistigen Gehalts in der Malerei, so könnten sich die verschiednen Richtungen wieder in einer der Würde der Kunst angemessenen Weise unter einander vertragen, und der neuern Bewegung würde trotzdem ihr Verdienst um den technischen Fortschritt ungeschmälert bleiben. Ihre jetzige Haltung ist leider völlig unfruchtbar, da sie verdammt, wo sie nicht zu belehren vermag.

Schimi

(Fortsetzung)

4

Draußen wurde es Morgen, und immer waren noch Gäste da. Franzi stand im Saal an einem Pfeiler und sah, wie oben ein paar Leute an den Dekorationen rissen und sich lange Zweige von den künstlichen Blumen brachen. Gehns, werfens mir auch ein paar Blumen herunter! rief sie hinauf. Dann sah sie den Schimi oben herumturnen und rupfen und rupfen.

Wissen Fräulein auch, daß es streng untersagt ist, die Dekorationen anzurühren?

Ach, 's ist doch die pure Bewunderung, daß wir sie mitnehmen!

Ja, grad das hat Eva auch gesagt im Paradies! Und schauns, da werden wir auch schon ausgetrieben!

Die Musik hatte zusammengepackt und war gegangen. Jetzt mußte die Gasleitung abgestellt worden sein, denn es wurde jeden Augenblick dunkler. Von draußen aber drang der Tag herein, so wie ein Kunstkritiker schildert, kühl und nüchtern, und trieb die Nachzügler hinaus.

Nur hinter einem Pfeiler, unter den Arkaden versteckt, war noch ein Tisch Trinkbrüder, die sich nicht verscheuchen ließen. Janko deutete mit dem Kopf hinüber.

Da sitzen sie, meine ungarischen Brüder, im Wert von fünfzig Gulden für mich. So viel haben sie in den letzten zwei Wochen Reisegeld von mir erhoben. Schimi, ich bitt dich, sieben Gulden bis nach Wien! sagt der eine, und: Bitt schön, Schimi, fünfzehn Gulden bis nach Aszod! der andre. Der eine will nur bis an die Grenze, der andre bis Siebenbürgen! Ein paar davon haben einmal eine Photographie bemalt gehabt, einer einen Schatten an der Wand nachgezeichnet, alle waren sie auf irgend eine Art hinter ihr Genie gekommen, und nach München haben sie gemußt, berühmt werden haben sie wollen, wie der

Defregger oder der Lenbach. Dann haben sie einer nach dem andern entdeckt, was das mit dem Malen für ein Frieden ist, wie man steht und sich schindet heute und morgen, in die graue Zukunft hinein; aber nicht wie der Holzhacker, der am Abend die Beuge aufschichtet und sagt: So, das ist jetzt für sechzig Kreuzer Arbeit! sondern so, daß er vor seiner Leinwand steht, wenn der Tag vorbei ist, und ausspuckt: Thus runter, Nazi, Dreck ist es! Und am andern Morgen gehts wieder so an. Da hat sies halt heimverlangt, einen nach dem andern, nach der Talentlosigkeit und den Fleischtöpfen.

Und die Kunst, die geben sie auf? fragte Franzi. Was wird dann aus ihnen?

Er zuckte wieder die Achsel, wobei er immer aussah wie eine stumme Frage ans Schicksal. Metzger werdens halt oder Schuster! Was wollens? Essen will man und satt werden, jeder Hund will das und jeder Mensch, nur daß der Hund einfach hingeht, wo's was zu fressen giebt, und die Menschen vornehm thun und von „Idealen" reden. Alles gelogen! Aber wenn Fräulein mich so furchtbar bestürzt ansehen, bin ich bereit, meine Meinung zu ändern und alle schönen Phantasien für wahr zu halten; ich will an ein Walhall glauben, wo alle edeln und großen Künstler nach der irdischen Plag ein ewiges Sängerfest feiern. Kann schon sein, daß die da, wenn sie sich jetzt fleißig Mut getrunken haben, die Sach mit der Kunst noch einmal probiren. Übern Monat, da kommen sie dann wieder zum Schimi um Reisegeld.

Und der Schimi hat alleweil eins?

Wenns am Ende des Monats ist, wohl. Da krieg ich das Geld aus meiner Schul von denen, die ich nicht ohne Geld durchhalte, denn wenn sie mich gar so sehr erbarmen, thu ich das schon umsonst, daß ich ihnen Korrektur geb. So am neunundzwanzigsten und dreißigsten vom Monat, da kommt die Hälfte von meinen Schülern und borgt von mir, weil sie wissen: jetzt hat er noch was. Und am Monatsanfang, da borg ich von ihnen! Dann haben sie neues Geld von daheim, die, die eins kriegen.

Der Morgen machte den bunten, übermütigen Nachtvögeln, die in kleinen Gruppen heimwanderten, eine kühle Stirn und zog mißvergnügt einen grauen Schleier ums Gesicht. Aber sie kehrten sich nicht an den grämlichen Tag. Franzi ging zwischen Janko und Kelety, der einen Blütenzweig abgerissen hatte, hinter dem er fast verschwand, und den er der Franzi jetzt vortrug, wie der Meßner die Kirchenfahne der Heiligen.

Am Karlsthor begegneten ihnen ein Barbier und ein Nähmädchen, die zur Arbeit gingen. Sonst hallten in der lautlosen Stille nur die Schritte der blumentragenden Gruppen wieder, deren farbiges Bild wunderlich durch die dämmerige Frühe schimmerte.

Vor allen her ging der mit den wehenden Ohren, aufgerichtet und ernst, und schaute an seiner Nase entlang, als ob sie eine Magnetnadel wäre, und er den Kompaß mit allem Fleiß beachten müßte. Plötzlich schwenkte er nach rechts, wo ein einziges Fenster geöffnet war wie ein schläfriges Auge.

Es gehörte einem Bäckerladen, und wie er eintrat, drangen alle nach. Der Laden war ganz besetzt, Kopf an Kopf standen sie drinnen und machten die Bäckerin rasend, die sie alle zugleich bedienen sollte. Auf der Schwelle in der geöffneten Thür stand Franzi und hinter ihr Janko. Kelety hatte sich weiter hineingedrängt. Als er sich nach den Freunden umwandte, sah er, wie Franzi niesen mußte. Gott erhalte Ihre Schönheit! schrie er über alle Köpfe weg

hinaus. Frau, ein Ei, ein frisches Ei! Zum Trinken, wissens, unser Kinderl da draußt kriegt an' Katarrh und kann schon nimmer warm werden vor lauter Hunger! Ein Ei, Frau!

Janko drängte sich vor, griff aus einem Korbe ein paar Brezeln heraus, warf ein Markstück hin und wandte sich zum Gehen.

Halt! rief Franzi und hielt ihn am Rock. Das ist achtmal zu viel Geld!

Geh, Kind, an so einem Morgen! sagte er und zog sie mit fort.

Sie liefen jetzt, bis ihnen der Atem ausging. Dann standen sie still und lachten sich an. Es war an den Arkaden beim Hofgarten.

Wie zwei Postgäul! sagte Franzi und schaute ihrem Atem nach, der sie dampfend umspann und die Haarspitzen an ihrem Pelz und die Löckchen an ihren Schläfen versilberte. Auch auf Jankos Wimpern und seinem blauschwarzen Bärtchen lag silbriger Reif.

Der junge und der alte Postgaul! sagte er, komm junger Postgaul!

Sie hatten sich wieder an der Hand und liefen quer durch den Hofgarten in den englischen Garten hinein.

Da lagen die Rasenflächen weiß hingebreitet bis weit hinüber zum Wald, der wie ein blauer Schatten im Morgenduft stand. Die Baumgruppen am Wege waren dicht mit glänzendem Reif bedeckt. Es war, als riefen sie mit tausend jubelnd erhobenen Armen: Schaut her, schaut her, das schöne neue Laub! Sie hatten alle ausgeschlagen über Nacht, Zweige und Zweiglein, und standen im milchweißen Flaum so dicht und zart bekleidet wie im ersten Maigrün.

Es war nur ein schmaler Weg durch den Schnee gebahnt, und Franzi mußte vorangehn. Ihr Gewand streifte rechts und links von dem Wiesensaum kleine Kryställgestöber auf ihre und Jankos Füße nieder, der hinterherging. Er belastete sie mit all den Blumen, die er trug, steckte sie ihr hinten in den Gürtel, sodaß sie aufwärts und abwärts die Falten ihres Kleides berankten. Dann, wie sie so geschmückt dahinschritt, brach er die Blüten von ihr wie von einem Rosenstrauch und steckte sie zu beiden Seiten des Wegs in den Schnee. Zuletzt legte er ihr beide Hände auf die Schultern, und als sie stehen blieb, wandte er ihr den Kopf zurück. Da blühten rechts und links an dem zurückgelegten Wege die Rosenknospen wie versprengte Blutströpflein aus dem Schnee.

Schau, sagte er, da ist die Schönheit gegangen! Dann drängte er wieder vorwärts. Beim Gehen pfiff und sang er, vom Mädchen von Körös und das bairische Liedchen von den zwei Sternen am Himmel, die hin zum Liebchen und von ihr fortweisen. Wenn sie es einmal gehört hatte, fiel Franzi ein, und zuletzt sangen sie einen Vers, den Janko frei umgebildet hatte, wie Kinder immer von neuem: Ja so zwa wie wir zwa, die giebts halt nit mehr, die habn halt a Schneid, und das ist a Freud — orudirala juhu! Und der Juchzer lief über den weißen Schnee, über das kleine Wasser, das gurgelnd gegen die Eisdecke sprang, bis an die schwarzblaue Baumwand drüben jenseits des Schnees, und weckte das Echo, das seine leise Antwort zurücksandte.

Bei der Veterinärstraße bogen sie nach der Stadt ein und konnten wieder nebeneinandergehen. Janko zog etwas von dem Backwerk aus der Tasche.

So, Kinderl, weil du brav bist gewesen und hast gesungen, wie sichs gehört, sollst a Prezen habn, und weils kalt ist und die Base noch schläft, so nehmen wir an' Kaffee beim Janko droben. Gelt, Kinderl?

Franzi lachte und ging mit durchs Siegesthor und links in die Georgenstraße hinein. Das ganze Haus schlief noch, als Janko aufschloß. Auf der dunkeln Treppe gab er ihr die Hand und führte sie. Oben im Atelier, wie sie den Spiritus unter der Wiener Maschine angezündet hatten, kämpfte das bunte Flämmchen seltsam mit dem grauen Tagesstrahl, und jedes Licht suchte die Dinge in dem weiten Raum auf seine Art zu beleuchten.

Franzi setzte sich auf einen niedrigen Sitz am Fenster und ließ den Pelz halb von der Schulter hinabgleiten. Der Weg war doch weit gewesen und die Stiegen hoch, und die ganze Nacht hatte sie gesprungen; jetzt spürte sie erst, wie müde sie war, als sie sich hatte setzen können. Ihr gesenkter Kopf zeichnete sich dunkel neben dem Geranium am Fenster ab; sie hob ihn erst wieder, als Schimi sich über sie bückte und die Tasse mit Kaffee neben sie stellte. Da, wie sie die goldig braunen Augen zu ihm hinaufwendete, während ihr Mund ein wenig schläfrig lächelte, traf ihn zum drittenmal seit gestern Abend verblüffend der Eindruck der Schönheit. Er war aber auch wundervoll gebaut, dieser junge Körper, von den Knöcheln empor bis zu den kräftigen Armen, die sie lässig ausgestreckt hatte und mit verschlungnen Händen zwischen den Knieen ruhen ließ. Wie sich der Hals rund und stolz über den Schultern erhob und das Kinn energisch vorsprang und doch dem Munde seine milde Rundung und den Eindruck des Lieblichen ließ!

Sich selber hatte Schimi den Kaffee in ein Glas geschenkt. Einen Löffel brauchte er nicht; den und den Zucker überließ er seinem Gaste. Er lief vor dem Tischchen auf und nieder, auf das er das Glas gestellt hatte, und wenn er vorüberkam, nippten seine Lippen von dem Trank. Dabei ließ er die Augen zu Franzi hinüberstreifen, so wie im März die Sonne, wenn sie zu stechen anfängt, eindringlich, zudringlich, aber noch nicht beständig, unentschieden, ein Versuch, ein Geplänkel. Endlich hob er den Geigenkasten vom Boden auf. Dann setzte er mit dem Instrument an der Wange seine Wanderungen fort.

Franzi war nicht musikalisch. Aber das war doch ein wunderbares Ding; wie das Holz unter seinen Händen lebendig wurde; wie es schrie und sang, das fuhr ihr allemal in die Glieder bei den alten Zigeunerliedern. Sie folgte seinen Bewegungen mit wachen, gespannten Augen. Er sah es und legte die Cigarette neben das Glas auf den Tisch und begann zu sprechen, während er die Geige ganz leise und in Absätzen mitreden ließ.

Mein Vater hat mir die Geige auch nehmen wollen; er hat gesagt, das wäre der Anfang zur Zigeunerei, und sein Sohn brauchte keiner von denen zu sein, denen die Vornehmen was zuwerfen. — Dir werfen sie auch was zu, wenn sie dir ihre Kundschaft schenken, Vater! hab ich gesagt. — Aber ich kann ihnen mein Beil immer vor die Füße werfen und ihnen aufsagen! — Nachher hab ich dem Vater auch das Beil vor die Füße geworfen und hab ihm aufgesagt.

Heimlich fort? fragte Franzi.

Nein, heimlich nicht. Vater, hab ich gesagt, jetzt bin ich dir zu Willen gewesen und habe gelernt, wie du gewollt hast, jetzt thu du mir den Willen und laß mich lernen, was ich mag. Er ist gewesen wie ein wütender Stier. Aber zuletzt hat er gesagt: Gut, drei Monate geh hin, wo du willst, und mal halt, kein Lernen brauchts dazu doch nicht. Da bin ich nach München gekommen. Wie das Vierteljahr vorbei ist, hab ich ihm geschrieben, heim-

kommen thät ich nicht; zum Metzgerwerden hätt ich auch drei Jahr gelernt, und Malen wär ebenso schwer. Ich hätt mit dem Malenlernen erst angefangen, ob er mich unterstützen wollt. Darauf hat er mir noch einmal hundert Gulden geschickt und dazu sagen lassen, mit Schreiben oder Nachrichtgeben braucht ich mich nicht zu befassen. Er wollt nichts mehr von mir hören, als bis ich mich entschlossen hätt, mein Brot anständig zu verdienen. Wo mein Platz wär, das wüßt ich.

Franzi saß noch unbewegt wie vorher, aber ihre Augen blickten jetzt scharf wie die eines Sperbers, die Muskeln an den niederhängenden Armen waren angespannt und die Hände fest ineinandergewunden. Er hatte Eindruck auf sie gemacht, das sah er wohl, aber nicht den zärtlichen, anschmiegenden, der fast sein unbewußtes Ziel gewesen war, sondern einen streitbaren. Wie ein Weib der Freiheitskriege, wie eine Jeanne d'Arc, zum Losschlagen bereit, saß sie vor ihm. Und die wehrhafte Stimmung, die von ihr ausging, theilte sich ihm mit, denn alles, was ihm kräftig begegnete, fand an ihm ein bereitwilliges Instrument. Und dasmal kam es ihm selbst zu gute, ohne den sentimentalen Hauch erschien er größer und machtvoller.

Er hielt jetzt die Geige im Arm und zupfte sein Lied wie auf der Guitarre. Im vierten Jahr, erzählte er weiter, hab ich mein kleines Bild gemalt, einen Mönch, wie er sitzt und trinkt Wein. Das hab ich daheim ausgestellt, nachdem es hier im Glaspalast gewesen ist. Alle Leute sind zusammengelaufen und haben ein Geschrei gemacht: das hat der Schimi gemalt, dem Janko sein Sohn, den er nicht hat wollen Maler werden lassen! Und dann ist eines Tages der Alte hier zu mir hereingekommen. Er hat sich gesetzt und gesagt: Simon! — mit Simon fängt er allemal an, wenn er ganz etwas großmächtiges vorbringen will; Simon, du hast jetzt deinen Willen gehabt, komm heim! — Ich hab meinen Willen noch, Vater! hab ich gesagt. — Am andern Tag ist er wiedergekommen. Er ist beim Sell in der Maximilianstraße gestanden und hat alleweil mein Bild angeschaut, das von der ungarischen Wirtsstube, das im Schaufenster ausgestellt gewesen ist. Schließlich kommt der Sell auf ihn zu: Sie bewundern das Bild, mein Herr? Es ist von Simon Janko, einem von unsern talentvollsten Jüngeren. Es ist ein Aufhebens davon gewesen in der Ausstellung, und ich habe es nachher an mich gebracht. Vorzügliche Arbeit, nur im Vordergrund ein wenig dick gemalt, das wäre nicht nötig. — Aber mein Sohn kanns, wenn er will, er kann dick malen, hat der Vater gesagt. — Da ist ihm der Sell auf den Leib gerückt und hat gesagt: Wenn Sie der Vater von unserm Janko sind, so will ich Ihnen eins sagen: Ich nehme jedes seiner Bilder und bezahle sie hoch. Das, was er jetzt in Arbeit hat, gehört mir auch, wenn es fertig wird. Er soll mir nur in den paar Kleinigkeiten nachgeben, um die ich ihn bitte. Das da verkaufe ich eben nicht, weil die Leute sagen, es wär nicht fertig; das Bündel im Vordergrund und die Katze, die dran schnuppert, die wären nicht ausgeführt. Aber er thuts nicht, er sagt, so hab ers gemacht, und so sollten sies kaufen, oder sie solltens bleiben lassen. — Auf das hin ist der Alte wieder zu mir gekommen. Ich hab draußen seinen schweren Schritt gehört, und wie er hereintritt, hat er angefangen, noch eh er gesessen hat: Schimi, wenns denn gemalt sein muß, so mags ja sein, vielleicht ist das auch ein Gewerb wie ein andres. Wies scheint, so giebts Leut, die brauchen Bilder und zahlen sie. Aber dann will ich dir auch sagen: Hör auf die, die es verstehen, und mach dein Sach recht. — Vater, hab ich gesagt,

als ich nach München gewollt hab, hast du gesagt: Kein Lernen brauchts da doch nicht für das Malen; warum soll ich denn jetzt auf andre hören und nicht thun, was ich mag? Das ist keine Kunst, hast du damals gesagt. — Wenn ich das gesagt hab, sagt er, so heißt das weiter nichts, als daß ich von manchem Gewerbe nichts weiß, das sie in Wien und in München und sonst in den gottverlassen großen Städten treiben. Ich brauchs nicht und kenns nicht. Aber das mein ich: wenn einer zum Metzgermeister Janko kommt und bestellt eine Leberwurst, dann will er eine Leberwurst und keine Schnitzel; und wenn ich ihm doch Schnitzel schick und laß auch noch dazu sagen: So ists recht, das ist eure Leberwurst, so sagt er: Der alte Janko ist verrückt, und geht und kauft bei einem andern. — Vater, sag ich, die Malerei und deine Würst sind zweierlei Sachen. — Aber die ordentliche Arbeit ist einerlei Sach, beim Schweineschlachten und bei jedem Gewerbe! — Und wer sagt denn dir, daß meine Arbeit nicht ordentlich gemacht ist? — Das sagt mir der, der sie bestellt hat und dir das Geld dafür zahlt hat. — Ach, dann sag nur dem, der mir das Geld dafür zahlt: Ich will nicht reich werden durch ihn, und wie ich malen muß, das weiß ich, da braucht er mir nichts drüber zu sagen. — Und ich seh jetzt, sagt der Alte, daß das Geld, mit dem ich hergereist bin, in die Gosse ist, und daß es bei dir aufs Zigeunern hinausläuft, wie ichs gesagt hab, als du von daheim gegangen bist. Und einen Vaganten zum Sohn will ich nicht haben, lieber kinderlos sterben!

Schimi spielte wieder im Auf- und Abgehen. Aber als er von der Geige weg zu Franzi hinblickte, fand er ihre Augen Wache stehen, um seinen Blick zu erhaschen.

Und ist er wiedergekommen? fragte sie beklommen.

Nein, er ist hinaus und ist nicht wiedergekommen. Gehört hab ich schon, daß er an der Thür gestanden ist. Er hat wohl gemeint, ich soll ihm nachkommen und ihn rufen. Aber wenn er seine Metzgerehre hat, so hab ich meine Malerehre. Ich hab die Palette geputzt und die Staffelei gerichtet, so hab ich nicht gehört, wie er gegangen ist.

Franzi hatte die Augen zu Boden gesenkt und öffnete die Lippen, damit er ihr schweres Atmen nicht hören sollte. Plötzlich stand sie auf und ging hinter ihm her.

Und die Bilder, hat sie der Sell gekauft?

Er hat schon noch manches Jahr eins gekauft. Das da — er wies mit dem Kopf nach der Staffelei über den Fiedelbogen weg — an dem arbeit ich zwei Jahr. In der Zeit — er lachte vor sich hin — nun, die Base wirds Ihnen wohl erzählt haben! Es war lustig, und das gute alte Weib hat sich musterhaft dabei gehalten. Fast als wenn sie Verstand hätte, so schlau hat sie das Bild unter der Schürze mit sich getragen, und wenn der Polizeispitzel zur einen Thür hereinkam, ist sie zur andern hinaus. Nichts haben sie zum pfänden gefunden als die ungarische Uniform und das Kostüm, das Fräulein anhaben. Wenn sie mir das fortgetragen hätten, das wär dumm gewesen, weil ichs doch brauche zu dem Bild. Aber die Motten, die klugen Vögel, haben Löcher hineingefressen gehabt; wenn mans gegens Licht hält, ist es wie ein Sieb. Schaun Fräulein! — Er faßte in die Falten ihres Rockes, sodaß das Licht dagegen schien. — Da hats keinen Wert gehabt, und sie sind abgezogen.

Und warum machen Sie das Bild nicht fertig?

Er zuckte die Achseln: Das Malen ist schwer. Erst hab ich Vorhänge am

Fenster gehabt, weiß und rot gestreifte. Nachher, wie ich im Café sitz und schau auf die Straße, das Wetter ist trüb und die Scheiben angelaufen, draußen gehn die Leut so wie Nebel vorüber, und die im Café sitzen mysteriös drin, breite Schattenmassen, und alle Modellirung nur in einem schmalen scharfen Lichtumriß von der Fensterseite — da denk ich, so muß es werden, so soll sich das Mädel vom Fenster abheben. Ich geh heim, das Modell ist immer da, weil ichs gleich auf ein Vierteljahr bestellt habe. Ich thu die Vorhänge weg und schau mir die Sache an, und alles sieht so nüchtern aus, daß mir gleich ganz übel wird, und das Mädel am Fenster sieht aus, wie der Kasperl auf der Oktoberwiesen, so hart in der Farbe. Ich jag sie heim und schlag die Thür zu und geh wieder ins Café. Sechsmal hab ichs geändert und abgekratzt und übermalt, zuletzt bin ich müde drau geworden. Warum malt man auch? Wenn alle Leute sehen könnten, brauchte gar nichts gemalt zu werden. Die Maler sind eben dafür da, daß sies hinschreiben auf die Leinwand, mit der Farb, daß ein jeder es lesen kann: dies Stück Gartenland, dieser graue Winkel oder aber dieses Menschenwesen, heut früh zwei Stunden vor Mittag, wie die Sonne so und so gestanden hat, ist ein Bild gewesen, daß sie dann hergehn können und sagen: Jessas, das hab ich noch gar nit gewußt! Freilich, das ist fein schön, das ist gar ein Bild! Ja, wie der Janko die Natur anschaut, das kann man schon an seiner Schule sehn. Schaun Fräulein, so ein Auge wird in München in keiner Schule gezeichnet als bei mir! — Er nahm ein Reißbrett von der Wand, auf dem mit Kohle ein Modellkopf gezeichnet war. — Das hab ich mir mit herübergenommen in mein Atelier, weils mich gefreut hat. Eine Woche hat er dabeigesessen, kleiner Ungar, und wie ich gekommen bin zur Korrektur, hat er gesagt: Schimi, ich habs raus! — Da ist nichts fertig, hab ich gesagt. Du mußt zeigen Dicke vom Augenlid, und wie in der Mitte von der Dicke vom Augenlid die Wimpern herauswachsen, und wie Augapfel sich vorwölbt vor Augenweiß, sodaß Schlagschatten von Augenlid ist kleiner auf Augenstern wie auf Augenweiß. Du mußt zeigen Anatomie vom Aug, sodaß der Arzt sagt: das ist kurzsichtiges Auge, und das ist langsichtiges Auge, wenn er hinschaut. Der Dumme sieht nicht den Unterschied, aber du mußt zeichnen, so fein, wie Natur baut. Schaun Fräulein, so macht es der Janko. Aber gerad, wenn man die Augen hat, die das Schaun verstehn, ists einem schon manchmal fad, so dazustehen und ein „Bild" zu malen, derweil die Natur Bilder schafft, soviel wie das Jahr Minuten hat. Wohin meine Augen fallen, sehen sie eins; aber grad das auf der Leinwand, das ist das schlechteste. Da krieg ichs schon manchmal mit der Ungeduld, daß ich denke, alles lieber als so ein Farbenschreiber zu sein, und davongeh. Und wenn ich mich aufraffe und denk, jetzt stehn geblieben, bis was gescheites geworden ist! dann ists das Modell, das mich rasend macht. — Er war an die Wand gelaufen und kramte einen andern Rahmen vor. — Schauns, diese Figur! Sie gehört zu dem Lied vom Auferstehungstag. Ich hab einmal auf einem kleinen Friedhof in Ungarn etwas gesehn, was ich nie vergessen hab; eine Betende am Grab beim Gewitterhimmel, während sich die andern zur Thür gedrängt haben, aus Angst vor dem Wetter. Ich hab immer einmal ein Bild draus machen wollen. Aber glauben Sie, ich bring ein Modell dahin, daß es die Stellung macht, wie ich sie haben will? Schaun Fräulein: mit der Schulter lüpft sie den Grabstein. Alle sind sie aufgestanden, die Toten, der Zug verschwindet schon, nur einer ist zurück geblieben, er muß mit zweifachem Tod gebunden liegen, weil ihn

das nicht geweckt hat, was alle die Totengebeine aufgeschreckt und zusammengefügt hat. Und das Weib hat die Hände mit in seinem Schicksal gehabt, das sieht man. Erst hat sie hinter den andern gezögert, dann läuft sie zurück. Der Kopf ist vornübergeworfen gegen die aufgesprungne Gruft, Leidenschaft in jeder Muskel, so schreit sies zu ihm nieder: Willst du nicht aufstehn, Heinrich, der jüngste Tag bricht an!

Franzi sah prüfend auf den Entwurf, dann suchte sie die Stellung, erst mit Hüfte und Schenkeln, dann mit der Schulter; sie stemmte sie gegen einen schweren Holzrahmen und bog den Hals nieder, als wollte sie in die Tiefe rufen.

Gute Seele! murmelte er wie verloren.

Mechanisch hatte er nach der Kohle gegriffen und zeichnete, fast ohne zu atmen. Endlich hielt er an.

Wie haben Sie es nur gemacht, daß Sie die Stellung gleich so erwischt haben, wie ich sie brauch?

Franzi wand sich behutsam aus ihrer Lage auf. Daheim ist die Kellerluke im Boden, sagte sie, und wenn mir die Magd zu lang bei der Milch unten bleibt, schrei ich hinunter. Jetzt hab ich mir halt gedacht, ich ruf nach der Kuni im Keller. — Es macht steif, setzte sie hinzu, und strich mit der rechten Hand am linken Arm herunter, als wenn sie die Muskeln wieder zurechtstreichen wollte.

Gute Seele, Gott vergelts! sagte der Schimi, ohne die Kohle wegzulegen.

Franzi lachte: Ich soll noch mehr stehn? Aber erst eine Weile rasten!

Ruh dich, ruh dich! sagte er. Damit legte er den Stift nieder und stäubte die Kohle von den Fingern. Dann sah er nach der Uhr.

Jessas, wie spät mags denn sein? rief Franzi.

Halb neun!

Da muß ich eiligst heim, die Base wird schon schaun, wo ich bleibe.

Ja so, die Base! sagte Schimi.

Er sah plötzlich müde aus. Der Glanz und die Begeisterung war aus seinen Augen weg, und als sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, hörte Franzi noch, wie er sich niederwarf, um zu schlafen.

5

Daheim war die Küche ganz mit Sonnenschein erfüllt, und die Base war fort, um einzukaufen. Franzi zog sich aus und legte sich noch ein wenig schlafen in der dunkeln Kammer, aber die Thürspalte schloß sie nicht. So mit dem Blick auf das Sonnengefunkel drüben schlief sie ein. Sie träumte, daheim im Teich sei ein Kind untergegangen, eins von den Flachsköpfen, die immer ihr Kleid aufnehmen bis unters Kinn und mit den kleinen runden Beinen hineinwaten, bis der Rockzipfel doch naß wird. Dasmal war eines zu weit hineingeraten, und nun lief das ganze Dorf, aber keiner kam näher, und neben ihr sagte einer: Franzi, jetzt hängts noch an dir! Sie hatte keinen Atem mehr, die Füße waren ihr schwer, in unregelmäßigen Absätzen traten sie auf den Boden. Aber: Jetzt hängts noch an dir! hörte sie immer noch und hob die Füße wieder und taumelte weiter. Es muß gehen, es hängt noch an mir! Da war sie im Wasser, sie fühlte es kalt an der Kehle — und schlug

die Augen auf. Die Base hatte ihr die Hand auf die Brust gelegt: Ja, was machst denn du für ein Gestöhn! Wirst wohl was schweres gessen haben gestern Nacht! Ist es denn schön gewesen am Fest, und hat der Schimi sich nit verkühlt?

Am Nachmittag ging Franzi noch einmal aus, und am andern Morgen war sie früh auf und hatte die Arbeit bald gethan, nachdem man den Schimi hatte zum Hause hinausgehn sehen.

Base, sagte sie, du mußt mich ein wenig entschuldigen. Ich will in die Georgenstraße gehn und noch ein wenig was lernen. In der Georgenstraße wohnt eine, die kann Französisch, zu der will ich hin, weil ich schon alles vergessen hab von der Schule her. Sie thuts billig, gestern hab ichs ausgemacht, und bis mittag bin ich wieder da.

Sie band das ungarische Kostüm in ein Bündel und ging zum Janko. Der stand von einem Lager auf, das er sich von Hintergrundstoffen und einem Perserteppich gemacht hatte, den er für einen Freund beherbergte. Mit der Hand schlug er ein blaues Cigarettenwölkchen auseinander und trat ihr entgegen.

Hier ist das Gewand, Herr Janko, und ich bleibe jetzt da und sitz Ihnen für das Bild so lange, bis es fertig ist. Zwei Jahr aber darfs nit brauchen. Bei den letzten Worten lachte sie.

Je länger je lieber! sagte er.

Und dann bin ich gestern beim Sell gewesen. Ich bin mit Fleiß hingegangen, weil ich mir gedacht hab, er wird mich wiedererkennen vom Feste her. Er ist auch gleich auf mich zugekommen, hat mir alle Bilder erklärt und mir noch einmal sein Kompliment gesagt wegen dem Tanzen. Ja, hab ich ganz zufrieden gesagt, und jetzt werde ich dem Janko sitzen zu einem fertigen Bild, nicht nur für eine Skizze. Der Janko hätt mir auch gesagt, er arbeite gern für den Herrn Sell, und das Bild wär auch für ihn, wenns erst fertig wär, und fertig würd es bald werden, denn wozu man Lust hat, das gedeiht, und dazu hätte er Lust, hätte der Janko gesagt. Das will ich glauben, hat natürlich der Sell dazu sagen müssen, und dann hab ich ihn eingeladen, übermorgen soll er herkommen und anschaun, was wir zusammengebracht haben.

Franzi leuchtete ordentlich wie der leibhaftige Sieg. Das hab ich alles erfunden, und wers wahrmachen muß, das ist der Herr Janko, dazu bin ich hergekommen mit einem Urlaub von der Base bis Mittag, und so jetzt jeden Tag. Der Base hab ich gesagt, daß ich noch ein wenig Französisch lernen will. Ich mag ihr das nicht sagen, daß ich Modell steh, und wenn ich ihrs auch auseinanderreißen wollt, den Unterschied zwischen Hoffart und der Absicht, die ich hab, sie würde halt doch an der Hoffart festhalten; außer ich thät ihr das sagen, daß ich dem Schimi ein Modellgeld spare, und das mag ich wieder nicht um des Schimi willen.

Sie hatte schon ihre Stellung gesucht. So jetzt arbeitens und sprechens auch fein französisch, damit die Franzi nicht gelogen hat.

Er ergriff ihre Hand und küßte sie: Das ist die allgemeine Sprache, sagte er, das ist auch französisch. Gute Seele, du thust viel für den Schimi!

Nicht für den Schimi allein! Wenns fertig ist, und Sie haben ein Geld gekriegt, viel Geld, dann schreiben Sie dem Vater noch einmal! Schauns, das läßt mir keine Ruh. Die Metzgermeister mit der schweren Kost, die trifft leicht alle der Schlag. Sie sagens ja selber: er ist jähzornig und braust auf. Nachher, wenn er hinginge ohne Frieden mit seinem einzigen Sohn, das wär mir arg.

Sie schwieg, denn Schimi hatte sich eine Leinwand zurechtgestellt, zunächst zu einer Skizze für den Kopf allein. Den Haarknoten hatte sie aufgelöst und die Mähne vornübergeworfen wie das Weib auf seinem Entwurf, der die Haare niederhingen in die Gruft, über der sie lag. Schimi zeichnete, und dabei vergaß er sich und das Mädchen und den Eindruck, den er gewohnt war, auf junge Geschöpfe zu machen. Nur die Augen lebten an ihm und die Hand, und beide tasteten und spähten, diese Form nachzubilden, die fein und energisch einen ganzen Menschen und einen ganzen Künstler verlangte, um ihr gerecht zu werden. Und er zeichnete gut; keiner in München behandelte die Kohle so, mit dieser Weichheit, mit diesem Eingehen. Keins von seinen Pußtaliedern malte so luftleicht, so haarfein die Blumen seiner Ebne, wie er diese kaum merkliche Öffnung zwischen den Lippen, dieses kleine Lichthöfchen, das unter der Locke hinging, da wo sie die Stirn berührte, diese leise Seitwärtsneigung des Kopfes, nicht stärker, als sie ein Enzian macht beim Sonnenuntergang, wenn die Sonnenstrahlen nach Westen gehen und die Blumen streifen.

So arbeiteten sie mehr als zwei Stunden, mit kleinen Pausen, in denen sie schweigend ruhten. Darüber war es Mittag geworden, und dem Schimi sanken die Hände herunter. Er trat zurück: Da haben Herr Janko ein kleines Meisterwerk gemacht, sagte er leise. Nach Franzi schaute er sich erst wieder um, als sie ihm die Hand zum Lebewohl hinreichte. Er sagte kein Wort, aber seine Augen redeten eine leidenschaftliche Sprache des Dankes und der Bewunderung.

Sie fühlte sich ein wenig schwindlig von der Anstrengung. Ohne auf den Weg zu achten, war sie an der Akademiestraße vorbeigelaufen und stand vor der Ludwigskirche. Sie stieg die Stufen hinauf, und drinnen in dem halbdunkeln Raum, mit dem Blick auf den schimmernden Hochaltar, kniete sie hin. Sie hatte für etwas zu danken, was wars doch? Daß das Kind nicht ertrunken war im Teich? Daß ihr Wille geschehen und dem Schimi durch sie was geglückt war? Daß ihr selber die Lippen so warm und geweiht waren, weil sie der Schimi geküßt hatte, ehe sie ging? Franzi, es hing noch an dir! Sie war zur rechten Zeit gekommen und dankte dem Himmel dafür.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Bauernbrief. In Nr. 49 des vorigen Jahrgangs war nach einem Hamburger Blatte über große Bauernhochzeiten berichtet und daran die Bemerkung geknüpft worden, daß es, solchem Aufwande nach zu urteilen, doch nicht allgemein so schlimm um unsern Bauernstand stehen könne, wie die Agrarier behaupten. Darauf hat ein hannöverscher Oberamtmann in einem Briefe an die Redaktion geantwortet, dessen Hauptgedanken wir mitteilen wollen, weil sie zu einer nicht ganz unnützen Wiederholung Anlaß geben.

„Zunächst sei erwähnt, daß seit unvordenklichen Zeiten die Höfe unten im Lande, also im Hamburgischen, im Bremischen und an der Küste nach dem Höferecht vererben, d. h. daß der Anerbe den ungeteilten Hof [unverschuldet] bekommt, die andern Erben wenig oder gar nichts kriegen und meistens als Knechte oder Mägde auf dem Hofe bleiben. Die Folge davon ist, daß sich der dortige Bauernstand zu hohem Reichtum entwickelt hat u. s. w." Nun, das sagen wir ja bei jeder Gelegenheit: durch das niedersächsische oder englische Erbrecht wäre der Teil der landwirtschaftlichen Not, der in der Verkleinerung oder Verschuldung der Güter besteht, vermieden worden. Nur fügen wir, so oft die Erhebung dieses örtlichen Gewohnheitsrechts zu einem allgemeinen Zwangsrecht gefordert wird, hinzu, daß es des Zwanges, solange er durchführbar wäre, nicht bedarf, während er in dem Grade, als das Bedürfnis darnach hervortritt, immer undurchführbarer wird. So lange noch entweder heimisches Rodeland oder Kolonialland vorhanden ist, wo sich die überschüssigen Kinder ansiedeln können, oder die städtischen Gewerbe noch nach Zufluß vom Lande verlangen, bleiben die Höfe ganz von selber ungeteilt und unverschuldet, und es bildet sich eben jenes Gewohnheitsrecht. Sobald aber jene Abflußkanäle verstopft sind, bleibt nichts übrig als entweder Teilung oder Verschuldung der Güter, denn den ganzen Überschuß jahrhundertelang im bäuerlichen Gesinde unterzubringen, wäre doch nur bei großer Unfruchtbarkeit der Bevölkerung möglich. Jene niedersächsischen Bauern haben am Anerbenrecht in einer Zeit, wo es im großen und ganzen nicht mehr durchführbar ist, nur darum bis jetzt festhalten können, weil es in dem größten Teile Deutschlands aufgegeben worden ist. Wie sähe es bei uns aus, wenn wir statt der vier bis fünf Millionen kleiner und teilweise verschuldeter Grundbesitzer nur 500000 unverschuldete Rittergutsbesitzer und Großbauern hätten, und die übrigen alle Proletarier wären!

„Zweitens: die heutige Notlage trifft den dortigen Bauer ja gar nicht, denn nach Lage und Beschaffenheit seines Hofes ist er meist auf Viehzucht und Viehmast angewiesen, die augenblicklich bei hohen Fleischpreisen und hohen Zuchtviehpreisen sehr rentabel ist; wozu noch kommt, daß eine solche Wirtschaft wenig Betriebskapital erfordert." Das stimmt! Aber wenn hinzugefügt wird, diese glücklichen Wirtschaften verschwänden unter den weit zahlreichern von der heutigen ungünstigen Konjunktur betroffnen „wie ein Tropfen im Meer," so ist zu entgegnen, daß man schon einen ziemlich großen Tropfen Tinte nehmen müßte, um die vorzugsweise Viehwirtschaft treibenden Landschaften Deutschlands auf der Landkarte damit zu bedecken. Es gehören außer der Nordseeküste, den Weser- und Elbniederungen noch Teile von Ost- und Westpreußen dazu, außerdem die Gebirgs- und Waldlandschaften Mittel- und Oberdeutschlands. Ferner ein paar Millionen Kleinbauern, die mehr Getreide verzehren, als sie bauen, und wenn sie ein paar Sack verkaufen, dafür Brot kaufen müssen. Den hauptsächlichsten Ertrag liefert diesem größten Teile der ländlichen Besitzer, soweit sie sich nicht auf den Anbau von Wein und Handelsgewächsen verlegen, die Milchwirtschaft.

Der Verfasser wundert sich darüber, „daß eine Zeitschrift, wie die Grenzboten, einem Blatte" etwas so wenig „stichhaltiges" entnimmt. Aber warum sollten wir nicht? Die großen Bauernhochzeiten halten den Stich schon aus. Gewiß nehmen wir es dem Bauer nicht übel, freuen uns vielmehr darüber, wenn er nach altväterischer Sitte seinen Wohlstand und sein gutes Herz dadurch zeigt, daß er bei den Hochzeiten seiner Kinder ein paar hundert Leute reichlich bewirtet, aber die Freiheit müssen wir andern Hand- und Kopfarbeiter uns schon nehmen, ab und zu einmal zu sagen: wenn die Landwirte, bei denen noch so ein gediegner

Wohlstand vorkommt (auch fern von Hamburg werden große Bauernhochzeiten gefeiert), das Reich mit Klagen über ihre „Not“ erfüllen dürfen, dann wird es auch uns erlaubt sein, unsre Beschwerden vorzubringen, namentlich denen, deren Jahreseinnahme die Kosten einer solchen Bauernhochzeit noch nicht halb decken würde, und die machen in Preußen sieben Zehntel der Bevölkerung aus.

Wir wissen nicht, welchem Blatte der Einsender jener Notiz sie entnommen hat; vielleicht war es ein Arbeiterblatt; wenigstens läßt der Briefschreiber bei der Gelegenheit die Hamburger Arbeiter unwirsch an. Er schreibt, eine solche Hochzeitsfeier sei das einzige Vergnügen, wofür der Bauer Geld ausgebe; sonst führe er „ein Leben von solcher Sparsamkeit, daß es der Hamburger Cigarrenarbeiter für menschenunwürdig halten würde.“ Und am Schluß: „Immerhin würden die [heute noch wohlhabenden] Landwirte, wenn sie so viel vergnügte Ausflüge und blaue Montage feierten wie die Cigarrenarbeiter, schon seit Jahrzehnten in der heutigen Notlage sein.“ Der naive Bauer hat, oder hatte wenigstens früher, von den Städtern die Meinung, daß sie Hungerleider seien (und deshalb stopfte er sie, wenn sie zu ihm zum Besuch kamen), und daß sie Müßiggänger seien, das letzte darum, weil sie spazieren gehen. Die erste dieser beiden Vorstellungen scheint man aufgegeben, die zweite festgehalten und mit dem Gegenteil von der ersten verbunden zu haben. Die Herren auf dem Lande vergessen, daß sie alle Tage spazieren gehen, und daß ihr nützlicher und anstrengender Spaziergang hinter dem Pfluge, oder beim Säen oder Mähen, keineswegs weniger unterhaltend und erfrischend ist als der unnütze des Städters, der bloß den Zweck hat, die vom Sitzen steifen Glieder wieder ein wenig geschmeidig zu machen, einem Magenleiden vorzubeugen, dem Auge statt der Tintenkleckse oder grauen Lumpen oder schwärzlichen Arbeitsmaterialien wieder einmal grüne Wiesen und blühende Bäume, der Nase statt höllischer Gestänke und rußigen Qualms reine würzige Luft zu bieten, und daß dem Großstädter keine andre „Natur“ zur Verfügung steht als ein Biergarten. Sie vergessen, daß ihr Leben in einer bequemen, frei liegenden Wohnung, in einer abwechslungsreichen Thätigkeit an durchaus erfreulichen Gegenständen einen beglückenden Inhalt hat und ihr Gemüt daher der sogenannten „Vergnügungen“ gar nicht bedarf, während die Wohnung und die Beschäftigung des städtischen Fabrikarbeiters oder Aktenschreibers so unerfreulich sind, daß er dieser sogenannten Vergnügungen, die ja oft recht unverständig sein mögen, bedarf, um das Leben erträglich zu finden. Daß der Bauer im allgemeinen wirtschaftlicher ist als der Proletarier, kann freilich nicht geleugnet werden; das beruht auf einem psychologischen Gesetz, wonach sich die wirtschaftlichen Tugenden in dem Maße einstellen, als das Dasein sicherer wird und die Sparsamkeit Erfolg verspricht. Darum wünschen wir ja auch, daß der Bauern mehr und der Cigarrenarbeiter weniger werden möchten im Vaterlande. Aber dazu gehört mehr Land; Bauerngüter kann man weder aus Lumpen noch aus Tabakblättern zuschneiden.

Die klassische Philologie an den Universitäten. An die Thür der akademischen Vertreter der Altertumswissenschaft klopft die Not. Ein erschreckender Rückgang des klassisch-philologischen Studiums ist der sichtbarste Erfolg der Schulreform: die Furcht vor neuen Änderungen, die die Laufbahn der schon jetzt nicht auf Rosen gebetteten klassischen Philologen noch ungünstiger gestalten könnten, schreckt die jungen Leute ab, und wenn sich wirklich ein Abiturient aus unpraktischem Idealismus oder Unkenntnis der Verhältnisse diesem Fache widmen will, so beweisen ihm agitatorisch angelegte Gymnasiallehrer mit Zahlen und Tabellen

das Selbstmörderische seines Vorhabens und bewirken, daß er sich der gewinnbringendern modernen Philologie oder einem andern Fache zuwendet. So kommt es, daß sich Professoren, die in den fetten Jahren vor mehr als hundert Zuhörern gelesen haben, jetzt Auditorien gegenübersehen, so leer, daß man sich schämt, Zahlen zu nennen. Wer ein Herz für die humanistische Bildung hat, dem muß es jetzt klar werden, daß es zu retten gilt, was noch zu retten ist. Die akademischen Lehrer aber werden sich ernsthaft die Frage vorzulegen haben, ob der bisherige Betrieb der klassischen Philologie auf den Universitäten dazu angethan sei, diesem Zwecke zu dienen. Daß vornehmes Ignoriren der jüngsten Ereignisse nicht länger am Platze ist, wird wohl kaum einer von ihnen in Abrede stellen.

Unsre Gymnasiallehrer, die am eignen Fleische Erfahrungen gemacht haben, werden die Frage, ob sie ihre akademische Vorbildung für genügend halten, im allgemeinen mit Nein beantworten. Sie werden klagen, daß sie zu sehr mit Einzelheiten überlastet worden sind und dabei den viel wichtigern Überblick über das Ganze nicht gewonnen haben, daß sie durch den Besuch vielstündiger Vorlesungen und durch die Arbeiten für das Seminar viel kostbare Zeit verloren haben, die sie für Privatarbeit, vor allem für das Lesen der alten Schriftsteller, weit besser hätten verwenden können. Wenn die Stimmung der Lehrerkollegien gegen die Universitäten nicht selten etwas gereizt ist, so trägt dazu nicht wenig das Bewußtsein der Einzelnen bei, aus den Hörsälen nicht das mit in ihren Beruf gebracht zu haben, was sie erwarten und verlangen durften. Das sind schwere Vorwürfe, die zum Glück nicht ausnahmslos zutreffen, die aber gegen den durchschnittlichen Betrieb mit vollem Rechte erhoben werden können. Um so mehr, als Abhilfe nicht schwer ist; Abhilfe nicht durch Reformen mit Enqueten, Kommissionen und papiernen Reglements, sondern durch freiwilligen Entschluß der akademischen Lehrer, wie ihn ja auch einzelne schon gefaßt haben.

Auf doppelte Weise wird seit F. A. Wolf die klassische Philologie an unsern Hochschulen gelehrt: in Vorlesungen und in Seminaren. Nur wer beide zu halten das Recht hat, d. h. im allgemeinen der Ordinarius, kann als vollgiltiger Lehrer betrachtet werden; nur von seiner Thätigkeit kann man ausgehen, wenn man sich von dem Betriebe der Altertumswissenschaft ein Bild verschaffen will. Wenn man nun die Vorlesungsverzeichnisse durchblättert, so wird man finden, daß die Ordinarien meist zwei Stunden Seminar und doppelt so viel oder noch mehr Stunden Privatvorlesungen ankündigen; mit Übungen außerhalb des Seminars geben sich nur wenige ab, die überlassen sie den Extraordinarien und den Privatdozenten. Dieses Überwiegen der theoretischen Vorlesungen über die praktischen ist nicht zu billigen. Ohne Zweifel giebt es akademische Lehrer, die imstande sind, auch ein vier- und fünfstündiges Privatkolleg so anregend zu gestalten, daß ein nur halbwegs befähigter Hörer aus jeder Stunde etwas mit hinwegnimmt; aber es heißt doch wohl nicht aus der Schule geplaudert, wenn man es ausspricht, daß diese Lehrer in der Minderzahl sind. Jeder Student weiß, wie viel lange Weile und verlorne Zeit sich hinter den meisten größern Privatvorlesungen verbirgt; in einer frischen Broschüre „Kollegbesuchen und Schwänzen“ hat das unlängst ein Student offen ausgesprochen. Wenn der Professor etwa an Stelle einer vierstündigen Vorlesung über Horaz, in der er nach einer langatmigen Einleitung einige wenige Gedichte vom Katheder herunter erklärt, zwei Stunden mit seinen Zuhörern zusammen läse und sie anleitete, sich selbstthätig an der Hand der trefflichen Ausgaben, die wir haben, über das für das Verständnis Wesentliche zu unterrichten und gelegentlich darüber Rechenschaft abzulegen, so würde damit viel mehr erreicht

werden. Jetzt hört der Student, wenn er überhaupt erscheint, im besten Falle aufmerksam zu, zu Hause angelangt, wirft er seinen Horaz in die Ecke, weil er von dem übermäßigen Kollegienbesuch ermüdet ist oder weil es ihm an der Anregung zu fruchtbringender selbständiger Arbeit fehlt. Eine große Gefahr liegt für den Anfänger — und mancher kommt ja über den Anfänger nie hinaus — in dem Fehlen eines festen Studienplanes: wie leicht kann der Lehrer derartige Übungen dazu benutzen, den Schwankenden durch einen Wink in die rechten Bahnen zu lenken! Auch um die systematischen Vorlesungen steht es vielfach nicht besser. Infolge der übermäßigen Betonung nebensächlichen Ballastes kommen sie meist nicht über die Mitte hinaus, während es doch genügen würde, unter ständiger Verweisung auf ein leidliches Handbuch die Hauptpunkte herauszuheben. An die drei- oder vierstündige Vorlesung müßte sich ein einstündiges Kollegium anschließen, worin der Professor einzelne Probleme bespräche und sich zugleich, ohne zum Repetitor zu werden, überzeugte, ob seine Hörer den mitgeteilten Stoff auch verarbeitet haben. Das ginge natürlich nicht an bei übervollen Auditorien; aber jetzt, wo schon zwanzig Hörer eine Seltenheit sind, geht es sehr gut. Ein wenig pädagogisches Geschick gehört freilich dazu; aber muß das nicht haben, wer ständig mit zukünftigen Pädagogen zu thun hat? Dünkt sich der Professor für ein solches Herabsteigen von seinem Himmel zu erhaben, so kann er sich ja mit einem Privatdozenten in Verbindung setzen, der ihm diese Arbeit gewiß gern abnehmen wird. Ein derartiges Zusammenwirken ist in andern Fächern durchaus nichts seltenes.

Aber, wird man einwenden, bietet denn das Seminar nicht genug Gelegenheit zur persönlichen Einwirkung des Lehrers? Ersetzt es nicht vollkommen die eben vorgeschlagne Art der Übungen? Solange es in der jetzt üblichen Weise gehandhabt wird — nein. Die Thätigkeit der Seminarmitglieder ist wohl überall eine dreifache: sie übernehmen abwechselnd die Erklärung eines Schriftstellers, sie liefern in jedem Semester eine Arbeit ab und sie rezensiren eine fremde Arbeit. Hier ist ohne Zweifel unentbehrlich die sorgfältig auf das Einzelne achtende Erklärung: sie muß der Philologe vollständig beherrschen. Aber es ist sehr bedenklich, wenn über dieser Versenkung ins Kleine der Blick auf das Große verloren geht; und gerade das ist jetzt häufig der Fall. Denn damit, daß etwa ein Mitglied des Seminars eine ein- oder mehrstündige Einleitung zu dem betreffenden Autor giebt, ist doch wahrlich den andern nicht geholfen, die unterdessen ruhig schlafen können. Vielmehr muß jeder genötigt werden, in die mannichfachen Fragen einzudringen, die sich an die meisten alten Schriftsteller knüpfen, und vor allem, den betreffenden Autor ganz durchzulesen (was ebenso selbstverständlich wie selten ist). Das kann entweder geschehen, indem die Mitglieder referirende Vorträge über solche Fragen halten, oder indem sie sie in schriftlichen Arbeiten behandeln. Das läßt sich recht gut einführen, denn es ist hie und da schon eingeführt. Daß aus den jetzt üblichen, meist kritischen Arbeiten großer Nutzen erwüchse, wird man nicht behaupten können; wenn sich der Student einige Tage vor Abgabe der Arbeit mit einem von Bährens oder L. Müller herausgegebnen Autor in sein Kämmerchen einschließt und auf die Konjekturenjagd geht, um nach etlichen Stunden mit rotem Kopf und einem halben Dutzend Treibhauseinfällen wieder ans Tageslicht zu kommen, so mag daran seine Freude haben, wer da will: herauskommen kann dabei wenig oder gar nichts. Besonders arg ist, daß mit der Besprechung solcher Erzeugnisse die an sich schon knappe Zeit noch mehr verkürzt wird. Einzelne begabte Leute werden immer eine Ausnahme machen: der Durchschnitt ist für eigne kritische Arbeit entschieden unreif, und es kann nichts verkehrteres geben, als einem An-

fänger zu raten: „Lesen Sie Äschylos Perser und machen Sie Konjekturen!“ Diese Übelstände werden sich in den nächsten Jahren noch deutlicher herausstellen: Leute, die durch die neuesten Lehrpläne jeder geistigen Anstrengung entwöhnt sind und bei denen man zweifeln kann, ob sie vom Deutschen, Lateinischen oder Griechischen am wenigsten verstehen, sind ein ganz ungeeigneter Boden für die Züchtung des Bacillus criticus.

Und damit komme ich zum letzten Punkt. Schon jetzt ist die Forderung unabweislich, sich nicht mit den Prädikaten der Abiturientenzeugnisse zu begnügen, sondern selbst darauf zu sehen, daß der Student der klassischen Philologie über die wichtigste Grundlage gebietet, d. h. über eine genügende Kenntnis der alten Sprachen. Übungen im Gebrauche der griechischen und lateinischen Sprache sollten an jeder Universität abgehalten werden; der Anfänger würde gezwungen werden, sich an ihnen zu beteiligen, indem etwa die Aufnahme ins Seminar von dem vorherigen Besuch dieser Übungen abhängig gemacht würde. Wer nicht imstande ist, jeden nicht allzu schweren antiken Text mit einer gewissen Geläufigkeit zu lesen, der taugt nicht zum Lehrer der alten Sprachen.

Litteratur

Christian Donalitius Litauische Dichtungen. Übersetzt und erläutert von L. Passarge. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1894

Seitdem die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft die aufschlußreiche Bedeutung des Litauischen im Kreise der europäischen Sprachenfamilien nachgewiesen hat, ist auch der vortreffliche Nationaldichter in dieser altertümlichen Ursprache, der evangelische Pfarrer Christian Donaleitis (Donalitius) aus dem vorigen Jahrhundert, immer wieder Gegenstand des gelehrten und poetischen Interesses gewesen. August Schleicher und der um das Litauische verdiente Pfarrer Nesselmann haben Ausgaben von ihm veranstaltet, Nesselmann auch eine Übersetzung, die zum Teil der Herausgeber des Donalitius zu Anfang dieses Jahrhunderts, L. J. Rhesa in Königsberg, versuchte. Beide Übersetzungen sind dem Originaltext gegenübergestellte Wortübertragungen.

Passarge will eine künstlerische Übersetzung geben. Inwieweit ihm dies in Bezug auf das Original gelungen ist, vermögen wir nicht zu beurteilen. Vielleicht sind die litauischen Hexameter des wackern Pastors, der in einer völlig rohen Sprache noch zur Zeit der allgemeinen französischen Verpönung des Hexameters (vor Klopstock!) auf eigne Hand sich dieser antiken Versart in seiner Volksmundart bediente, nach der metrischen und syntaktischen Seite nicht immer ganz einwandfrei. Diese und jene Wendung macht uns nicht ganz den derben, urwüchsigen Eindruck, der von dem Original gerühmt wird, und der auch in dieser Übersetzung im ganzen richtig wiedergegeben scheint. Aber es sind prächtige Genrebilder, mit einer erstaunlichen Freiheit und sprechender Naturtreue vorgetragen, sowohl die sechs Fabeln (aus dem Rhesaschen litauischen Äsop) wie das große idyllische Gedicht „Die Jahreszeiten“ mit der dazu gehörigen Skizze „Der Schulze Fritz erzählt von einer litauischen Hochzeit.“ Der

nationale Brauch und die heimische Mythologie des „Perkunas," den unser volkstümlicher Pastor gelegentlich ruhig die Stelle des Herrgott vertreten läßt, machen die Dichtungen überdies dem Forscher wertvoll. Man sieht dem heitern Humor, mit dem diese kleine Welt erfaßt und künstlerisch gestaltet ist, nicht an, daß sein Besitzer sich redlich plagen mußte und die hohe Amtsgewalt und orthodoxe Regierung auch ihm schon sein Leben und Predigtamt verbitterte und erschwerte. Der poetische Pastor war zugleich ein tüchtiger Musiker, Physiker und Mechaniker. Er verfertigte Barometer und Thermometer und hat sogar Klaviere gebaut.

A Journey in other Worlds. A romance of the future by John Jacob Astor. Illustrated. Third Edition. Berlin, Karl Ulrich & Comp., 1894

Im Jahre 2000 hält der Präsident der Terrestrial Axis Straightening Company den Aktionären der Gesellschaft einen Vortrag, worin unter anderm eine Übersicht der wissenschaftlichen und politischen Entwicklung seit 1870 gegeben wird. Das Wettrüsten der europäischen Staaten habe für die spätern Geschlechter und namentlich für die angelsächsische Rasse die wohlthätigsten Folgen gehabt. Die Erfindung immer furchtbarerer Zerstörungswerkzeuge habe einerseits den Krieg für immer unmöglich gemacht, andrerseits die Metalltechnik und die Chemie auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht; und nachdem die Staaten des europäischen Festlands durch ihre Eifersucht schon gehindert worden seien, ihre Herrschaft über die unzivilisirten Erdteile auszubreiten, seien sie schließlich auch noch durch ihre Finanznot, durch das Volkselend und die daraus entstandne Sozialdemokratie gezwungen worden, die Reste ihres Kolonialbesitzes an die Engländer und die Nordamerikaner zu verkaufen, sodaß diesen die Herrschaft über die Erde zugefallen und die englische Sprache die Weltsprache geworden sei. Um dieses Gedankens willen, der Beachtung verdient, erwähnen wir diesen Phantasieroman, ein Gemisch von Bellamy und Jules Verne. Die Erdachse soll senkrecht zu ihrer Bahn gestellt werden, damit jede Zone ihr gleichmäßiges Klima erhalte (was, wenn es ausführbar wäre, eine große Dummheit sein würde, weil gerade die schiefe Stellung eine so weite Verbreitung menschlicher Kultur ermöglicht), und zwar durch künstliche Wasserströmungen an den Polen, die dort Gewichtsverschiebungen erzeugen. Da sich der Jupiter der gewünschten Achsenstellung erfreut, so wird eine Deputation hinaufgeschickt, um sein Klima zu erforschen. Die „Durchquerung" des Weltraums in einem dicht verschlossenen Fahrzeuge ist eine Kleinigkeit, nachdem man gelernt hat, die Elektrizität und den Magnetismus in allen ihren Formen, auch als „Apergy" (Abstoßungskraft) zu verwenden. Die Flora und Fauna des im Jurazeitalter stehenden Jupiter und des noch jüngern Saturn, wohin die Weltenbummler einen Abstecher machen, und namentlich die Kämpfe mit den vorweltlichen Ungeheuern werden sehr wirkungsvoll beschrieben. Dem mystischen Zuge, mit dem das letzte Jahrzehnt unsers Jahrhunderts gegen die Herrschaft der exakten Wissenschaften reagirt, wird durch Geistererscheinungen, Visionen, fromme Mahnungen und religiöse Erweckungen Rechnung getragen, die die Reisenden auf dem Saturn erleben. Selbstverständlich ist das Buch mit naturwissenschaftlicher Gelehrsamkeit vollgestopft; die Ausstattung ist glänzend.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Umsturzvorlage

Die erste Lesung der Umsturzvorlage in der Umsturzkommission war von der Öffentlichkeit mit sehr gemischten Empfindungen begleitet worden, mit allgemeinem Schütteln des Kopfs bei den Juristen, mit wachsender Enttäuschung bei den Rufern im Streit gegen den Umsturz, mit etwas später Entrüstung bei den Vertretern von Wissenschaft und Kunst, als das Paragraphenspiel ihnen selbst an den Kragen zu gehen drohte, endlich mit immer reinerer Schadenfreude bei der Sozialdemokratie. Die Kommission hat es deshalb, wie es scheint, vorgezogen, den Schwerpunkt ihrer Beratungen in die parlamentarischen Wandelgänge, in vertrauliche Stelldicheins der maßgebenden Parteiführer — leider mit Ausschluß der Nationalliberalen — zu verlegen und die zweite Lesung nur als kurzes Schaugericht aufzutragen. Man brachte die Suppe fertig gekocht mit, es kam nur darauf an, sich kein fremdes Gewürz mehr hineinthun zu lassen. Die staatserhaltenden Parteien, die sich mit dem Zentrum soeben noch ein blutiges Treffen geliefert hatten, hießen gemeinschaftlich mit ihm — nur wieder mit Ausschluß der Nationalliberalen — die Vorlage gut, und so wurde sie in vermehrter und verbesserter Gestalt dem deutschen Volke als Ostergeschenk überreicht.

Es wäre ungerecht, leugnen zu wollen, daß der Kommission gewisse Verbesserungen der Vorlage gelungen sind, oder richtiger, daß sie die allergröbsten Verschlimmerungen des jetzt noch geltenden Strafrechts zu verhindern gewußt hat. Der gefährlichste Giftzahn, die in den §§ 112, 126, 129a des Entwurfs wiederkehrende Wendung von der „Absicht, auf den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsordnung hinzuwirken," ist der Vorlage gänzlich ausgebrochen worden, das Wort Umsturz kommt in ihr nicht mehr vor, und streng genommen ist man auch nicht mehr berechtigt, von einer Umsturz-

vorlage zu reden, wenn man nicht darunter den Umsturz einiger der bewährtesten Grundsätze der Gesetzgebungspolitik und der Strafrechtswissenschaft verstehen will.

Zu diesen gehörte bisher der Satz, daß eine strafbare Handlung für den Strafrichter nicht eher vorhanden ist, als bis ein wenn auch nur entfernter Anfang mit der Ausführung des Verbrechens oder Vergehens gemacht worden ist. Nur beim Hochverrat straft das Gesetz bereits die das hochverräterische Unternehmen vorbereitende Handlung, namentlich die Verabredung mehrerer zu hochverräterischen Zwecken, die sogenannte Verschwörung. Noch der Regierungsentwurf hielt sich einigermaßen in diesen Grenzen, indem er nur das in umstürzlerischer Absicht eingegangne Komplot bestraft wissen wollte (§ 129a). Statt dessen hat die Kommission jede Verabredung zur Ausführung eines Verbrechens (§ 49a) und in § 129a jede Verbindung zur fortgesetzten Begehung mehrerer Verbrechen unter Strafe gestellt und im ersten Falle nur den, der die Ausführung des Verbrechens rechtzeitig verhindert, also regelmäßig den Denunzianten, im zweiten Falle den vor der Entdeckung freiwillig zurücktretenden für straflos erklärt. Wir gehen hier nicht näher auf die fast unlösbaren Schwierigkeiten ein, die sich aus diesen Bestimmungen im Verhältnis zum § 83 und insbesondre zu dem jetzt geltenden Rechte vom straflosen Versuch ergeben. Wir halten aber an dem alten Satze fest, daß der Wille allein, auch der in Worten geäußerte Wille, und selbst der von mehreren vereinbarte Vorsatz noch kein Verbrechen schafft, solange die Ernstlichkeit dieses Vorsatzes nicht wenigstens durch einen ersten Anfang der Ausführung bewiesen worden ist. Mag die Sicherheitspolizei ihre Maßnahmen treffen, wenn sie von einem strafbaren Vorhaben Kenntnis erhält. Die kriminelle Bedrohung des bloßen Komplots ist entweder wirkungslos, oder sie fördert das Denunziantenwesen, namentlich das Lockspitzeltum, das man vergeblich ableugnet. Sie bringt weiter die Gefahr mit sich, auch Vereinigungen zu erlaubten Zwecken in gefährliche Fußangeln zu verwickeln. So kann es z. B. nicht schwer fallen, die Verabredung eines Streiks, bei dem es ja leicht zu Gewaltthätigkeiten kommen kann, mit Hilfe der prächtigen Erfindung des sogenannten unbestimmten Vorsatzes zum strafbaren Komplot zu stempeln. Die von der Kommission angenommne und auf jede, nicht bloß die umstürzlerische Verbindung verallgemeinerte Fassung: Verbindung „zur Begehung mehrerer, wenn auch im einzelnen noch nicht bestimmter Verbrechen" ladet ja förmlich dazu ein, und es ist nützlich, sich zu erinnern, daß die englischen Gewerkvereine jahrzehntelang wegen conspiracy verfolgt worden sind.

Den Anpreisungsparagraphen des Entwurfs (§ 111) in eine juristisch auch nur erträgliche Fassung zu bringen, überstieg die Kraft menschlichen Witzes. Wir können es deshalb der Kommission nicht übel nehmen, wenn sie auch hier ein juristisches Monstrum geliefert hat. Zwar hat sie das Anpreisen

nicht, wie der Entwurf wollte, schlechthin, sondern nur als Mittel zum Anreizen unter Strafe gestellt und das „als erlaubt darstellen" durch das Wort „rechtfertigen" ersetzt. Aber wenn es, wie die Kommission doch annimmt, möglich ist, einen Ehebruch, einen Diebstahl, eine Nötigung u. s. w. wirklich zu „rechtfertigen," so muß doch auch der Fall so liegen, daß seine Strafbarkeit, und zwar aus gesetzlich anerkannten Befreiungsgründen, etwa Notwehr, Notstand, Irrtum u. s. w. wirklich aufgehoben ist. Der bloße Versuch der Rechtfertigung, etwa aus vermeintlich höhern sittlichen Gründen, ist nicht mit Strafe bedroht, wenn er sich nicht bis zum Anpreisen steigert. Man kommt also zu dem sonderbaren Ergebnis, daß die öffentliche Rechtfertigung eines vielleicht im Stande der Notwehr begangnen, vom Strafrecht selbst als straflos anerkannten Verbrechens künftig bestraft wird, wenn daraus ein Anreiz entsteht, ähnliche, aber durch Notwehr nicht entschuldigte Verbrechen zu begehen. Ist dies, wie wir gern glauben, nicht die Meinung der parlamentarischen Gesetzgeber, so hätten sie sich, da sie doch auch die deutsche Sprache reden, eben anders ausdrücken sollen. So leichthin macht man eben keine Strafgesetze. Auch die Arbeit, in den Seelen von vielleicht tausend Hörern oder Lesern nachzugraben, ob denn nun wirklich durch das Anpreisen oder Rechtfertigen ein Anreiz zum strafbaren Handeln entstanden sei, wird von den Achtundzwanzigmännern fröhlich dem Richter überlassen. Nebenbei sei bemerkt, daß die Anreizung zum Zweikampf durch Anpreisung oder Rechtfertigung dieses vom göttlichen wie vom menschlichen Rechte doch unzweifelhaft schwer verurteilten Vergehens vom Zentrum schließlich freigegeben worden ist, obwohl gerade die katholische Kirche ihre Grundsätze in dieser Frage von jeher streng gewahrt hat, und obwohl, wie wir noch sehen werden, gerade die kirchlichen Lehren von demselben Zentrum unter den strengen Schutz der Strafgesetze gestellt worden sind. Daß die Anreizung zum Ehebruch für strafbar erklärt wird, während selbst der vollendete Ehebruch ohne Ehescheidung immer und auch dann noch ohne Strafantrag thatsächlich meist unbestraft bleibt, sind kleine Grundsatzlosigkeiten, die den Gesetzgeber des fin de siècle nicht stören. Überhaupt entstehen durch die Kombination des neuen Anpreisungsparagraphen mit sämtlichen Verbrechen des Strafgesetzbuchs und seiner Nebengesetze, sowie mit den Vergehen des Ehebruchs, des Aufruhrs, der Zusammenrottung, des Landfriedensbruchs, der Religionsvergehen, der Nötigung, des Diebstahls und gewisser schwerer Sachbeschädigungen, wie sie der Entwurf einzeln aufzählt, Bilder von wunderbarer strafrechtlicher Schönheit und schier unerschöpflicher Mannichfaltigkeit.

Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn sich die Kommission in dem folgenden § 112 sogar zur Bildersprache erhoben hat. Er lautet: „Wer in der Absicht, die militärische Zucht und Ordnung zu untergraben, durch Wort, Schrift, Druck oder Bild gegenüber einem Angehörigen des aktiven Heeres

oder der aktiven Marine das Heer oder die Marine oder Einrichtungen derselben verächtlich macht oder ... wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft." Was eine Mauer „untergraben" heißt, weiß man, wenngleich auch hier der Zweifel erlaubt ist, ob die Untergrabung schon mit der ersten ausgehobnen Schaufel Erde vollendet ist. Wie wir aber die deutschen Richter kennen, sind sie im allgemeinen nicht poetisch angelegt, sie werden es deshalb einigermaßen schwierig finden, sich als zu untergrabende Gegenstände so unfaßbare Dinge wie Zucht und Ordnung, und als Werkzeuge der Untergrabung Wort, Schrift, Druck oder Bild — euer Register hat übrigens ein Loch, ihr habt die Geberden, die Plastik und die Musik weggelassen! — vorzustellen. Sieht man auf den Zweck der neu vorgeschlagnen Bestimmung: Sicherung der Disziplin gegen Lockerungsversuche von außerhalb des Heeres, so trifft sie nicht entfernt die Sache. Dort, wo man an dieser Lockerung ein Interesse hat, nimmt man den sogenannten Militarismus durchaus ernst, das Heer durchaus nicht als einen verächtlichen und verächtlich zu machenden Gegner. Die Sozialdemokratie trachtet vielmehr, wie sie offen erklärt, auch den Heereskörper nach und nach mit ihrem Geiste zu erfüllen. Dieser Gefahr sah auch der Regierungsentwurf mit seinen freilich ganz ungeheuerlichen Vorschlägen fest ins Auge. Die Taktik, durch Besprechung, vielleicht auch Erfindung unliebsamer Vorkommnisse innerhalb des Heereskörpers namentlich das Vertrauen auf die gerechte Behandlung der Untergebnen zu erschüttern, ist kein Verächtlichmachen des Heeres oder seiner Einrichtungen. Einige der jetzt gangbaren Wendungen, wie: Moloch des Militarismus, Ferienkolonien u. dergl., wird die sozialdemokratische Presse leicht zu vermeiden wissen, ohne an Agitationskraft das geringste einzubüßen. Der Erfolg des neuen Paragraphen wird also nur sein, daß das Heer einschließlich sämtlicher militärischen Einrichtungen künftig auch ohne Strafantrag gegen Beleidigungen geschützt wird, und daß diese nur noch mit Gefängnis geahndet werden. Denn die hierzu geforderte Absicht: die militärische Zucht und Ordnung zu untergraben, wird sich, wenn damit überhaupt etwas anzufangen ist, in jedem einzelnen Falle einer absprechenden Äußerung oder eines schlechten Witzes leicht konstruiren lassen. Wird doch schon heute in der Strafrechtsprechung ganz allgemein „absichtlich handeln" übersetzt mit: das Bewußtsein haben, daß ein gewisser Erfolg des Handelns eintreten könne, und doch handeln. Die Leidtragenden des Kommissionsvorschlags werden deshalb voraussichtlich die Fliegenden Blätter und einzelne Unvorsichtige sein, die ihren Zorn über die schönen grauen Mäntel und die geschmackvollen neuen Schießauszeichnungen nicht zu bemeistern wissen. Denn alles, was öffentlich gesprochen, namentlich gedruckt wird, ist gegenüber jedermann, somit — „wie sich der Angeklagte sagen mußte," wird es in den Entscheidungsgründen heißen — auch gegen die Angehörigen des aktiven Heeres oder der aktiven Marine gesprochen und gedruckt. Die Kom-

mission geht offenbar selbst hiervon aus, da sie den neugestalteten § 112 in seinem ganzen Umfange unter die Fälle einordnet, in denen eine Druckschrift, und zwar auch ohne richterliche Anordnung, soll „beschlagnahmt" werden dürfen. Wir wünschen von Herzen, daß die Armee auch künftig Deutschlands Stolz, daß ihr Gefüge fest und ihre Waffen scharf bleiben mögen. Wir haben nichts dagegen, daß man, sei es auch durch allgemeine Strafandrohungen, der leidigen Politik schlechthin den Eintritt in die Armee verwehrt. Es geht aber zu weit, ihr selbst und ihren Einrichtungen einen Schutz zu privilegiren, den im Staate sonst nur der Monarch genießt, und den kein andrer Träger von Staatshoheitsrechten, weder die Justiz noch die Verwaltung, beansprucht.

Der im Jahre 1876 vom Reichstag einstimmig abgelehnte Vorschlag, auch bloße Begriffe, wie Ehe, Familie, Religion, Eigentum und Monarchie, unter den Schutz der Strafgesetze zu stellen, wird also in demselben Reichstage im Jahre 1895 vermutlich eine Mehrheit finden. Gerade dieser Vorschlag ist so einmütig verurteilt worden, daß wir nicht notwendig haben, unsrer früher hierüber geäußerten Meinung etwas hinzuzufügen. Wenn die Kommission hinter den Worten Ehe, Familie, und Eigentum die Worte „als Grundlagen der Gesellschaftsordnung" eingefügt hat, so ist es zwar sehr interessant, diese Thatsache auch vom Strafgesetz bestätigt zu sehen; aber was der Strafrichter damit anfangen soll, ist schwer zu verstehen. Soll es heißen, daß er beschimpfende und den öffentlichen Frieden gefährdende Äußerungen gegen die rücksichtslose Ausbeutung der wirtschaftlichen Überlegenheit, gegen den sogenannten Kapitalismus und Mammonismus straflos zu lassen hat, solange der Sprecher nur den Eigentumsbegriff selbst als Grundlage der bestehenden Gesellschaftsordnung gelten läßt? Wir sind darüber nicht beruhigt und fürchten, die Staatsanwälte werden finden, diese Grundlage müsse durch jeden, auch noch so berechtigten Angriff leiden, und werden deshalb — die Kommission ermächtigt sie dazu — auch ohne richterliche Anordnung die Beschlagnahme jeder Zeitungsnummer, die solche Angriffe enthält, veranlassen. In England versucht man solchen über das Ziel schießenden Amtseifer durch einige Tausend Pfund Schadenersatz zu dämpfen. Die deutschen Gesetze legen ihm nur schwache Zügel an, und vermutlich ist hier der Punkt, von dem aus ein straffes Polizeiregiment die Hebel ansetzen wird, um der sozialdemokratischen Presse das Lebenslicht auszublasen.

Den vatikanischen Zug, der der ganzen Umsturzvorlage durch das Zentrum, den Beherrscher der Kommission, aufgedrückt worden ist, trägt am deutlichsten der neu eingeführte § 166 zur Schau. War bisher nur die Gotteslästerung, und nur, wenn sie Ärgernis erregt hatte, strafbar, so trifft künftig Gefängnis bis zu drei Jahren auch den, der öffentlich in beschimpfenden Äußerungen den Glauben an Gott oder das Christentum (also nicht auch das Judentum) angreift. Waren bisher nur die Einrichtungen oder Gebräuche der Kirchen und

Religionsgesellschaften gegen Beschimpfung sichergestellt, so sollen künftig auch ihre Lehren schlechthin, also auch die talmudischen eingeschlossen, dieses Schutzes teilhaftig sein. Es muß traurig um den Gottes- und Christenglauben eines Menschen bestellt sein, wenn er, wo er in diesem Glauben gekränkt wird, nach dem Schutze des weltlichen Richters ruft. Was würde aber Jesus selbst dazu gesagt haben, wenn man seine Lehre auf den Grund staatlicher Strafgesetze hätte erbauen wollen, er, dessen Reich nicht von dieser Welt ist? Und welche Partei soll denn nun der Staat in dem wütenden Dogmenzank der Konfessionen und kirchlichen Gruppen ergreifen, wie soll er sich selbst zur Lehre der katholischen Kirche stellen, die auch die Staatsgewalt nur aus der Oberhoheit der Kirche abgeleitet wissen will, die jedes Dreinreden des Staates in die Ernennung der Bischöfe und Geistlichen, jede Staatsaufsicht als Ketzerei verdammt? Was auch immer der unfehlbare Papst noch künftig für Lehren aufstellen mag, das deutsche Reich beanstandet sie nicht, sondern stellt sie sogar im voraus unter den Schutz seiner Strafgesetze! Ist es denkbar, daß solche Ungeheuerlichkeiten im Lande der Reformation jemals Rechtens werden sollten?

Das Zentrum hat, das muß man ihm lassen, den Kampf für die Religion, wie sie ihm erscheint, mit Nachdruck geführt. Aber es will auch im Kampf für die Sitte nicht zurückstehen und hat in den neuen §§ 184, 184a die Hauptbestandteile der schon zu den Toten geworfenen „Lex Heinze" wieder zu beleben gewußt. Wir wollen gegen die neu vorgeschlagne Fassung des § 184, dessen Lückenhaftigkeit nicht zu bestreiten ist, hier keine Einwendungen erheben, wenn man sich auch auf diesem recht eigentlich der Sitte angehörigen Gebiete von Strafgesetzen nicht allzu viel versprechen darf. Dagegen wird man vergeblich einen Preis auf die Lösung der Frage setzen, was denn, wie der neue § 184a besagt, „das Scham- und Sittlichkeitsgefühl durch grobe Unanständigkeit zu verletzen geeignet" und dennoch nicht „unzüchtig" sein soll. Wahrscheinlich werden sich die Gerichte, an dieser Lösung verzweifelnd, an die „grobe Unanständigkeit" halten. Was das ist, glaubt ja jeder zu wissen, nur daß, namentlich auf der feinen Grenzlinie zwischen dem Schönen und Unschönen, dem Wahren und Unwahren, dem Idealen und dem Sinnlichen die Meinung eines jeden zu der des andern in schroffem Gegensatz zu stehen pflegt. Die Rechtsprechung wird, wenn sie es nur noch mit dem Anstandsbegriff zu thun hat, jedenfalls ganz wunderbare Blüten treiben. Schade, daß die Künstler dabei mit Gefängnis bis zu drei Monaten oder Geldstrafe bis zu dreihundert Mark gefährdet sind. Die Kommission hat endlich die Befugnisse zur Beschlagnahme von Druckschriften nach der Regierungsvorlage erweitert und den sogenannten Kanzelparagraphen 130a beseitigt. Damit fällt das letzte Überbleibsel einer Gesetzgebung, die nur die Ohnmacht des Staates bewährt hat, auf die Dauer gegen geistige Bestrebungen anzukämpfen, eine Vorbedeutung für die ganze Umsturzvorlage, wenn sie wirklich Gesetz werden sollte.

Wir sind, wenn wir die Leistungen der „Umsturzkommission" überblicken, in der Erwartung nicht getäuscht worden, daß jede „Amendirung" der Vorlage nur eine weitere Verballhornung des mißratnen Erzeugnisses der Gesetzgebungskunst zur Folge haben werde. Der an sich lobenswerten Beseitigung der eigentlichen Umsturzparagraphen stehen neue ungeheuerliche Konstruktionen gegenüber, die zum Teil noch weit über die Regierungsvorlage hinausgehen, bewährte Grundsätze der Strafrechtswissenschaft über Bord werfen und an Unklarheit, Unbestimmtheit und Dehnbarkeit dem ursprünglichen Entwurf ebenbürtig sind. Das Gesetz ist, wie es die Kommission vorschlägt, nicht in dem Grade Klassengesetz wie der Regierungsentwurf; immerhin liefert es namentlich die Arbeiter- und überhaupt die Oppositionspresse künftig in weit höherm Grade dem Belieben der Polizeibehörden aus. Es ist ferner unbestreitbar, daß gerade die Kommissionsänderungen die freie wissenschaftliche Forschung, ganz besonders die ihren Besitzstand gegen Rom verteidigende evangelische Kirche, sowie alle darstellenden Künste in schwere Fesseln schlagen. Schon eine Verkümmerung der Bewegungsfreiheit auf diesen Gebieten muß die Schaffensfreudigkeit lähmen, selbst wenn es nicht überall zu strafrechtlichen Verfolgungen und Verurteilungen käme. Eine französische Zeitung sagte nicht zuviel, wenn sie von der Vorlage prophezeite, sie werde die Deutschen um den Ruhm bringen, das Volk der Denker zu heißen. Gleichwohl handelt das Zentrum vollkommen logisch, wenn es mit entschlossener Hand auch die Blüten am Baume der deutschen Kunst und Wissenschaft brechen will. In vielen sitzt der Wurm, drum fort mit ihnen allen, nur so kann man sicher sein, daß sie keine giftigen Früchte tragen werden! Erst dann, wenn den Massen der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen überhaupt nicht mehr winkt, kann die dumpfe Gleichgiltigkeit wieder ihren Einzug halten, bei der sich kirchlich und staatlich so bequem regieren läßt.

Wenn wir mit allem Nachdruck für die Verwerfung der gesamten Umsturzvorlage eintreten, so heißen wir damit die Dinge nicht gut, die von der Vorlage als künftig strafbar bezeichnet werden. Aber die Väter des neuen Gesetzes haben die einfache Gassenwahrheit vergessen, daß man den Gebrauch nicht zulassen kann, ohne die Gefahr des Mißbrauchs mit in den Kauf zu nehmen, und daß, je gründlicher man dem aufkeimenden Unkraut zu Leibe geht, desto mehr auch von dem guten Weizen ausgerauft wird. Diese Gefahr ist besonders schwer in einer Zeit, wo unter dem Drucke fortschreitender Übervölkerung immer weitere Kreise unsers Volkes immer mehr Grund zur Klage haben. Ihnen nicht helfen können, und ihnen doch das Klagen, Schreien, unter Umständen auch das Schimpfen (so lange es nur dabei bleibt) zu verbieten, ist unweise und gefährlich. Wir empfinden es schon im Alltagsleben als eine Erleichterung, dem Herzen einmal Luft zu machen, und nehmen die schwere Bürde dann williger wieder auf. Gefährlich aber ist es, wenn der

Staat, der die Selbsthilfe schon mehr, als gut ist, unterbunden, der seine Bürger selbst daran gewöhnt hat, alles Heil von ihm zu erwarten, nun jenen Notschreien noch mit Strafen entgegentritt. Im Verlauf der Kämpfe, die sich dann zwischen Gerichten und Polizei auf der einen Seite, und einer Bevölkerung, die eben doch nicht schweigen wird, auf der andern Seite entspinnen müssen, werden sich, wie die Geschichte lehrt, selbst die Wohlmeinenden daran gewöhnen, Chikanebedürfnis bei der Polizei, Gereiztheit und Parteilichkeit bei den Gerichten vorauszusetzen. Der plötzliche Zusammenbruch des alten Systems im Jahre 1848 wäre unerklärlich, wenn sich die Staatsbehörden nicht im entscheidenden Augenblick, trotz Polizei und Militärmacht, von allen, auch den sogenannten Gutgesinnten verlassen gefühlt hätten.

Es ist müßig, über das schließliche Schicksal der Umsturzvorlage Vermutungen anzustellen. Welch köstliche Ironie, daß sie heute selbst von ihren freikonservativen und nationalliberalen Taufpaten verleugnet wird und zum Siegeszeichen für das triumphirende Rom geworden ist! Was den Freund des deutschen Volks mit Trauer erfüllt, ist die Wahrnehmung, daß in unsrer Zeit des rücksichtslosen Jagens nach materiellen Interessen der Sinn für die hohen, idealen Güter der Geistes- und der bürgerlichen Freiheit immermehr abhanden zu kommen scheint. Man darf sich darüber nicht täuschen, daß das deutsche Bürgertum, wenigstens das der besitzenden, wenn auch nicht der gebildeten Klassen, auch die Umsturzvorlage mit lauer Gleichgiltigkeit hingenommen, ja sie gar zum Gegenstande politischer Handelsgeschäfte gemacht hat. Erst seit es sich selbst mit bedroht fühlt, fangen ihm langsam an die Augen aufzugehen. Fast scheint es, als wenn den Deutschen wieder Tage der Trübsal beschieden wären, damit sie klug werden. Ein harter und fremder Zug dringt in unser gemütvolles Volksleben ein, eine dilettantenhafte Art, durch die gährenden wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten vierspännig hindurchzufahren. Für Deutschland steht dabei zuviel auf dem Spiele, als daß wir nicht von Herzen wünschen müßten, das hohe Gut verfassungsmäßiger Volksfreiheit ohne innere Erschütterungen zu bewahren. Geben wir deshalb die Hoffnung nicht auf, daß auch die Umsturzvorlage, als ein bedrohlicher Eingriff in diese Freiheit für immer werde zu den Toten geworfen werden.

Die transatlantischen Schnelldampfer
und der Reichstag

Ordnet man die Fahrzeuge, die an dem europäisch-amerikanischen Schnelldampferverkehr beteiligt sind, nach Raumgröße und Geschwindigkeit, so erscheint die am 30. Januar verunglückte Elbe vom Norddeutschen Lloyd an letzter Stelle. Streng genommen zählte sie gar nicht mehr zu den Schnelldampfern, denn ihre Geschwindigkeit von 16 Seemeilen in der Stunde genügte nicht den heutigen Anforderungen, wonach man von einem solchen Dampfer 18 Seemeilen Durchschnittsfahrt erwartet. 1 Seemeile oder $^1/_4$ deutsche Meile = 1852 Meter; 18 Seemeilen = 33,3 Kilometer. Um für den Begriff dieser Geschwindigkeit eine bessere Unterlage zu gewinnen, werfen wir einen Blick auf die Eisenbahngeschwindigkeit. Bei dem deutschen Güterzug beträgt sie höchstens 45 Kilometer, beim Personenzug gewöhnlich 60 Kilometer, beim Eilzug 80 Kilometer in der Stunde und ausnahmsweise oder wenn es die Einholung von Verspätung gilt, wohl auch 10 Kilometer mehr. Diese höchste Geschwindigkeit vermindert sich aber durch den Aufenthalt auf den Stationen, sodaß z. B. der Zug Hamburg-Basel den 949 Kilometer langen Weg über Köln durchschnittlich mit 59 Kilometer und die 886 Kilometer lange Strecke über Frankfurt am Main durchschnittlich mit 51 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde zurücklegt, während auf der 160 Kilometer langen Strecke Hamburg-Wittenberge durchschnittlich 82,4 Kilometer erreicht werden. (Etwa doppelt so groß ist die Geschwindigkeit der Brieftaube. Man hat vorgeschlagen, den großen Personendampfern Brieftauben mitzugeben, damit diese bei einem Unfall Nachricht bringen könnten.) Die Länge des Weges zwischen England und Newyork beträgt reichlich 3000 Seemeilen.

In der auf der folgenden Seite abgedruckten Tabelle geben wir eine Übersicht der europäisch-amerikanischen Schnelldampfer mit Angabe ihrer Reedereien, ihrer Größe in Bruttoregistertons und ihrer durchschnittlichen Fahrzeit in Stunden.

Übersicht der europäisch-amerikanischen Schnelldampfer

Dampfer	Reihenfolge der Reedereien †	Größe in Bruttoregistertons à 2,83 Kbm.	Durchschnittszeit in Stunden
Campania* . .	1	12 950	166,3
Lucania* . . .	1	12 950	.
Normannia* . .	2	8 250	172,7
Fürst Bismarck* .	2	8 874	176,6
Newyork* . . .	3	10 508	176,7
Teutonic* . . .	4	9 686	177,9
Columbia* . . .	2	7 578	178,1
Paris*	3	10 508	179,—
Majestic* . . .	4	9 861	179,4
Umbria	1	7 718	179,8
Etruria	1	7 750	179,9
Havel	5	6 963	185,4
Spree	5	6 963	188,4
Augusta Viktoria*	2	7 661	189,5
Lahn	5	5 097	191,—
Aller	5	4 964	204,5
Aurania . . .	1	7 269	205,4
Trave	5	4 966	205,5
City of Rome . .	6	8 144	205,6
Ems	5	4 728	208,1
Saale	5	4 965	208,1
Werra	5	4 815	.
Fulda	5	4 814	.
Kaiser Wilhelm II.	5	6 991	213,7
Servia	1	7 392	214,—
Germanic . . .	4	5 008	215,—
Britannic . . .	4	5 004	216,9
Alaska	7	6 932	216,9
Elbe	5	4 510	220,—
Arizona . . .	7	5 164	221,6
Compagnie Générale Transatlantique in Havre			
La Touraine* .		8 863	193,4
La Bourgogne .		7 395	203,7
La Bretagne . .		7 112	205,6
La Champagne .		7 087	205,7
La Gascogne . .		7 283	208,2
La Normandie .		6 282	228,1

* Doppelschraubendampfer.

† Die Reedereien ordnen sich nach ihrem schnellsten Schiff wie folgt: 1. Cunard Line, 2. Hamburg-Amerikanische Paketfahrt, 3. American Line, 4. White Star Line, 5. Norddeutscher Lloyd, 6. Anchor Line, 7. Guion Line. Die Havrer Dampfer, die die französische Post tragen, sind gesondert aufgeführt. Die Touraine konkurrirt mit der Lahn vom Lloyd.

Die vier Hamburger Dampfer führen sämtlich zwei Schrauben. Mit Ausnahme der Columbia, der Augusta Viktoria und der Touraine hat jeder der oben verzeichneten Doppelschraubendampfer vorübergehend den Rekord gehalten, das heißt den Ruf der größten Schnelligkeit gehabt, insbesondre auch der Fürst Bismarck. Sieht man sich die Tabelle unter dem Gesichtspunkte der 18-Seemeilengeschwindigkeit an, so endigt die Reihe der eigentlichen Schnelldampfer mit der Lahn vom Norddeutschen Lloyd; die dahinter kommenden Dampfer laufen nur 17 bis 16 Seemeilen. Der Vollständigkeit halber sind die beiden Lloydschiffe Werra und Fulda, nächst der Elbe (1881) und der Arizona (1879) die ältesten Fahrzeuge ihrer Art, mitgenannt, obschon sie in letzter Zeit meist zwischen Newyork und Genua fuhren. An Schnelligkeit kommen sie der Ems gleich. Diese ist das Schwesterschiff der bei der Insel Wight im Nebel (1892)

verunglückten Eider und dasselbe Schiff, dem voriges Jahr auf der Reise von Newyork nach Genua die Schraubenwelle gebrochen ist. Rechnet man die 16-Seemeilendampfer mit ein, so konnte sich der Norddeutsche Lloyd im Jahre 1892 zwölf Schnelldampfer zusprechen. Heute sind davon nur noch zehn vorhanden. Legt man aber den 18-Seemeilenmaßstab an, so bleiben nur drei übrig.

Bezüglich der Geschwindigkeit stützt sich die Tabelle auf die vorletzte Veröffentlichung des Generalpostamts in Washington, das die Überfahrtsdauer der europäisch-amerikanischen Post, von deren Anbordlieferung in Newyork bis zu ihrer Ausgabe in London oder Paris, regelmäßig bekannt macht. Unbedingten Wert kann unsre Aufstellung, wie jede ähnliche, insofern nicht beanspruchen, als in der Postbeförderung über Southampton gegenüber der über Liverpool-Queenstown ein kleiner Zeitunterschied liegen mag und überdies Nebenumstände mitwirken, so namentlich das Wetter, worin die Hamburger Dampfer etwas begünstigt sind, da sie im Winter, in der schwierigsten Jahreszeit, nicht fahren. Gelegentlich giebt es auch Verzögerung durch einen Unfall oder durch Aufenthalt mit einem fremden Fahrzeug. Doch leisten die Schnelldampfer nur in ganz dringenden Fällen von Seenot Beistand, weil sie um den Ruf der Regelmäßigkeit und Schnelligkeit ängstlich besorgt sind. Als der Fürst Bismarck vergangnes Jahr mit einem französischen Segelschiffe zusammengestoßen war, und die französische Mannschaft auf ihrem Fahrzeug nicht bleiben wollte, nahm der Dampfer dieses nicht etwa ins Schlepptau, sondern besetzte es mit Freiwilligen aus der eignen Mannschaft (acht an der Zahl, denen die Paketfahrt fast den gesamten Bergelohn von 20000 Mark zukommen ließ). Von diesen Nebensächlichkeiten abgesehen, bietet die Tabelle für die Beurteilung der Leistungsfähigkeit der fraglichen Reedereien im Schnellverkehr einen recht guten, weil unparteiischen Anhalt und zugleich einen anschaulichen Überblick über die stattlichste Handelsflotte, die die Welt je gesehen hat.

Die ganze geistige und materielle Kultur der Vereinigten Staaten weist auf die alte Mutter Europa zurück, und dem Drängen des wohlhabenden, beweglichen und neuigkeitsbedürftigen Amerikaners ist es in erster Linie zu danken, daß die Reedereien unausgesetzt bemüht gewesen sind, in ihren Leistungen einander zu überbieten. In diesem Wettstreit hatte der Norddeutsche Lloyd eine Zeit lang die Führung. Während der achtziger Jahre setzte er in rascher Folge ein schnelles Schiff nach dem andern in Fahrt, bis er so viel hatte, daß er wöchentlich drei Schnelldampfer glaubte abfertigen zu können, womit er jedoch das Reisebedürfnis überholte. Die Hamburger Gesellschaft verhielt sich abwartend; ein Fehler, den auch die in Liverpool ansässig gewesene Inman Line beging. Als diese im Jahre 1888/89 mit ihren prächtigen Dampfern City of Paris und City of Newyork (jetzt Paris und Newyork von der American Line) auf den Plan trat, war es zu spät; das bessere Publikum hatte sich der Konkurrenz zugewandt, u. a. der White Star Line, die im Jahre 1870 in der

Absicht geschaffen worden war, hauptsächlich dem Kajütenverkehr zu dienen. Majestic und Teutonic (1889/90) von dieser Gesellschaft werden nur durch die Cunarders Campania und Lucania (1893) ein wenig in Schatten gestellt. Die Größe der neuen Schnelldampfer geht über das Erfordernis des zur Zeit vorhandnen Reiseverkehrs hinaus. Schon die Hamburger Dampfer haben mehr Raum, als die zu den regelmäßigen Abfahrtzeiten versammelten Reisenden bedürfen, und lassen eine nennenswerte Rente vermissen. Doch nimmt der Verkehr stetig zu.

Die zweite Kajüte aller dieser Dampfer bietet mehr Bequemlichkeit, als man vor zwanzig Jahren in der ersten fand. Und dabei hat sich ihr Preis auf die Hälfte ermäßigt. Nur sehr kapitalkräftige, auf das Kajütengeschäft besonders eingerichtete Reedereien sind dieser Entwicklung der Dinge gewachsen. Die Anchor Line, die von der Inman Line die City of Rome übernommen hatte, zog es vor, sich weiter keine Schnelldampfer anzuschaffen, die Guion Line hat ihre Alaska und ihre Arizona schon seit vorigem Frühjahr aufliegen, und von der Havrer Gesellschaft hieß es, daß sie sich mit Mühe halte. Bei dem raschen Veralten der Schiffe, insbesondre der Maschinen, muß vom Buchwerte stark abgeschrieben werden. Das gilt besonders auch für die Lloyddampfer, von denen die ältern weder als Reiseschiffe auf der Höhe stehen, noch zur Güterbeförderung passen und beim Verkauf zur Beschaffung von Doppelschraubendampfern beträchtlichen Verlust bringen würden. Gegenwärtig haben sich die Bremische und die Hamburger Gesellschaft über den Geschäftsbetrieb verständigt. Früher machte die Paketfahrt für ihre Dampfer gewaltig Reklame, auch dadurch, daß sie den Vertretern der einflußreichen Presse freie Fahrt anbot, um ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Einrichtungen in Augenschein zu nehmen. Das muß übrigens den Hamburger Schnelldampfern selbst der Neid zugestehen, daß sie sich sehen lassen dürfen. Von einigen englischen Konkurrenten werden sie zwar an Größe und zum teil auch an Geschwindigkeit übertroffen, nicht aber an Sicherheit oder Bequemlichkeit, und der deutsche Reisende wird ihnen und den Lloyddampfern schon wegen ihrer bessern Küche, ihrer sorgfältigern Bedienung und ihrer ansprechendern Geselligkeit den Vorzug geben. Aller Prunk der Einrichtung kann über diese persönlichen Verhältnisse nicht hinwegtäuschen, deren Bedeutung der Fahrgast auf einer einwöchigen Fahrt vollständig verstehen lernt.

Kaum etwas andres ist so geeignet, den gewaltigen Aufschwung der europäisch-amerikanischen Schnellfahrt zu veranschaulichen, wie ein Vergleich der Elbe mit den neuern Dampfern, besonders mit der Campania und der Lucania. Jedes dieser beiden Riesenschiffe kostet mehr als zwölf Millionen Mark d. i. das Vierfache des ursprünglichen Wertes der Elbe. Jedes verdrängt, normal belastet, 19000 Tonnen Wasser — eine Tonne Seewasser wiegt je nach dem Salzgehalt 1024 bis 1028 Kilogramm —, das ist 3000 Tonnen mehr als irgend ein andres Handels- oder Kriegsschiff, und 12000

Tonnen mehr, als die Elbe verdrängte. Bei voller Besatzung haben Campania und Lucania je 424 Mann Personal*) d. i. ungefähr 100 Mann mehr als der Fürst Bismarck und fast zweieinhalbmal so viel wie die Elbe. Unter ihrem Oberstewards stehen mehr Leute, als der Kapitän der Elbe an Seeleuten, Maschinisten und Verpflegungspersonal zur Verfügung hatte (bei voller Besatzung 180 Mann). Im Unterschied von der Elbe sind die neuern Luxusdampfer auf einen vergleichsweise schwachen Zwischendeckverkehr eingerichtet. Lucania und Campania nehmen in die erste Kajüte 600, in die zweite 300 und ins Zwischendeck 700 Fahrgäste, die Hauptdampfer des Norddeutschen Lloyd Havel und Spree 270, 150 und 380 Fahrgäste; die Elbe dagegen faßte 180, 140 und 800 Fahrgäste. Die Durchschnittsgeschwindigkeit der beiden Cunarders beträgt $20^1/_2$ bis 21 Seemeilen in der Stunde, gegen den Fürst Bismarck fast $1^1/_2$ Seemeile, gegen die Havel und die Spree 2 Seemeilen und gegen die Elbe 5 Seemeilen mehr. Auf dem Wege zwischen Westengland und Newyork schlagen die Cunarders die schnellsten Hamburger Dampfer um etwa 10 Stunden, und die Elbe ließen sie um volle zwei Tage hinter sich. Diese Überlegenheit kommt ihnen aber auch teuer genug zu stehen, denn ihr täglicher Kohlenverbrauch von 55 bis 60 Doppelwaggons zu 10000 Kilogramm ist fast fünfmal so groß, wie der der Elbe war, und etwa doppelt so groß, wie der der besten Hamburger Dampfer, denen der einmalige Hin- und Herweg über den Ozean jenseits des Englischen Kanals ungefähr 60000 Mark kostet. Die Doppelmaschine der Cunarddampfer entwickelt 30000 Pferdekräfte, die der Normannia und des Fürst Bismarck 16000 Pferdekräfte, während die einfache Maschine der Elbe 5600 Pferdekräfte hatte. Die neuen hohen Schnellzugslokomotiven haben 500 Pferdekräfte. Beim Vergleich der Lokomotive mit der Schiffsmaschine ist zu beachten, daß die Lokomotive allenfalls einen halben Tag, die Schiffsmaschine aber bis zu einer Woche und länger im Dienst ist. Die Schiffsmaschine muß daher ebenso stark wie sorgfältig gebaut sein. Welche

*) Die Cunarders — so nennt der Engländer die Dampfer der Cunardgesellschaft, wie er die Schnelldampfer der großen Linien im allgemeinen als express liners bezeichnet — werden von Offizieren der königlichen Marinereserve geführt und tragen deshalb als Nationalabzeichen das blue ensign (blaue Flagge), während die gewöhnliche Nationalflagge einen roten Grund hat (red ensign). Im Kriege findet England an seiner Handelsflotte einen starken Rückhalt. Die in unsrer Tabelle verzeichneten Cunarddampfer, mit Ausnahme (?) der Servia, gehören gleich den dort verzeichneten White-Star-Dampfern zu den bewaffneten Handelskreuzern, Fahrzeugen von bedeutender Geschwindigkeit und genügender Untereinteilung durch wasserdichte Schotten. Bezüglich dieser Dampfer hat sich die englische Regierung durch Zahlung eines Jahreszuschusses das Recht zur Verwendung im Kriege gesichert. Der Vorsitzende der Cunardgesellschaft war es, der im Jahre 1877 den Gedanken der mercantile armed cruisers, zehn Jahre vor seiner Verwirklichung, anregte. Vergangnes Jahr verfügte England über 18 derartige Dampfer von mehr als 18 Seemeilen und im ganzen über 86 Dampfer von 15 bis 22 Seemeilen Geschwindigkeit.

ungeheuern Gewichte von ihr in Thätigkeit gesetzt werden, geht daraus hervor, daß bei den Cunarders die gesamte Welle mehr als 100 Tonnen wiegt und jeder Flügel ihrer beiden Dreiflügelschrauben etwa 7 Tonnen. Die aus Manganbronze hergestellten Flügelblätter allein, ohne die Nabe, auf der sie befestigt sind, kosteten mehr als 150000 Mark.

Nebenbei sei hier der manchmal gehörten Ansicht begegnet, als werde durch die hohe Dampfspannung die Sicherheit gefährdet. Vor dem Auftreten der Arizona und der Elbe fuhr man mit sechs Atmosphären Druck nicht sichrer als heute mit dem doppelten Druck. Die Erhöhung des Drucks hängt mit der Einführung des Stahls in die Schiffstechnik anstatt des Eisens zusammen. Unglücksfälle sind selten, doch so wenig wie bei den Landmaschinen ganz zu vermeiden; so z. B. wurde die bekannte Havarie der Paris durch die Explosion eines Dampfcylinders hervorgerufen, und dem Cunarddampfer Aurania ist auf der ersten Reise (1883) der Deckel des Hochdruckcylinders davongeflogen, glücklicherweise ohne bedeutenden Schaden zu stiften, weil dieser Cylinder auf dem Niederdruckcylinder stand. Unter dem Wettfahren um die schnellste Reise, den sogenannten Record, hat man nicht eine Überspannung der Maschine zu verstehen, sondern es handelt sich dabei um die Geltendmachung einer ganzen Reihe von Vorteilen, die zufällig zusammentreffen müssen, wenn etwas außergewöhnliches zustandekommen soll: richtige Verteilung der Last im Schiffe, gute Kohlen, geschicktes Feuern, sorgfältige „Navigirung" und nicht zum wenigsten auch eine möglichst glatte Beschaffenheit des Bodens (der Boden wird durch das Anhaften von Muscheln und Algenfäden rauh und reibt sich dann viel stärker am Wasser); ganz abgesehen von der Größe des Schiffs (der größere Dampfer überwindet leichter den Gegenwind), sowie von der Schneidigkeit der Schiffsform und der Leistungsfähigkeit der Maschine. Man glaube auch nicht, daß die „wettfahrenden" Dampfer einander in Sicht zu behalten suchen; selbst wenn es zufällig einmal vorkommt, daß gleichwertige Gegner zu derselben Zeit den Hafen verlassen, führt sie der Weg bald weit aus einander. Verstöße gegen die Sicherheit fallen am häufigsten dem Kapitän zur Last, der, einer zwar nicht ausgesprochnen, aber sehr fühlbaren Forderung seiner Reederei nachgebend, aus Rücksichten der Konkurrenz auch bei unsichtigem Wetter draufloßjagt, sich in zu schwieriges Fahrwasser wagt und „die Ecken schrammt," d. h. um die hinderlichen Landvorsprünge zu knapp umbiegt.

Künftighin wird man den Schnelldampfern stets mehr als eine Maschine geben. Ohne Zweifel wäre der Norddeutsche Lloyd, dem englischen und dem Hamburger Beispiele folgend, schon mit der Havel und der Spree (1890) zum Doppelschraubensystem übergegangen, wenn er nicht die Mehrkosten gescheut hätte; denn zwei Maschinen stellen sich nicht nur in der Anlage, sondern auch im Betriebe (Heizung, Bedienung) teurer als eine und erfordern mehr Raum, wodurch sich die Ladefähigkeit verringert. Dafür ist aber auch ihre tech-

nische Überlegenheit unbestreitbar. Zunächst, weil sich bei ihnen die Arbeitsleistung auf zwei Motoren verteilt, deren Maße kleiner genommen werden können als die eines großen Motors, was die tadellose Ausführung der Einzelteile erleichtert. Ferner sind die Zweischraubendampfer so sehr viel beweglicher, daß sie im Notfall ohne Ruder steuern, während bei andern Schiffen das Versagen der Steuervorrichtung den Eintritt völliger Hilflosigkeit bedeutet. Der Zweischraubendampfer wird, wenn es einem plötzlich auftretenden Hindernis auszuweichen gilt, oft noch heil davonkommen, wo das Einschraubenschiff schweren Schaden nimmt. So rannte z. B. der Einschraubendampfer Arizona mit voller Kraft gegen einen Eisberg an und wäre ohne den Umstand, daß der Stoß das besonders gut versorgte Vorderschiff traf, verloren gewesen. Zehn Jahre später war der Doppelschraubendampfer Normannia nahe daran, es ihm nachzuthun. Bei seiner größern Masse und Geschwindigkeit hätte der Fall wohl schlimm geendigt, denn die Stoßwirkung entspricht der dem Schiffe innewohnenden lebendigen Kraft und steigt (und sinkt) nicht im einfachen Verhältnis, sondern mit dem Quadrat der Geschwindigkeit.*) Aber indem man bei der Normannia zur Unterstützung des Ruders die eine Schraube zurückarbeiten ließ, brachte man sie noch zeitig zum „Abfallen," obschon die Entfernung des aus dem Nebel auftauchenden Eiskolosses nicht mehr als 150 Meter betragen haben soll und das Ausweichen so knapp war, daß der Dampfer eine Menge Eis und Schnee bekam. Das Einschraubenschiff beschreibt beim Drehen einen Kreis von dem Fünf- bis Achtfachen seiner Länge, während das Zweischraubenschiff nötigenfalls innerhalb seiner eignen Länge wendet, was z. B. bei dem 160 Meter langen Doppelschraubendampfer Paris, dessen Ruderfläche etwa ein Fünfzigstel der Schiffsfläche beträgt, ungefähr sechs Minuten beansprucht. Die Schiffsform spricht bezüglich der Manövrirfähigkeit ganz wesentlich mit. Als man die Fahrzeuge noch nicht auf Schnelligkeit baute, war das Verhältnis von Breite und Länge etwa wie 1 : 3/5. Solche plumpe Fahrzeuge folgen dem Ruder sehr leicht. Mit wachsender Länge ändert sich das, die Geschwindigkeit nimmt zu, die Lenkbarkeit ab. Die Schnelldampfer sind nunmehr bei dem Verhältnis von 1 : 9/11 angelangt. Es ist daher sehr erwünscht, durch die Verdopplung der Maschine die gesteigerte Unbeholfenheit überwinden zu können. Da jede Maschine für sich zur schnellen Fortbewegung des Schiffs genügt und durch eine wasserdichte Wand von der

*) Hiernach ist es sehr wichtig, die Geschwindigkeit einzuschränken, wenn unsichtiges Wetter oder andre Verhältnisse die Gefahr des Zusammenstoßes nahelegen. Bei halber Geschwindigkeit ist die Stoßwirkung nicht 2mal, sondern $2 \times 2 = 4$ mal geringer als bei voller Fahrt. Rennen zwei Dampfer mit ganzer Kraft auf einander, so ist der Stoß $2 \times 2 + 2 \times 2 = 8$ mal so stark, als wenn die beiderseitige Geschwindigkeit nur halb so groß gewesen wäre.

Nebenmaschine getrennt ist, so kann beim Verunglücken einer Maschine das Schiff seinen Weg ruhig fortsetzen. Dagegen wird der beschädigte Einschraubendampfer sofort zum Spielball der Wellen, wenn er, wie dies bei den Schnelldampfern der Fall ist, die Takelung als lästig ganz abgelegt hat. Übrigens vermag es selbst der stärkstbesegelte Dampfer mit einem mittelmäßigen Segler nicht aufzunehmen; eine kleine Brise hilft wenig, und ein Sturm ist nicht immer nutzbar, er müßte denn recht von hinten kommen; zudem sind die Flügel der Schraube hinderlich. Vor einem Jahrzehnt hegte man um den Dampfer Anchoria große Besorgnis, der mit 700 Menschen sechzehn Tage ausblieb; infolge von Bruch des Schraubenschafts, d. h. der Welle, die an ihrem hintern Ende die Schraube trägt, war er von seinem Kurse nach Norden abgetrieben und hatte bei ungünstigem Winde täglich nur 25 Seemeilen Wegs zurücklegen können. Etwas ähnliches haben wir vor kurzem mit der Gascogne erlebt. Die Versicherer hatten sich bereits zum Teil darein gefügt, zu hohem Preise Rückversicherung zu nehmen. Der Unfall der Gascogne dürfte auch der Reederei nicht billig zu stehen gekommen sein, da diese angeblich zwei ihrer Hauptdampfer (La Normandie und La Bourgogne, s. d. Tabelle), sowie ein Dutzend amerikanische Schlepper auf die Suche geschickt hatte. Der Norddeutsche Lloyd mußte vor zwei Jahren einem kleinen englischen Dampfer für das Einschleppen der Spree 240000 Mark zahlen. Ein schweres Schiffsunglück kann der Reederei schon dadurch arge Verlegenheit schaffen, daß es ihren Fahrplan umwirft.

Zur Sicherung gegen Wassersgefahr von außen und Feuersgefahr von innen ist das Schiff durch wasserdichte Scheidewände, Schotten genannt, in Unterabteilungen zerlegt. Das vorderste, das sogenannte Kollisionsschott, das etwa sechs bis sieben Meter vom Kopfe des Schiffes absteht, ist besonders fest hergestellt, damit es dem Andrange des Wassers widerstehen könne, wenn etwa, wie z. B. in dem Falle der Arizona, mit verletztem Bug weitergedampft werden muß. Das hinterste oder Stopfbüchsenschott soll dem Eindringen des Wassers wehren, wenn die Stelle, wo die Schraubenwelle ins Freie tritt, undicht wird, oder am Hinterschiff ein schwerer Schaden entsteht, wie ihn unter andern die Spree erlitten hat. Die Zahl der durch die Schotten geschaffnen Unterabteilangen muß zu der Tragfähigkeit des Schiffs im Verhältnis stehen. Die neuen Cunarddampfer haben auf 190 Meter Länge neunzehn Schotten, das Maschinenlängsschott einbegriffen; die Elbe hatte auf 128 Meter sieben Querschotten. Ohne Frage würde die bedeutendere Reserveschwimmkraft der Cunarddampfer — sie mag bis zu 50 Prozent der Gesamtschwimmkraft betragen, denn bei diesen Schiffen ist nur für 1600 Tons Ladegut Raum vorgesehen — die der Elbe verderblich gewordnen Wassermassen mit Leichtigkeit bewältigt haben, wie das in ähnlichem Falle die Paris vermocht hat. Die Thüren der Schotten sollten vom Oberdeck aus verschließbar sein, damit sie nicht bei Unzugänglichkeit der überschwemmten Abteilungen unnahbar sind.

Es scheint festzustehen, daß Anlage oder Instandhaltung der Schotten bei der Elbe zu wünschen übrig ließen.

Die Schotten sind auch konstruktiv wichtig, da sie in Verbindung mit den zwei, drei oder mehr horizontalen Decks den Zusammenhang des Schiffes verstärken. Dasselbe gilt von dem zweiten Boden, zu dessen Anbringung man sich entschließen mußte, als mit der Größe der Schiffe auch der Tiefgang zunahm, und die Gefahr der Beschädigung des Bodens näher rückte. Das verhältnismäßig dünne Blech — aus Stahl bis zu 20 Millimeter, aus Eisen bis zu 25 Millimeter stark — reißt, sobald es erst entzwei ist, leicht nach allen Seiten weiter aus. Holzschiffe vertragen die Berührung mit dem Grund (das „Stoßen") eher als Metallschiffe, weil ihre Rippen nicht so weit auseinanderstehen und ihr elastisches Material in die ursprüngliche Form zurückstrebt. Ein Leck läßt sich bei ihnen oft durch einfaches Aufnageln einer Holz- oder Bleiplatte oder durch Einstopfen von Segeltuch vorläufig dichten. Um die Schadenstelle zu finden, bedarf es, wenn nicht etwa schon das Gehör Aufschluß giebt, der Mitwirkung eines Tauchers. Der in den fünfziger Jahren erbaute, in den achtziger Jahren auf den Abbruch verkaufte Great Eastern, der bisher an Länge (207 Meter) und Raumgehalt (18900 Registertons) seines gleichen nicht wieder gehabt hat, wies den Doppelboden zuerst auf. Dieser rettete das Riesenschiff, als es bei einem furchtbaren Sturme nahe der amerikanischen Küste aufgefahren war und zwei neben einander laufende Riffe von 25 und 12 Meter Länge davongetragen hatte. Der Doppelboden ist ferner hinsichtlich der Stetigkeit des Schiffes von Wert. Unterwegs nimmt der Inhalt der vorn und hinten angebrachten Trinkwassertanks und der in der Mitte gelegnen Kohlenbunker allmählich ab — ungleiche Entleerung giebt dem Schiffe Schlagseite oder Schieflage —, sodaß die Eintauchtiefe, wenn sie beim Verlassen des Hafens 6 bis 8 Meter betrug, am Ende der Reise nur noch 5 bis 7 Meter beträgt. Dies zeigt sich dann in vermehrtem Schaukeln des Schiffes und minder gutem Arbeiten der Schraube. Durch Einlassen von Wasser zwischen die Boden kann etwas Abhilfe geschaffen werden. Die Boden stehen 0,8 bis 1,2 Meter von einander ab. Die großen Cunarddampfer nehmen bis zu 2000 Tonnen Ballast ein; dies entspricht der Tragfähigkeit von zweihundert Eisenbahnwagen, die von dem größten Schleppkahn auf dem Rhein nicht ganz erreicht wird und schon für ein Seeschiff ganz ansehnlich ist. Die Ladefähigkeit eines in Geestemünde im Bau begriffnen Fünfmasters, der alle bisherigen Segelschiffe an Größe übertreffen soll, wird 6100 Gewichtstonnen betragen. Ferner diene zum Vergleich, daß die mächtigen neuen Fracht- und Zwischendeckdampfer der Paketfahrt, fast 7000 Registertonnen messend, 2500 Fahrgäste und 7600 Tonnen Ladegut aufnehmen. Wie die Schotten des Oberschiffs mit Thüren, so sind die Scheidewände des Doppelbodens mit Schleusen versehen, sodaß jede Einzelabteilung beliebig gefüllt und entleert werden kann.

Die ältern Schnelldampfer tragen einen Ballast aus gußeisernen Platten, die unten im Schiff eingemauert sind. So war es wohl auch bei der Elbe. Daß diese nur einen Boden hatte, macht sie zu einem minder zuverlässigen Schiffe; der Fall des Great Eastern steht keineswegs vereinzelt da, auch ist es schon oft vorgekommen, daß ein Schiff auf ein treibendes Wrack oder auf schweres Eis geraten ist. Oder ein andrer Fall: ein Schiff streicht, ohne daß mans merkt, über die aufragende Schaufel eines an seichter Stelle verloren gegangnen Ankers und reißt sich den ganzen untern Boden auf. In diesem Zustande vollendet es die Reise, löscht die Ladung, nimmt neue ein und gelangt glücklich in die Heimat zurück, wo man im Dock den vollen Umfang des Schadens mit Staunen wahrnimmt.

Durch sämtliche Abteilungen des Schiffs verzweigt sich eine Rohrleitung, die mit starken Pumpen (Lenz- oder Leckpumpen) verbunden ist. Mit dieser Vorrichtung kann ein großer Dampfer in einer Viertelstunde hunderte von Tonnen Wassers hinauswerfen. Die Antriebmaschine sollte auf dem Oberdeck stehen, weil bei Überflutung des allgemeinen Maschinenraums das Pumpen unmöglich wäre. Diese selbe Hilfsmaschine ist zur Aufrechterhaltung der elektrischen Beleuchtung notwendig, von der es bezüglich der Elbe hieß, daß sie wegen des eingedrungnen Wassers bald versagt habe. Bei Ausbruch eines Brandes unter Deck kann man in die Rohre Dampf treten lassen, um das Feuer zu ersticken. Jeden Abend wird das Löschschlauchwerk in Bereitschaft gesetzt. Die Feuersgefahr ist keineswegs zu unterschätzen, wie das der allerdings schon über dreißig Jahre zurückliegende, aber durch seine Furchtbarkeit noch immer denkwürdige Brand der Austria zeigt, bei dem von 439 Fahrgästen und 103 Mann Besatzung 367 und 87 nahe den Neufundlandsbänken ums Leben gekommen sind. Das Feuer war durch die Unvorsichtigkeit eines Matrosen entstanden, der einen Kessel mit Teer entzündet hatte. Vor wenigen Jahren verbrannte, 1500 Seemeilen vom Lande, der meist mit Baumwolle beladne Guiondampfer Abyssinia. Seine 157 Personen wurden von einem vorüberkommenden Lloyddampfer aufgenommen. Angeblich war die Baumwolle nachlässig vom Maschinenraum getrennt gewesen. Die Ladung kann sich aber auch von selbst entzünden, namentlich wenn sie aus Faserstoffen besteht, wie Wolle, Baumwolle, Flachs, Hanf u. s. w., die sich leicht erhitzen, wenn sie mit Öl- oder Fettgebinden in Berührung kommen oder in feuchtem Zustande sich an einander reiben. Vermutlich auf diese Weise war auch das Feuer entstanden, das man vorvorigen Herbst nachts im Laderaum eines deutschen Dampfers entdeckte. Nach vergeblichem Bemühen, auf dem gewöhnlichen Wege vorzugehen, durchbrach man den Boden des Gesellschaftssaals der ersten Kajüte und ließ durch die Öffnung Wasser laufen, während gleichzeitig die Schiffswand von außen mit der Spritze gekühlt wurde. Auch der Inhalt der Kohlenbunker kann gefährlich werden; schon häufig ist es durch Entzündung von an-

gesammelten Gasen zu einer Explosion gekommen. Man darf die Bunker daher nur mit der Davyschen Sicherheitslampe betreten. Den Fahrgästen ist die Mitnahme feuergefährlicher Gegenstände und das Rauchen unter Deck verboten. Gegen die Blitzgefahr schützen die Blitzableiter der Masten. Eisenschiffe sind ihr weniger ausgesetzt als Holzschiffe, weil sich bei ihnen die Elektrizität mehr über das Schiff verteilt.

(Schluß folgt)

Litteratur und Pathologie

Von Adolf Bartels

Der schwerste Vorwurf, den in frühern Jahrzehnten der Kritiker dem Dichter zu machen hatte, war der, seine Menschen und ihr Handeln und Leiden seien pathologischer Natur. Heute könnte es umgekehrt dem Dichter als Mangel oder Fehler angerechnet werden, wenn in seinem Werke etwas nicht pathologischer Natur wäre. Die meisten Dichterwerke sind jetzt Krankheitsgeschichten, entweder die Darstellung von Geisteskrankheiten oder sogar körperlicher Leiden, die ererbt oder die Folge gesellschaftlicher Zustände sind. Wenn ich die Romane der Goncourt, Zolas großen Cyklus, von Ibsen die „Gespenster," „Hedda Gabler," „Baumeister Solneß," von Dostojewsky „Raskolnikow," von Tolstoi die „Kreuzersonate," Strindbergs Dramen und Romane, von Gerhart Hauptmann „Vor Sonnenaufgang," das „Friedensfest," „Kollege Crampton" und auch das „Hannele" nenne, so werden das wohl Beweise genug sein. Nun ist ja der Schluß, daß Darsteller von lauter Krankheitsprozessen selbst krankhafte Naturen sein müßten, nicht ohne weiteres berechtigt, aber er wird doch fast allgemein gemacht, und so haben wir heute eine ganze Schule von Psychologen und Psychiatern, die das künstlerische Genie, wenn auch nicht geradezu als Wahnsinn, doch als eine Form der Entartung betrachten und die Dichter (und Helden), anstatt auf die Höhen der Menschheit, zu den Insassen des Hospitals für epileptische Kranke stellen. Es ist richtig, Lombrosos Theorien begegnen in den Fachkreisen heftigem Widerspruch, aber die Mehrzahl der Tagesschriftsteller und mit ihnen das Publikum haben sie als „äußerst interessant" angenommen. Wer heute über Dichtung und Dichter etwas sagen will, was Beachtung finden soll, muß Mediziner sein, und die Zeit ist vielleicht gar nicht mehr so fern, wo wir zu unsern philologisch geschulten Litteratur-

forschern, die bald jede Zeile der Werke bedeutenderer Dichter als bewußte oder unbewußte Entlehnung von andern Dichtern nachgewiesen haben, auch medizinisch gebildete erhalten, die nun ihrerseits nicht bloß das gesamte Schaffen des Dichters als das Produkt einer Geisteskrankheit (vergleiche die Entstehung der Perle), sondern auch für die einzelnen Teile der Werke die jedesmalige krankhafte Gemütsstimmung und Körperverfassung als allein bestimmend nachweisen werden. Wenn man zur Erklärung Verdauungsstörungen und Erkältungen nicht verschmäht, kann man ohne Zweifel denselben Grad der „Exaktheit" erreichen wie die Philologen. Scherz beiseite, die Gefahr der „pathologischen Exegese" liegt in der That näher, als man denkt. Vor einiger Zeit fiel mir ein Aufsatz von einem Dr. J. Sadger in die Hände, der unter der Überschrift „Das Krankheitsrätsel eines Dichters" an den Biographen Otto Ludwigs allerlei seltsame Ansprüche stellte, und von demselben Verfasser las ich dann auch Studien über einzelne Gestalten Ibsens und Gerhart Hauptmanns vom medizinischen Standpunkte.*) Ich bestreite nun durchaus nicht, wie ich gleich hier hervorheben will, daß der Dichter unter Umständen pathologische und psychiatrische Prozesse darstellen, daß der Litteraturforscher sich bisweilen vom Arzte Rats erholen muß, bin ich doch schon lange von der Notwendigkeit überzeugt, unsrer Ästhetik eine gute naturwissenschaftliche, insbesondre psychologische Grundlage zu geben; aber die Litteratur ganz zu dargestellter, die Litteraturgeschichte zu angewandter Pathologie zu machen, liegt doch schwerlich eine andre Veranlassung vor, als die Rücksicht auf die krankhafte Sensationssucht und im zweiten Fall die skandalöse Neugierde des Publikums.

Gesund und krank sind Begriffe, die auf die Poesie nicht ohne weiteres anzuwenden sind, und wenn Goethe einmal schlechtweg das Klassische als das Gesunde, das Romantische als das Kranke definirte, so hatte er bei der Vergleichung der Dichtungen von Novalis, Friedrich Schlegel und Tieck mit seinen eignen und Schillers Dichtungen wohl einige Veranlassung dazu, aber doch nicht Recht; es kann auch eine kranke klassische und eine gesunde romantische Poesie geben. Vor allen Dingen ist eine Dichtung noch nicht gesund, wenn sie nur sogenannte gesunde Stoffe, und noch nicht krank, wenn sie Krankheitsprozesse darstellt. Die Ritterstücke, die rohen Nachahmungen des „Götz von Berlichingen," waren sicher stofflich gesund, aber nichts weniger als gesunde Poesie, und „Hamlet," „Werther," auch „Don Quixote," behandeln ganz sicher geistige Krankheiten, aber sie sind als Dichtung gesund. Es hat in Deutschland Perioden gegeben, wo gerade auf die stoffliche Gesundheit der Dichtung besonders Gewicht gelegt wurde; so in dem Natürlichkeitszeitalter, wo Bürger, Voß, auch Nicolai und J. J. Engel für weite Kreise den Ton angaben, so

*) Der große Chirurg Thiersch in Leipzig hat vor einigen Jahren Medizinische Glossen zum Hamlet veröffentlicht. D. R.

wieder in den fünfziger Jahren unsers Jahrhunderts, wo der gesunde Realismus, heute auch poetischer Realismus genannt, aufkam, so endlich noch in den siebziger Jahren, als die gesunde Butzenscheibenlyrik der pessimistischen das Leben schwer machte; man kann aber nicht gerade sagen, daß diese Richtungen die Blüte deutscher Dichtung entwickelt hätten. Dann giebt es auch wieder Zeiten, wo alle Poesie krank sein oder krank thun muß, wenn sie etwas gelten will; es genügt, an die Weltschmerzperiode zu erinnern. Hier steckt aber die Krankheit nicht mehr allein im Stoff, sondern auch in der Behandlung und damit im Dichter selber. Ist ein Krankheitsprozeß, sei er nun geistiger Natur, oder gehe der körperliche mit geistigen und gemütlichen Umwandlungen Hand in Hand, unzweifelhaft dichterisch zu gestalten, so kann auch ein kranker Dichter ganz sicher Hervorragendes leisten, sei es, daß er gegen die Krankheit ankämpfend sie in bestimmter Richtung überwindet, sei es, daß er Anschauungen und Empfindungen, die sie giebt, verklärt, verstärkt, vertieft, mit um so größerer Gewalt wiedergiebt. Swifts satanischer Hohn, Byrons himmelstürmender Trotz, Höltys Wehmut, Lenaus Melancholie, Heines Cynismus sind doch gewiß auf Krankheit (an körperliche denke ich einstweilen nicht) zurückzuführen, aber wer möchte sie in der Litteratur missen? Die Dichtung soll durch Himmel und Hölle führen, und wenn auch in des gesunden Dichters Herz und Phantasie beide hineingehen, wer in der Hölle geweilt hat, wird sie wahrscheinlich am großartigsten gestalten. Zuletzt sind ja gesund und krank wie gut und böse relative Begriffe. Wer wagte von sich zu rühmen, daß er körperlich und geistig völlig normal sei? Aber man soll auch wieder nicht alles auf den Kopf stellen, das Gesunde nicht plötzlich krank, das Kranke plötzlich gesund nennen. Bis zu einem bestimmten Punkte geht das, was man den gesunden Menschenverstand nennt, und was immer im Bunde mit einer richtigen Empfindung zu sein pflegt, doch völlig sicher und weiß die frischen Regungen urwüchsiger Kraft von den verzweifelten Windungen ohnmächtiger Siechheit und den tollen Sprüngen der Narrheit und des Wahnsinns sehr wohl zu unterscheiden. In der Gesellschaft, wo die Mode herrscht, darf man diesen gesunden Menschenverstand freilich nicht immer suchen.

Lassen wir zunächst unsern Dichter gesund, d. h. mit einander genau entsprechender dichterischer Kraft, ästhetischer Erkenntnis und ethischem Wollen ausgerüstet sein: wann wird ein solcher Dichter Krankheitsprozesse darstellen? „Nur, wo ein Problem vorhanden ist, hat eure Kunst etwas zu suchen," rief einst ein deutscher Tragiker, und ein andermal meinte er, ein Drama sei in allen Stadien unsittlich, weil seine Aufgabe eben sei, in seiner Gesamtheit die Unsittlichkeit aufzuheben. Unsittlichkeit ist nach der modernen Anschauung, aber auch schon nach der Christi (Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, wohl aber die Kranken) weiter nichts als Krankheit; die Krankheit erwächst aus den sozialen Verhältnissen, und zwar deshalb, weil diese ungelöste Probleme bergen.

Darnach könnte wenigstens die tragische Kunst nicht ohne Krankheit fertig werden, und in der That sehen wir auch schon bei den alten Dichtern, von unserm sozialen Drama ganz abgesehen, die Tragödie überall da entstehen, wo die Leidenschaften krankhaft werden. Krankheit in diesem Sinne aus der Poesie (denn nicht nur für das Drama, für alle große Poesie, die den Weltlauf spiegelt, gelten diese Sätze) verbannen zu wollen, hieße die Poesie vernichten, hieße Macbeth und Othello, Hamlet und Faust, Romeo und Julie und Werther, und wie die Meisterwerke aller Zeiten und Völker sonst noch heißen, zu den Toten werfen. Aber die alte Kritik dachte, wenn sie das Wort pathologisch gebrauchte, an Krankheit in diesem Sinne gar nicht, sie hatte nur die Krankheiten im Auge, die ins Irrenhaus oder ins Hospital oder auch ins Gefängnis führen, sie verlangte von den Menschen der Dichtung, daß sie für keine dieser drei Anstalten reif wären, dem Arzte, was des Arztes, der Polizei, was der Polizei sei, überlassen bleibe. Und sie hatte wohl bis zu einem gewissen Grade Recht: die Dichtung kann zwar auch Krankheitsbilder geben, aber die, die weiter nichts als solche bietet, erscheint doch als ziemlich überflüssig, da die Wissenschaft dasselbe, und zwar für die, die ihre Sprache verstehen, ohne Zweifel außerordentlich viel genauer thut. Es muß also notgedrungen zu dem Krankheitsbilde, sagen wir zu der Darstellung des Schwindsüchtigen, des Säufers, des Monomanen irgend welcher Art noch etwas hinzukommen, wenn allgemein-menschliches, nicht bloß ein Fachinteresse erregt werden soll. Schopenhauer wollte das Ekelhafte (und ganz ohne solches geht es wohl bei der Darstellung keiner einzigen Krankheit ab) überhaupt von der künstlichen Darstellung ausgeschlossen wissen, und jedenfalls ertragen wir es nicht, wenn es für sich allein auftritt, auch hat in richtiger Erkenntnis dieser Thatsache noch kein Künstler die Schilderung des Ekelhaften als Selbstzweck gesetzt, selbst Zola nicht in seiner Schilderung der Lourdespilger. Nach zwei Seiten nun kann ein Krankheitsbild künstlerisch bedingt und in Wirkung gesetzt werden, erstens, indem man die natürliche Entwicklung der Krankheit aus sozialen und persönlichen Verhältnissen, sodann, indem man ihre Wirkung auf die äußern Verhältnisse wie das Seelenleben des Kranken und seiner Umgebung darstellt. Es giebt ja überhaupt keine Poesie des Zustands, sondern nur, von den ganz kleinen Gattungen abgesehen, eine des Werdens. Indem man die kranken Menschen, die ja auch Menschen sind, und deren Leiden, selbst wenn sie selbstverschuldet sind, auch uns angehen, in der angedeuteten Weise, den für alle Poesie maßgebenden Grundsatz des natürlichen Entwickelns anwendend, häufiger zum Gegenstande der Dichtung machte, hat man deren Gebiet unzweifelhaft erweitert. Der Dichter soll uns ein Weltbild geben, und es hieße doch blind sein, wenn man Not und Krankheit in der Welt übersehen, es hieße lügen, wenn man sie aus der Darstellung weglassen wollte. Soweit es also die Wahrheit und Ehrlichkeit seines Weltbildes erfordert, wird auch der gesunde

Dichter Krankheitsbilder geben, und namentlich in kranker Zeit wird ihn nichts abhalten, auch einmal das grausigste Gemälde körperlicher oder geistiger Verkommenheit zu entwerfen, wenn es ihn der kategorische Imperativ seiner Künstlernatur heißt.

Aber man hat in der neuesten Dichtung fast nur Krankenbilder gegeben, man hat sich ferner die dichterische Entwicklung dabei äußerst bequem gemacht, man hat endlich seine Krankheitsgeschichten mit allzugroßer Kühnheit als Spiegelbilder der ganzen Welt hingestellt, dazu allerdings durch die vorher übliche Schönmalerei verleitet. Was den ersten Punkt betrifft, so genügt es, auf das zu Anfang gegebne kurze Verzeichnis zu verweisen; nur die großen Krankheitsschilderer unter den Dichtern haben heute „Ruf." Der zweite Punkt ist ausführlicher zu behandeln; hier ist vor allem von der Vererbung zu reden. Diese mag in der Naturwissenschaft mit Recht die allerwichtigste Rolle spielen, für das Kunstwerk, das Drama wenigstens, bedeutet sie gar nichts, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht darstellbar, dann auch noch, weil sie im einzelnen Falle stets eine Relativität ist, auf die sich ein wahrer Künstler nicht einlassen kann. Ibsen mag in den „Gespenstern" noch so viel von den Ruchlosigkeiten des alten Alving erzählen lassen, anschaulich machen kann er uns den Zusammenhang zwischen Vater und Sohn auf keine Weise, und daher befinden wir uns mit ihm im Grunde in der Region der wirklichen Gespenstergeschichten, die ja wohl gut erzählt, auch einen großen Eindruck machen können, Anspruch auf Treu und Glauben aber gewiß nicht haben und zur Poesie noch immer nicht gerechnet werden, da sie die natürliche psychologische Entwicklung vermissen lassen, die z. B. noch das Märchen trotz all seiner Wunder hat. Und dann: Alving muß seinen Hang zur Ausschweifung doch auch ererbt haben, also können wir auch seine Eltern zu sehen beanspruchen, und so fort in infinitum. Die Vererbungsdramen und -romane müßten eigentlich alle mit Adam beginnen. Die Vererbung ist daher als Genesis eines Schicksals künstlerisch nicht zu gebrauchen, ja nicht einmal als fortwirkendes Begleitmotiv, eben ihrer Relativität wegen; denn es ist ja bekannt, daß man vom Vater wie von der Mutter erben, ja selbst den Großeltern, den Onkeln und Tanten mehr gleichen kann als den Erzeugern. Höchstens im Detail, als Farbe etwa, wäre der Hinweis auf die Abstammung zu erlauben. Man könnte nun sagen: Jene Relativität haben alle künstlerischen Motive; wenn das oder das nicht früher so geschehen oder gewesen wäre, so würde das oder das nie eingetreten sein. Aber das ist ein schlechter Künstler, bei dem man dergleichen schwankenden Motivirungen begegnet. Die Stärke des Künstlers liegt eben in den Motiven. Wo man im Kunstwerk nur sagen muß: Das kann so sein! da fehlt noch etwas; bei jedem wahren Künstler ruft man jederzeit: Das ist so! und bei einigen sogar: Das muß so sein! dies bei den echten Tragikern, bei denen das Gesetz der Notwendigkeit im ganzen wie im einzelnen das Kunstwerk beherrscht,

wie im Grunde doch wohl auch das Leben, wenn wirs auch nicht überall erkennen. Die Menschen und ihre Charaktere in der Poesie naturwissenschaftlich zu begründen, ist, glaube ich, unmöglich, aber am Ende auch nicht nötig; wohl aber muß man sie lebendig hinstellen, ihr Denken, Fühlen, Wollen, mag es sich zu Thaten oder Leiden verdichten, naturgemäß entwickeln und daraus ihr Schicksal gestalten. Es hindert mich natürlich nichts, jemandem vererbte Leidenschaften und Familienzüge zu geben, aber ich darf auf die Vererbung an und für sich nichts bauen, ich muß jene Züge genau so behandeln wie andre Charaktereigenschaften, kurz, es muß mir bewußt bleiben, daß mit jedem Menschen sozusagen eine neue Welt anfängt, und daß jeder auch die Verantwortlichkeit für sich selbst übernehmen muß, mag er immerhin das Produkt ererbter Eigenschaften und der Verhältnisse, und der Wille nicht frei sein. Jeder, der diese Verantwortlichkeit nicht übernimmt, scheidet dadurch stillschweigend aus der menschlichen Gesellschaft aus, man kann ihn mindestens einsperren — das ist auch ein Menschenrecht —, aber der Fall kommt natürlich nie vor. Das Schicksal jemandes, der die Sünden seiner Väter büßt, ist gewiß traurig, aber tragisch ist es nicht; denn ohne (wenn auch nur vermeintliches) Wollen und Verantwortlichkeitsgefühl giebt es keine Tragik. Auch dramatisch verwenden kann man es nicht; denn Ursache und Wirkung sind hier nie in notwendigen Zusammenhang zu setzen, sind gar nicht mehr zweierlei, sondern fallen zusammen. Wo wir in der neuern Poesie der Vererbung begegnen, da ist sie auch meist weiter nichts als Unklarheit, Bequemlichkeit, ja dichterisches Unvermögen, ein Rückfall in die berüchtigte Schicksalstragödie; dramatisch ist es ziemlich gleichwertig, ob ich einen kranken Vater gehabt habe, oder ob in meiner Familie ein Ahnenbild Menschen zu erschlagen pflegt. Im übrigen ist gerade in Ibsens „Gespenstern" das Krankheitsbild, wie schon Sadger, der es als Mediziner wissen muß, nachgewiesen hat, völlig falsch, und auch die Nachahmer Ibsens, selbst Gerhart Hauptmann, haben ähnliche Sünden begangen, die sich mit den von ihnen gepredigten naturalistischen Lehren sicher nicht vertragen. Gerade bei Gerhart Hauptmann kann man die ungenügende Entwicklung und Motivirung, auch von der Vererbung abgesehen, öfter tadeln. Beim Kollegen Crampton z. B. ist die Versumpfung ohne Zweifel sehr wohl glaublich zu machen, aber es geschieht nicht hinreichend; wir erhalten zwar ein getreues Krankheitsbild, aber die Genesis beschränkt sich auf einige dunkle Andeutungen, und der Charakter selbst, wie er dargestellt wird, erlaubt nicht völlig sichere Schlüsse, sodaß wir denn auch zum Schluß zweifeln, ob die Rettung gelungen sei. Mag man die Wurzeln einer Krankheit oft auch tief im Organismus des Menschen versteckt liegen lassen müssen, die Kunst hat zu zeigen, wie sie zum Ausbruch kommt, und dann auch wahrheitsgemäß ihre Folgen. Auch da wird oft genug gesündigt, sowohl trotz alles Naturalismus in schönfärberischer Weise, indem man die Kranken als Märtyrer und ihre

unter dem Einfluß der Krankheit begangnen Thaten als normal, ja oft als groß hinstellt, als auch in kraß und schwarz malender, indem man die Gräßlichkeiten häuft und die Aussichten auf Gesundung, sei es auch nur der Seele, jäh und unvermittelt abschneidet. Damit kommen wir zu dem dritten Punkt.

Das Krankheitsbild als Weltbild! Gewiß, jede größere Dichtung soll ein Weltbild geben, und ein Krankheitsbild wird unter Umständen, in kranken Zeiten ein Weltbild sein. Aber auch kranke Zeiten sind nicht ganz hoffnungslos, alles in der Welt hat seinen Gegensatz, und von einem großen Dichter nimmt man an, daß er die Dinge in der richtigen Perspektive sieht. Die Neuern sehen vielfach schief oder sind kurzsichtig. Um ein Beispiel zu nennen: Zola thut, als ob seine Nana das ganze französische Volk vergiftet hätte, Gerhart Hauptmann macht ein schlesisches Säuferneſt, das es so kaum giebt, zum Spiegelbild der sozialen Zustände unsrer Zeit (denn daß er keine Ausnahme hinzustellen gedachte, beweist schon die Gestalt seines Reformators Loth), und so glaubt auch der geringste unter unsern deutschen Sozialdramatikern, daß das kleine Stück Großstadtdreck, das er abspiegelt, wirklich die ganze Welt bedeute. Nun ja, jeder ist einmal in der Stimmung, das Stück Welt, das er gerade vor sich sieht, als die ganze Welt anzusehen, und eine Krankheit, an der er selbst oder ihm Nahestehende leiden, als das Leiden der Welt; auch mag Kraft und Wucht der Darstellung oft eine Folge solcher Einseitigkeit sein. Aber große Dichter haben bei aller Treue im einzelnen stets sub specie aeterni geschaffen, und ich habe wenig Vertrauen zu den Leuten, die über den Straßenschmutz den blauen Himmel, der sich doch sogar in den Lachen spiegelt, nicht sehen. Um es noch einmal kurz zu wiederholen: ich gestehe dem Dichter das Recht zu, Krankheitsbilder zu geben; denn die Krankheit ist in der Welt, und man schafft sie nicht damit hinweg, daß man die Augen zumacht. Ich verlange aber, daß man dem Krankheitsbilde die Darstellung der Entstehung der Krankheit, soweit diese aus sozialen oder persönlichen Verhältnissen zu erklären ist, stets hinzufüge, und ferner, daß man die Krankheit als Krankheit hinstelle und ihren natürlichen Verlauf nehmen lasse, ohne jemals zu vergessen, daß es auch Gesunde giebt. Das Pathologische aus Lust am Pathologischen will ich nicht, und so verdamme ich z. B. auch die frühen sinnlichen Regungen in Hauptmanns „Hannele“; denn ein Kind, bei dem sie noch nicht erwacht sind, hätte künstlerisch in diesem Falle genau dieselben Dienste gethan, und es giebt wohl noch solche. Nebenbei bemerkt, verdamme ich auch die geheimnisvolle illegitime Abstammung des Hannele von einem den höhern Ständen angehörigen Vater; des Maurers Tochter durfte das Kind nicht sein, aber als zugebrachtes Kind erster Ehe war es hinreichend charakterisirt. Oder meint der Dichter etwa, daß nur Kinder gebildeter Menschen so poesievoll träumen können? Doch ich wollte mich nicht beim einzelnen aufhalten. Das Pathologische um des Pathologischen willen, das

kraß dargestellt die Nerven zerreißt oder dunkel und unbestimmt auftauchend die Nerven kitzelt, ist immer vom Übel. Man soll nicht, wie in den Zeiten der Konvention, davor zurückbeben, eine Krankheit, sei sie geistiger oder körperlicher Natur, beim rechten Namen zu nennen, soll nicht verschleiern und verhüllen, schminken und lügen, aber man soll ebensowenig mit seiner Wahrheit, seinem Mut, seiner — Frechheit großthun und eine geheime Wollust, ja eine eigne Größe darin finden, die Menschen zu verwirren und zu erschrecken. Die echte, große Kunst, das weiß ich sicher, wird stets lieber mit den Gesunden als mit den Kranken zu thun haben, lieber die um vieles gewaltigern Seelenkonflikte kerngesunder Naturen, als das Seufzen und Jammern der Nervösen, die Agonie der Verlornen, die wüsten Irrgänge der Monomanen darstellen. Hamlet hat einen schändlich ermordeten Vater an Oheim und Mutter zu rächen in einer Welt, die wirklich aus den Fugen ist oder dem jungen Manne doch so erscheint, König Lear wird wahnsinnig, als er von den eignen Töchtern wie mit Hunden gehetzt wird, Werther verzweifelt, als er keine Möglichkeit mehr zu leben sieht — denn die Gesandtschaftssekretärepisode ist doch wohl nicht ganz überflüssig —, Maria Magdalena fällt, weil sie eine Natur ist, die stets die Konsequenzen ziehen muß, also aus Stärke, nicht aus Schwäche. Etwas Pathologisches steckt zweifellos in allen diesen Werken, aber der Kritiker, der sie pathologische nennte, wäre, mit Respekt zu sagen, ein Esel. Dagegen sind die Werke der Neuesten fast nur pathologisch, und so traue ich ihnen, obwohl ich ihnen das Daseinsrecht nicht abstreite, eine bedeutende Zukunft, aufrichtig gestanden, nicht zu. Tritt einmal eine Gesundung unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse ein, so werden sie wahrscheinlich sehr bald Kuriositäten sein, ja was z. B. Ibsen, wenigstens seine spätern Werke anlangt, so bin ich überzeugt, daß er im Grunde schon jetzt eine ist. Wenn man etwa tausend Damen und Herren der europäischen „Gesellschaft," die der menschlichen Gesellschaft nicht allzuviel nütze sind, irgendwie verschwinden lassen könnte, so wäre seine Wirkung vielleicht plötzlich aus; denn der Rest folgt nur der Mode. Das erscheint als eine fürchterliche Philisterei, aber ich fürchte diesen Schein nicht.

Ich habe bisher immer noch die Annahme bestehen lassen, daß der Dichter der „Krankheitsgeschichten" selber gesund sei, und in der That hindert auch nichts, daran in den meisten Fällen festzuhalten. Der von Hegel berichtete Ausspruch, den er nach einer Vorlesung des „Hamlet" durch Tieck gethan haben soll: „Wie zerrissen muß dieser Mensch (nämlich Shakespeare) gewesen sein!" beweist nur, daß der große Philosoph von dem Wesen des Dichters und der Poesie nicht gerade die klarste Vorstellung hatte. Wohl setzt jede Poesie innere Erlebnisse des Dichters voraus, aber der anschauliche Schilderer des Wahnsinns braucht selbstverständlich darum noch nicht wahnsinnig, der Schilderer der Schwindsucht noch nicht schwindsüchtig gewesen zu sein. Auch haben wir

Beispiele genug, daß kranke Dichter sehr gesunde Werke geschaffen, so Schiller, dessen Idealismus man doch schwerlich auf sein Brustleiden zurückführen kann, so Otto Ludwig, der von seiner Krankheit zwar genug am Schaffen gehindert wurde, dessen Hauptwerke, ja dessen zahlreiche Fragmente aber doch in der Hauptsache durchaus gesund sind. Oft freilich entspricht dem kranken Werke (nicht ohne weiteres zu verwechseln mit dem eine Krankheit darstellenden Werk!) ein kranker Dichter, aber man geht doch wieder zu weit, wenn man nun das ganze Schaffen dieses Dichters aus der Krankheit erklären will; man darf keinen Augenblick vergessen, daß sich selbst im kranken Dichter gesunde Kräfte regen, daß die Phantasie, die Gestaltungskraft, selbst der sittliche Wille nicht notwendig gelähmt zu sein braucht, wenn der Körper siech, die Geistesrichtung einseitig und die Stimmung düster geworden ist. Heinrich Heine war in seiner „Matratzengruft" ohne Zweifel körperlich wie geistig herabgekommen; dennoch stehen einige seiner schönsten und reinsten Gedichte im „Romanzero." Es ist selbstverständlich eine Aufgabe der Litteraturwissenschaft, die Gesundheit eines Dichters zu untersuchen, festzustellen, ob etwa krankhafte Anlagen in ihm waren, wie sich diese entwickelt, ob sie überwunden wurden oder zum vollständigen Ruin des Dichters führten; aber man gebe sich um des Himmels willen nicht der Täuschung hin, als ob man damit Großes erklären könnte, so die besondre Begabung des Dichters, und zwischen den Zuständen des Dichters und der Beschaffenheit seiner Werke den notwendigen innern Zusammenhang stets nachzuweisen imstande sei. Wer das zu können behauptet, ist ein Charlatan. Vor allem aber soll man solche Untersuchungen mit der nötigen Pietät, nicht vor einem großen Publikum führen; ich bin kein Freund von Geheimwissenschaften, aber man darf die Wissenschaft auch nicht gemein machen. Dadurch, daß man im Feuilleton der Zeitungen das Leben der Dichter unter das Sezirmesser bringt und vor dem neugierigen Auge des Bildungspöbels jede Sünde, jede Krankheit nicht bloß des Dichters, sondern auch seiner Eltern und Verwandten auskramt, alles hübsch mit medizinischen Namen benennt und die Werke des Dichters zugleich als ausgeworfenen Krankheitsstoff erscheinen läßt, dient man nicht der Wissenschaft, sondern dem Skandal und zieht nur das Protzentum in Flachen und Mittelmäßigen groß, die natürlich gesund sind. Über Otto Ludwig schreibt Dr. Sadger u. a.: „Als feststehend kann gelten, daß Otto Ludwig ein sogenannter Hereditarier war, will sagen, daß er von Hause aus eine schwere erbliche Belastung trug. Beide Biographen (Heydrich und Stern) sprechen von einer vererbten Nervosität. Die frühen Jugendsymptome, die sich zeigten, sind geeignet, diese Angabe aufs kräftigste zu stützen. Aber schon hier klafft eine breite Lücke. Von wem hat Otto Ludwig seine Neurose geerbt? Doch wohl zunächst von Vater oder Mutter oder beiden Teilen zusammen. Allein was über das Nerven- und Seelenleben der beiden zur Stunde bekannt ist, wird kaum in irgend welcher Weise zu verwerten sein." Später

erklärt er Ludwig für einen Hysteriker und meint, daß es sich bei ihm „um die gar nicht seltene Kombination von bloß hysterischen mit echt rheumatischen Gelenksaffektionen" gehandelt habe, zu denen in den letzten Jahren noch eine schwere Form von Skorbut getreten sei, „sehr bald kompliziert durch eine überaus bedenkliche Herzbeutelentzündung und im weitern Verlaufe zu starken Gelenkschwellungen und ausgedehntem Fett- und Muskelschwund führend." Zum Donnerwetter, wer will denn das alles wissen? Wenn Ludwigs Eltern ihrem Sohne Nervosität vererbten, so ist das traurig, aber besteht denn irgend eine Veranlassung, nun das Leben der Eltern zu durchstöbern, um wieder die Ursache ihrer Nervosität zu entdecken? Genügt nicht jedem vernünftigen Menschen die einfache Angabe? Und braucht man denn die Formen der Hysterie, lediglich auf Überlieferung hin, gerade an Dichtern zu untersuchen, giebt es nicht in den Hospitälern lebendes Material genug? Adolf Sterns Biographie, die die Entwicklung Ludwigs nach ihren natürlichen Bedingungen vortrefflich darstellt, ist ein Muster für die Art und Weise, wie das Pathologische im Dichterleben zu behandeln ist. Aber Dr. Sadger ist völlig naiv in seinem Thun, er meint: „Die deutsche Litteraturkritik, die tausend Kräfte in Bewegung setzt, wenn es gilt, ein minimales Teilchen aus dem Leben andrer Poeten zu erforschen, hat bis zum laufenden Tage noch keine berufene Feder ausgesandt (!), um Otto Ludwig ein wirkliches Denkmal zu setzen." Schönes Denkmalsetzen, solche Schnüffelei! Der Zug darnach liegt aber in unsrer Zeit, man ist nicht eher ruhig, als bis man bei jedem großen Mann die ganze irdische Misere, unter der auch Hinz und Kunz, nur etwas weniger, leiden, nachgewiesen hat; das, wodurch er über sie emporragt, kann man dann ignoriren. Und zum Schluß kommt Meister Lombroso und schreibt: „Wenn ein Genie epileptisch ist, so ist die Epilepsie bei ihm nicht bloße Begleiterscheinung, sondern sie ist ein wahrer morbus totius substantiae, um mich im Ärztelatein auszudrücken. Und hieraus ergiebt sich ein neuer Hinweis darauf, daß das Genie seiner Natur nach eine epileptoide Erscheinung ist." Nun, die Epilepsie möcht ich auch haben!

Es wird doch auch wieder einmal eine Zeit kommen, wo Litteratur und Pathologie ihr ungesundes Bündnis aufgeben, wo man die Welt nicht mehr als ein Krankenhaus und die Litteraturgeschichte nicht mehr als ein pathologisches Institut ansieht. Quod Deus bene vertat!

Moderne Opern

Von Paul Moos

Die Weiterentwicklung der Oper nach Wagners Tode schlug allen Berechnungen und Mutmaßungen ein Schnippchen. Die Wagnerianer, die in Deutschland das Feld beherrschten, glaubten mit Zuversicht, daß nur ihnen die Opernbühne der Zukunft gehören könne. Aber der ersehnte Erfolg eines nachwagnerischen Musikdramas wollte sich nicht einstellen. Da kam eines Tages, während man noch in Deutschland eine lebensfähige Oper mit der Laterne suchte, aus Italien die Kunde eines phänomenalen Sieges, und Mascagnis Cavalleria rusticana, die sich in schroffen Gegensatz zu dem setzte, was man in Deutschland für richtig hielt, zog über alle Bühnen der Welt. Ihr folgte alsbald Leoncavallos Bajazzo, der sich ebenfalls als lebensfähig erwies, trotz aller gegen ihn erhobnen Bedenken. Mit den Opern, die von 7 bis ½12 Uhr dauern, war es fürs erste vorbei. Auch Deutschland mußte sich wohl oder übel bequemen, vom hohen Pferde herabzusteigen und sich mit den Italienern auf gleichem Boden zu messen. Einaktige Opern schossen wie Pilze aus dem Boden, und endlich hörte man aus Berlin, in Ferdinand Hummels Mara sei der ersehnte deutsche Treffer gefunden. Mara fand denn auch allgemeine Verbreitung, wenn sich auch der Erfolg an sieghafter Freude nicht mit dem der Italiener messen konnte. Während sich nun aber die Italiener mit nachfolgenden Werken nicht mehr auf der erkämpften Höhe zu halten vermochten, tauchte gerade zur rechten Zeit ein Frankfurter Musikus, Engelbert Humperdinck, mit seinem Märchenspiel Hänsel und Gretel auf, man staunte, wieder einmal Musik von echter Schönheit zu hören, und die deutsche musikalische Ehre war gerettet.

Jetzt, wo diese ganze Bewegung zu einiger Breite gediehen ist und auch einen gewissen Abschluß gefunden hat, dürfte es vielleicht von Interesse sein, die genannten vier Werke, in denen sich die Entwicklung der Oper seit Wagners Tod getreu wiederspiegelt, einer zusammenfassenden Betrachtung zu unterziehen. Es handelt sich dabei um die Frage, in wieweit die angeführten Werke ihren thatsächlichen Erfolg verdient haben, was ihre Vorzüge und Fehler sind, und wie sie sich wohl ihrem künstlerischen Werte nach unter einander verhalten mögen. Was Mascagni und Leoncavallo nachträglich noch vor die Öffent-

lichkeit gebracht haben, kann für diesmal beiseite gelassen werden. Auch alle sonstigen modernen Opern können wir übergehen, entweder weil sie totgeboren sind wie Verdis Falstaff, oder weil sie zu spät das Licht der Welt erblickt haben wie Smetanas Verkaufte Braut, oder auch, weil sie noch zu wenig verbreitet sind, um allgemeines Interesse beanspruchen zu können. Nur ein einziges Werk, das seiner hervorragenden Eigenschaften wegen eine besondre Stellung beanspruchen kann, wollen wir noch ausnehmen.

Die Aufnahme der Cavalleria rusticana in Deutschland war geteilt. Das große Publikum jubelte ihr zu, die Musiker von Beruf aber und die sogenannten Kenner verhielten sich meist reservirt oder gar ablehnend. Sie befaßten sich mit dem Werke, weil es die Mode verlangte, gaben aber ihrer Abneigung unverhohlen Ausdruck. Dieses Verhalten hatte sicher auch bis zu einem gewissen Grade seine Berechtigung. Der Cavalleria haften Fehler an, die den feinern Sinn besonders empfindlich berühren. Der Kenner muß sich bei Mascagni erst durch eine häßlich schmeckende Schale durcharbeiten, während für den gröbern Gaumen des Nichtmusikers das Verfehlte und das Gute zu einem unentwirrbaren Gesamteindruck zusammenfließen, in dem das Angenehme bei weitem überwiegt. Eine Reihe von Fehlern der sogenannten großen und der italienischen Oper, die man ein für allemal für beseitigt hielt, feiern bei Mascagni die fröhlichste Auferstehung. Mascagni erfindet fast keine einzige Melodie, die bei Anlegung eines ernsten deutschen Maßstabes nicht wenigstens einen geringen Zusatz von Trivialität aufwiese. Er genirt sich aber auch nicht, mit Gedanken hervorzutreten, die nur trivial sind und weiter nichts. In theatralisch pathetischen Steigerungen ergeht er sich mit ganz besondrer Vorliebe, und der häßlichen Manier, ein Thema, das nur in kleiner, anspruchsloser Gestalt Reiz hat, zum hohlen Tutti aufzubauschen, huldigt er nach Herzenslust. Was ihn aber ganz besonders gewöhnlich erscheinen läßt, das ist seine Instrumentation, die einen Mangel an Vornehmheit des Klangsinns verrät, wie er in unsern Tagen wirklich selten geworden sein dürfte. Namentlich das grobe Blech behandelt Mascagni mit einer Dreistigkeit, die ihres gleichen sucht, und die von deutschen Ohren wie eine Art persönlicher Beleidigung empfunden wird. Man kann sicher sein, daß er bei jedem Forte und namentlich bei allen großen Steigerungen seine ungeschlachten Posaunen aufmarschiren und alles wegblasen läßt, was dem musikalischen Gedanken als solchen allenfalls von Wert anhaftet.

Alle diese Fehler zusammengenommen lassen es nicht verwunderlich erscheinen, daß viele deutsche Musiker die Cavalleria, die ihre eignen künstlerischen Bestrebungen so schnöde durchkreuzte, von oben herab ansahen, und daß sie von dem italienischen Kollegen nichts wissen wollten, den sie in längst überwundnen Fehlern befangen sahen. So sehr aber das große Publikum übers Ziel hinausschoß, wenn es sich der Cavalleria wie einem Meisterwerke rück-

haltlos in die Arme warf und ungetrübten musikalischen Genuß aus ihr ziehen zu können behauptete, ebenso sehr täuschten sich auch die Musiker von Beruf, die die Cavalleria als ein schlechthin seichtes und banales Produkt ohne weiteres aus der Liste der Werke streichen wollten, die von vernünftigen Menschen ernst zu nehmen sind. Wie so häufig, liegt die Wahrheit auch hier in der Mitte zwischen den uneinigen Parteien, nur ist es nicht ganz leicht, diese mittlere Linie auch wirklich herauszufinden und aus den Eigenschaften des Werkes selbst glaubhaft zu belegen.

Gewiß, Mascagni ist unter Umständen so trivial, wie es nur Verdi sein konnte in seinen musikalischen Flegeljahren; aber dafür haben seine Melodien sinnlichen Reiz und wirkliche Erfindung. In seiner Harmonik ist er häufig gewaltthätig und roh, nichts ist ihm zu hart und unvermittelt, daß er es nicht niederschriebe; aber dafür hat er wieder dicht daneben wirklich wertvolle Ideen, die eine thatsächliche Bereicherung des harmonischen Ausdrucksvermögens heißen können. Mascagni ist allerdings oft theatralisch äußerlich und kulissenhaft, das hindert aber nicht, daß er im ganzen doch mehr echtes Bühnenblut hat als seine gesamte weise Kritikerschar zusammen. Die von ihm geschaffnen Charaktere sind durchaus nicht rein von Flecken, sie sind im Ausdruck ihrer Gefühle oft banal, selbst musikalisch roh, es fehlt ihnen darum aber durchaus nicht an Kraft und Leidenschaft, ja Innigkeit und Anmut. Zudem verfügt Mascagni über ein Pathos von nicht gewöhnlicher Wahrheit und Größe, und vor allem: er ist nie langweilig, er versteht selbst da noch zu unterhalten, wo er künstlerisch abstößt.

Natürlich ist es sehr leicht, sich bloß auf die Fehler zu versteifen und sich mit vornehmem Achselzucken von dem ganzen Werke abzuwenden. Doch ist das kein Standpunkt, wie ihn die Kritik einzunehmen berechtigt ist, die über Erscheinungen des Tages zu Gericht zu sitzen hat. Der Historiker, der es in hundert Jahren unternimmt, eine Geschichte der Oper in großen Zügen zu schreiben, der mag ja vielleicht berechtigt sein, die Partitur der Cavalleria als unwesentlich beiseite zu legen. Wer aber mitten im Getriebe des Tages steht und rings umbrandet ist von Mittelmäßigkeit oder anspruchsvoll auftretender Leerheit und Erfindungslosigkeit, der hat allen Grund, sich über eine so urwüchsige und kräftige Erscheinung wie Mascagni zu freuen. So verfehlt es wäre, einen jungen Maler unsrer Tage nach dem Maßstabe Michelangelos oder Rafaels zu messen, und so wenig durch eine derart überspannte Kritik dem künstlerischen Leben der Gegenwart ein Gefallen erwiesen wird, so wenig ist man berechtigt, an Mascagni den Maßstab der großen deutschen Leistungen anzulegen und ihn, wenn er vor solchen Ansprüchen nicht bestehen kann, für wertlos zu erklären. Man muß sich auf den Standpunkt des Komponisten, das heißt in diesem Falle auf den italienischen Standpunkt stellen und muß von vornherein darauf verzichten, Musik von reiner Schönheit zu hören. Hat

man erst Mascagni dieses Zugeständnis gemacht, so wird man auch nicht umhin können, ihn für ein Talent, vielleicht sogar für ein großes Talent zu halten.

Dem Texte der Cavalleria ist von keiner Seite die Anerkennung versagt worden, daß er in seiner Art ein kleines Meisterstück sei. Diese schlauen Italiener wußten recht wohl, daß Kürze des Witzes Seele ist, und sie haben sich, wie der Erfolg lehrt, in ihrer Weisheit auch nicht betrogen. Was sie geschaffen haben, ist natürlich kein Drama. Eine tragische Handlung braucht zwar nicht vierundeinhalb Stunden zu dauern, sie kann aber auch unmöglich in einer bis anderthalb Stunden zur vollen Entwicklung gebracht werden. Kann also auch die Cavalleria keine Tragödie heißen, so enthält sie doch immerhin den Keim einer Tragödie, da ihre Gesamtanlage von überraschender künstlerischer Vernünftigkeit Zeugnis ablegt und alle Charaktere soweit individuell geprägt sind, als das die engen Grenzen zulassen.

Das Vorspiel ist bemerkenswert dadurch, daß es Turiddus Ständchen und somit gewissermaßen die Exposition in sich schließt. Es ist das nicht nur rein äußerlich betrachtet eine geschickter Einfall, sondern das Ständchen zeigt Mascagni auch gleich von einer vorteilhaften Seite. Gewiß bietet es nur eine einfache, anspruchslose Melodie und eine Begleitungsfigur, wie sie an jeder Straßenecke zu finden ist. Man muß sich aber wohl hüten, über diese Musik überlegen zu spotten. Bei aller äußern Einfachheit und Gewöhnlichkeit lebt in ihr ein unverkennbar ernster und südlich heißer Geist. Schon die Wahl der Tonart spricht für Mascagni. Wäre er ein sentimentaler Schwächling, so hätte er seinen Turiddu unfehlbar zu As-dur, Des-dur oder Ges-dur greifen lassen.

Die Instrumentaleinleitung, die dem ersten Chore vorangeht, wechselt zwischen derb ausgelassener Heiterkeit und sanftern, tanzartig pastoralen Klängen und bietet so eine Art Gegenstück zu Beethovens bekannter Szene in der sechsten Sinfonie. Natürlich kann sich Mascagni an Adel des Ausdrucks nicht mit dem großen deutschen Meister messen; Beethoven schildert ideale Landleute, Mascagni derbe, vielleicht auch etwas schmutzige sizilianische Bauern, die darum aber nicht weniger feurig und warmblütig sind und sogar ihren Schalmeien süß schmeichelnde Töne zu entlocken verstehen. Freilich raubt hier wie überall die teilweise Roheit der Instrumentation den Ideen Mascagnis ihren besten Reiz. Jeder gewandte deutsche Kapellmeister wäre aber imstande, die schlimmsten Fehler zu beseitigen.

Das Chorsätzchen der Frauen „Duftig erglänzen Orangen" offenbart die Eigentümlichkeit Mascagnis zum erstenmal in ihrer ganzen Seltsamkeit. Auf einem Basso ostinato steigen im Orchester ungewohnte harmonische Folgen in die Höhe und dann Schritt für Schritt wieder in die Tiefe, dabei mit einer Keckheit und Selbstverständlichkeit über die eigentümlichsten Komplikationen hinweggehend, die geradezu verblüfft. In diese seltsamen Harmonien hinein

schreibt nun der Komponist eine sich wiederholende, einfach gehaltene, anmutige Chormelodie, die sich in den Satz des Orchesters einfügt, als ob das so sein müßte. Man schüttelt beim Durchlesen den Kopf, liest wieder und wieder und muß sich schließlich gestehen, daß der Italiener in seinem dunkeln Drange eben doch etwas wahr gemacht hat, was keiner unsrer deutschen Komponisten so leicht gewagt hätte. Er erreicht sein Ziel nicht ohne Härten, aber er erreicht es doch so, daß man ihm Zustimmung, vielleicht auch etwas Bewunderung nicht versagen kann. Denn seine Härten entspringen hier wie überall sonst nicht etwa der Sucht, originell zu sein, sondern sie sind Ausfluß einer rücksichtslosen Kraft, die schnurgerade ihren Weg geht, unbekümmert um das, was sie unter ihren Füßen zertritt, da sie noch nicht von einer sich selbst klargewordnen künstlerischen Einsicht gezügelt wird.

Daß Mascagni auch ungetrübt schöne Musik in sich trägt, beweist das Chorsätzchen der Frauen „O süße Lenzesluft" und das der Männer „Eurer feurigen Augen Glanz." Beide Perioden umfassen ja nur je acht Takte, enthalten aber in diesen engen Grenzen Musik, die vom Herzen kommt und zum Herzen spricht. Des dreifachen und doppelten Kontrapunktes am Schluß des Chors sei nur Erwähnung gethan als einer „Spielerei," zu der eben doch nicht jeder das Zeug hat.

Das das Auftreten Santuzzas begleitende instrumentale Largo mag vielleicht Bedenken erregen wegen der Verwendung der Bässe. Wie will Mascagni den tragischen Bösewicht charakterisiren, wenn er seine Bässe schon bei den Weibern ausgiebt? Aber man darf nicht vergessen, über diesem Tadel den sonstigen Vorzügen des kurzen Instrumentalsatzes gerecht zu werden, der einer ernsten Stimmung Ausdruck giebt, harmonische Gedanken von Wert enthält und auch das erstemal jenes kurze, süße Motiv bringt, das wohl Santuzzas unglückliche Liebe charakterisiren soll. Im Gespräche mit der Mutter wirkt Santuzza rührend durch die schlichte Einfachheit ihrer Bitten, und nun tritt auch schon stellenweise jenes breite Pathos und ein Anflug jenes tragischen Ernstes hervor, der Mascagni auszeichnet.

Das Lied des Fuhrmanns Alfio, das sich unmittelbar anschließt, ist eine der seltsamsten Erfindungen, die ich kenne. Erst diese Einleitung! Man würde sich verpflichtet fühlen, fortwährend mißbilligend den Kopf zu schütteln, wenn nicht alles so blitzschnell vorüberrauschte, daß man gar keine Zeit hat, sich umständlich zu beschweren. Und überdies, wenn das abschließende E-moll im Sturm erreicht ist, muß man sich zwar sagen, daß es über Stock und Stein ging, und daß der Wagen in allen Fugen krachte, daß die Fahrt aber doch kühn und kraftvoll war. Und in derselben Art geht es weiter bis zum Schluß. Rauheiten, Härten, harmonische Kühnheiten, Stellen, die selbst einem Meister ersten Ranges zur Ehre gereichen würden (die harmonischen Folgen über den Baßtriolen), und ein unaufhaltsam hinstürmender melodischer Fluß vereinigen

sich zu einem Eindruck von fortreißender Kraft. Es fährt sich nicht immer angenehm mit diesem sizilianischen Fuhrmann, es giebt Beulen links und rechts; aber ein ganzer Kerl ist er doch, wenn er auch nicht so gesittet dreinschaut wie ein Berliner Droschkenkutscher. Man hüte sich aber ja, nur nach dem zu urteilen, was man so gewöhnlich in unsern Theatern zu hören bekommt. Sobald unsre Durchschnittskapellmeister die Cavalleriapartitur auf dem Pult erblicken, schlägt ihr Herz feuriger, und sie sagen sich: „Aha, italienisch! Also heute einmal südliche Glut und Leidenschaft! Wir habens ja.“ Das heißt dann in nüchternes Deutsch übertragen: Dann und wann ein willkürliches Rubato und im ganzen überhetzte Tempi. „So schnell als möglich“ ist die Losung. Daß dabei nichts herauskommt als ein unklarer Wirrwarr und das beste verloren geht, nämlich die Kraft des Ausdrucks, thut nichts zur Sache. Der Triumph liegt darin, den Fuhrmann womöglich im gestreckten Galopp ans Ziel zu hetzen.

Orgelklang — das Volk schickt sich an zu seinem Ostergebet, dessen musikalische Gestaltung ebenso sehr Widerspruch wie Bewunderung herausfordert. Gleich das erste, von den Blechbläsern häßlich begleitete „Laßt uns preisen“ ist zwar nicht ganz ohne Härten, aber es bringt auch eine stattliche Reihe von guten harmonischen Ideen und eine zweimalige Kadenzirung von großer Kraft. Santuzzas führende Melodie — mag sie auch nicht durchaus rein und edel sein — bewegt sich eben doch in großen Linien, und darunter hin wogt die Begleitung frei und kräftig mit ausgesucht schönen Bässen. Ganz dasselbe gilt für die unmittelbar folgende zweimalige harmonische und melodische Steigerung. Es wäre mehr als philiströs, hier den klassisch Verwöhnten spielen zu wollen. Wer nach dem unterbrechenden $^6/_8$ Takt erklärt, daß ihm die Sache nun zu gewöhnlich werde, mag ja in seinem Recht sein; mich aber stößt das aufgebauschte Wesen ab. Bis zu diesem Punkte hält sich Mascagni mehr als wacker. Wer dieser Art von Musik seine Zustimmung versagen will, dem bleibt nichts andres übrig, als ohne weiteres auch die Stumme von Portici, die Hugenotten, den Tell und Gounods Faust aus der Reihe der beachtenswerten Werke zu streichen. Daß es nicht an Fanatikern fehlt, die zu einem solchen Schritte nicht nur erbötig sind, sondern ihn sogar mit Freuden thun, beweist noch nicht, daß sie darum auch Recht haben.

Santuzzas Romanze „Als Euer Sohn einst fortzog“ gleicht erst etwas der Umarmung der Sphinx, die, während sie den Mund mit heißen Küssen labt, den Leib mit scharfen Krallen peinigt. Von Anfang an nimmt den Hörer eine schwermütige Stimmung gefangen, aber allerhand Rauheiten und Unebenheiten lassen den Eindruck wieder nicht rein werden. Erst mit dem sanft beginnenden „Mich liebt er“ sind die störenden Elemente überwunden, und Santuzza erhebt sich sogar für einen Augenblick zu imponirendem Pathos. Mutter Lucia ist tief erschreckt durch die schlimme Kunde und giebt dem in

ernster Weise Ausdruck. Ließe sich Mascagni nicht durch die disperazione Santas doch noch zu einem weit ausgreifenden theatralischen A-dur und später zu ähnlichem unwahrem Firlefanz verleiten, so könnte die ganze Szene ergreifend genannt werden.

Die leidenschaftliche erste Auseinandersetzung Santas und Turiddus geht rasch vorüber, offenbart aber in drohend aufsteigenden Akkorden und wuchtigen Accenten dramatische Kraft. Turiddus „Höre Santuzza, reize mich nicht" ist nicht gerade imponirend. Die Antwort der gequälten Santa scheint denselben Ton fortführen zu wollen, denn sie beginnt mit jener Art von Sexten, die uns in der italienischen Oper ältern Stils auf Schritt und Tritt anwidern. Der deutsche Musiker, der diese Sexten hört, wendet sich verächtlich ab. Was kann weiter Gutes kommen nach solchen Banalitäten! Für diesmal behält aber der Italiener Recht, denn schon im übernächsten Takte wird der Ausdruck Santas ein andrer, und alsbald ist die kurze Phrase zu einer rührenden Äußerung tiefen Schmerzes geworden. Bei der Wiederholung verdirbt sich Mascagni allerdings den ganzen Eindruck durch eine verzerrte Kadenz und dadurch, daß er Santa und Turiddu unisono in die Höhe hinaufschraubt. Das wirkt natürlich theatralisch abstoßend.

Lolas Liedchen „O süße Lilie" ist harmlos, wird aber ausnahmsweise durch geschickte Orchestration in seiner Wirkung unterstützt. Nachdem Lola noch einige Bosheiten verübt hat, geht sie in die Kirche, Turiddu und Santa sind allein und beginnen ihre große Auseinandersetzung. Man hat sich daran gewöhnt, Santuzzas „Nein nein, Turiddu" als einen ziemlich ordinären Reißer anzusehen, und ein Mann, der etwas auf seine musikalische Reputation giebt, wird nicht so leicht einräumen, daß hier Musik von Wert vorliege. Es ist aber bei Lichte besehen gar nicht so schlimm mit dieser Trivialität, die hauptsächlich durch das äußere Gewand verursacht wird, das Mascagni seinem Gedanken umgeworfen hat. Man betrachte sich nur dieselbe Phrase im Vorspiel, wo sie ohne die abgenutzte Sechzehntelbegleitung in ruhig getragner, einfacher Weise auftritt, und man wird sich gestehen, daß sie an sich durchaus nicht übel ist. Natürlich wenn sie unmittelbar darauf (im Vorspiel) als Sostenuto e Grandioso einherstolzirt, ist sie nicht wiederzuerkennen. Ganz so geht es im Duett. Mascagni verdirbt sich sein Bestes selbst durch seinen schlechten Geschmack. Er hat wirklich gute Einfälle, seine Santa klagt in rührenden Tönen. Wie kann aber ein reiner Eindruck zustande kommen, wenn jeder Aufschwung in einen unisono gesungnen, schlecht opernhaften Schluß ausmündet, und wenn schließlich der Hauptgedanke zum aufgeblasenen Maestoso wird? Welcher Wirkung Mascagni fähig ist, wenn er die häßlichen italienischen Gewohnheiten beiseite läßt, beweist der Schluß der Szene, das drohende „Hüte dich" Turiddus, der Fluch Santas und vor allem das kurze Orchesternachspiel, für das ich nur eine Bezeichnung weiß: großartig.

Alfios Racheschwur kommt bei den Aufführungen in unsern Theatern meist ebenso wenig seinem eigentlichen Werte nach zur Geltung wie das Fuhrmannslied. Außer dem gewohnheitsgemäß überhetzten Tempo trägt aber Mascagni hier selbst die Schuld. Diese tremolirenden oder in Triolen auf- und abjagenden Bässe sind ja auf dem Papier sehr schön gedacht, in Wirklichkeit aber rauben sie den harmonischen Folgen alle Klarheit und verzerren den Eindruck, anstatt ihn zu vertiefen. Dem eigentlichen musikalischen Gehalte nach steht dieser leidenschaftlich wilde Zwiegesang Santuzzas und Alfios auf der Höhe des Nachspiels zum Duett, auch er ist — rund heraus gesagt — großartig. Die kurze a capella-Stelle am Schluß ist nichts als ein kleines Fleckchen an einer schönen Statue.

Über das bekannte Intermezzo heute noch unbefangen zu urteilen, da die Drehorgeln ihm allerwärts ihren mütterlichen Schutz haben angedeihen lassen, ist nicht leicht. Ich meine aber, daß jeder, der nicht überspannte Ansprüche stellt oder den Vornehmen herauskehrt, an dem Reize dieser Melodik Gefallen finden und — wenn er nur musikalisch genug ist — den abwärts schreitenden Bässen des Schlusses das Zugeständnis machen muß, daß sie ernst und nicht gewöhnlich seien. Die bedeutungsvolle Wirkung des Intermezzos in der Oper selbst liegt vielleicht darin, daß es Mascagni versteht, die tragische Erregung der vorhergehenden Szene allmählich und unvermerkt zu den idyllisch heitern Chorsätzen der folgenden hinüberzuleiten und so zu gleicher Zeit die eine Stimmung ausklingen zu lassen, während er die andre anknüpft.

In seinem Trinkliede zeigt Turiddu sich noch einmal als der feurige Bursche, der er ist (den Zusatz von Trivialität übersehen wir nicht), aber Alfio kommt und bereitet der Gemütlichkeit ein jähes Ende. Die Antwort, die er Turiddu giebt, enthält das einzige Beispiel, daß Mascagni einer ernsten Situation nur durch Geschraubtheit beizukommen weiß. Aber er macht den Fehler schnell wieder gut durch das Ausmalen der bangen Stimmung, die auf Alfios Weigerung folgt. Die weitern Szenen zeigen Mascagni nicht mehr von einer eigentlich neuen oder besonders hervorragenden Seite. Turiddus Reue und Beklemmung malt sich wohl gut in den flirrenden Violinfiguren, und die Bitte um den Segen der Mutter kann sogar für schön gelten. Aber dann kommen kurz vor Thorschluß noch bedenkliche Sentimentalitäten. Während Alfio und Turiddu hinter der Szene auf Tod und Leben kämpfen, führt Mascagni im Orchester eines seiner gefürchteten Maestoso e Grandioso vor, indem er diesmal Santuzzas wehmütige Klage aus der Romanze den Posaunen preisgiebt. Aber trotz alledem: der ganze Wurf des Schlusses ist viel zu energisch und wuchtig, als daß man sich seiner Stimmung bei allen Bedenken im einzelnen entziehen könnte. Ehe man sich recht besonnen hat, verbreitet sich die Schreckenskunde von Turiddus Tod in unheimlichem Gemurmel; ein jäher

Aufschrei, und in donnerndem Unisono besiegelt das Orchester das Unheil, das über Santuzza und Lucia hereingebrochen ist.

Die Cavalleria ist das Werk eines noch unreifen, aber feurigen und hochbegabten Geistes. Daß keine der weitern Opern Mascagnis mehr einen gleichen Erfolg zu verzeichnen gehabt hat, will bei einem nach so jungen Komponisten nichts bedeuten. Es ist ja die Regel, daß auf übermäßige Erhebung ein entsprechender Rückgang eintritt. Deshalb glauben zu wollen, Mascagni habe sich ausgegeben, wäre verfehlt. Die Schlappen sind ganz gesund für ihn, denn sie zwingen ihn — wenn er ehrgeizig ist, und das scheint er ja reichlich zu sein —, tüchtig weiter zu arbeiten, um sich die Sporen immer wieder aufs neue zu verdienen. Wenn er es fertig bringen sollte, seinen Geschmack zu veredeln, wie das Verdi in so erstaunlicher Weise, leider nur zu spät, gelungen ist, so wäre er imstande, uns Werke zu bescheren, an denen man seine ungetrübte Freude haben könnte.

(Fortsetzung folgt)

Schimi

(Fortsetzung)

Die Begeisterung hielt an bei Franzi. Am zweiten Tage hatte Janko einen Hauch von Farbe in die Zeichnung gebracht, und dann war Sell, der Kunsthändler, gekommen. Er war entzückt und machte Franzi ein Kompliment übers andre. Sie ging weg und ließ die Männer allein, aber am andern Morgen trat sie schon mit der Frage ein, was sie noch verhandelt hätten. Schimi saß auf auf dem niedrigen Hocker und rauchte, die Leinwand für das Bild war noch nicht aufgespannt. Er zog die Schultern in die Höhe.

Fader Kerl! Thut wie besessen wegen der Skizze, als obs was besondres wär. Wenn das Bild fertig ist, will er sie auch haben, will allein dafür zweihundert Mark zahlen und was nicht alles, und ich, wenn ich wollt, ich würd ihm was hinmalen, daß er ganz still thät werden und schaun!

Dann thun Sie doch wollen!

Meinen Sie, Kind? Wie macht man denn das, wollen?

Franzi überlegte: Wie unser Brauner daheim den Fuß verletzt gehabt hat, damals in der Ernte, und der Tierarzt gekommen ist, gerad wie von den Mannsleuten keiner am Hof ist, und die Mägde alle davongelaufen sind vor Angst, wie ich sie gerufen hab, und ich bin hingegangen und hab dem Roß den Huf aufgehoben, da hab ich gewollt.

Er lächelte. Von Franzi ging Kraft aus, wie von der Sonne Wärme ausgeht. Da haben Sie halt eine deutliche Vorstellung von der Notwendigkeit

gehabt, sagte er. Wollen ist das Bewußtsein der Notwendigkeit, aber ich habe keins. Warum soll ich malen? Es malen Leute genug. Essen und satt werden, das ist das Leben, alles andre sind vapeurs — so sagen die Franzosen zu all dem eingebildeten Sach, das man riecht ohne Nase — Sie wollten ja doch Französisch lernen! Metzger sein ist deswegen noch das gescheitste, da kriegen doch die Leut was zu essen. Aber weil ich nit Metzger sein mag, weil ich nit alleweil schmutzige, stinkige Händ haben mag, deswegen wird eh nichts aus mir.

Jetzt kam er Franzi doch selber ein wenig fad vor, der große Meister Janko, der dasaß mit den großen, kräftigen Händen und nichts that, während Gott und die Menschen nur darauf warteten, daß man etwas von ihm zu sehen bekäme, um ihn berühmt und reich zu machen.

Sie drehte sich um nach dem Fenster. Die müssen begossen werden, sagte sie, und fing an, aus einem Krug Wasser die Geraniumstöcke zu begießen.

Er sah ihr zu.

Dank auch schön! sagte er, als sie fertig war.

Bitt schön, wofür auch!

Daß Sie mich keinen Trottel geschimpft haben, denn das hätten Sie doch so gern mögen!

Sie sah ihn an und lachte erleichtert: Ja, weiß Gott!

Was wollen Sie denn, daß ich thun soll, damit Sie nur wieder zufrieden mit mir sind?

Arbeiten! fuhr sie ihn an. Aber dann schämte sie sich ihres heftigen Teilnehmens und fing an, zwischen den Sachen zu räumen, die herumlagen.

Schimi erhob sich lächelnd mit absichtlicher Schwerfälligkeit, legte die Cigarette beiseite und fing an, an der Leinwand zu nageln. Da klopfte es.

Verwünscht! murmelte Schimi. Ah, Kelety, grüß dich Gott, du willst meinen Hut? Aber bring ihn wieder vor Mittag oder wenigstens bis ein Uhr, weil ich ins Café will.

Dank schön, habe schon neuen Hut alt gekauft. Ist gut für Kelety. Wenn man Ungarn begrabt, braucht er keinen Hut.

Willst du dich hängen?

Ja!

Heute?

Heute nicht mehr.

Ja, warum jammerst du dann so?

Weil ich Kitschmaler bin.

So laß halt das Kitschmalen und mal was gescheites.

Willst du das kaufen, wenn ich was gescheites male?

Dein Kalenderfex, der solls kaufen.

Kelety lachte laut. O ich habe den Ratos gemalt, sagte er, den Griechen, auf ein Plakat, wie er steht und in die Falten von seiner meerweiten Hosen greift. Und die langen Schuh hab ich gemalt, wo die Spitzen gar nicht mehr wissen, wem sie gehören, weil sie so weit weg sind vom Leben. Wie angekleideter Aff steht er da, und rauchen thut er. Hätte ich selber gleich hundert Mark zahlen mögen für das Ding. Und mein Kalenderfex, was sagt der? Junge Damen soll man malen, für jungen Mann interessirt sich niemand. Aber was hast du gemacht, Schimi? Das ist schön!

Er trat auf die Skizze zu. Für den Sell? Schau schau, der bezahlt gut und läßt dich in Ruh mit seinem Besserwissen.

Der und mich in Ruh lassen? Kein Schein! Willst du fünfhundert Mark verdienen? Mach du es fertig! Soviel hat er von vornherein geboten, weil ers sich sichern wollte. Nachher, wenns fertig wär, krieget ich wohl das doppelte. Und ich bins müde, bevor ich angefangen hab!

Kelety schwieg, die Hände in den Hosentaschen. Janko, du bist ein Esel! sagte er dann.

Desto besser für dich! Willst du?

Ach dummes Zeug! Wart ein wenig — so, es sieht schöner aus!

Er hatte Franzis Bild genommen und an den Boden gestellt, in den Halbschatten.

Nein, rief Janko, es muß auf die Staffelei! So in einen Winkel, einen Perserteppich davor, Blumen gestreut und zuletzt noch Musik hinter der Szene, das ist für die Dummen. Giebs her!

Laß stehen, sag ich, es sieht gut aus. Was meinen Fräulein, sieht es nicht gut aus?

Franzi nickte, immer von ihrem Sitz aus.

Siehst du, sie sagts auch!

Ja, warum rufst du auch ein Mädel auf, wenn du ein Urteil haben willst! Das versteht sich doch, daß sie nicht nein sagen wird, wenn du sie fragst.

Franzi stand auf. Verstehen thu ich nichts davon, sagte sie, aber wenn ich auf dem Herrn Kelety seine Frage jasage, so thu ich es, weil es mir halt so gefällt, wie es dasteht.

Ja ja ja — ihr habt ja natürlich Recht! rief der Janko und lief in die hinterste Ecke, wo er doch gar nichts zu thun hatte.

Franzi schaute ihm nach, mit einem Blick, der ihn bis dicht vor sie hinzwang, als er kehrt machte. Dann stand er mit einem halben Lächeln vor ihr, als ob er sagen wollte: Nun Kind, was willst du?

Wie Sie jetzt zugestimmt haben, sagte Franzi, ists noch eine ärgere Grobheit gewesen als vorhin, wo es hat bedeuten sollen, ein Mädel wäre zu feig, ein Urteil zu geben. Jetzt haben Sie gemeint, mit Weibern soll man gar nicht zanken, die haben ja doch nicht den Verstand, um mit ihnen zu einem vernünftigen Schluß zu kommen, man muß schaun, daß sie zufrieden sind! — Sie sah ihn zornig an.

Sie haben Recht, sagte er leise. Was soll ich weiter sagen! Sie haben Recht auch mit dem letzten — du hast Recht!

Seine Stimme und seine Augen wurden immer dringender, auch als sie die ihren abgewendet hatte, weil der Groll noch immer darin funkelte. Dann fühlte sie seinen suchenden Händedruck, und als er darauf mit Kelety zur Thüre ging, begegnete sie seinem siegreichsten Blick: Du bist mir doch ein wenig gut, mein Kind, warum würdest du sonst meinetwegen so in den Harnisch geraten sein? sagten seine Augen.

Das ist eine Herbe, sagte Kelety draußen, aber so, daß es Franzi hörte; die solltest du malen als Göttin der Gerechtigkeit! Und dann antwortete Janko: Geh, es ist nicht so schlimm, die Weiber posiren ja alle!

Lustig kam er wieder herein und stellte die Leinwand zurecht.

Franzi, du schaust so tragisch daher, wahrhaftig, wie der jüngste Tag, für dich muß der Sell ein paar hundert mehr zahlen.

Mich bezahlen, sagen Sie?

Um Gottes willen, Kind, wer sagt denn etwas von dich bezahlen?

Sie wärens imstande!

Er fuhr sich mit der Hand über den Schädel. Was für ein Wetter, was für ein Wetter, und nirgends ein Regenschirm! So, und da klopft es auch noch — hol euch der Geier alle mit einander!

Geld willst du? fuhr er ein kleines Mädchen an, das er durch die geöffnete Spalte erkannte. Das ist aber schon lange her, daß du bei mir gestanden bist!

Ja, und so lange wart ich schon auf mein Geld.

Dann will ich dir was sagen. Er stülpte seinen Geldbeutel um in die flache Hand — zählts nach, fünfundsechzig Pfennig, mein Mittagessen, mehr hab ich nicht, willst du das nehmen?

Das Kind schwieg, schob die Hand zurück und ging. Man hörte sie schwerfällig die Treppe hinuntersteigen in den großen Schuhen, die ehemals dem Janko gehört hatten, und die immer eine halbe Sekunde früher niederklappten, ehe der Fuß des Kindes die Stufe berührte.

Sie war die hölzerne Stiege noch nicht ganz hinunter, da klopfte es schon wieder, und ein Alter trat ein, der aus Höflichkeit oder unter der Last der Jahre gebückt ging, vielleicht aus beiden Gründen.

Sie erlauben schon, Herr Janko, mein Schwiegersohn sagt, jetzt, wenn der Herr Janko den Spiegel nicht zahlen, soll ich ihn wieder heimtragen.

Diesmal lachte der Schimi wie ein Kind.

Der Spiegel ist im Pfandhaus, schon seit vier Wochen, wird auch nicht viel wert gewesen sein, fünf Mark hab ich bekommen, keinen Pfennig mehr.

Er war so belustigt und schaute auf Franzi, ob etwas so komisches nicht ihre richterliche Miene zu seinen Gunsten umwandeln könnte. Widerwillig lächelte sie auch und bewirkte damit einen neuen Ausbruch des Vergnügens bei ihm.

Nur der Alte sah verändert aus, saß still und zusammengefallen auf einem Hockerl, und weil es keine Lehne hatte, bog er sich gebrechlich vornüber gegen seine Kniee. Janko rollte sich neben ihn hin, und so auf dem Leibe liegend, sah er ihm von unten ins Gesicht.

Brauchst du ihn denn gar so notwendig, Vatterl?

Sie machen mich elend daheim —. Was sonst noch aus seinem Munde kam, waren undeutliche Laute.

Janko warf den Kopf wie Pferde, wenn man ihren Kurs ändert. Er zerrte an dem Taschenbuch in seiner Brusttasche, daß es vor ihn auf den Boden fiel. Dann riß er, ohne sich aufzurichten, ein Blatt heraus und schrieb.

Wieviel war der Spiegel wert, Alter? Zwanzig Mark?

Er schrieb wieder und faltete das Blatt. So, das ist an den Sell, du weißt schon, in der Maximilianstraße. Siehst du das angefangne Bild da? Das will er haben, wenns fertig ist. Ich hab ihm geschrieben, er soll dir fünfundzwanzig Mark auszahlen, und wenn er das nicht will, kriegt er das Bild nicht. Den Zettel da kann er gleich behalten als Quittung über die Anzahlung, die er mir damit macht.

Dann sprang er auf. Geh, Vater, sei nit fad! fuhr er fort, weil der Alte zu zittern anfing und nach seinem Rock griff, um ihn zu küssen. Geh, mach dich fort, daß ich an die Arbeit komm, und grüß den Sell von mir. Die fünf Mark, die übrig sind, gehören dir. — Er schob ihn an den Schultern bis zur Thür. — Wart, noch einen Schluck Ungrischen; wird dir nichts

schaden. Kein Glas brauchts nicht, schau her. Er that einen Zug aus der Flasche, die er vom Wandbrett nahm, und gab sie dem Alten, der sie mit unsichern Händen an den Mund setzte; dann schob er ihm zur Thür hinaus und schloß sie hinter ihm.

Als er die Flasche wieder an ihren Ort gestellt hatte, näherte er sich der Franzi. Sie saß auf dem Podium am Fenster und hatte die eine Hand auf den Rand des Podiums gestützt. Er ließ sich auf dem Boden nieder und legte den Kopf neben ihre Hand. Von Zeit zu Zeit rührte er sie leise mit den Lippen an und schaute der Franzi unverwandt nach den Augen. So ohne Worte, nur mit den Blicken, belagerte er sie eine Weile; da hob sie die Hand und strich ihm damit über den Kopf. Aber mitten in der Bewegung stockte sie und faßte seine Haare mit einem gewaltsamen Ruck in die Faust zusammen.

Sag, was ist jetzt mit dem da, ist er ein Lump oder nicht?

Was hat er denn gethan, der Schimi, daß du so bös mit ihm bist?

Sie stieß seinen Kopf an dem Haarbusch zurück, den sie gefaßt hatte, und sagte zornig: Die Weiber posiren ja alle!

Also deswegen ists, daß du mich anschaust wie der Erzengel Michael den bösen Feind? Was seid ihr für ein wunderliches Volk, ihr Weiber!

Freilich, ich stehe für dich ein wie deine Schwester, ich nehme mirs zu Herzen, wenn du nichts machst und nichts wirst und mit deinem Vater im Zwist lebst. Ich laufe der Base davon und setze mich daher, nur damit du zu was kommen sollst. Und dann braucht nur einer herzugehen und zu spotten, nicht entgegentreten thust du ihm, auch noch einstimmen mußt du in seinen Hohn!

Was hätt ich denn sagen sollen? Ich kann mich doch nicht mit jedem Hergelaufnen in einen Streit einlassen wegen deiner. Wie ich dich hoch halte als eine Ausnahme in deinem Geschlecht, das kann ich ihm doch nicht erzählen, so zwischen Thür und Stiege, und außerdem, es wären Perlen vor die Säue geworfen!

Warum soll denn ich eine Ausnahme sein von meinem Geschlecht?

Weil du die Dinge ordentlich ins Auge fassest, weil du nachdenkst und dann auch handelst und etwas wagst für das, was du dir ausgedacht hast.

Ach geh, so sind die Frauen bei uns alle, die Base ausgenommen, die ein armer Tropf ist von Geburt. Aber du denkst, mit Honig fängt man Mücken, und wenn du mir schmeichelst, so werd ich zu allem jasagen und dir meine eigne Meinung verkaufen wie Esau sein Erbrecht. Man muß ihr nur sagen, daß sie eine Ausnahme ist unter den Weibern, dann läßt sie das unbequeme Gerede von den Frauen, die man nicht wie Kinder nehmen darf, so wenig wie Männer, denkst du. Ich werd es gar nicht merken, daß du mich mit dem Köder zum Spielzeug hast machen wollen, meinst du!

Sie konnten zu keinem vollen Frieden kommen an diesem Morgen, und auch mit der Arbeit war wenig geworden, als Franzi am Mittag fortging. Es wären auch alleweil Leute gekommen, meinte Janko, da könnte kein Mensch was gescheites zusammenbringen.

6

Am andern Morgen, ehe sie in die Georgenstraße ging, suchte Franzi das Beutelchen vor, worin sie ihr Geld von daheim verwahrte. Sie wollte Janko fragen, wo das Kind mit den großen Schuhen vom vergangnen Morgen wohnte.

Daß es so geduldig gegangen war und dem Schimi sein Mittagessen gelassen hatte, hatte sie gerührt. Aber schon unten an Jankos Treppe vernahm sie ein wunderlich gährendes Geräusch, das wie ein Gewirr von vielen unterdrückten Stimmen klang, und oben vor Schimis Thür drängte sich ein Menschenknäuel.

Man ließ sie durch bis zur Thür, aber drinnen regte sich nichts, und während sie klopfte, verstummte auch das Reden um sie her. Dann brach der ganze Haufe in ein lautes Gelächter aus. Der hat uns alle auf einen Tag bestellt und will uns aufsitzen lassen! rief eins.

Franzi zog sich etwas von der Thür zurück und ging außerhalb des Kreises mit kurzen Schritten auf und nieder. Das Kleid hielt sie mit der Faust zusammengefaßt, als ob sie fürchtete, an etwas unsaubres zu streifen.

So vor der Thür eines Malers zu stehen und zu warten mit den Modellen! Sie hatte sich Janko aus freien Stücken angetragen, ihm ein Geschenk machen wollen, wie es auf der runden Erde weiter keiner konnte, denn durch dieses Bild hatte sie erreichen wollen, daß seine Hand Ruhm und Reichtum ergriffe, die für ihn so nahe lagen und doch nicht sein wurden, weil zum Malen „noch mehr Charakter gehörte als Talent." Und dann die Versöhnung mit seinem Vater! Es war der Franzi gar so ernst gewesen, und nun war er fortgelaufen! Vielleicht saß er irgendwo im Café, und hatte sie vergessen!

Einer aus dem Haufen, ein langer, zottiger Italiener, trennte sich von den übrigen und ging der Treppe zu. Im Vorübergehen rief er sie an: Nix warten, kleine Fräulein, Schimi nix kommt!

Aber jemand anders kam die Treppe heraufgesprungen. Es war der Deutsche aus dem rechts anstoßenden Atelier. Franzi zog sich unwillkürlich in den Schatten an der Wand zurück. Der Baier streifte die Gruppe und lachte; Janko gab wieder eine von seinen unentgeltlichen Massenvorstellungen! Dann wurde er der Franzi gewahr. Er sah sich mehrmals nach ihr um, und als er sein Atelier aufgeschlossen hatte, kehrte er um.

Wieviel kriegens die Stund? rief er ihr zu.

Franzi zuckte zornig zusammen. Sie kämpfte mit Thränen und blickte zu Boden.

Der Baier drehte ihr den Rücken und ging, als er sah, daß sie nicht antworten wollte. Aber die zunächststehende Frau mit dem gestreiften Tuch um den Leib kam ihr vertraulich näher. Schulter an Schulter mit ihr an die Wand gelehnt, begann sie zu fragen: Fräulein haben auch etwas ausstehen beim Janko?

Da schnellte Franzi von der Wand empor und floh die Treppe hinunter. Planlos lief sie über die Schwabinger Landstraße. Die hohen Pappeln zur Rechten und Linken hatten mit ihren grünen Uniformen, in ihrer würdevollen Regelmäßigkeit etwas beruhigendes, sie standen da, als wären sie des lieben Gottes bewährte eidgetreue Schutzmannschaft. Aber Franzi grollte mit allem, und weil sie es am meisten mit sich selber that, so war ihr sehr übel und zum Hängen qualvoll zu Mute. Zuweilen begann sie innerlich eine Rede an sich selbst zu halten: Franzi, du Dummkopf, dich eben hats gebraucht, von deinem Dorf hast du hereinkommen müssen, um diesem Käferlein den Strohhalm zu reichen! Einen Menschen retten, einen Künstler groß machen, gelt, Franzi, das wär so ein Geschäft für dich gewesen. Jetzt schau, was deine Hilfe ist, wie ers wertschätzt, wie er darnach verlangt, grunddummes Ding, die du gemeint hast, du könntest etwas helfen, die du gemeint hast, es hinge an dir! Dann

kamen wieder, wie ein Strudel, andre peinigende Gedanken, die den Zorn von der eignen Person ablenkten, ohne sie zu erleichtern.

Wie sie so hinging, stieß sie auf den Kelety, der sich ihr anschloß.

Wissen Fräulein nicht, sagte er, wo der Janko ist? Nein? Im Café, in der Engelsburg, im Atelier, bei der Base, ich weiß gar nicht mehr, wo ich gewesen bin; ich kenne alle Orte, wo der Janko hingeht, aber manchmal frißt ihn die Erde, scheints; man kann ihn nicht finden. Vielleicht sehen ihn Fräulein eher als ich. Ich hab ihm was sagen wollen — ihn warnen wegen dem Ratos; ist verzweifelt, armer Teufel! Fräulein kennen den Ratos, den Griechen? Ich hab ihn gemalt, wie er steht, die Cigarette im Mund — ach, ich erzählte Fräulein einen andern Tag. Gestern er ist mit dem Janko in Café Minerva gesessen — ich bin noch nicht dagewesen, und der Janko hat auf ihn hingeredet und gesagt: Wenn junger Grieche berühmt werden wollt, müßt er arbeiten, aber der Ratos thät ja alleweil nur lumpen. — Arbeiten thät er wohl, sagt der Ratos. — Warum bist nachher nicht daheim gewesen, wie ich an dein Atelier gekommen bin in einer so wichtigen Sach? fragt der Schimi. — Werden gewesen sein die Schuh vom Fest, das Wichtige, meint Ratos. — Nein, viel was wichtigers, sagt der Schimi, ich hab Auftrag vom Sell in der Maximilianstraße gehabt, ich soll ihm was besorgen für fünfhundert Mark, und weil ich sie doch zu vergeben gehabt hab, hab ich gedacht, die kleine Flora, von der du die Skizze hast verkaufen wollen für fünfzig Mark, wenn du sie ausführtest, ein paar hundert Mark könntest du schon verlangen; aber du bist halt nicht daheim gewesen, weil du gelumpt hast, und jetzt ist schon alles vorbei. — Ich hab draußen in Schwabing gezeichnet. Du hättest mir Zettel schreiben sollen, sagt Ratos. — Ich hab keinen Zettel gehabt! — Aber Hausmeister hätte Zettel gehabt! — Nein, hat keinen gehabt! — Dann will ich dir was sagen, Schimi, schreit der Ratos, dann hättest du, weil sichs darum gehandelt hat, mich zu retten, wenn auf der ganzen Welt kein Zettel wär zu finden gewesen, einen Baum ausreißen sollen, und ihn im Feuer verkohlen und an das Haus schreiben sollen: Ratos, der Schimi hat mit dir zu reden. Daß ichs doch gewußt hätt und mir jetzt nicht Gewalt anzuthun braucht, daß ich dir nicht ein Leid anthu! — Der Schimi hat gelacht, und der Ratos ist hinausgelaufen in den Schnee und nicht wieder hereingekommen. Wie ich komme ins Café, find ich ihn da. Kelety, hat er gesagt, versuchs einmal und sprich mit dem Schimi, ob er nichts mehr thun kann, daß der arme Ratos verdient, und nicht weg muß von Malerei und von München, und hat mir die ganze Geschichte erzählt. Du bist blind, ich glaube, sage ich, daß du den Schimi nicht kennst. Mir hat ers auch angetragen, heute morgen bei ihm im Atelier: Kelety, willst du dir fünfhundert Mark verdienen? Der Sell hat mir das Bild bestellt, aber ich bin müde dran! — Du bist ein Esel! hab ich gesagt. — Du bist ein Schuft, werde ich ihm sagen! schreit der Ratos und thut dabei mit den Händen so, daß ich meine, der Janko wäre gescheit, wenn er sich ein paar Tag nicht vom Atelier rührte, außer er ginge ganz in der Früh oder im Fiaker. Mit dem Messer oder mit der Faust zu ihm reden — so hat mir der Ratos gerade ausgesehen. Er ist ein Verzweifelter, und der Schimi hat die Zeit nit gut erraten, um ihn zum Narren zu haben, jetzt, wo sichs ums Leben handelt bei dem Griechen; fein schön ists nit gewesen vom Schimi.

Franzi sagte nicht nein. Sie neigte den Kopf in müder Zustimmung, selber wie ein geständiger Verbrecher.

Als Kelety gegangen war, bog sie hinunter zum englischen Garten. Sie ging ohne Ziel der Isar zu und stand nach langer Wandrung an den rauschenden Überfällen. Die Füße waren ihr müde geworden; sie legte die Hände auf die Holzbrüstung und neigte sich vornüber, gegen das Wasser zu.

Geschlossen wie Erzguß, mit dem Getöse von Millionen Stimmen warfen sich die Massen über die Wehre nieder: Gieb mir die Hand, faß an, halt dich an mir! — Nicht so schnell! schrie ein Strahl, nicht so schnell! — Vorwärts! antworteten die unten, daß es keine Lücke giebt, immer zusammenhalten, Mann an Mann! — Dann kanns nicht so arg werden mit dem Sturz, lispelten die Tropfen. — Ah, jetzt sind wir unten, nun vorwärts, wir habens noch weit, nur nicht ängstlich da oben! Und wieder bildete sich die gewaltige Krystallglocke aus Tropfen und Tropfen, um donnernd niederzufallen und unten mit Gelächter aufzuspringen.

Franzi legte den Kopf auf die Hände und lauschte. Der rauschartige Tumult unten steckte sie an. Sie verließ das Geländer und stieg im Geröll des Ufers nieder bis dahin, wo sich verwehte Tropfen in ihren ausgestreckten Händen fingen. Sie liefen ungeduldig auf der rosigen Handfläche hin und wieder und wollten zwischen den Fingern hindurch. Franzi hob die Hand an den Mund und trank die Tropfen mit ihren Lippen auf, und dabei kam ein Gefühl über sie, wie an jenem Morgen, als Schimi sie küßte. Wie die Wasserstrahlen im Sprung über das Wehr, so hatten sie sich zusammengeschlossen in der Begeisterung für ein gemeinsames Werk! Und jetzt sollte die Kraft schon verronnen sein wie eine Hand voll Wassers, die man auf den Sand gießt?

Sie richtete sich auf und folgte dem Lauf des Flusses auf München zu. Der Wildling! Er hatte Bäume ausgewurzelt irgendwo in seinem Lauf und führte die Trümmer mit sich. Aber mit derselben Kraft, mit der er zerstörte, konnte er auch wohlthätig sein. Man kann das Wasser in jede Form geben, von dem Gefäß, das es faßt, nimmt es die Form und die Farbe an. Es kann alles, das Wasser, nur nicht selbständig stehen, ganz wie der Schimi!

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die gefährlichen Ratgeber noch einmal. Im 14. Heft hatten wir einen Artikel der Hamburger Nachrichten, den wir in einem andern Blatte fanden, kritisirt, ohne den Ursprungsort zu nennen. Trotzdem antworten die Hamburger Nachrichten darauf in Nr. 86. Um sie ausführlich zu widerlegen, müßten wir zwanzigmal gesagtes wiederholen, was wir aus Rücksicht auf unsre regelmäßigen Leser nicht gut können; wir beschränken uns daher darauf, nur ein paar Sätze zu glossiren.

Vorher eine allgemeine Bemerkung. Die Hamburger Nachrichten reden natürlich wieder immer bloß von der Sozialdemokratie. Uns sind das marxistische Programm des größten Teiles der deutschen Lohnarbeiter und ihr Parteiname gleich-

giltige Nebensachen. Arme Leute, die viel geplagt sind und keine Aussicht auf Besserung ihrer Lage haben, trösten sich stets mit phantastischen Hoffnungen, und es ist gleichgiltig, ob sie das tausendjährige Reich, oder das neue Zion, oder den kommunistischen Zukunftsstaat vor sich sehen. Als politisch wichtig erscheinen uns folgende Dinge: die ungeheure Zahl besitzloser Lohnarbeiter, ihre Existenzunsicherheit, die Widerwärtigkeit der heutigen Fabrik- und Grubenarbeit, die Gesundheitsschädlichkeit der meisten dieser Arbeiten, die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter, ihre Zusammendrängung zu Massen von Hunderttausenden, das Schwinden des Trostes, den der religiöse Glaube gewährt, die Aktionsfähigkeit, die ihnen Schulbildung und Presse verleihen (dieses letztere hat in England bis vor wenigen Jahren gefehlt, und fehlt in Italien heute noch). Wir haben nun unzähligemal dargelegt, daß dieser eigentümliche Zustand denselben Ursachen entspringt, wie die Nöte vieler ländlichen Grundbesitzer und Gewerbtreibender, und daß die einen Übel ohne die andern weder gedacht noch geheilt werden können. Diesen Kern unsrer Auffassung pflegen die Blätter, die gegen uns polemisiren, zu verschweigen oder zu umgehen und ihre Angriffe nur auf einzelne Sätze unsrer Darlegungen zu richten. Das macht die Polemik unfruchtbar. Wir unsrerseits brauchen den Kern der gegnerischen Ansicht, der ja allgemein bekannt ist, nicht besonders hervorzuheben. Nun zu dem vorliegenden!

Zuerst wird die längst bekannte Befürchtung wiederholt, daß das Geld der Unternehmer auswandern könnte, wenn ihr Profit durch Gesetze zu Gunsten der Arbeiter noch weiter geschmälert würde, und dann fortgefahren: „Es ist gefährlich und beweist einen hohen Grad von Uneinsichtigkeit, zu glauben, daß unsre gesamte wirtschaftliche Thätigkeit, die den Millionen von Arbeitern Lohn und Brot gewährt, in der Grundlage, auf der sie beruht, verändert werden kann, ohne daß sie zusammenbricht.“ Der Zusammenbruch droht allerdings, weil die Grundlage zu schmal ist und täglich schmäler wird. Die gesunde natürliche Grundlage des Wirtschaftslebens und des Staates besteht in der Ausstattung jedes Staatsbürgers mit Grundbesitz. Auf dieser natürlichen Grundlage kann es wohl vorkommen, daß ein Mann die Arbeit, die sein Boden oder sein Gewerbe nötig macht, nicht zu bewältigen vermag, und daß er Sklaven raubt, um sie als Gehilfen zu benutzen, aber es kann niemals der verrückte Zustand eintreten, daß ein Mann erst einen Grundbesitzer um die Erlaubnis bitten müßte, bei ihm arbeiten zu dürfen, oder daß ein Unternehmer auf den Gedanken verfallen müßte, die Streichhölzchenschachteln mit Mädchenbildern zu schmücken, um einigen tausend Menschen „Arbeit zu geben,“ wie der grundfalsche Ausdruck für „Arbeitsgelegenheit darbieten“ lautet. Diese gefährlich schmal gewordne Grundlage wieder zu verbreitern und so das Haus vorm Einsturz zu bewahren, ist das unzähligemal ausgesprochne Ziel unsrer publizistischen Thätigkeit.

„Die Notwendigkeit, der notleidenden Landwirtschaft und dem darniederliegenden Handwerk auf dem Wege der Gesetzgebung aufzuhelfen, bildet nicht, wie die Grenzboten meinen, ein Präjudiz für die Berechtigung sozialistischer Forderungen.“ (Die Nöte und Forderungen der verschiednen Berufsstände in den rein äußerlichen Zusammenhang eines Präjudizes mit einander zu bringen, kann uns gar nicht einfallen; wir decken stets ihren innern Zusammenhang auf. Auch haben wir die sozialistischen Forderungen nicht zu vertreten, da wir entschiedne Gegner des Sozialismus sind.) „In den ersten beiden Fällen handelt es sich um vorübergehende Krisen innerhalb wichtiger Erwerbszweige. . . . Die sozialistischen Forderungen hingegen laufen auf Änderung und Beseitigung der gesamten staatlichen und wirtschaftlichen Zustände . . . hinaus und tragen einen revolutionären Charakter.

[Die Erfüllung der Wünsche jener bedrängten Volksschichten] ist innerhalb der geltenden Staats- und Gesellschaftsordnung möglich, während die sozialistischen Forderungen im gegenwärtigen Staate unausführbar sind und dessen Beseitigung zur Voraussetzung haben." Zunächst ist es ein gefährlicher Irrtum, die Krisen des ländlichen Grundbesitzes („notleidende Landwirtschaft" ist Unsinn) und des Handwerks für vorübergehend zu halten. Die Verschuldung des Grundbesitzes ist eine unvermeidliche Wirkung der Volkszunahme und muß mit jeden weitern hunderttausend Seelen stetig wachsen. Diese Not kann zwar innerhalb der heutigen Staatsordnung, aber nicht innerhalb der Grenzen des heutigen Staates gehoben werden. Noch weniger handelt es sich beim Handwerk um eine vorübergehende Krise; nicht alle Handwerke, aber mehrere der wichtigsten sind dem Untergange rettungslos verfallen. Dann aber ist es gar nicht wahr, daß die Lohnarbeiter revolutionäre Forderungen stellten; ihre sozialistischen Träume sind keine Forderungen. Was sie fordern, das ist Arbeiterschutz und Koalitionsfreiheit. Beides mag man verweigern, aber revolutionär und verfassungswidrig kann man es nicht nennen. Dagegen verläßt der Antrag Kanitz, der den Großgrundbesitzern ihre Grundrente von Staats wegen sichern soll, den Boden unsrer auf die freie Konkurrenz gegründeten Gesellschaftsordnung und begiebt sich auf eine Bahn, die je nachdem vorwärts zum Kommunismus oder zurück zu den Standesprivilegien führt. Das nämliche gilt von den Zwangsinnungen, wie sie die Handwerksmeister fordern; daß auch Fürst Bismarck diese Forderung mißbilligt, haben die Herren dieser Tage vernehmen müssen. Diese beiden Forderungen bilden also in der That ein Präjudiz und berechtigen die Lohnarbeiter, die kommunistische Forderung eines staatlich garantirten Mindestlohns zu stellen, was sie aber bis jetzt noch nicht gethan haben.

„Wer, wie die Grenzboten und der Professorensozialismus thun, Veränderungen des Eigentumsrechts fordert, »weil dieses sich immer mehr in ein Recht der wenigen verwandle, den vielen den Zugang zum Eigentum zu sperren,« der fördert die Sache der Sozialdemokratie und gefährdet Staat und Gesellschaft." Umgekehrt wird ein Schuh draus! Ein Eigentumsrecht, unter dessen Schutze Bauern von Magnaten ausgekauft und Bauerngemeinden des letzten Restes ihrer Waldrechte beraubt, Bauschwindler durch die Beraubung von Handwerkern Millionäre werden können, die Zwangsarbeit von Nähterinnen, die zwischen Auszehrung und Prostitution zu wählen haben, nicht allein die Fabrikanten zu Millionären macht, sondern, in Berlin wenigstens, auch die Besitzer der Häuser, in denen Konfektionsgeschäfte betrieben werden, ein solches Eigentumsrecht schafft täglich mehrere hundert Revolutionäre, und wer deren Zahl vermindern will, muß Reformen des Eigentumsrechts fordern. Früher war es Bürgerlichen nicht erlaubt, Rittergüter zu kaufen. Der preußische Staat ist nicht zusammengebrochen, als dieses Eigentumsprivileg des Adels aufgehoben wurde, er wird noch weniger einfallen, wenn das Zusammenkaufen von Grundstücken über ein gewisses Maß hinaus verboten und Naboths Weinberg gesetzlich geschützt wird. Am 15. April hat der Innungsverbandstag des Regierungsbezirks Oppeln eine Resolution gegen die Konsumvereine angenommen, in der es heißt: „Insbesondre beklagt er den Umstand, daß in ihrer Existenz geschützte Stände: Beamte und Offiziere, deren Beruf es sein sollte, Eigentum und Erwerb der auf ihren Gewerbfleiß angewiesenen zu schützen, in einen beloyalen Wettkampf mit jenen eintreten und so, bewußt oder unbewußt, zur Zerstörung des gewerblichen Mittelstandes beitragen, dessen Erhaltung als eines unentbehrlichen Gliedes unsers Staatslebens unerläßlich ist." Wir nehmen nicht Partei in dem Kampfe um die Konsumvereine; wir führen diesen Satz nur an als einen der un-

zähligen Beweise dafür, wie weit selbst innerhalb der staatserhaltendsten Parteien die Ansichten über das Eigentumsrecht auseinandergehen. Dieses Recht ist ein geschichtliches Produkt und befindet sich fortwährend im Fluß: seine Veränderungen und die Kämpfe darum bilden den Hauptinhalt der Weltgeschichte. Der Stillstand dieses Flusses bei einem Volke bedeutet seinen geschichtlichen Tod. Diesen Tod vermag eine starke und despotische Regierung herbeizuführen, wenn sie im Dienste der wenigen, die sich bei dem gerade geltenden Eigentumsrechte wohlbefinden, den Kampf ums Recht unterdrückt und den Fluß der Entwicklung zum Stillstande bringt.

Moderne Gnosis. In dem Geschichtsphilosophen Rocholl (Grenzboten 1893, zweites Vierteljahr, S. 478) haben wir einen modernen Manichäer kennen gelernt. Karl Steffensen, dessen gesammelte Aufsätze im vierten Vierteljahr 1890, Seite 535, besprochen worden sind, offenbart sich als platonisirender Gnostiker, nachdem der Pfarrer Immanuel Balmer Auszüge aus seinem handschriftlichen Nachlaß unter dem Titel: Zur Philosophie der Geschichte (mit einem Vorwort von Professor R. Eucken, Basel, R. Reich, 1894) herausgegeben hat. Die Welt kann nicht eine unmittelbare Schöpfung Gottes, die Lehre von der Vorsehung, wie sie gewöhnlich verstanden wird, muß falsch sein. Die Erscheinungswelt ist die Äußerung eines außer sich geratenen, also abgefallenen göttlichen Geistes, der im Menschen zur Ahnung seines Ursprungs und zur Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit ihm vordringt, in Christus sich bis zum Urquell vertieft. Von diesem Standpunkt aus werden die philosophischen Systeme geprüft und beleuchtet; Plato, Kant und Schelling kommen am höchsten zu stehen; dann folgen die Pessimisten, die wenigstens eine, die traurigere Hälfte der Wahrheit erfaßt haben; Herbart und Lotze werden am ungünstigsten beurteilt, denn von Individualismus mag Martensen nichts wissen; die Einzelpersönlichkeit an sich ist eine vergängliche Naturerscheinung, nur die Erlösten haben teil am ewigen Geiste der Menschheit; ob das Böse in Teufeln und Verdammten substantiell und ewiger Dauer teilhaft werden könne, bleibt ihm, wie sehr viel andres, zweifelhaft. Das Buch gehört, wie Rocholls Geschichtsphilosophie und die Bücher Kierkegaards, zu den furchtbaren Büchern. Der Gedanke, daß die Welt ein reiner Mechanismus sein könne, wird in seiner ganzen Entsetzlichkeit enthüllt, gleichzeitig aber mit allem Scharfsinn des Atheismus festgestellt, daß uns der Zugang zum Jenseits, wo die Erlösung von jenem Entsetzlichen liegen könnte, verschlossen ist, weil uns der Sinn für die Wahrnehmung der jenseitigen Dinge von Natur fehlt. Schwachnervigen ist die Lektüre nicht anzuraten; die Theologen aber werden das Buch, in dem sie harte Dinge zu hören bekommen, nicht unbeachtet lassen dürfen. Steffensen war nicht ein einsamer Stubengelehrter, sondern ein Hochschullehrer (zu Kiel und Basel), der von den Schülern verehrt wurde und ihnen als unfehlbare Autorität galt. Der Herausgeber meint, er habe für seine Vorlesungen zu viel gearbeitet, um bei Lebzeiten Bücher herausgeben zu können. Sollte nicht ein andrer Umstand schuld gewesen sein? Die Scheu davor, solche Ergebnisse und — Ergebnislosigkeiten zu veröffentlichen?

Litteratur

Immanuel Kant und die preußische Zensur. Nebst kleinern Beiträgen zur Lebensgeschichte Kants. Nach den Akten im Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Von Dr. Emil Fromm, Bibliothekar der Stadt Aachen. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1894

Diese Schrift bringt eine aktenmäßige Darstellung der Mißhelligkeiten, in die der große Philosoph durch die Veröffentlichung seiner „Religion in den Grenzen der reinen Vernunft" unter dem neuen Wöllnerschen Regiment nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. geriet. Kant selbst hat noch (in der Vorrede zum Streit der Fakultäten, 1798) eine historische Darstellung des Streites mit wörtlicher Mitteilung der hauptsächlichen Schriftstücke geben können. Seitdem ist die Sache öfter behandelt worden, zuletzt durch Dilthey im „Archiv für Geschichte der Philosophie," Bd. III. Auch das Aktenmaterial, sowie alle hierauf bezüglichen Kantiana dürften nachgerade vollständig veröffentlicht sein. Dem Verfasser blieb also nur eine zusammenfassende Darstellung mit ausführlicherer Benutzung der Akten übrig, die er zum Teil als Jubiläumsschrift zum hundertjährigen Gedenkjahr des Erscheinens der Schrift über Religion und zugleich zum dreihundertfünfzigjährigen Bestehen der Königsberger Universität aufgefaßt wissen will. In einem Falle wird die bestehende Auffassung und zwar zu Gunsten der preußischen Zensoren berichtigt: daß nämlich die aufreizende „Predigt über 2. Timoth. 4, 17" in der Berliner Monatsschrift vor dem Verbote der Kantischen Abhandlung erschien und dazu wesentlich mitgewirkt haben könnte. Die Beilagen bringen genauere Mitteilungen über Kants Bewerbung um eine Unterbibliothekarstelle, über seine Kollegien, ihren Abschluß (Sommer 1796) und seine Gehaltsverhältnisse.

Sagen aus dem Lande Braunschweig. Gesammelt von Th. Boges. Braunschweig, Benno Goeritz, 1895

Die schlichte, treuherzige und knappe Form, in der hier über dreihundert noch ungedruckte braunschweigische Sagen erzählt werden, ist ein Muster dafür, wie Sagen erzählt werden sollen. Und dabei verzichtet der Stil des Buchs doch nicht ganz auf individuelle Züge: ganz leise merkt man es an der größern oder geringern Nüchternheit, an einer kleinen Dosis Urteil und Witz, an einer gelinden Neigung zu moralisirender Breite, wo etwa ein Dorfschullehrer, wo ein Mann aus dem Volke, wie ein Hirt, ein Bahnwärter, ein Gastwirt, und wo etwa eine Frau eine Geschichte beigesteuert hat. Welch ein erquickender, reiner Genuß auch für den Erwachsenen, die Welt der Riesen und Zwerge, der Hexen und Teufelsbanner wieder einmal um sich spielen zu sehen, sich wieder einmal von der Poesie der Kreuzwege, der alten Burgen und Kirchen umweben zu lassen und vom wilden Jäger, vom verwunschnen Burgfräulein und von dem Hund mit den glühenden Augen erzählen zu hören!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Anarchie und Rechtsstaat

Die ſtarke Betonung, um nicht zu ſagen Überſpannung des kollektiviſtiſchen Prinzips durch Sozialiſten und (philoſophiſche) Utilitarier hat in neuerer und neueſter Zeit zur Hervorkehrung des entgegengeſetzten Prinzips eines extremen Individualismus geführt. Während man auf der einen Seite überall das Wohl der Geſellſchaft erörtert und wie es zu fördern ſei, iſt man auf der andern zum Bewußtſein der Selbſtherrlichkeit der Perſönlichkeit gekommen und mag nur noch von ihrem Wohl etwas hören. Dieſes geſteigerte Selbſtbewußtſein fühlt ſich beengt durch die Schranken der Geſetzlichkeit und empfindet das bloße Daſein einer dem Einzelnen überlegnen Macht ſtaatlicher Organiſation als eine fortdauernde Bedrohung des Einzelnen und fordert daher gebieteriſch ihre Beſeitigung: Anarchie.

Obwohl extremer oder richtiger einſeitiger Individualismus und Anarchismus zuſammengehören, können doch die Gründe für die Forderung völliger Bewegungsfreiheit jür jeden Einzelnen verſchiedner Art und einander geradezu entgegengeſetzt ſein. Wenn ſich der Egoismus, wo er mit einem gewiſſen Kraftgefühl verbunden iſt, gegen eine ihm überlegne Gewalt ſträubt, die ihm die rückſichtsloſe Verfolgung ſeiner ſelbſtſüchtigen Pläne verwehrt, ſo iſt er doch kein Gegner des Zwangs überhaupt; er wendet ihn ja ſelbſt ohne Bedenken an, und es iſt ein Stück ſeiner Lebensweisheit, ohne Rückſicht auf das Wohl und Wehe ſeiner Mitmenſchen ſeine Zwecke zu verfolgen und jeden Widerſtand, der ſich ihm dabei entgegenſtellt, mit Gewalt zu brechen. Aber er mag ſich kein Geſetz durch eine ihm fremde Macht auferlegen laſſen. Wenn ihm die andern überlegen ſind, ſo mögen ſie mit ihm thun, wozu ſie ihre Macht „ermächtigt," aber wenn er den andern ſeinen Willen aufzuzwingen vermag, ſo ſoll ſich keine unperſönliche fremde Gewalt zwiſchen ſie ſtellen. Dieſer Egoismus,

wie er durch Stirner (Der Einzige und sein Eigentum) in ein System gebracht worden ist, ist sich wohl bewußt, daß es bei keiner Form menschlichen Zusammenlebens eine „ungemessene Freiheit des Dürfens“ giebt. Aber es erscheint ihm — und zwar mit Recht — als etwas andres, „ob ich an einem Ich abpralle oder an einem Volke, einem Allgemeinen. Dort bin ich der ebenbürtige Gegner meines Gegners, hier ein verachteter, gebundner, bevormundeter; dort steh ich Mann gegen Mann, hier bin ich ein Schulbube, der gegen seinen Kameraden nichts ausrichten kann, weil dieser Vater und Mutter zu Hilfe gerufen und sich unter die Schürze verkrochen hat, während ich als ungezogner Junge ausgescholten werde und nicht »räsonniren« darf; dort kämpfe ich gegen einen leibhaftigen Feind, hier gegen die Menschheit, gegen ein Allgemeines, gegen eine »Majestät,« gegen einen Spuk.“

Einer zweiten Klasse von Anarchisten ist es nicht sowohl um freie, durch keine persönliche Gewalt gehemmte Bethätigung ihrer Selbstsucht als vielmehr darum zu thun, eine ungerechte Vergewaltigung des Einzelnen durch staatliche Machtsprüche zu beseitigen. Der Staat tritt mit dem Anspruch auf, durch seine Gesetzgebung eine sittliche Ordnung, wenn nicht zu schaffen, so doch die für den Menschen bestehende zum Ausdruck zu bringen. Er brandmarkt die als Verbrecher, die gegen seine Strafgesetze verstoßen haben, während doch das Urteil über das, was dem Menschen zu thun geziemt, was seine menschliche Aufgabe ist, billigerweise der Einsicht des Einzelnen entspringen müßte. Dieser Protest gegen die Vergewaltigung des Einzelnen durch die Allmacht des Staates entbehrt unzweifelhaft nicht der Berechtigung. Und es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß ein grundsätzlicher Unterschied zu machen ist zwischen Rechtsgesetzen, die die Staatsgewalt aufstellt, und Sittengesetzen, die dem in allen Menschen lebendigen sittlichen Bewußtsein entspringen. Der Staat hat lediglich darüber zu urteilen, in welchem Verhältnis eine Handlung zu seinen die äußern, sichtbaren Formen menschlichen Verkehrs regelnden Gesetzen steht; die sittliche Gesinnung, die der Handlung zu Grunde gelegen hat, gehört nicht vor sein Forum, schon aus dem Grunde nicht, weil sie sich im einzelnen Falle nie mit Sicherheit feststellen läßt. Aber etwas andres, als Vergewaltigungen zu bedauern, ist es, die Macht zu beseitigen, die die Ursache gelegentlicher Vergewaltigungen ist. Diese Anarchisten sagen zwar: Wozu die Staatsgewalt? Man habe nur Vertrauen zu den Menschen, die durchaus nicht so entartet sind, daß ein Krieg aller gegen alle entfesselt werden würde, wenn nicht das Auge des Gesetzes wachte und die Macht des Staates Frieden und Ordnung aufrecht erhielte. Ich habe mich nie mit der Lehre von der Erbsünde und der Verderbtheit der menschlichen Natur befreunden können — obwohl ich auch nicht glaube, daß wir Menschen Engel sind —, und so lobe ich mir diesen Optimismus. Die Furcht vor Strafe trägt in der That nur sehr wenig zur Sicherung des friedlichen Nebeneinanderlebens der Menschen bei. Zur

Bändigung der vermeintlichen Raubtiernatur des Menschen würde also die Errichtung einer Zentralgewalt, die immer etwas bedenkliches hat, wahrhaftig nicht notwendig sein.

Es fragt sich aber, ob eine mittelmäßige Güte der Menschennatur oder selbst vollendete Sittlichkeit aller Menschen hinreichend ist, eine wirksame Verfolgung menschlicher Zwecke zu ermöglichen. Im ersten Augenblick mag es so scheinen. Wenn ich etwas erstrebe, was mir als Menschen wohl ansteht, wer wird mich hindern? Wird nicht vielmehr, bei der angenommnen Vortrefflichkeit der menschlichen Natur, jeder bemüht sein, mich in der Erreichung meiner Zwecke zu fördern? Für Geschöpfe, die nur in der Gegenwart leben, für die es keine Vergangenheit und vor allen Dingen keine Zukunft giebt, würde das zutreffen. Das für den Menschen charakteristische besteht aber gerade darin, daß es für ihn nicht nur Gegenwart, sondern auch Vergangenheit und Zukunft giebt; er ist nicht auf die Befriedigung augenblicklich empfundner Bedürfnisse beschränkt, sondern eine wahrhaft menschliche Thätigkeit fängt erst da an, wo es sich um die Erreichung von Zwecken handelt, die erst in der Zukunft verwirklicht werden können, und wozu eine fortgesetzte, stetige Arbeit notwendig ist, die das Ziel nicht aus den Augen läßt. Jede Arbeit ist aber für uns Menschen Bearbeitung von Gegenständen, Umformung des Stoffes, den uns die Natur bietet, und der uns ursprünglich allen gemeinsam ist: es giebt nur eine Natur, in der wir alle leben, und sie ist nicht nur der Schauplatz, sondern zu gleicher Zeit die Rüstkammer für die Thätigkeit der Menschen. Arbeit erfordert Benutzung der Naturgegenstände. Der Erfolg jeder Arbeit, die auf ein ferner liegendes Ziel gerichtet ist, hängt davon ab, daß ich zu der gehörigen Zeit über die erforderlichen Mittel verfüge. Wenn ich ein Haus bauen will und mir einen Bauplatz ausgewählt und darnach meine Pläne entworfen habe, so muß ich den von mir gewählten Platz, so wie ich ihn ausersehen habe, wiederfinden, wenn ich meinen Bau beginnen will; niemand darf den Platz zu andern Zwecken benutzt haben, während ich mit meinen Plänen beschäftigt war. Ebenso ist es mit den Steinen und dem Holz und allem übrigen Material, das ich zum Bau brauche. Es ist nicht nötig, daß ich bei meiner Thätigkeit über sehr umfangreiche Hilfsmittel verfüge. Die Not macht ja erfinderisch; und wenn es mir an der geistigen Fähigkeit mangelt, auch mit beschränkten Mitteln Großes zu erreichen, so bleibt mir der Ausweg, die Ziele, die ich mir stecke, meinen Mitteln anzupassen. Was aber zu jeder erfolgreichen Thätigkeit unumgänglich notwendig ist, ja wodurch überhaupt erst jene ausschließlich menschliche Fähigkeit und Neigung, sich fernliegende Ziele zu setzen und deren Erreichung in steter Arbeit zu erstreben, erweckt wird, das ist das Bewußtsein, mit Sicherheit über gewisse, wenn auch beschränkte Mittel zu verfügen. Ich muß mit den Dingen rechnen können, ich darf nicht dem Zufall preisgegeben sein. Bei den meisten Arbeiten ist es unmöglich, alle Hilfsmittel,

alles Material, das zur Erreichung der bestimmten Zwecke notwendig ist, vor Beginn der eigentlichen Arbeit zusammenzubringen. Man ist genötigt, die Arbeit in Angriff zu nehmen, in der Hoffnung, daß es zu seiner Zeit an den nötigen Mitteln nicht fehlen werde. Dieses Vertrauen, diese Zuversicht kann aber nur da entstehen, wo eine bestimmte, feste Ordnung in Bezug auf die Benutzung der Natur und ihrer Teile und Erzeugnisse vorhanden ist.

Diese Ordnung kann durch Sittlichkeit der Gesinnung nie ersetzt werden. Man kann zugeben, daß nur ein geringer Grad sittlicher Bildung, der fast in jedem Menschen als vorhanden vorausgesetzt werden kann, erforderlich ist, um einen Menschen ungestört seiner Arbeit nachgehen und dabei die Mittel, die gerade in seiner Gewalt sind, benutzen zu lassen. Aber es ist unmöglich, daß bei einer heranwachsenden Zahl menschlicher Arbeiter, die alle in derselben Werkstätte der Natur thätig sind, über denselben Gegenstand nicht gelegentlich von verschiednen Personen verfügt werden sollte, ohne daß einer von den Plänen des andern etwas weiß; und diese Zusammenstöße müssen um so zahlreicher werden, je enger das Zusammenleben der Menschen wird, und müssen in ihrer Beilegung zu unerträglichen Folgen führen. Einer altruistischen Ethik kämen sie freilich gerade recht; das wäre eine Welt, die förmlich dazu geschaffen schiene, sich aufzuopfern für andre! Man stehe von der Verfolgung seiner Zwecke ab, und jeder Streit ist beigelegt, noch ehe er recht zum Bewußtsein gekommen ist. Doch wer, der so selbstlos ist, bereitwillig zu Gunsten des andern zu entsagen, wird so egoistisch sein, zuzulassen, daß sich der andre ihm opfere? Jede menschliche Thätigkeit hat nur dann einen Sinn, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, sie zu einem erfolgreichen Ende zu führen. Wer den Zweck will, will auch das Mittel; und das Mittel ist hier, daß eine feste Ordnung über die Benutzung der Dinge vorhanden ist, durch die es möglich wird, im voraus, für die Zukunft über die Dinge zu verfügen. Dieses Mittel ist aber kein andres als eine Rechtsordnung, die sich somit, von einem ganz allgemein menschlichen Standpunkte aus, als notwendig erweist. Dieser allgemein menschliche Standpunkt schließt natürlich den enger umgrenzten des sittlichen Menschen ein. Wer das Gute will, muß auch wünschen und darnach streben, daß es Bedeutung in der Welt gewinne, daß die Welt und ihre Ordnung zu einem Abbild rechter Selbstbestimmung werde und daß die Liebe zum Guten das ganze Leben des Menschen, sein Thun und Lassen erfülle und durchdringe. Die Bedingungen für den Einfluß des Guten in der Welt sind aber offenbar dieselben wie die für den Erfolg menschlicher Thätigkeit überhaupt.

Man sieht, daß das Bedürfnis nach einer Rechtsordnung dringender ist, wo Menschen enge zusammenwohnen, als da, wo sie zerstreut leben, sodaß eine Kreuzung ihrer Wirkungskreise nur selten eintritt. Es wäre auch leicht, zu zeigen, wie die Ordnung, die die Benutzung der Dinge regelt, im Laufe der Zeiten mit der Zunahme der Bevölkerung und der Kultur eine stetige

Änderung erfahren muß. Während in ursprünglichen Zuständen das weitgehendste Eigentumsrecht an den Dingen zulässig scheint, würde sich in spätern Zeiten der Gesetzgeber beständig vor Augen zu halten haben, daß die Benutzung der Dinge zu ermöglichen die einzige Aufgabe des Eigentumsrechts ist und daß dieses Recht allein hieraus seine innere Berechtigung herzuleiten vermag. Wo die Mittel, menschliche Kraft zu bethätigen, knapp werden, da muß alles Kapital, das die Natur dem Menschen zur Verfügung stellt, werben und Ertrag bringen. Ein toter Besitz, der nicht genutzt wird, kann nicht geduldet werden; wer nicht zu erwerben vermag, was er ererbt von seinen Vätern hat, darf auch nicht im Besitz bleiben.

Wir sind jetzt in eine Zeit eingetreten, in der diese Gedanken für die Gestaltung des Eigentumsrechts aktuell werden. Anstatt allen Menschen die Möglichkeit zur Bethätigung zu gewährleisten, hat das bestehende Eigentumsrecht infolge der Zunahme der Bevölkerung eine Form angenommen, in der es einen großen Teil der Bevölkerung dieser Möglichkeit beraubt. Es hat sich folgender Widerspruch gebildet: Ohne Eigentumsrecht keine gesicherte, erfolgreiche Thätigkeit; und wiederum: infolge des Eigentumsrechts die Unmöglichkeit einer erfolgreichen, gesicherten Thätigkeit (für einen Teil der Bevölkerung). Dieser Widerspruch muß gelöst werden. Welcher Art die richtige Lösung ist, kann nicht zweifelhaft sein. Der erste Satz, der die Notwendigkeit des Eigentumsrechts ausspricht, gilt unbedingt. Der Gegensatz, der die Verwerflichkeit des Eigentumsrechts behauptet, gilt nur bedingt; nur für ein bestimmtes Eigentumsrecht. Es muß also eine Form des Eigentumsrechts gefunden werden, in der es seiner eigentlichen Bestimmung genügt. Es kann sein und ist in der That so, wie sich leicht würde näher begründen lassen, daß zu diesem Zweck dem Eigentumsrecht eine Ergänzung in Gestalt einer umfassenden Sozialgesetzgebung gegeben werden muß — das Andrängen derer, die nur ihre Arbeitskraft, aber keine Arbeitsmittel besitzen, die Kraft zu bethätigen, hat ja auch die modernen Kulturstaaten bereits auf diesen Weg gedrängt.

In dieser verhängnisvollen Entwicklung, die das Eigentumsrecht oder richtiger die Verhältnisse unter der Herrschaft des Eigentumsrechts genommen haben, ist unzweifelhaft der Grund der anarchistischen Lehren und ihrer zunehmenden Verbreitung zu suchen. Man wünscht unerträglich gewordne Zustände zu beseitigen und sieht sich nach Mitteln um, die dazu geeignet sein könnten. Man bemerkt, daß der Staat der Beschützer alles Bestehenden ist, und schließt infolge dessen, daß es nicht besser werden könne, bevor er nicht in Trümmer gegangen sei.

Der Anarchismus und bis zu einem gewissen Grade auch der Sozialismus sucht also den Widerspruch des Eigentumsrechts dadurch zu lösen, daß er ihm aus dem Wege geht. Aber es leuchtet ein, daß das keine eigentliche Lösung

ist. Nur der folgerichtige Anarchismus, z. B. eines Stirner, mit seinem ausgeprägten Selbstbewußtsein kommt (theoretisch) zur völligen Atomisirung der Gesellschaft, um nachträglich, nachdem seinem theoretischen Bedürfnis genügt ist, durch Bildung von Vereinen, deren Beschlüsse den Einzelnen nicht binden, wieder zur „Vergesellschaftung" überzugehen. Der Anarchismus der Massen ist immer stark mit kommunistischen Ideen durchsetzt, die der beste Beweis dafür sind, daß seine Quelle in der Unzufriedenheit mit den bestehenden Eigentumsverhältnissen zu suchen ist. Charakteristisch hierfür ist eine Denkschrift, die dem (anarchistischen) Jurakongreß in La Chaux-de-Fonds 1870 durch die Arbeitervereine des Distrikts von Courtelary vorgelegt wurde. Da heißt es: „Jede Körperschaft, die ein bestimmtes Handwerk betreibt, hat nun das Handwerkszeug, die Rohstoffe, das zum Betriebe der jedem Handwerk eigentümlichen Arbeit notwendige Kapital in Besitz genommen. Wir müssen hier wohl den Charakter dieser Besitznahme näher bestimmen. Wir wenden diesen Ausdruck an, um zu bezeichnen, daß es sich nicht um absolute Erwerbung, sondern um eine einfache bedingte Besitznahme handeln kann. In der That ist das Eigentum einer Gruppe in der Volkswirtschaft ebenso unzulässig wie das Eigentum des Einzelnen selbst. Das Eigentum soll gemeinsam werden, d. h. es soll allen Privatcharakter verlieren, sowohl was den Einzelnen, als was die Gruppe, die Gemeinde, den Verein betrifft. Nur die äußern Bedingungen, die seine Nutzbarmachung betreffen, können den Gegenstand von Verträgen zwischen Gruppen, Gemeinden und Vereinen abgeben."

Also die äußern Beziehungen (des Eigentums), die seine Nutzbarmachung betreffen, können Gegenstand von Verträgen sein! Mit einem solchen Anarchismus ließe sich schon verhandeln. Der absolute Eigentumsbegriff ist ja ohnehin längst aufgegeben: man darf nicht nach Belieben in seinem Walde jagen, in seinem Wasser fischen u. s. w. Ob aber eine weitergehende Einschränkung des Eigentumsrechts wünschenswert ist oder in Zukunft wünschenswert sein wird, läßt sich offenbar nicht prinzipiell, sondern lediglich durch besondre Prüfung der Verhältnisse entscheiden. Nun heißt es zwar: das Eigentum soll allen Privatcharakter verlieren. Aber insofern ich über die Dinge verfüge, sie zu meiner Bethätigung benutze, bin ich ihr Eigentümer, bilden sie mein privates Eigentum, und meinen menschlichen Interessen ist genügt. Anders wäre es, wenn das Kapital an Naturgütern in den Besitz einer Gruppe überginge, die es, nach den Forderungen des eigentlichen Kommunismus, dem Einzelnen zur Bearbeitung überwiese und den Ertrag der Arbeit verteilte. Hier hörte die freie menschliche Thätigkeit, die sich ihre Zwecke selbst steckt, auf, und die ganze Bitterkeit der Stirnerschen Polemik gegen solchen „sozialen Liberalismus," der alle zu „Lumpen" macht, wäre am Platze.

Nun ist aber die Frage, ob nicht jene Ordnung, die die Benutzung der Dinge regelt und dadurch eine erfolgreiche menschliche Thätigkeit möglich macht,

ohne Schaffung einer zentralen Staatsgewalt zu erreichen wäre. Die Form des Anarchismus, die, wie der Stirnersche, ihre Begründung einem philosophischen Egoismus entnimmt, beantwortet diese Frage entschieden bejahend. Den Einwand, daß, wenn es kein Gesetz gäbe, dem der Einzelne Gehorsam schuldig ist, wenn der Einzelne „keine Pflicht anerkennt, d. h. sich nicht bindet oder binden läßt," „alles drunter und drüber gehen würde," hat Stirner natürlich vorausgesehen. Und in der That ist dieser Einwand leicht zu widerlegen. Denn daß dann jeder thun könnte, was er wollte, ist offenbar eine irrige Meinung, auf die Stirner mit Recht erwidert: „Wer sagt denn, daß jeder alles thun könne? Wozu bist du denn da, der du dir nicht alles gefallen zu lassen brauchst? Wehre dich, so wird dir keiner was thun! Wer deinen Willen brechen will, der hats mit dir zu thun und ist dein Feind. Verfahre gegen ihn als solcher. Stehen hinter dir zum Schutze noch einige Millionen, so seid ihr eine imposante Macht und werdet einen leichten Sieg haben. Aber wenn ihr dem Gegner auch als Macht imponirt, eine geheiligte Autorität seid ihr ihm darum doch nicht, er müßte denn ein Schächer sein. Respekt und Achtung ist er euch nicht schuldig, wenn er sich auch vor eurer Gewalt in Acht nehmen muß."

Worauf auch der folgerichtige Egoismus Stirners allen Nachdruck legen muß, ist die Vereinigung der Einzelnen: „Stehen hinter dir zum Schutze noch einige Millionen," und an einer andern Stelle: „Vereine werden ... die Mittel des Einzelnen vervielfältigen und sein angefochtenes Eigentum sicherstellen" — auch das läßt sich hören. Es fragt sich nur, ob der Unterschied zwischen dem Zwange, den ein Verein, und dem, den ein Staatswesen auf den Einzelnen ausübt, wirklich so groß ist, wie Stirner glauben machen will. Er sagt: „Es ist ein Unterschied, ob durch eine Gesellschaft meine Freiheit oder meine Eigenheit beschränkt wird. Ist nur jenes der Fall, so ist sie eine Vereinigung, ein Übereinkommen, ein Verein; droht aber der Eigenheit Untergang, so ist sie eine Macht für sich, eine Macht über mir, ein von mir Unerreichbares, das ich zwar anstaunen, anbeten, verehren, respektiren, aber nicht bewältigen und verzehren kann, und zwar deshalb nicht, weil ich resignire." „Der Staat ist ein Feind und Mörder der Eigenheit, der Verein ein Sohn und Mitarbeiter, jener ein Geist, der im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will, dieser mein Werk, mein Erzeugnis; der Staat ist der Herr meines Geistes, der Glauben fordert und mir Glaubensartikel vorschreibt, die Glaubensartikel der Gesetzlichkeit." Der Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft einerseits und dem Verein andrerseits ist hier durchaus treffend gezeichnet, und es ist gar keine Frage, daß man darnach streben müßte, die Gesellschaft, die, wie Stirner richtig bemerkt, unser Naturzustand ist, durch den Verein zu ersetzen, wenn der Verein das menschlich Notwendige leisten könnte, ohne den Charakter der Gesellschaft anzunehmen. Zieht doch schon das Kind „den Ver-

kehr, den es mit Seinesgleichen eingeht, der Gesellschaft vor, in die es nicht eingegangen, in der es vielmehr nur geboren ist."

Es ist aber doch leicht zu sehen, daß der Krieg aller gegen alle erst dann zum Abschluß kommen kann, wenn die Konkurrenz der Vereine aufhört. Wo das egoistische Prinzip mit Bewußtsein verfolgt wird, da ist jeder Verein eine besondre Interessengruppe, die gewillt ist, ihre Macht zu gebrauchen und nur vor der ihr überlegnen Macht eines andern Vereins Halt macht. Können doch selbst die Staaten nicht unter einander Frieden halten, obwohl jeder im wesentlichen ein in sich abgeschlossenes Interessengebiet umfaßt! Jeder auf egoistischer Grundlage stehende Verein muß darnach streben, sich zu vergrößern und seine Macht zu erweitern; jede Verschiebung der Machtverhältnisse muß zu erneuten Kämpfen führen, die nur durch einen Vertrag ihren Abschluß finden kann. Und das so lange, bis die von den einzelnen Vereinen vertretenen Interessen so umfassend sind, daß sie in sich abgeschlossene Kreise bilden, die einander nur berühren, kaum aber kreuzen. Es werden sich zunächst etwa die einzelnen Berufsstände zum Schutz ihrer Interessen zusammenschließen. Auf dieser Stufe der Entwicklung ist es klar, daß der Verein noch „das Werk, das Erzeugnis" des Einzelnen ist. Aber das ist nur der Anfang. Zur Stärkung ihrer Macht wird sich jede Interessengruppe mit den ihr verwandten vereinigen, und diese Verbindung wird so lange fortgesetzt werden, bis eine allgemeine Interessenvertretung die Aufgabe jedes einzelnen Vereins geworden ist. Dann ist aber der Augenblick gekommen, in dem der Verein „eine Macht über mir, ein von mir Unerreichbares, eine Autorität geworden ist, die mir Schranken setzt." So wird aus dem Verein eine Gesellschaft, ein Staat. Ob ich die Autorität dieser neuen Macht anerkenne, bleibt mir überlassen; aber ich muß mich ihr fügen, ich muß „in den Grenzen der Gesetzlichkeit" bleiben und darf mir nicht mehr erlauben, „als mir die Gesellschaft und deren Gesetz erlaubt." Jetzt ist der Verein nicht mehr mein „Werk," sondern ich werde in ihn hineingeboren und kann mich ihm nur entziehen dadurch, daß ich mich aus dem von ihm umfaßten Interessenkreise herausbegebe. Wo bleibt aber da der Gewinn? Die Autorität des Staates für mich nicht anzuerkennen, seinem moralischen Einfluß mich zu entziehen, bleibt mir ja ohnehin in jedem Falle unbenommen; und um meine Eigenheit dem Staate gegenüber zu retten, habe ich nur nötig, das Staatsgebiet zu verlassen.

Das ist die Entwicklung der Formen, zu der ein durch egoistische Prinzipien geleitetes Zusammenleben der Menschen führt. Und — es ist zugleich der Gang der geschichtlichen Entwicklung.

Wenn sich das Recht als eine menschliche, eine sittliche Notwendigkeit ergeben hat, so verdankt es doch nicht, wie Ihering in seinem „Zweck im Recht" sagt, „der ethischen Überzeugung von seiner Hoheit und Majestät den Platz, den es in der heutigen Welt einnimmt," sondern der Beginn der Entwicklung

ist der „nackte Egoismus.“ „Jeder Friede setzt an die Stelle des bisherigen Kampfes der Gewalt das Recht. Das Recht löst die Gewalt ab, die ihrer selbst wegen der Ruhe begehrt und auf weitere Vorteile verzichtet, die in keinem Verhältnis zu den aufzuwendenden Mitteln stehen.“ Wie es auch immer sei: ob Egoismus oder Moralität herrsche, die Entwicklung führt mit Notwendigkeit zur Schaffung einer Rechtsordnung, „die Gewalt über mir hat.“ Wer an Anarchie als einen dauernden Zustand glaubt, träumt von einem Utopien, das noch nie ein Mensch gesehen hat und nie einer sehen wird.

Charlottenburg Louis Sell

Die transatlantischen Schnelldampfer und der Reichstag

(Schluß)

Muß das Schiff unterwegs verlassen werden, so dienen seine Boote als Zuflucht. Sie sind mit einem Fäßchen Trinkwasser, einer Kiste Proviant und den nötigsten nautischen Gegenständen: Riemen zum Pullen (Rudern), Segel, Pützen (Schöpfgefäße), Kompaß, Anker und Kappbeil ausgerüstet; ferner ist ein Fäßchen Öl zur Beruhigung der Wellen vorhanden. Die Boote sollen stets gebrauchsfähig sein, und ihre Taljen (Flaschenzüge) „klarlaufen.“ Bei der Gerichtsverhandlung, die im Jahre 1876 in Harwich über die Strandung des Lloyddampfers Deutschland stattfand, wurde die schwierige Flottmachung der Boote gerügt; und nun soll es mit der Elbe ähnlich gewesen sein, weil Winden und Taue mit Farbe verschmiert gewesen wären. (Bezüglich der zu den kleinen Rettungsmitteln gehörenden Bojen stellte die Seeberufsgenossenschaft öfter fest, daß sie durch zu dicken Anstrich wertlos geworden waren.) Die Rettungsboote sind meist aus verzinktem Stahlblech hergestellt. Sie vereinigen Leichtigkeit mit bedeutender Tragfähigkeit; die großen fassen 60 bis 80 Personen. Gegen das Untersinken sind sie durch Luftkasten, sowie durch einen um den äußern Rand gelegten Korkring geschützt. Ist die Aufhängevorrichtung stark genug, so darf man es wagen, die Boote schon an Deck zu besetzen oder doch wenigstens die Schwachen und die Kinder vorweg hinein zu schicken. Die übrigen Personen müssen sich, da die Treppe schon bei geringem Seegang unbenutzbar ist, an Tauen hinablassen, die am Schiffsgeländer oder sonstwo befestigt werden, oder ins Wasser springen, um in die Boote

hereingeholt zu werden. Hilflose werden in Körben hinabbefördert. Zarte Rücksichten können nicht walten; wo es den Einsatz des Lebens gilt, kommt es selbst auf einen Arm- oder Beinbruch nicht an. Oft genug schlagen die Fahrzeuge wegen Überfüllung um; da sie aber nicht sinken können und Gelegenheit bieten, sich festzuhalten, erleichtern sie Schwimmenden immer noch das Obenbleiben. Ist das Wetter nicht zu kalt, und finden nicht alle Personen im Boote Platz, so können die Schwimmkundigen abwechselnd ins Meer gehen, um sich nachziehen zu lassen. Im Winter ist weniger mit den Booten anzufangen, und bei Sturm gehen sie leicht schon beim Herablassen verloren, indem sie gegen das hin- und herwiegende Schiff anprallen. Viele Matrosen verlassen sich auf die Rettungsmittel so wenig, daß sie das Schwimmenlernen für unzweckmäßig erklären: wen das Unglück treffen solle, den treffe es doch, die Schwimmkunst sei nur dazu angethan, den Todeskampf zu verlängern. In der That ist selbst dann, wenn fremde Hilfe dicht in der Nähe ist, Rettung oft unmöglich. Ein erschütterndes Beispiel bietet der Untergang des Anchordampfers Utopia (1891). Sein Führer war, ohne sich zuvor ordentlich umgesehen zu haben, bei Anbruch der Nacht in die Bucht von Gibraltar gesteuert, um das Schiff festzulegen. Als er andre Schiffe vorfand, suchte er die Utopia wieder herauszubringen, wobei sie, mühsam gegen Wind und Strömung ankämpfend, vor den Sporn eines ankernden englischen Kriegsschiffs geriet. Gleich der Elbe ging sie bald hintenüber. Die vorn zusammengeknäuelt gewesenen Menschen rangen im Wasser mit einander auf Leben und Tod, um in die aufragenden Masten zu gelangen. Das Kriegsschiff und noch ein zweites beleuchteten die Unglücksstätte mit ihren elektrischen Scheinwerfern und setzten sofort alle Boote aus. Wegen des Sturms aber konnten diese der Utopia nicht nahe kommen; man mußte sich darauf beschränken, die herantreibenden Menschen aufzunehmen, was immerhin noch so schwierig war, daß mehrere der Retter ertranken. Von den 830 Fahrgästen der Utopia, meist italienischen Auswandrern, ertranken 538, außerdem 36 von den 60 Mann der Besatzung.

Schon öfter wurde gerügt, daß der Bootsraum stark besetzter Passagierschiffe nicht für alle an Bord befindlichen ausreiche. Doch ist jetzt in Form von Flößen und Klappbooten immer einiger Ersatz vorhanden. In dem im Auftrage des Norddeutschen Lloyd herausgegebnen Handbuche „Der Norddeutsche Lloyd und seine Geschichte“ ist S. 220 zu lesen: „Jeder transatlantische Dampfer des Lloyd besitzt eine Anzahl sogenannter Sheperdscher Patentflöße: große eiserne mit Luft gefüllte, an den Enden kegelförmig zugespitzte Cylinder, die durch Holzlattenwerk verbunden sind. In diesem ist der Proviant, das Wasser und der Segelapparat geborgen.“ Die Flöße können ohne Vorbereitung über Bord gesetzt werden. Wenn es die Zeit erlaubt, kann man auch ein Floß improvisiren; das Material liefern hauptsächlich die vom Schiff eigens

mitgeführten Rundhölzer (Spieren oder Sparren). Hinter einem solchen Floß liegend vermag ein kleines Fahrzeug einen schweren Sturm „abzureiten." Die zusammenlegbaren Boote stellen im wesentlichen ein mit Segeltuch überspanntes Stahlgerippe dar. In dem erwähnten Handbuche des Lloyd heißt es, „daß die durchaus seetüchtigen Segeltuchboote stets in einer Anzahl von Exemplaren mitgeführt werden," weil sie leicht unterzubringen sind. „Im Falle der Gefahr werden durch wenige Handgriffe die Rahmen aufgeklappt, stählerne Spanten stellen sich selbstthätig auf, das Segeltuch wird straff angezogen, und ein Rettungsboot für etwa 40 Personen ist fertig." Bei der Elbe hätten diese Boote um so eher benutzt werden können, als die Küste nicht allzu fern lag und der Wind zwar stürmisch ging, aber keineswegs, wie der Lloyd durch die Kölnische Zeitung verkündigen ließ, zu einem rasenden Sturm angeschwollen war.*) Es wurde ja auch ringsum gefischt. Wie es scheint, gehörte das einzige von der Elbe glücklich abgekommene Boot nicht zu den eigentlichen Rettungsbooten, denn nach den Mitteilungen der Insassin Anna Böcker in der Gartenlaube**) war es mit 20 Personen schon überlastet. Der Norddeutsche Lloyd hat sich über die Rettungsmittel der Elbe gänzlich ausgeschwiegen, während er sonst doch selbst ganz nebensächliches veröffentlicht hat.

Das reisende Publikum wird gut thun, der Reklame der Reedereien nicht blind zu vertrauen, sondern sich zu bemühen, über die nautischen Verhältnisse ein selbständiges Urteil zu gewinnen; was die Dampfergesellschaften von der

*) Die Elbe ging am 30. Januar morgens gegen 6 Uhr unter. Die Unglücksstelle liegt im Bereich der meteorologischen Stationen Helder (in Nordholland) und Yarmouth (in Norfolk, etwas nördlich von Lowestoft). Nach Ausweis der Deutschen Seewarte meldete Helder für den 29. Januar 8 Uhr abends die Windstärke Nr. 5 und für 8 Uhr des nächsten Morgens Stärke Nr. 6; Yarmouth Stärke Nr. 5 und Nr. 7. Die Nummern beziehen sich auf die Seestala von Beaufort. Diese lautet: Nr. 1 Leiser Zug (7 Seemeilen Windgeschwindigkeit in der Stunde, 1,5 Kilogramm Winddruck auf den Quadratmeter), Nr. 2 Flaue Brise (12 Seemeilen, 4,4 Kilogramm), Nr. 3 Leichte Brise (16 Seemeilen, 7,8 Kilogramm), Nr. 4 Mäßige Brise (19 Seemeilen, 12,2 Kilogramm), Nr. 5 Frische Brise (24 Seemeilen, 19 Kilogramm), Nr. 6 Steife Brise (29 Seemeilen, 27,4 Kilogramm), Nr. 7 Harter Wind (35 Seemeilen, 40 Kilogramm), Nr. 8 Stürmischer Wind (42 Seemeilen, 56 Kilogramm), Nr. 9 Sturm (49 Seemeilen, 76 Kilogramm), Nr. 10 Schwerer Sturm (56 Seemeilen, 103 Kilogramm), Nr. 11 Orkanartiger Sturm (65 Seemeilen, 137 Kilogramm), Nr. 12 Orkan (78 Seemeilen, 195 Kilogramm). Geht das Schiff mit dem Winde, so vermindert sich dessen Gewalt um die Geschwindigkeit der Fahrt, geht es gegen ihn, so steigt sie entsprechend.

**) Im Stil der Goldnen Hundertzehn hat die Gartenlaube eine von Fräulein Böcker eingeholte Schilderung des Unglücks als Zeilenfüllsel ausgenutzt. Da die Dame sachlich nichts neues vorbringen konnte, so wurde ihre Person in den Vordergrund gestellt; man machte eine Art Heldin aus ihr, obschon Fräulein Böcker selbst erzählt, sie habe nach den Worten eines Schiffsbeamten angenommen, daß alle in den Booten gerettet werden könnten. Bei dem unruhigen Wetter müssen die meisten Reisenden erbärmlich seekrank gewesen sein. Das hatte in diesem Fall das Gute, daß die Aufmerksamkeit etwas von den äußern Vorgängen abgelenkt wurde. Hochgradige Seekrankheit kann sogar zu völligem Lebensüberdruß führen.

Vortrefflichkeit ihrer Einrichtungen sagen, bezieht sich gewöhnlich auf das eine oder andre Renommirschiff, gegen das der Rest der Flotte absticht. Der Unkundige halte sich vornehmlich an die Doppelschraubendampfer, weil sie aus den letzten Jahren stammen und mit den Errungenschaften der modernen Technik ausgestattet sind. Daneben ist auf hohe Schnelligkeit zu achten. Diese erfordert so große Opfer, daß da, wo solche gebracht werden, auch im übrigen nicht gespart wird. Da sich der Widerstand des Wassers mit dem Quadrat der Schiffsgeschwindigkeit erhöht, so muß zur Leistung von nutzbringender Mehrarbeit die Maschinenkraft und dementsprechend auch der Kohlenverbrauch in der dritten Potenz gesteigert werden. Wollte man z. B. die Lahn (1887) von ihren 18 Seemeilen Durchschnittsgeschwindigkeit auf die 21 Seemeilen der neuesten Dampfer bringen, so müßte sie eine Maschine erhalten, die um mehr als die Hälfte stärker wäre als die jetzige, nämlich in dem Verhältnis von $18 \times 18 \times 18 : 21 \times 21 \times 21 = 5832 : 9261$.

In der Beurteilung des Unfalls der Elbe war man bei uns selbstverständlich aufseiten des deutschen Schiffs. Sachlich liefen aber Irrtümer aller Art unter, zu denen, wenn man der Genauigkeit der Zeitungen trauen dürfte, selbst ein Fachmann wie Admiral Werner das seinige beigetragen hätte. Die dem Norddeutschen Lloyd wohlwollende Presse bemühte sich nach Kräften um die Beschwichtigung des öffentlichen Gewissens*) und vergaß darum, zu berichten, daß kurz nach der Katastrophe der Elbe der Norddeutsche Lloyd vom englischen Admiralitätsgericht verurteilt worden ist, weil sein Schnelldampfer Lahn im vergangnen Herbst ein italienisches Fahrzeug von hinten überrannt hat, und das, obwohl zwei Offiziere und ein englischer Lotse auf der Kommandobrücke waren. Wahrscheinlich wurde durch Überhast gefehlt. Der Fall der Lahn steht übrigens so wenig vereinzelt da, daß man ihm allein aus dem Sommer des Jahres 1892 drei ähnliche an die Seite stellen könnte, nämlich die Kollisionen der Havel, der Trave und der Saale mit Segelschiffen. Das Seegericht erklärte bezüglich der Havel, es sei eine „große Rücksichtslosigkeit," daß sie die in die Masten geflüchtete Mannschaft des von ihr niedergestoßnen Schiffs ihrem Schicksal überlassen und sich davongemacht habe. An der Trave wurde getadelt, daß sie vorschriftswidrig mit voller

*) In ziemlich komischer Weise war auch eine bekannte Marineerzählerin an der Arbeit. Sie forderte die „übrigen Nationen" auf, „die Herren Engländer zu zwingen, sich an die Bestimmungen des Seeverkehrs so streng zu halten, wie sie es ja doch von den andern Seefahrern verlangen, und ihnen das verbrecherische Handwerk zu legen, das sie sich jetzt noch nicht scheuen zu betreiben." Gleich der Mehrzahl ihrer männlichen Kollegen setzt sich die Dame zu unsern Ausführungen in Gegensatz. Nebenbei lehrt sie uns, daß ein Knoten „ungefähr" (!) eine Seemeile sei und daß die Elbe „durchschnittlich 16, ja auch 18 Knoten Fahrt" gemacht habe; sie sei im Punkte der Sicherheit „unübertrefflich" gewesen, auf ein paar Schotten mehr oder weniger komme es nicht an!

Kraft in den Nebel hineingefahren war, wobei das fremde Schiff mitten entzweigeschnitten wurde. Ebenso hat die eilfertige Saale einen Segler im Nebel überrannt. Endlich erinnern wir — um nur noch ein naheliegendes Vorkommnis (1893) zu erwähnen — an den Lloyddampfer Roland, dessen Maschine trotz der Nachtzeit und der Gefährlichkeit des Weges (im Englischen Kanal) so schlecht bedient war, daß das Kommando Stopp! zu spät ausgeführt wurde; er stieß mit einem dänischen Dampfer zusammen, der rasch sank. Der Kapitän der Havel entschuldigte sich mit dem Hinweis auf „voraussichtliche“ baldige Hilfe von andrer Seite; der Kapitän des Roland will an den Eintritt großer Gefahr nicht geglaubt haben, er ist der Vorschrift entgegen sofort weitergefahren, ohne sich zu erkennen gegeben zu haben. Und nun vergleiche man damit, wie sich die Tagespresse mit dem Fall der Elbe abgefunden hat! In einem Leitartikel „Stimmungen aus seemännischen Kreisen“ erzählte die Kölnische Zeitung, es liege thatsächlich kein einziger beglaubigter Fall vor, daß durch schnelles Fahren der Untergang eines Seeschiffs herbeigeführt worden sei. Nicht die Schnelldampfer brächten Gefahr, sondern die kleinen, minderwertigen Schiffe, zumeist Kohlendampfer — eine Verwechslung von zu schnellem Fahren und schlechter Navigation. Man hat die Mannschaft des Dampfers Crathie, dem das Unglück der Elbe zugeschrieben wird, geradezu der Bestialität beschuldigt, bis der Staatssekretär v. Bötticher im Reichstag erklärte, die Leute hätten schon wegen ihrer geringen Zahl nicht helfen können.

Vielleicht, so sagt die nautische Fachschrift Hansa in einem frühern Jahrgange, ginge es auf den transatlantischen Linien etwas vorsichtiger her, wenn sie nicht in den Händen von Aktiengesellschaften wären. Diese scheuen einen Verlust nicht so sehr wie der einzelne Geschäftsinhaber, weil sich der Schaden auf zahlreiche Schultern verteilt; der eine kann sich mit dem andern trösten. Die Leiter der Gesellschaften bringen, da sie hauptsächlich mit fremdem Gelde wirtschaften, dem ehrgeizigen Streben, es der Konkurrenz gleich- oder zuvorzuthun, eher ein übertriebnes Opfer. Die Gesellschaften machen oft zu ihren Gunsten geltend, daß sie ihre Schiffe in Selbstversicherung nehmen und deshalb an deren Wohlergehen ein erhöhtes Interesse hätten. Das ist aber nur die eine Seite der Sache; die andre besteht darin, daß man sich durch die Selbstversicherung von der Verantwortlichkeit Fremden gegenüber, die Schwierigkeiten machen und unliebsame Angelegenheiten veröffentlichen könnten, entbunden weiß. Endlich ist zu berücksichtigen, daß die Leiter der Gesellschaften und einzelne ihnen besonders nahestehende Kreise des Großkapitals von einer plötzlichen Verschlechterung der Geschäftslage eher Nutzen als Schaden haben, weil sie früher als die andern Aktionäre die Sachlage übersehen und sich darnach einrichten können.

Vom Standpunkte der thatsächlichen Verhältnisse erscheint es besonders

interessant, auf die Verhandlungen des Reichstags vom 9. und 14. Februar, sowie vom 16. März einen kurzen Rückblick zu werfen. Der Abgeordnete Lieber wies darauf hin, daß der Norddeutsche Lloyd auf hoher See noch kein Menschenleben verloren habe. Das ist aber weder etwas ungewöhnliches — es giebt Dampferlinien, die überhaupt noch keine Menschenverluste gehabt haben —, noch etwas andres als Glückſache; denn mehrere Lloyddampfer sind unterwegs in hilfloſem Zuſtande angetroffen worden, und es ist lediglich dem Zufall zu danken, daß die Dynamitexplosion im Jahre 1875 auf dem Lloyddampfer Mosel, die etwa 100 Tote (genauer: 60 Tote und 40 Vermißte) und 80 Verwundete hinterließ, sich vorzeitig am Lande und nicht auf hoher See ereignete, wie es von dem Verbrecher beabsichtigt war. Und dann liegt für die großen Fahrzeuge die Hauptgefahr auch gar nicht auf dem freien Meere, sondern an der Küste. Wegen unvorsichtiger Annäherung ans Land aber sind die Kapitäne der gestrandeten Lloyddampfer Mosel (1884), Oder (1887) und Eider (1892) vom Seegericht verurteilt worden. Die Oder, die bei Sokotra in öder Gegend auf ein Riff lief und ein auf Kundschaft ausgesandtes Boot mit Mannschaft einbüßte, gehörte zu den subventionirten Reichspostdampfern. Das Oberseeamt erkannte über diesen Fall: „Der Schiffer hat die einfachsten Regeln der Navigirung nicht beachtet und sich mit einer Reihe von unverzeihlichen Versehen und Versäumnissen belastet, die überzeugend beweisen, daß er ein Bewußtsein von der ernsten Bedeutung und hohen Verantwortlichkeit seines Berufs nicht besitzt.*) Ernstlich zu rügen ist — und das gilt der »sparsamen« Reederei — die mangelhafte Ausrüstung des großen Dampfers mit Segelanweisungen und Karten, unter welchen letztern nicht einmal eine Spezialkarte von Sokotra war. Ferner ist zu rügen, daß die Oder in Dienst gestellt worden ist, ohne daß zuvor mit ihr alle diejenigen Maschinenmanöver vorgenommen worden wären, die erforderlich sind, um Gewißheit darüber zu erlangen, daß die Maschine mit der nötigen Sicherheit, Genauigkeit und Schnelligkeit arbeitet.“ Bei Strandungs- oder Kollisionsgefahr ist es von grundlegender Wichtigkeit, daß der Schiffer sein Fahrzeug ganz in der Hand habe, daß er wisse, wie es sich in ruhigem und in bewegtem Wasser verhält; ferner wie die Verschiedenheit des Tiefgangs hinsicht-

*) Von dem heimischen Gericht in Bremerhaven war der Kapitän freigesprochen worden. Das Reichsamt des Innern läßt die Entscheidungen des Oberseeamts und der Seeämter veröffentlichen, doch nur insoweit, als ihr Gegenstand etwas charakteristisches an sich hat. Eine Erweiterung dieser Bekanntmachungen wäre dahin erwünscht, daß man wenigstens sehen könnte, wie oft, weshalb und mit welchem Erfolg eine Reederei vor Gericht gekommen ist. Auffälligerweise sind in nautischen Kreisen die „Entscheidungen“ sehr selten anzutreffen; selbst große Aktiengesellschaften scheinen die Jahresausgabe von wenigen Mark zu scheuen, obwohl es für einen Schiffsführer einen interessantern und fruchtbringendern Lesestoff als diesen gar nicht geben kann.

lich der Lenkbarkeit wirkt, wie das Schiff rechts und links steuert, und wieviel Zeit es zum Stoppen, Rückwärtsgehen und Wenden braucht. Nach alledem richten sich die Aussichten für das Gelingen des jeweiligen Manövers. Die den Schiffbrüchigen der Oder zuteil gewordne Hilfe ging von einem durch Signale herbeigezognen englischen Frachtdampfer aus. Daß man nicht, wie es Herr Lieber gethan hat, ganz allgemein von „wilden Engländern" reden darf, die die deutschen Schiffe, wenn sie nach dem Gesetz handeln, „meuchlings überfallen" und dann auskneifen, zeigte sich bei diesem Anlaß. Die englische Reederei verlangte vom Norddeutschen Lloyd nicht einmal eine Entschädignng, obwohl ihr Dampfer nicht ohne Gefahr nahe bei der Strandungsstelle gewartet hatte und mit den Schiffbrüchigen nach dem drei Tagereisen entfernten Aden hatte zurückgehen müssen; und als der Lloyd freiwillig eine Summe für die Schiffsmannschaft sandte, gab man ihm ungefähr die Hälfte zurück. Ganz unhaltbar waren ferner die Ansichten des Herrn Lieber von der Gleichgiltigkeit des Amerikaners gegen die Gefahren der Seefahrt, die sich in der Wahl des — schnellsten Schiffs zeigen soll! Jedenfalls handelt der Amerikaner hierin ungleich verständiger als der Fraktionssachverständige, der sich erstens einem minder sichern Schiffe anvertraut und zweitens sehr viel länger als nötig auf dem gefährlichen Meere zubringt. Der Hauptunterschied zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Reisenden besteht wohl in der Schnelligkeit des Entschlusses zur Reise. Von Haus aus an weite Entfernungen gewöhnt — die Vereinigten Staaten sind ja zwölf bis dreizehnmal ausgedehnter als das Deutsche Reich — macht der Amerikaner von einem „Ausflug" über den „großen Bach," wie er den Atlantischen Ozean zu bezeichnen liebt, keineswegs so viel Aufhebens wie der bedächtige Deutsche, der sich nebenbei um das Zukünftige sorgt.

Der Abgeordnete Frese, der Vertreter Bremens, war der ersten Reichstagsberatung ferngeblieben, um sich für die zweite vom Norddeutschen Lloyd vorbereiten zu lassen. Zum Trost in dem gegenwärtigen Leid verwies er auf früheres, nämlich auf den Untergang des deutschen Kreuzers Augusta im Jahre 1885. Aber die Kriegsschiffe sind den Handelsschiffen wenig vergleichbar. Ihre ganze Einrichtung ist eine andre, und die Aufstellung der schweren Geschütze auf Deck bewirkt eine ungünstige Verteilung der Last, mithin eine Verminderung der Stabilität. Ein einziges aus seiner Befestigung gelöstes Geschütz kann bei Sturm große Gefahr bringen. Dann wird man es auch dem Lloyd kaum zum Verdienst anrechnen wollen, wenn seine Dampfer von einem Orkan, wie ein solcher die Augusta und drei andre Schiffe im Busen von Aden vernichtet hat, verschont geblieben sind. Die Besatzung der Augusta wurde von Herrn Frese auf 480 Köpfe angegeben, während sie thatsächlich und 223 betragen hat; dagegen bemaß Herr Frese die Gesamtverluste des Lloyd auf 364 Personen, obwohl allein mit der Elbe und der Deutschland 335 + 60 Menschen ertrunken sind. An sich sind ja diese Zahlen gleichgiltig, aber es

scheint, als suchte man die eine auf Kosten der andern in ihrer Bedeutung zu ändern. Die Schotten der Spree verdienen das von Herrn Frese ihnen gespendete Lob insofern nicht, als nur ihr kleinstes, das hinterste, bei einer Verletzung des Schiffsendes, auf die Probe gestellt worden ist, und man es für gut befunden hat, den Dampfer bei seiner Wiederherstellung zu verstärken. Die Durchführbarkeit der völligen Trennung von Kesselraum und Maschinenraum wird von Herrn Frese geleugnet, während es doch schon seit Jahren Dampfer mit ausschließlich thürlosen Schotten giebt, unter ihnen die allbekannten Paris und Newyork. Nach Herrn Frese wäre die Elbe im Besitz eines Doppelbodens noch rascher untergegangen, nämlich gekentert (weil die Ballasttanks bei Antritt der Reise noch leer sind und die Luft im Unterschiff die Stabilität beeinträchtigt). Doch hätte die Elbe in jedem Falle, gleichviel, ob mit oder ohne Doppelboden, genügend stabil sein müssen, und wenn der zweite Boden etwa für diesmal nichts nützen konnte, so war er ein andermal die einzige Rettung des Schiffs. Wollte man Herrn Frese ferner glauben, so müßte sichs der Schiffer zur Ehre anrechnen, wenn er zum Wohle der ihm anvertrauten Menschen zuweilen 36 Stunden auf der Kommandobrücke ausharren darf. Die maßgebende Vertreterin des deutschen Schifferstands, die Hansa, denkt hierüber anders; sie bezeichnet es als eine der Abstellung bedürftige Härte, daß sich der Schiffer wegen der ihm auferlegten übergroßen Verantwortlichkeit — er haftet auch für die Fehler seiner Untergebnen — Anstrengungen zumuten muß, deren Maß die Kräfte eines einzelnen Menschen übersteigt. Die Offiziere der Lloydschiffe sind nach Herrn Frese nicht überlastet, das zeige schon der Umstand, daß der Lloyd mehr Leute haben könne, als er brauche. Aber mit welcher Reederei verhielte sich das nicht ebenso? Durch das Aufkommen des Großbetriebs in der Schiffahrt verschwinden zahlreiche selbständige Existenzen und zugleich eben so viele Gelegenheiten zur Anstellung von Schiffsführern; ob das Fahrzeug groß oder klein ist, macht hinsichtlich der Leitung wenig Unterschied. Manche Steuerleute fahren jetzt als gewöhnliche Matrosen oder in einer nebengeordneten Stellung, wie denn auch der Schiffskoch, der das von der Elbe freigekommne Boot mit großer Thatkraft lenkte, ein Steuermann war. Die Unzulänglichkeit der Ausführungen des Abgeordneten Frese in der Sitzung des Reichstags vom 14. Februar würde vielleicht noch mehr auffallen, wenn ein ungeschniegeltes Stenogramm seiner Rede vorläge. In der Sitzung vom 16. März bestritt Herr Frese dem Abgeordneten Stephan, daß kaum 30 Prozent der Lloydbesatzungen aus gelernten Seeleuten bestünden; unter 136 und 150 Mann seien 52 und 60 wirkliche Seeleute. Sollte der Lloyd, in der Voraussicht, daß diese Angelegenheit öffentlich zur Sprache kommen werde, einige „Muster“dampfer ausgerüstet haben, oder unterscheiden sich die betreffenden Dampfer von den Schnelldampfern im Betriebe? Auf S. 221 seines Handbuchs giebt der Lloyd

die Besatzung seines Dampfers Kaiser Wilhelm II. mit 192 Mann an, darunter 1 Kapitän, 4 Steuerleute, 2 Bootsleute, 3 Zimmerleute, 1 Segelmacher, 4 Steuerer, 17 Matrosen und 10 Leichtmatrosen (Halbmatrosen), das sind zusammen nur 42 Seeleute, abgesehen von 8 Jungen oder Lehrlingen, die nicht mitzählen; die übrigen 142 Personen gehören zum Maschinenbetrieb oder zur Verpflegung. Der Kaiser Wilhelm II. ist mit seinen 16 Knoten Geschwindigkeit kein sehr schneller Dampfer, seine Maschine hat wie die der Elbe etwa 6000 Pferdekräfte, weshalb er noch verhältnismäßig viel Seeleute führt; ihm an Größe gleichen Dampfer Havel und Spree (s. die Tabelle S. 162), deren Maschine doppelt so stark ist, haben unter ihren 240 Mann Besatzung ohne Zweifel auch kaum 50 Seeleute. Und trotzdem wagte Herr Frese seinem Kollegen Hahn zu empfehlen, „sich etwas gründlicher zu unterrichten!“ Man behält von den Vorgängen im Reichtage fast den Eindruck, als folgte die Versammlung ohne nähere Prüfung einer Handvoll „Sachverständiger.“ Der Abgeordnete Jebsen führte sich als alten Seemann und Besitzer von fünfzehn Dampfern ein. Dessenungeachtet that er den Ausspruch, die Elbe habe an ihren sieben Schotten bereits mehr gehabt, als man heute einem Schiffe Schotten zu geben pflege! Augenscheinlich hat Herr Jebsen nur mit Frachtdampfern zu thun gehabt. Von diesen haben die meisten allerdings nur vier oder fünf Schotten, nämlich vorn, hinten und an beiden Enden des Maschinenraums eins, wozu oft ein hinter dem Kollisionsschott angebrachtes Hilfsschott kommt. Ein langes und breites erzählte Herr Jebsen von der englischen Tiefladelinie, die nichts tauge. Wenn dem so ist, was geht das uns an? Wir brauchen es ja den Engländern nicht blindlings nachzuthun. Die Ausführungen des Staatssekretärs v. Bötticher entbehrten der Überzeugungskraft, weil sie sich in der Hauptsache auf Angaben des interessirten Norddeutschen Lloyd stützten. Aber auch die Berufung auf den Reichskommissar für das Auswandrungswesen, der die Schotten der zur Abfahrt gerüsteten Elbe in Ordnung befunden haben will, scheint wenig stichhaltig zu sein. Vom bautechnischen Standpunkte, der für die Beurteilung der Leistungsfähigkeit der Schotten allein in Betracht kommen kann, hat der Reichskommissar seine Untersuchung sicherlich nicht angestellt. Es fragt sich sogar, ob ihm die Schotten überhaupt allenthalben zugänglich waren. Dem Zeugnis des Reichskommissars dürfte etwa ebensoviel Bedeutung zukommen, wie der vom Staatssekretär Dr. v. Stephan „auf Grund eigner Anschauung“ dem Lloyd brieflich ausgesprochnen Versicherung, daß die Elbe ein „gutes, leistungsfähiges“ Schiff gewesen sei. Herr v. Bötticher ließ die Elbe „infolge von starker Schlagseite sehr bald kentern, was sie ohne den schweren Seegang wahrscheinlich nicht gethan hätte.“ Diese Auffassung des Vorgangs, die dem Winde eine Hauptrolle zuerkennt, ist wohl nicht die richtige. Auch das schönste Wetter hätte der Elbe wenig helfen können; das Hinterschiff ist vollgelaufen und hat das übrige nachgezogen.

Hoffentlich giebt uns das durch seinen großen Umfang doppelt furchtbare Unglück der Elbe Anlaß, zum Nutzen der Seeleute und der Reisenden mehr als bisher den nautischen Dingen unsre Aufmerksamkeit zu schenken. Geht ein großer Passagierdampfer zu Grunde, so ist das Schrecknis in aller Munde; fast noch wichtiger aber sind die Tag für Tag sich wiederholenden Unfälle im Frachtverkehr, von denen hauptsächlich die eigentlichen Seeleute zu leiden haben. (Die Mannschaft der großen Passagierdampfer besteht ganz überwiegend aus Maschinenarbeitern und Kellnern.) Die am Personengeschäft beteiligten Reedereien thun schon aus Rücksicht auf den guten Ruf manches, wozu sie sich aus bloßer Nächstenliebe niemals verstehen würden; im Frachtgeschäft fällt diese Erwägung weg, hier herrscht uneingeschränkt der Grundsatz der billigen Konkurrenz. Ist doch bei den mühsam sich durchkämpfenden kleinen Fahrzeugen Einrichtung und Bemannung oft derart, daß sich ihnen kein Binnenländer anvertrauen möchte. Aber auch um die Flotte der kapitalmächtigen Reedereien scheint es nicht immer musterhaft bestellt zu sein. Ein wahrer Unglückskasten war z. B. der Dampfer Savona, 1500 Registertons haltend, der zuletzt (1888/90) im Besitz der Hamburger Slomanlinie war. Die Savona hat in siebzehn Jahren nicht weniger als sechsmal den Eigentümer gewechselt. Acht schwere Havarien erlitt sie unter englischer Flagge, und zwar durch Seeschlag, Leckspringen, Kollision, Strandung, wiederholtes „Übergehen“ (auf die Seite fallen) der Ladung und Versinken; als sie wieder flott gemacht und unter deutsche Flagge gekommen war, begegneten ihr noch mindestens drei Unfälle, u. a. durch Entzündung der Kohlenvorräte und Verlust sämtlicher Schraubenflügel, bis sie auf hoher See verlassen wurde, nachdem man sie des raschern Sinkens wegen angebohrt hatte, damit sie nicht als treibendes Wrack andern Schiffen gefährlich würde. Die vom Seegericht befragten Sachverständigen meinten, das Schiff sei von Haus aus „rank“ (zu wenig stabil) gewesen. Nach dem im Reichstag zitirten Schriftchen „Schutz für unsre Seeleute“*) sind in dem Jahrzehnt 1881/91 allein an deutschen Schiffen 1521 durch Strandung und Zusammenstoß, sowie aus andern bekannten Ursachen verloren gegangen; außerdem 130, bei denen die Ursache des Verlustes nicht auszumachen war: sie verließen den Hafen und kamen nie ans Ziel. Bei diesen verschiednen Gelegenheiten haben 3000 Menschen das Leben eingebüßt. Aber nur bei 750 konnten die Seegerichte die nähere Todesursache feststellen, und von dieser Minderheit fallen 440 auf den einen Hamburger Dampfer Cimbria, der im Jahre 1883 durch eignes Mißgeschick in der Nordsee unweit der Insel Borkum von einem englischen Frachtdampfer gerammt wurde. Die Gefahr, auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden, droht am meisten in der Wasserwüste der südlichen Meere, die bei größerer Ausdehnung viel weniger Verkehr haben als

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1894. Preis 1 Mark.

der nordatlantische Ozean; man kann dort dreitausend Seemeilen zurücklegen, ohne einem andern Fahrzeug zu begegnen. Im Indischen Ozean liegt seit drei Jahren das größte Segelschiff der Neuzeit begraben, die aus Bremen stammende Maria Rickmers, 118 Meter lang, 15 Meter breit, 7,2 Meter tiefgehend und 3850 Registertons brutto groß, die an ihren fünf, bis zu 50 Meter hohen Masten fast 5300 Quadratmeter Leinwand führte, während die Besatzung nur 39 Köpfe betrug, wohl viel weniger, als zum Manövriren im Sturm (Bergen der Segel u. s. w.) nötig war.*) Das Schiff war auf seiner ersten Rückreise und war mit Einschluß seiner Ladung (6000 Tonnen Reis) und der Fracht für 2 Millionen Mark versichert.

Ereignisse wie diese sprechen zu Gunsten des von den Freikonservativen im Reichstag eingebrachten Antrags, den Bau und die Ausrüstung der Seeschiffe unter staatliche Aufsicht zu stellen und sich hierbei der Organisation des Germanischen Lloyd in Berlin als Anhalts zu bedienen. Der Germanische Lloyd wurde von deutschen Schiffseigentümern aus Unzufriedenheit mit dem Gebahren der ausländischen Klassifikationsgesellschaften ins Leben gerufen. Vor dem Jahre 1870 wollte das in Deutschland am meisten eingeführte Büreau Veritas für Nachteile und Unfälle, die durch fehlerhafte Anordnungen seiner Beamten entstanden, nicht verantwortlich sein. Irrtümer müssen jenen Gesellschaften nicht eben selten unterlaufen, wenn die englische Shipping World im Jahre 1892, als die beiden Petroleumdampfer Lux und County of Salop durch Baufehler verunglückt waren, behaupten konnte, vielleicht nicht 5 Prozent der sogenannten Schiffsexperten seien imstande, einen praktischen Fall sachlich zu untersuchen. Der eine dieser Dampfer war unter besondrer Aufsicht der englischen Klassifikationtsgesellschaft Lloyds gebaut worden. Daß die Veritas bei uns nach wie vor das tonangebende Institut ist, verdankt sie wohl vor allem ihrem jetzigen Hamburger Vertreter, der als Schiffbauer und Erfinder in nautischen Kreisen hohes Ansehen genießt.

*) Als ob man das bestimmt geahnt hätte, heißt es im Jahrgang 1892 des Nautical Magazine, der bedeutendsten englischen Fachschrift für Seeleute: „Die Mannschaft der Maria Rickmers ist lächerlich klein. Blickt man auf die Zurüstung der fünf Masten dieses Ungetüms, so steigt einem unwillkürlich der Gedanke auf: was mag das geben, wenn eine tropische Bö in die Segel fällt!“ Es giebt Fachleute, die meinten, die Besatzung hätte doppelt so stark sein können. Die angeführte englische Quelle berichtet ferner, auf der Ausreise habe man wiederholt das Schiff laufen lassen müssen, weil man die Segel nicht rasch genug bewältigen konnte. Die Zurücklegung des etwa 12000 Seemeilen langen Weges — er verkürzte sich gegen die gewöhnliche Segellinie etwas, weil die Maria Rickmers eine Hilfsmaschine führte, um durch die beiden Kalmengürtel dampfen zu können — hatte ungefähr achtzig Tage erfordert, was dem Kapitän ein vorwurfsvolles Schreiben aus Bremen eintrug; als er es las, rührte ihn der Schlag. Hierauf ging die Leitung des Schiffs an den ersten Steuermann über, dem das schwere Werk aber noch weniger als seinem verstorbnen Vorgesetzten gelingen sollte. Höchstwahrscheinlich ist die Maria Rickmers gekentert. Auch die Art der Beladung wird hierfür verantwortlich gemacht.

Manche wollen von „büreaukratischer Bevormundung“ der Schiffahrt nichts wissen, sei es aus grundsätzlicher Abneigung gegen das Eingreifen des Staats in die gewerblichen Verhältnisse, sei es, weil ihnen der Zwang ungelegen kommen würde. Hierher sind auch jene findigen Seekaufleute zu rechnen, die im Zollbetrug eine ergiebige Einnahmequelle erblicken. Der Eingeweihte weiß, daß heute noch so gut wie in frühern Jahren dem Kapitän manchmal vorgeschrieben wird, mit der Ladung zu einer bestimmten Frist an dem und dem Punkte der Küste zu erscheinen, nicht früher und nicht später, weil dann gerade Gelegenheit ist, der Zollbehörde des „unzivilisirten“ Staats ein Schnippchen zu schlagen. Da dieses Geschäft ungemein einträglich, wenn auch nicht ganz ungefährlich ist, so fällt mit den Jahren auch für den Kapitän etwas hübsches ab, er schwingt sich zum selbständigen Reeder auf. Ein solches Gewerbe verträgt natürlich keine Fessel, welcher Art sie auch sei.

Es ist die alte Geschichte: der Unternehmer denkt nur an sich selber. Als die Auswandrer noch „wie Schafe zusammengepfercht und wie Schweine behandelt wurden,“ bedurfte es gleichfalls erst des Druckes der öffentlichen Meinung und des Einschreitens der Behörden, damit wenigstens dem Gröbsten abgeholfen werde. Während heute, dank der bessern Verpflegung und vor allem der kürzern Reise, Todesfälle unterwegs nur vereinzelt vorkommen, betrugen sie früher nicht selten 10 Prozent der Fahrgäste, wie die folgende Aufstellung für den Herbst des Jahres 1853 zeigt, eine Zeit, wo die Auswanderung noch hauptsächlich durch Schnellsegler, die sogenannten Klipper, vermittelt wurde. September: Abfahrthafen Liverpool, 800 Fahrgäste und 35 Todesfälle, Bremen 280 (45), Liverpool 249 (38), Hamburg 237 (14), Havre 566 (24), Hamburg 210 (11), Liverpool 463 (79); Oktober: Hamburg 152 (19), Liverpool 275 (34), Liverpool 400 (16), Liverpool 620 (15). Damals hat sich der menschenfreundliche Inman, der Gründer der Inman Line, um die Zwischendeckreisenden ein Verdienst erworben, indem er besondre Rücksicht auf sie nahm und samt seiner Gattin die ersten Reisen mitmachte, um sich aus eigner Anschauung von der Brauchbarkeit des Schiffes und der Mannschaft zu überzeugen. Heute thäte ein andrer Inman not, der die Besatzung unterwegs alarmirte, um sich von ihrer Befähigung zum Rettungsdienst zu überzeugen, zu dessen Einübung man bisher keine Zeit gefunden hat. Die erwähnte Korrespondentin der Gartenlaube giebt die (ohne Zweifel von sachkundigen Gefährten vernommene) Meinung wieder, daß das eine Boot der Elbe aus dem Grunde gesunken sei, weil man den Wasserablaß im Boden vergessen habe zu schließen! Einem solchen Vorkommnis gegenüber will es wenig heißen, wenn sich der Norddeutsche Lloyd in der Kölnischen Zeitung vernehmen läßt: „Die Behauptung, daß die Besatzungen unsrer Schnelldampfer keine Übung im Bootsdienst hätten, wird schon allein durch die von diesen Besatzungen auf hoher See ausgeführten Rettungen aufs glänzendste widerlegt.“ Die Tüchtigkeit

der Gesamtmannschaft ist doch noch keineswegs erwiesen, wenn einige ausgesuchte Leute ein Bravourstück leisten. Möge der Lloyd einmal auf Grund des für jedes Schiff gesetzlich vorgeschriebnen Tagebuchs nachweisen, zu welchen Zeiten seine Dampfer Bootsmanöver geübt haben. Alles das soll übrigens nicht für den Lloyd allein, sondern für die Reedereien im allgemeinen gesagt sein, auch soll nicht verkannt werden, daß die andern Handelsmarinen, die englische am allerwenigsten ausgenommen, in diesen Dingen nichts vor uns voraus haben. Aber darauf kommt es hier nicht an, sondern auf die Feststellung der Verhältnisse, wie sie thatsächlich bei uns vorhanden sind, an deren Kenntnis dem Reichstag gelegen sein muß. Dieser könnte zunächst auf die vom Reich subventionirten Postdampferlinien seinen Einfluß geltend machen, um vorbildliche Zustände herbeizuführen.

Außer durch Einführung einer Kontrolle der Schiffe vor ihrer Abfahrt wäre durch Weiterbildung des Seestraßenrechts auf die Verminderung der Unfälle hinzuwirken. Ganz allerdings wird man die Gefahr des Zusammenstoßens niemals aufheben können, das liegt nun einmal in der Natur des Seegewerbes. Das vorschriftsmäßige Ausweichen z. B. ist leicht, wenn bei klarer Luft die Fahrzeuge schon von weitem den gegenseitigen Kurs erkennen; werden sie aber erst auf eine oder zwei Schiffslängen einander gewahr, so hat es mit dem Überlegen ein Ende, die Eingebung des Augenblicks entscheidet, und aller Geschicklichkeit und Entschlossenheit zum Trotz steht das Gelingen beim Zufall. Vor fünfzehn Jahren erklärte sich dieser gegen den Hamburger Dampfer Pomerania. In regnerischer Nacht, nahe bei Dover, erblickte der Kapitän plötzlich einen Segler dicht vor sich. Nach der internationalen Abmachung, die vom Dampfer Ausweichen, vom Segler Kurshalten fordert, gedachte er den Segler zu umgehen. Dieser mochte die Absicht des Gegners mißdeuten, denn er manövrirte ebenfalls, mit dem unglücklichen Erfolge, daß sein Steven dem Dampfer in den Kesselraum drang, während sein Klüverbaum den Schornstein wegstieß. Da die Kohlenbunker ohne Not sämtlich offen standen, war der Dampfer nicht zu halten; doch konnten bei der Nähe der Küste von seinen 111 Fahrgästen und 111 Mann Schiffspersonal 73 und 94 ihr Leben in Sicherheit bringen.

Der von den deutschen Amerikafahrern zu passirende Englische Kanal, in dem sich dieses Unglück und so manches andre ereignet hat, gehört gleich dem angrenzenden Teile der Nordsee („Mordsee" im Schiffermunde) zu den gefährlichsten Wasserstraßen der Erde; die Strömung ist stark, die Luft oft unsichtig und der Verkehr so lebhaft, daß sich die Kurse unter allen Winkeln schneiden, und in der Dunkelheit das Vielerlei der Lichter oder Tonsignale geradezu verwirrend wirkt. Des bessern Ausgucks halber müssen alle Lichter auf Deck abgeblendet sein; es vergehen fast zehn Minuten, bis sich das Auge an das umgebende Dunkel gewöhnt hat. Das Verstehen der fremden Schallzeichen

wird durch die gleichzeitigen eignen und das Getöse der Schiffsmaschine erschwert.

Die Schallvorrichtung des Dampfers Crathie soll schon beim Verlassen des Hafens durch Frost gestört gewesen sein, ein bedenklicher Fehler, weil das Schiff imstande sein muß, eine beabsichtigte Kursänderung (rechts, links, rückwärts) zeitig mit der Pfeife anzukündigen. Doch kann über die letzten Ursachen der Katastrophe der Elbe erst geurteilt werden, wenn alle in Frage kommenden Thatsachen klar vorliegen. Es ist daher zu bedauern, daß die Presse jenseits wie diesseits der Nordsee der Entscheidung des Seegerichts vielfach in gehässiger Weise vorgegriffen hat. Deutscherseits hätte man die Angelegenheit auch im Reichstag mit einiger Vorsicht anfassen sollen. Selbst wenn der deutsche Dampfer aus dem Streit der Meinungen gerechtfertigt hervorgeht — was nunmehr schon im nationalen Interesse zu wünschen wäre —, werden die nautischen Kreise Englands, die der heimischen Zeitungsmache fernstanden, eine allgemeine Anschuldigung der englischen Schiffsführung von solcher Stelle ungern auf sich nehmen.

Knabenerziehung und Knabenunterricht
im alten Hellas

Von Gustav Benseler

(Fortsetzung)

Auffällig ist die wichtige Rolle, die nach dem Gesagten die Musik gleich im ersten Unterricht spielt. In mehreren griechischen Staaten, wie in Arkadien, Sparta, Theben, überwog er sogar den eigentlich wissenschaftlichen; in Athen und Jonien wurde er diesem bezüglich des erzieherischen Wertes mindestens gleich geachtet. In Musik und Gesang sahen die Hellenen, wie das auch Plato und Aristoteles betonen, das wirksamste Mittel, die richtige Harmonie, die sie überall anstrebten, auch zwischen körperlicher und geistiger Ausbildung zu erreichen und dem Charakter jenes weise Maßhalten im Fühlen und Handeln zu verleihen, das ihnen als Sophrosyne der Höhepunkt menschlicher Tugend ist. Doch wurde nicht etwa, wie später im kaiserlichen Rom und in dem musiktollen Alexandria, Virtuosität auf allerhand Instrumenten angestrebt. Seit der junge Alkibiades das früher auch in Athen eifrig geübte Flötenspiel aus der Mode gebracht hatte, beschränkte sich der Musikunterricht der Knaben in Athen

auf die Kithara oder Leier und den Gesang. Die Knaben sollten lernen, sich beim Singen selbst mit der Kithara zu begleiten. Gern ließen sich die Eltern nach Tische von ihren Söhnen etwas vorsingen und vorspielen. Aber auch bei geselligen Vereinigungen Erwachsener wurde die Kithara herumgegeben, damit jeder ein Gesellschaftslied, ein Skolion, zum besten gäbe, und wer, wie der junge Themistokles, das nicht vermochte, erregte Befremden. Also auch in diesem Unterrichtsgegenstande war das Ziel nicht Vielkönnen und Vielwissen, sondern die gleichmäßige Durchbildung aller Geistes- und Körperkräfte (εὐρυθμία und εὐαρμοστία), und jene Wohlanständigkeit (εὐκοσμία), der alles Unschöne ein Abscheu ist. Dabei verdankte aber der junge Athener diesem Kithara- und Gesangunterricht eine frühe Vertrautheit mit der Rhythmik und Metrik seiner Muttersprache, er lernte in frühster Jugend schon die lyrischen Dichtungen seines Volkes auswendig. Denn weit enger als bei uns war die Lyrik mit der Musik verbunden. Nicht nur jedes lyrische Gedicht war in Musik gesetzt, sondern auch die zahlreichen Spruchdichtungen, die γνῶμαι, wie selbst Hesiods Tage und Werke, wurden eigentlich mehr gesungen als deklamirt, ebenso die Elegien des Phokylides, Theognis, Solon, Simonides, selbstverständlich auch die Gedichte der eigentlichen Lyriker wie Anakreon und später auch Choirilos und Kallimachos, endlich die zahlreichen Dithyramben, Hymnen und Päane. Jeder griechische Stamm hatte seine Lieblingsdichter, deren Werke der Jugend zeitig eingeprägt wurden, Sparta z. B. seinen Tyrtäos und Alkman. Selbst Gesetze, wie die angeblich von Minos stammenden der Kreter und die des Charondas, waren metrisch abgefaßt, in Musik gesetzt und wurden im Gesang eingeprägt. Dabei stattete namentlich die Spruchdichtung, z. B. eines Theognis und Phokylides, den Knaben mit einem Schatz trefflicher Lehren aus, die ihm später im Leben bei den unausbleiblichen Konflikten zwischen Pflicht und Leidenschaft einen sittlichen Halt gewähren konnten. Denn um sie später im Leben anzuwenden, sagt der Redner Äschines, lernen wir in der Jugend Gedichte; für den Griechen waren die Dichter in Wahrheit „Väter und Führer der Weisheit." Wenn am dritten Tage des athenischen Apaturienfestes die Stammgenossen mit ihren Familien im Hause des angesehensten unter ihnen zusammen kamen, setzten die Väter ihren Söhnen Preise aus für den mit Musik begleiteten Gesangvortrag von Gedichten nach eigner Wahl, wobei dann von den Knaben besonders neuere, noch nicht allgemein bekannte Dichtungen bevorzugt wurden. „In Gedichten stark sein macht einen großen Teil der Bildung aus," sagt Protagoras bei Plato. Daher lernte die Jugend teils ganze Dichter, teils aus Dichtern zusammengestellte Chrestomathien auswendig.

Sorgte so der musikalische Unterricht für eine frühe Erlernung der religiösen, lyrischen und Spruchdichtung, so führte der Lese- und Schreibunterricht zu ähnlichen Ergebnissen auf andern Gebieten der Dichtkunst. Denn

wenn auch γραμματική, γράμματα zunächst nur „die mechanische, zum Lesen und Schreiben notwendige Kenntnis der Buchstaben" bedeutet, so ging doch dieser reine Elementarunterricht sehr bald über den entsprechenden Unterricht unsrer Volksschule hinaus. Aller Lesestoff war den gefeiertsten Dichtern, besonders dem Homer entlehnt, und das Gelesene wurde sofort dem Gedächtnis eingeprägt. War doch die Schulung und Stärkung der Gedächtniskraft ein Ziel, das der griechische Unterricht nie aus dem Auge verlor. Schon Pythagoras hatte seinen Schülern tägliche Gedächtnisübungen vorgeschrieben, und später wurde, angeblich von Simonides, eine eigne Erinnerungskunst, die Mnemotechnik, erfunden und fleißig gepflegt. Beim Lesen aber sah man in erster Linie auf richtige und deutliche Aussprache, auf angemessene Betonung und auf Ausbildung eines angenehmen, klangreichen Organs. Diese Sorgfalt, bei der der Leseunterricht allerdings längere Zeit in Anspruch nahm, als wir dafür übrig zu haben glauben, schuf, unterstützt von dem, was im Musikunterrichte gewonnen wurde, jenes feine Sprachgefühl und jene Empfindlichkeit des attischen Ohrs gegen Verstöße wider korrekte und deutliche Aussprache, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Wehe dem Redner oder gar dem Schauspieler, dem solch ein Versehen begegnete! Er verfiel unrettbar dem Spott der Komödie, auch wenn es nur ein armseliger Apostroph war, den er nicht genügend beachtet hatte. Auch die schöne Sitte athenischer Eltern wie der des Lysis, sich vom Sohne vorlesen zu lassen, war in dieser Hinsicht gewiß von heilsamem Einfluß.

Wie beim Leseunterricht durchweg Verse den Übungen zu Grunde gelegt wurden, indem der Lehrer zuerst vorlas, und der Schüler das Wiedergelesene sofort auswendig lernte und dann vom Lehrer überhört wurde, so verfuhr man auch beim Schreiben. Viel zu schreiben freilich und lange Diktate oder Aufsätze zu fertigen verbot schon der teure Preis des Papiers und des sonstigen Schreibmaterials. So nahm z. B. der junge Kleanthes, weil er bei seiner Armut kein Papier erschwingen konnte, Tierknochen zu Hilfe, um sich darauf Notizen zu machen. Ganze Gedichte, die in der Schule gebraucht wurden, schrieben sich die Knaben gelegentlich wohl selbst ab, natürlich zugleich ein treffliches Mittel, sich den Inhalt anzueignen. Aus dem letzten Grunde soll sich Demosthenes, der doch nicht unvermögend war, das ganze Geschichtswerk des Thukydides — sechshundert Oktavdruckseiten bei Teubner! — achtmal abgeschrieben haben; freilich wurde er wegen seiner Kränklichkeit zu Hause unterrichtet und konnte an den gymnastischen Übungen und den Vergnügungen seiner Altersgenossen nicht teilnehmen. Im allgemeinen begnügte sich der Lehrer mit kurzen Diktaten, Merkversen, die man mit Vorliebe aus den Komödien Menanders, aus den Tragödien oder aus Homer nahm; die schrieben die Schüler nach und lernten sie dann auswendig. Auf einem Holztäfelchen aus Ägypten ist noch ein solches Diktat in der Nachschrift eines Knaben zu lesen:

Trank der Weinstock Wasser, das der fleißge Herr ihm gab,
Giebt er reinen Wein dafür ihm, stattet zweifach Dank ihm ab:
Drum sei rege, ja nicht träge!

Unter einem andern Diktat steht noch die Zensur des Lehrers: fleißig (φιλοπόνως). Bei der Beschränkung dieses Unterrichts auf das Notwendigste legte man auf Schönschreiben und Schnellschreiben nur wenig Wert.

So wurde also gleich der Elementarunterricht zu einer Art Kursus in der nationalen Litteratur; man übte dabei sehr bald sprachliche und sachliche Erklärung an den bedeutendsten und volkstümlichsten Dichtungen, wie es z. B. in Platos Protagoras an einem Gedichte des Simonides geschieht. Zugleich aber lieferten die besonders im Epos und in der Tragödie zahlreich vorkommenden mythologischen, geschichtlichen und geographischen Beziehungen dem Lehrer den Stoff, um den Knaben so viel geschichtliches und geographisches Wissen beizubringen, als davon für die Jugend erforderlich schien. Das war nun freilich nicht viel. Von einer Weltgeschichte konnte erst in römischer Zeit die Rede sein; auch vergrößerte sich erst damals einigermaßen das Gebiet des erforschten Teils der Erde. Landkarten von Griechenland gab es zwar schon zu Sokrates und Aristophanes Zeit, und Anspielungen auf ihren Inhalt verstand das Publikum im Theater. Auch eine leidliche Kenntnis der frühern athenischen Geschichte wird von Demosthenes und andern Rednern offenbar bei ihren Zuhörern vorausgesetzt. Wir wissen aber nicht, wie viel von alledem auf Rechnung des Schulunterrichts zu setzen ist, oder wie viel auf Rechnung eignen Lesens, auf Rechnung von Reisen und Feldzügen, auf Rechnung des Anschauens öffentlicher Denkmäler und Inschriften, des persönlichen Verkehrs mit gereisten und unterrichteten Männern, endlich auf Rechnung populärer Vorträge, wie solche z. B. Hippias sogar in Sparta über Archäologie und Geschichte gehalten hat. Mit der Mythologie und den zahlreichen Stamm- und Volkssagen dagegen wurden die athenischen Knaben infolge der Tragödienaufführungen, denen sie regelmäßig beiwohnten, so bekannt, daß sie, wenigstens im vierten und dritten Jahrhundert v. Chr., sofort aus dem Namen des Helden den ganzen Inhalt des Stücks vorherzusagen wußten. Zumal des Euripides Stücke erfreuten sich ihrer Gunst; ihn lernten sie auswendig, sodaß sie später als Kriegsgefangne in Sizilien ihr Los dadurch freundlicher gestalteten, daß sie ihre sizilischen Herren mit dem Dichter bekannt machten. Die philosophischen Kenntnisse endlich, die selbst jüngere Knaben aus wohlhabenden Familien, wie z. B. der junge Lysis, verraten, dem sogar der dunkle Heraklit nicht fremd zu sein scheint, mochten wohl meist aus Büchern stammen. Auch dem jungen Sokrates hat es trotz seiner Armut nicht an Büchern gemangelt.

Dagegen hätte ein besondrer Fachunterricht in all den zahlreichen Disziplinen unsrer heutigen Stundenpläne wider den Grundsatz verstoßen, an dem die Hel-

lenen im wissenschaftlichen Unterricht von Anfang bis zu Ende festgehalten haben. Dieser Grundsatz findet seinen Ausdruck bereits in dem Spruch des ionischen Weltweisen Heraklit: Vielwissen belehrt den Geist nicht. Ihm huldigen Plato, Aristoteles, Diogenes und wer sonst über Erziehung geschrieben oder sich geäußert hat. Es ist besser, ein Ding wohl gelernt zu haben, als sich mit vielen äußerlich zu behängen, lautet der Spruch eines Komödiendichters, der den Herausgeber der Fragmente der griechischen Komiker, den Philologen Meineke im Jahre 1842 zu einer schwungvollen Lobrede in klassischem Latein auf die griechische Weisheit gegenüber moderner Unweisheit in diesem Punkte begeistert hat.

Freilich, wie in so vielen Dingen waren die Hellenen auch darin vor andern Völkern in hohem Grade begünstigt, daß sie jenen einheitlichen, allgemein anerkannten Mittelpunkt des Unterrichts, um den sich alles natürlich und ungezwungen gruppiren soll, jenen Mittelpunkt, den die moderne Schule seit langem mit heißem Bemühen sucht, in ihrem Homer thatsächlich hatten. Homerlektüre und Homererklärung beherrschte den Elementarunterricht des Grammatisten wie den höhern Unterricht des Sophisten und Grammatikers. An Homer lernte der Knabe lesen und schreiben; Homer bildete die Unterlage für seine Rede- und Denkübungen; Homer war und blieb jederzeit die Hauptquelle seiner grammatischen, ästhetischen, litterarischen, mythologischen, geschichtlichen, geographischen und naturgeschichtlichen Kenntnisse. Ihn deklamirte er in der Schule vor dem Lehrer, zu Hause vor dem Vater, bei festlichen Zusammenkünften vor den Freunden des Hauses. Ihn so inne zu haben, daß er an jeder beliebigen Stelle einsetzen und seinen Vordermann im Deklamiren ablösen konnte, war eine seiner Hauptleistungen bei Schulprüfungen und Schulfesten. Angeben zu können, in welchem Homervers ein bestimmtes Wort vorkommt, oder bei der Erwähnung eines Versanfangs sofort den ganzen Vers hersagen zu können, war seine Kurzweil in der Gesellschaft gleichaltriger Spielgenossen. Hochangesehene Athener wiesen ihre Söhne an, den Homer oder wenigstens die Ilias auswendig zu lernen, und diese freuen sich später als Männer dieser Fertigkeit als ihres höchsten Ruhmestitels. Alexander der Große und der makedonische König Kassander konnten die ganze Ilias und einen großen Teil der Odyssee hersagen. Und als der unter Trajan lebende Rhetor Dio Chrysostomos nach den südrussischen Steppen in eine von skalpirenden Skythenhorden umdrängte griechische Kolonialstadt kommt, da trifft er in skythischer Bewaffnung und Kleidung einen achtzehnjährigen Jüngling aus einem dort angesehenen Hause, der wie alle Bewohner der Stadt ein Freund des Homer ist und wie seine Landsleute, trotz ihrer halbbarbarischen Sprache, den Homer auswendig weiß. Ja Homer bildete wirklich „Mitte, Ende und Anfang für jeden Knaben, jeden Mann und jeden Greis," und das seit den Tagen Solons bis in die Zeiten der Konstantine herab; er gab dem

Unterricht der hellenischen Jugend sein einheitliches und vor allem sein echt nationales Gepräge. Wollten wir Deutschen ähnliches haben, so müßten wir etwa Schiller in gleicher Weise in den Mittelpunkt alles Unterrichts rücken, was natürlich jetzt unmöglicher ist als je. Wäre die Begeisterung für Schiller, die 1859 in den Schillerfesten zum Ausdruck kam, in gleichem Maße wie bis dahin weiter gewachsen, so hätten wir an Schiller vielleicht einen Dichter von ähnlicher Stellung und Bedeutung erhalten können.*)

Am meisten auffallen würde es uns wohl, wenn wir unsre Stundenpläne mit einem athenischen vergleichen könnten, daß auf dem athenischen fremde Sprachen vollständig fehlen würden. Daß dies für die Zeit der nationalen Selbständigkeit der Hellenen eigentlich selbstverständlich ist, leuchtet ohne weiteres ein; oder hätten die jungen Athener etwa Persisch, Phönikisch oder Ägyptisch lernen sollen, Sprachen ohne litterarische Bedeutung und für Ausländer fast unzugänglich? Als aber die Römer Herren aller Länder geworden waren, wo die griechische Zunge klang, als sich jeder Grieche, der die Militär- oder Beamtenlaufbahn einschlug, die Kenntnis des Lateins erwerben mußte, als das Latein selbst eine litterarische Sprache ersten Ranges geworden war und lateinische Dichter und Prosaiker ihre zeitgenössischen hellenischen Kollegen teils eingeholt hatten, teils überflügelten, hätte es da den Griechen nicht nahe gelegen, in ihre Schulen das Latein in ähnlicher Weise einzuführen, wie die Römer seit dem ersten Jahrhundert vor Christus das Griechische zu einem Hauptgegenstand ihres Schulunterrichts gemacht hatten? Es geschah das aber nicht; höchstens Sklaven scheint man, natürlich zu rein praktischen Zwecken, im Latein unterrichtet zu haben, etwa wie sie in der von Aristoteles erwähnten Sklavenschule in Syrakus im Kochen und ähnlichen von Sklaven betriebnen Gewerben Unterricht erhielten. Und dabei bewunderte man in Hellas Leute, die fremde Sprachen redeten und verstanden, war in gebildeten Kreisen keineswegs blind gegen gewisse Vorzüge und Schönheiten der lateinischen Sprache und machte sich, wenn auch vielleicht aus Übersetzungen, mit ihren Dichtern und Prosaschriftstellern bekannt. Aber die Griechen mochten fühlen, daß sie das ihnen vor allem am Herzen liegende schöne Gleichgewicht zwischen körperlicher und geistiger Ausbildung, zwischen musikalischem und wissenschaftlichem Unterricht kaum noch würden bewahren können, wenn sie den wissenschaftlichen Teil ihrer Jugenderziehung um das zeitraubende Studium einer fremden Sprache und Litteratur vermehrten. So folgten sie auch in diesem Punkte dem Grundsatze, den Lukian dem Athener Solon in den Mund legt: „Fremdes mögen wir nicht

*) Ich entsinne mich noch, wie ich damals als dreizehnjähriger Knabe mit meinem Vater in Leipzig nach dem Festzug auf dem Augustusplatze einem wackern graubärtigen Handwerksmeister zuhörte, der voll Begeisterung der ihn umstehenden Menge beteuerte, daß er sämtliche Gedichte Schillers auswendig könne, und der wirklich gleich einem alten Rhapsoden Gedicht auf Gedicht hersagte.

gern nachahmen," und der Weisung des alten Pythagoras, der seinen Schülern geradezu untersagt hatte, fremde Sprachen zu lernen. Wie grundverschieden von dieser griechischen Auffassung die der germanischen Völker schon von ältester Zeit an gewesen ist, lehrt die Edda. Da wird der künftige Besitz höchster Glückseligkeit so prophezeit:

Sie wird dich Recken Runen lehren,
Die sämtliche Menschen besitzen möchten,
Dazu auch fremder Völker Sprachen,
Und die Gabe der Heilkunst — sei glücklich, Herrscher.

(Schluß folgt)

Moderne Opern

Von Paul Moos

(Fortsetzung)

Nicht ganz so günstig kann das Urteil lauten über Leoncavallos Bajazzo. Leoncavallo hat, den Spuren Richard Wagners folgend, den Text zu seiner Oper selbst geschrieben. Warum auch nicht? Ohne gerade Dichter zu sein, hat Leoncavallo die Fähigkeit, eine Handlung bühnenmäßig anzulegen, straff zu entwickeln und dramatisch wirksam zu Ende zu führen. In der Zahl der gut angelegten Charaktere steht der Bajazzo allerdings hinter der Cavalleria zurück, deren Gestalten sämtlich wenigstens einen Hauch individuellen Lebens haben. Bei Leoncavallo kann nur eine Gestalt als gelungen bezeichnet werden, das ist Canio, der Bajazzo selbst, der nur für einen wandernden italienischen Komödianten vielleicht zu sehr Gentleman ist. Nedda, sein Weib, hat wenig individuelles. Sie ist mit der obligaten Theateruntreue behaftet, neigt erst zur Sentimentalität und wird schließlich zur wilden Katze, die lieber zu Grunde geht, als daß sie nachgiebt. Silvio ist der unumgänglich nötige Liebhaber, Tonio aber ist dichterisch und musikalisch unklar: so spricht und singt kein Tölpel. Der Gedanke, zum Schluß die Vorgänge des Lebens und der Bühne zu vermengen, ist originell und hat jedenfalls viel zum Erfolge der Oper beigetragen, wenn man auch nicht allzu gründlich darüber nachdenken darf, ob es wahrscheinlich sei, daß sich ein Mann wie Canio dazu verstehen werde, Komödie zu spielen, anstatt sich sofort mit seinem Weibe auseinanderzusetzen. Doch derartige Unebenheiten finden sich ja überall. Viel schwerer wiegt ein

Fehler der Gesamtanlage. Schon daß ein Bajazzo zum Mittelpunkte einer tragischen Handlung gemacht wird, ist bedenklich, da die Gefahr, sich ins Krasse zu verlieren, dadurch verzehnfacht wird. Ganz schlimm aber wird die Sache vollends, wenn man dem Bajazzo alle tragischen Merkmale nimmt und ihn lediglich zum Träger eines traurigen Geschicks macht. Canio ist ein Ehrenmann, er wird betrogen, ersticht, wie sich das in Italien gehört, Frau und Liebhaber und steht am Schluß da als ein gebrochner, unglücklicher Mensch, den fremde Schuld des besten Inhalts seines Lebens beraubt hat. Das ist zwar sehr traurig, aber doch nichts weniger als tragisch. Wir begegnen dieser Verwechslung des Traurigen und des Tragischen in der modernen Kunst auf Schritt und Tritt. Leider ist hier nicht der Ort, sich eingehend darüber auszusprechen. Soviel ist sicher, daß das Zerrissene und Unbefriedigende der Gesamtwirkung des Bajazzo wie vieler modernen sogenannten Tragödien vor allem auf diese Ersetzung des Tragischen durch das Traurige zurückzuführen ist.

Ähnlich wie Mascagni in sein Vorspiel Turiddus Ständchen verflicht, fügt Leoncavallo seiner musikalischen Introduktion einen Prolog ein. Die Ähnlichkeit ist aber nur eine äußerliche. Während Turiddus Ständchen mit der Handlung der Oper in unmittelbarem Zusammenhange steht, ist Leoncavallos Prolog eine Art ästhetischer Vorlesung, die der Dichter zur Aufklärung und Belehrung seiner Hörer vorausschicken zu müssen glaubt. Warum mit dieser Aufgabe gerade der Tölpel Tonio betraut wird, ist nicht recht klar — vielleicht ist es in unbewußter Selbstkritik geschehen, denn die ästhetische Weisheit, die Leoncavallo bei dieser Gelegenheit zum besten giebt, ist mehr als zweifelhafter Art. Er thut sich sehr viel darauf zu gute, daß sein Bühnenwerk eine „wahrhafte" Begebenheit darstelle, wie er denn auch nicht vergißt, den Tag des wirklichen Geschehens ausdrücklich anzugeben. Für diese Art von „Realismus" läßt er nun seinen Prolog Propaganda machen. Bei uns in Deutschland ist ein solcher Standpunkt nur noch in den Schaubuden der Jahrmärkte und in Kolportageromanen denkbar. Selbst die Schlußbeteuerung des Prologs, daß auch in der Brust des Gauklers ein warmes Herz schlage, sowie der tiefsinnige Hinweis, daß wir alle auf Erden in demselben Lichte wandeln, vermag uns nicht zu rühren. Mit der dichterischen Grundlage des so viel gesungnen Prologs steht es also schlecht. Wie aber verhält sich dazu die Musik?

Das ist nicht mit einem Worte zu sagen, denn Leoncavallo tritt uns sofort in ganzer Gestalt entgegen, mit seinen Vorzügen, seinen Fehlern und seinen Widersprüchen. Es wird daher, wenn man die einzelnen Bestandteile seiner musikalischen Natur kennen lernen will, nichts weiter übrig bleiben, als den Prolog in seinen Teilen zu prüfen.

Die Instrumentaleinleitung läßt sich vielversprechend an. Sie beginnt in lebhaft energischem Dreiachteltakt und stürzt sich alsbald in eine Reihe har-

manischer Durchgänge, wie sie in solcher Güte nur einem wahren Talent gelingen. Dann zwei kleine, langsame Zwischensätzchen, von denen das hübsche erste dem spätern Liede des Bajazzo entnommen ist. Für das zweite, das die frevelhafte Liebe Neddas und Silvios charakterisiren soll, hat Leoncavallo offenbar große Vorliebe, denn er bringt es, wo es nur immer möglich ist. Er täuscht sich aber sehr über seinen musikalischen Wert. Wäre die Liebe der beiden nicht ernster zu nehmen als dieser weichliche, empfindsame, musikalische Gedanke, dann brauchte sich Canio wahrlich nicht so aufzuregen. Leoncavallo hält sich aber nicht lange auf; nach kurzer Wiederholung des schon Dagewesenen führt er Tonio als Prolog ein.

Jede der einzelnen aneinandergereihten Phrasen unterscheidet sich von der andern nach Wesen und Wert, sodaß eine eingehende Kritik auch jede einzelne zu beurteilen hätte. Doch würde das viel zu weit führen; es genüge der Hinweis, daß in den ersten Sätzen etwas Unnatur, etwas Sentimentalität und angenehmer, natürlicher Ausdruck dicht bei einander zu finden sind. Um die ganz unkomponirbaren ästhetischen Lehrsätze drückt sich Leoncavallo zunächst leidlich herum, dann greift er zu recitativischer Ausdrucksweise, die in der harmonischen Grundlage geschraubt und gezwungen ausgefallen ist. Die Erinnerung an das im Drama darzustellende Erlebnis wendet sich zu einem angenehmen, natürlichen Ton zurück, der aber wieder nicht lange vorhält. Sobald Leoncavallo den „Haß wüten“ und „die Hölle mit heiserm Lachen ihren Lohn“ fordern läßt, ist alle Natürlichkeit verschwunden, und wir gewahren nur noch einen Menschen, der sich mit Gewalt Kraft des Ausdrucks abringen will, die ihm doch nun einmal versagt ist. Und wie es meist zu gehen pflegt, so folgt auch hier der Affektation unmittelbar weichliche Sentimentalität. Das Herz, das sich in der Brust des Gauklers „voll Lust und Leid“ regt, sieht dem zum Verwechseln ähnlich, das uns aus Neßlers Trompeter so süß entgegenschlägt. Der ganze Unterschied besteht darin, daß Leoncavallos Sentimentalität anspruchsvoll auftritt und modern aufgeputzt erscheint wie eine alte Kokette in modischem Gewande; dem innern Gehalt nach ist es ein und dasselbe Wesen, mit dem wir es hier wie dort zu thun haben.

So offenbart uns schon der Prolog Leoncavallos musikalische Art nach ihren guten und schlechten Seiten. Das breite dramatische Pathos, das Mascagni auszeichnet, ist ihm fremd, ohne daß es ihm darum in guten Augenblicken an Kraft fehlte. Doch ist seine Kraft anders beschaffen; sie ist schärfer, weniger breit und schneidiger. Wo Mascagni nicht mehr weiter kann, wird er trivial; Affektation aber ist ihm fremd, auch seine Trivialität bleibt melodiös und natürlich. Er verfährt immer nach dem Grundsatze: „Ein Schelm, der mehr giebt, als er hat,“ denn er ist eine ästhetisch ehrliche Natur. Leoncavallo dagegen greift, wo ihn die Erfindung im Stiche läßt, nicht bloß zur Trivialität, sondern er wird außerdem schwulstig und geschraubt, er geberdet sich großartig

bei innerer Leere und verfällt dadurch geradezu der Lächerlichkeit. Daß Leoncavallo Mascagni in der Handhabung des Orchesters überlegen ist und feinern Klangsinn hat, ändert daran nichts. Man kann also sagen, daß Leoncavallos musikalische Natur, so wie sie sich im Bajazzo äußert, drei verschiedne Bestandteile aufweist: angeborne schöpferische Kraft, die aber auf ihren Höhepunkten nicht gerade ein südliches Gepräge hat, sondern mehr deutschen Traditionen folgt; weichliche Sentimentalität und Trivialität, die den geistigen Nachkommen Verdis und Gounods charakterisirt; endlich jene Geschraubtheit, in der man den Tribut zu erblicken hat, den jeder moderne Musiker von nicht außergewöhnlicher Selbständigkeit den musikalischen Verirrungen der Gegenwart zu zahlen verdammt ist.

Daß Leoncavallo in seinen guten Augenblicken nicht immer den Südländer zeigt, beweist der große einleitende Chor, der in jeder Hinsicht ein gutes Musikstück genannt werden kann und jeder deutschen Oper zweiter oder dritter Güte zur Ehre gereichen würde. (Auf unsern Bühnen wird die musikalische Wirkung dieses Chors leider meist durch das Schreien und Pfeifen der sich realistisch geberdenden Volksmenge erstickt.) Zunächst bleibt nun Leoncavallo schlicht und natürlich. Scherz und Ernst werden mit einem Anfluge von Ironie zu einem flüchtigen Bilde vereinigt, das durchaus nicht gewöhnlich ist: Tonio steckt seine Ohrfeige ein, und zum erstenmale blitzt Canios leidenschaftliches Temperament leise auf. Der Anfang von Canios Arioso „Scherzet immer, doch eines schont" zeigt Leoncavallo sogar von einer unerwartet neuen Seite: hier ist wirklich Ernst und edler melodischer Fluß. Leider nur für ganz kurze Zeit, denn schon nach acht Takten tritt ein merklicher Rückgang ein, und wenn sich Canio schließlich zu drohender Größe erheben soll, greift er zu jenem uns schon aus dem Prolog bekannten tragisch sein sollenden Gedanken, der durch seine hilflose Geschraubtheit mehr zum Lächeln als zum Entsetzen anregt.

Der nach alter schlechter Operngewohnheit eingeschaltete Glockenchor ist eintönig und könnte übergangen werden, wenn er nicht ganz zum Schluß eine Überraschung brächte. Dem Chor sind schon die Worte ausgegangen, und er weiß nur noch „Ah" zu sagen, da treten unvermutet Harmonien von bemerkenswerter Schönheit hervor. Es handelt sich zwar nur um vier sich wiederholende Takte, aber diese vier Takte wiegen schwerer als der ganze vorhergehende Gesang und zeigen, daß es Leoncavallo nicht an Begabung, wohl aber an Konzentration und Selbstkritik fehlt.

Da Leoncavallo gerade in dem Fahrwasser alter schlechter Operngewohnheiten fährt, so läßt er seine Nedda gleich noch ein Lied an die Vöglein singen, das sich zwar dadurch dramatisch zu motiviren sucht, daß es am Schluß auf den außergesetzlichen Liebhaber Bezug nimmt. Aber diese kurze Wendung vermag weder das Unmotivirte der ganzen Szene noch die geradezu naive Seichtigkeit der Musik vergessen zu machen.

Musikalisch eigentümlich hält sich der Tölpel Tonio, der nun erscheint und Nedda für sich gewinnen will. Der Widerspruch zwischen dem, was er vorstellen soll, und dem, was er in Wirklichkeit ist, tritt schon in seinem bekannten Gesange hervor: „Ich weiß wohl, ich bin dir im Grunde verächtlich.“ Er steigert sich aber im Verlaufe der Szene immer mehr und erreicht seinen natürlichen Höhepunkt mit der verzweifelten Wut nach der Züchtigung. Das ist kein Tölpel, der hier wütet, sondern eine ernste, finstere Natur, in der ein verzehrendes Feuer flammt, die sich aber noch nicht zu einem natürlichen und gesunden Ausdruck durchzuarbeiten vermocht hat.

Silvios Erscheinen bringt das große und vielbewunderte Liebesduett, mit dem wir uns rasch abfinden können, da es Leoncavallo von keiner neuen, wohl aber von seiner ungünstigsten Seite zeigt. Anfangs kommt einiges leidliche oder doch nicht ganz verfehlte; von dem Augenblick aber, wo Silvio anfängt, von seiner traurigen Liebe zu reden, durchbrechen Sentimentalität und Waschlappigkeit die Dämme und überschwemmen alles weit und breit mit ihrem faden Gewässer. Die beiden verliebten Leute haben sich in der That gegenseitig nichts vorzuwerfen, sie sind einander wert. Ein Glück, daß Canio, von Tonio geführt, des Weges kommt und dem seichten Singsang ein Ende macht.

Die Behandlung der abschließenden Szene verrät dramatische Kraft und Sinn für das Bühnenmäßige. Musikalisch finden sich wieder ausgesprochne Gegensätze dicht beisammen. Erst in dem Liede des Bajazzo „Hüll dich in Tand nur“ nimmt Leoncavallo seine ganze Kraft zusammen und schafft eine ernste, wehmütige Elegie von südländischer Färbung und zwingender Gewalt der Stimmung.

In dem Intermezzo, das den zweiten Akt einleitet, scheint sich Leoncavallo die Aufgabe gestellt zu haben, noch einmal eine gedrängte Übersicht seiner sämtlichen Fehler zu geben. Das kurze Sostenuto assai ist manierirt in seinen an den Haaren herbeigezognen Akkordfolgen, das Cantabile aber entpuppt sich zu unserm Schrecken als jene sentimentale Phrase aus dem Prolog, die das Herz des Gauklers so rührend zum Ausdruck bringt, und die hier nun aufgedonnert und anspruchsvoll einen tiefernsten Eindruck hervorbringen möchte. An eine Konkurrenz mit Mascagni ist also gar nicht zu denken. Doch hat das schlechte Musikstück für Leoncavallo wenigstens die eine gute Bedeutung, daß er darin bis auf weiteres alles Verderbte niederlegt, was seine musikalische Phantasie noch beschwert.

Der Chor der wartenden Menge, der den zweiten Akt eröffnet, verdient Anerkennung. Er ist in übersichtlichen Gruppen gearbeitet und steigert sich in lebendigem Zuge. Etwas südliches trägt er aber noch weniger an sich als der entsprechende Chor des ersten Aktes. Ein in seiner pompösen Breite humoristisch wirkendes Largo maestoso führt hinüber zu der Komödie der Colombine, auf die stolz zu sein Leoncavallo wirklich Grund hat, denn es ist ihm geglückt,

für alle Vorgänge der Bühne auf der Bühne einen reizend graziösen Ausdruck zu finden und im Gegensatze dazu das Hineinspielen des wirklichen Lebens unverkennbar ernst zu zeichnen. Der musikalische Ausdruck läßt eigentlich nie einen Zweifel zu, wie die betreffende Person verstanden werden muß, ob im Geiste der dargestellten Komödie oder mit ironischer Beziehung auf die privaten Verhältnisse, oder ob schließlich die übermächtige Leidenschaft alles rings umher vergessen macht und unbekümmert um die ganze Umgebung ihren dämonischen Weg geht.

Tonio, der auch in der Komödie der verliebte Tölpel ist, ergeht sich meist in ironischen musikalischen Anspielungen. Wirklich komisch zu sein, will ihm auch hier nicht gelingen, dafür ist er aber um so höhnischer. Wenn er vor Colombine niederkniet, scheint er sich einen Augenblick in den Geist des bloß dargestellten Tölpels zu versetzen. Die Zurückweisung, die er aber auch auf der Bühne erfährt, erinnert ihn wieder daran, daß diese Colombine dieselbe Nedda ist, die ihn kaum vor einer Stunde so schmählich behandelt hat, und mit beißender Ironie sagt er ihr, daß sie ja die Tugend und Keuschheit selbst sei. Bei alledem bleibt er aber äußerlich durchaus im Geiste seiner Rolle, sodaß die zuhörenden Bauern von dem Doppelsinn seiner Worte nichts ahnen können, sondern glauben müssen, das, was da oben auf der Bühne vorgehe, sei eben nur Komödie. Die Beziehung auf das Leben versteht nur der Hörer, der über beiden Parteien steht und somit auch den musikalischen Doppelsinn zu deuten weiß.

Beim Erscheinen des Harlekin, der den Taddeo (Tonio) zur Thür hinaus wirft, bricht für einen Augenblick etwas wie Ernst durch; aber sofort sind wir wieder auf dem Theater, und es spielt sich nun jene reizende, kurze Szene zwischen Colombine und Harlekin ab (Nedda und Beppo stehen sich unbefangen gegenüber), die durch ihre einschmeichelnde, ja gemütvolle Musik wohl in erster Linie mit zum Erfolge der Oper beigetragen hat (Tempo di Gavotta). Bajazzo erscheint und hört aus dem Munde seines Weibes dieselben Abschiedsworte, die ihn kurz zuvor zur Raserei gebracht haben. Es braust auf in ihm, aber er faßt sich noch einmal und erinnert sich daran, daß er auf dem Theater steht. So geht die Komödie fürs erste weiter, begleitet von einer leise zögernden Melodie, die die Harlekinade als solche illustrirt und dabei doch die ängstliche Spannung und den verbissenen Grimm der Schauspieler zum Ausdruck bringt. Der Teufel Tonio verteidigt Colombine mit durchsichtigem Doppelsinn; die Musik drückt das treffend aus, indem sie zu der Melodie der Komödie das den Tonio zeichnende Motiv in den Bässen hinzutreten läßt. Die Bauern lachen, Canio aber vermag nicht mehr länger an sich zu halten. Er vergißt alles rings umher, er sieht keine Colombine mehr, sondern nur sein Weib Nedda, das ihn betrogen hat, und das ihm nun Rede stehen soll. Ein kurzer Versuch Neddas, in den Ton der Komödie zurückzukehren, wird im

Keime erstickt; Canio „fordert als Mensch seine Rechte," und wahrlich, man muß ihn ernst nehmen, denn sein Zorn braust wie ein Sturmwind über die kleine Bühne, sodaß nun selbst die zuhörenden Bauern stutzig werden. Es ist zu bedauern, daß die zweite Hälfte dieses Ausbruchs der gequälten Bajazzoseele nicht nur der ersten musikalisch nachsteht, sondern sogar einen gänzlichen Rückfall Leoncavallos in die angestammte Sentimentalität bedeutet. Es ist wirklich schade, daß der Komponist den Hörer, den er eben noch zu einer gewissen Höhe mit fortzureißen verstanden hat, jetzt mit nichtssagenden Phrasen abspeist, da doch Canio in seinem Fluche die höchste Kraft entfalten sollte. Doch der Fehler ist nun einmal gemacht und muß mit in den Kauf genommen werden. Man darf darüber nicht vergessen, daß die rücksichtslose Raschheit, mit der Leoncavallo die Katastrophe herbeiführt, und die Kraft der Accente, die ihm bei der Darstellung des Furchtbarsten doch noch zu Gebote steht, ihn zu guterletzt noch einmal als echten Dramatiker erscheinen lassen.

Ob er sich bei der widerspruchsvollen Beschaffenheit seiner musikalischen Natur je zu einem in sich gleichwertigen Werke aufschwingen wird? Wer kann es wissen! Sein Bajazzo ist jedenfalls musikalisch nur mit großer Vorsicht zu genießen und enthält ebenso viele Fehler wie Vorzüge.

Die einzige einaktige deutsche Oper, die in der großen Öffentlichkeit für würdig befunden wurde, den Italienern die Spitze zu bieten, ist Ferdinand Hummels „Mara." Hätten wir aber der ausländischen Kunst nichts besseres entgegenzustellen, als dieses Berliner Produkt, dann wäre es zu Ende mit unsrer musikalischen Herrlichkeit, und wir thäten am besten, das Feld zu räumen.

Die „Dichtung" von Axel Delmar ist ein äußerliches Machwerk, das unter einiger Glätte — und selbst die ist nicht immer gewahrt — Sentimentalität und Hohlheit verbirgt. Der ganze alte Opernkram lebt hier wieder auf. Eddin ist der sattsam bekannte Normaloperntscherkesse, der eine „Schuld" auf sich lädt, Weib und Kind zärtlich liebt, den „Tigern," die sein Kind bedrohen, mannhaft entgegentritt und schließlich, wenn es denn nicht anders geht, unter dem üblichen „Glockengeläute im Thal" weichlichen Abschied von den Seinen nimmt. Mara selbst ist die nicht minder bekannte mit Opfermut und Standhaftigkeit imprägnirte Heldin ohne Furcht und Tadel, und Dimitri, der im ganzen Stück nichts zu sagen hat als „Kuckuck," der süßliche Sprößling ihrer Liebe. Djul stellt sich vor als der racheschnaubende böse Bruder, den der Chor mannhaft in seinem schlimmen Begehren unterstützt.

In der Anlage zeigt sich derselbe Fehler wie im Bajazzo. Über Mara, die eine musterhafte Gattin und Mutter ist, bricht schweres Unheil herein. Erst stirbt ihr Vater durch die Kugel ihres Mannes, und dann muß sie gar selbst ihren Mann erschießen, um ihm einen qualvollen Tod zu ersparen. Das ist wohl traurig und quälend, aber nichts weniger als tragisch. Während

aber Leoncavallo das Traurige wenigstens bis zum Erschütternden zu erheben weiß, bleiben wir bei Hummel in äußerlicher Theaterhohlheit stecken. Seine Musik entspricht nämlich in ihren künstlerischen Eigenschaften merkwürdig den dichterischen des Textes. Die ganze Oper gleicht dem Wege nach dem Schlaraffenlande, sie ist wie ein kleiner Berg von süßem Reisbrei, durch den man sich durchessen muß. Kommt man aber auf der andern Seite heraus, so ist man nicht etwa in bessere Gefilde gelangt, sondern hat sich nur den Magen verdorben. Daß die Cavalleria großen Erfolg hatte, war berechtigt, der Erfolg des Bajazzo jedenfalls begreiflich, der Erfolg von Hummels Mara aber war weiter nichts als ein deutscher Irrtum, der um so unverständlicher ist, als Mara wohl die Fehler der italienischen Vorbilder, aber nicht einen ihrer Vorzüge hat. Hummel ist unter Umständen hart und rauh wie Mascagni. Seine Härten entspringen aber nicht einer ungestümen Kraft, sondern bloßer Ungeschicklichkeit und verstecken sich hinter Süßlichkeiten. Er ist auch weichlich geschraubt und bombastisch wie Leoncavallo, hat aber nicht die Fähigkeit, sich doch dann und wann zu einem ernsten Ausdruck durchzuarbeiten, ganz abgesehen davon, daß es ihm an der Anmut gebricht, die Leancavallo in guten Augenblicken auszeichnet.

Hummel kann sich nicht genug thun in Vortragsanweisungen. Es wimmelt bei ihm von Bezeichnungen wie „innig und sehnsuchtsvoll," „verzweiflungsvoll," „fanatisch triumphirend" u. dergl. m. Natürlich nützt das gar nichts. Was nicht drin ist, läßt sich durch Überschriften nicht ersetzen. Man mag Hummel seinen Erfolg gönnen, den er wohl wie jeder andre Komponist mit Schmerzen ersehnt und als ein Geschenk des Himmels betrachtet haben mag. Wenn er aber mit seinem Werke den musikalischen Geschmack verwirrt und verweichlicht, so bleibt nichts andres übrig, als ihm scharf entgegenzutreten, damit nicht den begabten Köpfen ihr ohnedies so hartes Los noch mehr erschwert werde.

Die Ouverture mag angehen. Im Orchester klingt sie zwar infolge der ungeschickten und marktschreierischen Instrumentation unklar und theatralisch, aber sie ist flott gedacht und legt Zeugnis ab von der sichern Hand eines Routiniers. Dasselbe gilt von den ersten Worten der durch den Schuß erschreckten Mara und noch mehr von der sich anschließenden Kuckuckszene. Die Musik zu dieser Neckerei zwischen Mutter und Kind ist eigentlich das einzig annehmbare, was die ganze Oper bietet. Sie ist zwar auch zuckersüß, aber doch hübsch und ansprechend und in den harmonischen Folgen nicht gewöhnlich. Man genießt das, wie man sich ja auch von Zeit zu Zeit einmal ein Stück Kuchen gefallen läßt. Ein Stück — beileibe nicht mehr. Hummel behandelt uns aber von nun ab, als ob wir eine Gesellschaft höherer Töchter wären, die zu Schokolade und Kuchen eingeladen sind. Das Schlummerlied, das Mara ihrem Kinde singt, ist eine Neßleriade, nicht mehr und nicht we-

niger, dabei in vielen Einzelheiten rauh und ungeschickt, wie ja so häufig Süßlichkeit und eine gewisse Art von Härte Hand in Hand gehen.

Nachdem der Kleine glücklich in Schlaf gesungen ist, erscheint sein Vater, angeblich „in heftiger Leidenschaft und Erregung," die wir ihm auch für diesmal, wenn auch mit einigem Widerstreben glauben wollen. Die Art und Weise aber, wie Eddin dann die „Heimat seiner Lieben" anstingt, läßt keinen Zweifel, daß er auch musikalisch Maras würdiger Gatte ist. Die harmonischen Gedanken der Kuckuckszene werden dadurch nicht männlicher, daß sie hier Eddin in den Mund gelegt sind, im Gegenteil, sie machen ihn nur noch weibischer. Zwischen den Gatten entspinnt sich ein Zwiegesang von ausgesuchter Leerheit, doch das Unheil schreitet schnell und kündet sich für diesmal an durch Kirchenglocken, Hornrufe, Männerchor und wildes Geschrei und Geheul der Tscherkessen. Was will man mehr? Es ist ja schon manches gesündigt worden auf dem weiten Gebiete der Opernlitteratur, ob aber jemals etwas Leereres und Phrasenhafteres geschrieben worden ist als dieser Zwischensatz, der in düsterer Weise die Katastrophe ankündigen soll, dürfte doch zweifelhaft sein. Und nun bis zum Ende der Oper kein einziger guter Gedanke mehr. Djul, der böse Bruder, erscheint „kalt und schroff," „leidenschaftlich" und „rachsüchtig," alles dicht hinter einander. Mara äußert sich dementsprechend „verzweifelt," was Djul jedoch nicht verhindert, ihr „vernichtend" zu antworten; das Orchester aber kommt Mara zu Hilfe und malt ihren Seelenzustand „mit dem Ausdruck bittersten Wehs" u. s. w. Es ist wirklich nicht gut möglich, diese Art von „Kunst" einer ernsthaften Kritik zu unterziehen. Hummel kennt überhaupt nur zwei Farben — süßliche Sentimentalität und äußerliches, theatralisches Pathos. Nicht einmal ein interessanter Irrtum ist bei ihm zu finden; was er bietet, ist abgestandne Routine, die kaum mehr einer Gährung fähig sein dürfte. Was nützt es, wenn hie und da einmal ein besserer harmonischer Gedanke auftaucht? Er wird ja doch sofort weggeschwemmt von der alles überflutenden Banalität. Hätte nicht der Dichter den guten Einfall gehabt, zum Schluß noch einmal den kleinen Dimitri mit seinem „Kuckuck" auf der Bühne erscheinen zu lassen, und wäre dies „Kuckuck" nicht der einzige gute Gedanke des Komponisten, so wäre es um Maras Schicksal schlimm bestellt gewesen. Nach dem aufregenden Lärm und der krassen Quälerei aber, die vorhergeht, wirkt das Erscheinen des Kindes mit seinem harmlosen Motiv wirklich wohlthuend, man atmet auf, das einschmeichelnd instrumentirte Sätzchen gefällt aufs neue, man klatscht, und die Oper — ist gerettet. Der Beifall, der nur dem geschickten Schlusse gilt, wird aufs ganze Werk bezogen. Man kann aber nur wünschen, daß der Erfolg nicht von Dauer sei, denn Hummels Mara macht der deutschen Kunst keine Ehre.

(Schluß folgt)

Schimi

(Schluß)

Als ſie wieder nach München hineinkam, war ihre Müdigkeit vorbei, trotz des weiten Weges. Sie trat bei Kelety ein und fragte: Er hätte doch einen Schlüſſel zu Schimis Atelier?

Ja, Fräulein, bitt ſchön! — Er lief befliſſen vor ihr die Treppe hinauf.

Nein, das brauchts nicht, daß Herr Kelety mitkommt.

Aber er war ſchon oben und ſah ihr ſchweigend zu, wie ſie die Skizze von der Staffelei nahm und wieder an ihm vorüber zur Treppe ging.

Fräulein wollen dem Schimi nicht mehr ſitzen für ſein Bild?

Aber er konnte nicht verſtehen, was ſie ſagte, ſie war zu ſchnell die Treppe hinunter.

Franzi ging mit dem Bild geradeswegs in die Maximilianſtraße und trat bei Sell ein, der ſie zuvorkommend begrüßte.

Er hätte doch die Skizze haben wollen, ſagte ſie. Der Herr Janko ſei bereit, ſie ihm gleich zu geben, für zweihundert Mark, wie verabredet, mit Abzug der fünfundzwanzig Mark, die der Herr Sell geſtern dem alten Gudler ausgezahlt hätte.

Sell machte eine Bewegung mit dem Kopf, wie einer, der vornehm einer Mücke ausweicht, ohne mit unſchicklicher Heftigkeit darnach zu ſchlagen, wie Hunde und Katzen oder Menſchen von ſchlechter Erziehung.

Fräulein werden doch nicht im Ernſt meinen, daß ich dem Alten etwas gegeben habe? Hinausgeſchmiſſen habe ich ihn dafür, daß er mich ſo zum beſten hatte, denn daß unſer guter Janko verſpricht wie ein Kirſchbaum im Frühling, wovon er nicht die Hälfte halten kann, das weiß der Gudler ſo gut wie ich.

Aber es iſt dem Herrn Janko ernſt geweſen mit dem Geſchenk, ich habs ſelber mit angehört.

Bezweifle ich nicht, bezweifle ich nicht, Fräulein. Wenn er mir heute die Frauenkirche zum Geſchenk anträgt, glaube ich auch, daß es ihm ernſt iſt, und daß er meint, er könnte mir das erwirken, daß ich Privatpatron davon würde. Der Alte wird um Erbarmen gewinſelt haben, und da erbarmt er ſich eben und ſchenkt ihm alles, was er ſelber nicht hat. Aber wenn der alte Vagant dann hergeht und meint, er wolle mich damit verbindlich machen, ſo verdient er geprügelt zu werden, geradeſo wie ich es verdiente, wenn ich bei Staat und Kirche mein Anrecht auf die Frauenkirche geltend machen wollte. Schicken Sie ihn ſelber her! Wenn ich ihm ſage: Da kommt ſo ein alter Tagedieb, elendet

mich um fünfundzwanzig Mark, der Unverschämte, und noch dazu in Ihrem Namen, Herr Janko! so wird er sagen: Der Hund! und wird nach ihm treten. Er ist eben wie ein Spiegel, unser geschätzter Meister: wer zuletzt hineinschaut, dessen Züge trägt er.

Das klang nicht ermutigend für Franzi. Aber die Skizze? fragte sie. Doch sie begegnete bei Sell der gleichen Bewegung des Kopfes wie vorher.

Herr Janko erinnert sich gewiß, daß ich die Skizze nur unter der Bedingung so hoch bezahlen wollte, daß auch das Bild in meine Hände käme. Die Sachen werden sehr gern genommen. Seinem Publikum kommt es weniger auf das Geld an, als darauf, etwas einziges zu besitzen. Wenn sie darum das Bild erworben haben, so schmeichelt es ihnen, auch alles was dazu gehört zu besitzen, seine Entstehungsgeschichte gewissermaßen in den Händen zu haben, dann nehmen sie die Skizze auch. Aber allein — Fräulein wissen schon, es giebt zu wenig wirklich kunstverständige Menschen; allein hat die Skizze nicht den geringsten Verkaufswert für mich.

Franzi hatte die Blicke auf ihre Fußspitzen geheftet, während er sprach. Jetzt hob sie die lebendigen Augen, als ob sie sagen wollte, so schnell ließe sie sich nicht aus dem Feld schlagen. Aber es ist gut, erwiderte sie, wenn Herr Sell die Skizze gleich nehmen. Der Janko macht sonst schon noch etwas dran und verdirbts, und seine ganze Lust ist hin. Es ist besser, daß er ganz frisch mit dem Bild anfängt, und ich stehe ihm auch bis zuletzt.

Der Kunsthändler verbeugte sich. Das ist ein Zähler, sagte er. Solche Augen zu malen wird Herr Janko schon nicht müde werden!

Also, es bleibt dabei, Sie bekommen die Skizze und das Bild, fuhr Franzi ruhig fort, denn ihr Gleichmut war ein Hindernis, das man mit solchen Komplimenten ebenso wenig nehmen konnte als die Zugspitze mit der schweren Reiterei; aber sie kriegen nicht beides mit einander, sondern zuerst die Skizze allein und dementsprechend Herr Janko zuerst die Summe von zweihundert Mark.

Entschuldigen Fräulein, ich kann mich darauf nicht einlassen. Herr Janko wird das selber einsehen. Er bindet sich ungern. Ich setze alle Zuversicht auf Ihre Einwirkung — aber ob ers in der beabsichtigten Art fertig macht? Ob ers durchführen wird bis zur Vollendung? Sie begreifen, so wie ich Herrn Janko kenne, daß ich mich nicht mit einer hohen Anzahlung engagiren kann bei einer Sache, deren Wert für mich in einer so ungewissen Zukunft liegt.

Als Franzi die vornehm ausgestatteten Säle verließ, hatte sie fünfzig Mark Anzahlung erstritten, mehr nicht. Aber doch das, immerhin eine vorläufige Ehrenrettung für Schimi! Sie versiegelte es auf der Post am Max-Josephplatz und schrieb die Adresse des Ratos auf den Wertbrief. Auf dem eingelegten Zettel stand geschrieben: Simon Janko ist es nicht möglich gewesen, eine größere Summe für Ratos zu erwirken als den Preis für die Florafskizze.

Dann machte sie sich auf nach der Rahmenhandlung in der Gabelsbergerstraße. Hinter dem Ladentisch stand eine Frau.

Wo ist denn der Großvater Gubler?

Nicht daheim.

Er ist es doch, der gestern vom Herrn Janko den Spiegel hat holen wollen?

Die Frau nickte.

Hier schickt Herr Janko das Geld; ich bitt um eine Quittung.

Franzi hatte die drei Goldstücke aus ihrem Beutelchen genommen, die sie

am Morgen zu sich gesteckt hatte, ehe sie zu Schimi ging. Die Frau hob sie auf und prüfte sie. Aber der Spiegel ist nur einer zu zwanzig Mark gewesen!

Ist schon recht, der Großvater weiß drum, er hats mit dem Herrn Janko abgemacht wegen der fünf Mark zuviel.

Franzi ging mit dem Zettel in der Hand weg, aber nach ein paar Schritten wurde sie von der Frau eingeholt, die gelaufen kam und die Hände in die Schürze gewickelt hatte, weil es sie fror. Neben Franzi hielt sie einen Augenblick an und sagte: Ich geh jetzt und such den Vater, er ist nimmer heimkommen, weil mein Mann ihn geschlagen hat wegen dem Geld.

Als Franzi endlich heimkam, war sie doch totmüde. Sei nicht grantig, Base, sagte sie zu Fräulein Bernarz, ich bin ein wenig nach den Isarauen hinausgegangen, denn wenn ich dann heimgeh, muß ich doch das München gesehen haben, und da bin ich halt ein bischen zu weit hinausgekommen, und du mußt froh sein, daß ich überhaupt wieder zurückgefunden habe und dahin. Der Vater und die Mutter daheim, die hätten geschaut, wenn ich nimmer gekommen wär!

Während dieser Rede suchte sie im Küchenschrank nach ihrer Mittagsportion und fand ein paar Knödel mit Schweinefleisch. Fräulein Bernarz sah sich alle ihre Vorwürfe aus der Hand gewunden durch die schreckliche Vorstellung, Franzis Eltern könnten das Kind umsonst von ihr zurückgefordert haben. Seufzend griff ihr unmündiger Geist die Dankbarkeit auf, die Franzi ihr zuschob, und seufzend zündete sie ein paar Späne und Kohlen an, damit das Mädchen ihr Essen wärmen könnte. Nachher ging sie hinunter bis zur Barer Straße, um ihr gemeinsames Abendbier zu holen. Als sie wiederkam, fand sie Franzi in der dämmrigen Küche, wie sie den Arm über den Tisch geworfen hatte und so eingeschlafen war, den Kopf auf den Arm gebettet. Sie schlief so fest, daß die Alte sie nur mit Mühe aus dem Schlaf und in ihr Bett scheuchen konnte.

Sie schlief länger in den Morgen hinein, als es ihre Gewohnheit war, und als sie aufwachte, kams ihr vor, als hätte sich die Tante über Nacht auf ihre Pflicht besonnen, mit ihr böse zu sein wegen gestern. Sie schaffte so absichtlich und immer abgewendet in der Küche umher und that auch Franzis Arbeit, als wenn sie sagen wollte: Geh nur, dich brauchen wir nicht.

Franzi bemerkte es wohl. Wart nur, Base, dachte sie, nur meine Haare noch kämmen, dann fahre ich dir zwischen deine Eimer und Kaffeehäfen hinein wie der leibhaftige Putzteufel. Die Arbeit, die schaffe ich noch alle, eh du nur drei von deinen langen Seufzern aus dem Leibe heraufholst.

Sie saß in dem engen Spalt zwischen der Wand und ihrem Bett, die Lampe brannte vor dem Spiegelchen, weils im Schlafzimmer immer dunkel war, und sie hantirte mit einem feinen Schildpattkamm, der ihr Stolz war.

Jetzt machte sich Fräulein Bernarz an ihrem Bett zu schaffen. Immer noch abgewendet, sagte sie: Der Schimi läßt dir auch sagen, er weiß, wie du über ihn geredet hast, verzeiht dir auch. — Sie schaute auf, denn Franzi war mit einem Ruck herumgefahren, und nun mußte sich das arme, alte Geschöpf unter ihren drohenden Augen winden, wie eine Mücke, die an die Nadel gespießt ist. Sie ächzte und drehte Franzi wieder den Rücken zu. Abgewendet wurde es ihr leichter, mit energischen Menschen zu sprechen.

Er verzeiht dir auch, fuhr sie fort, obschon er alles weiß, auch was du gesagt hast. Der Kelety hat es ihm erzählt. Er will nicht mehr darauf zurück-

kommen, und du brauchst dem Kelety nichts deswegen zu sagen, das Gerede kann davon nur ärger werden, es soll begraben sein, sagt er.

Wo ist der Schimi? Es war Franzis Stimme, die fragte, aber sie klang fremd.

Fort ist er, heute ganz früh ist er dagewesen, wie ich auf der Treppe zusammengefegt hab. Er hat mich gefragt, wie lang du noch hierbliebst, und dann gesagt, in der Georgenstraße im Atelier wär ein Teppich, da thät er so lang schlafen, daß er nicht mehr hier ins Haus zu kommen braucht. Ich soll ihm nur noch hinbringen, was er sonst noch für die Nacht nötig hat. Und wie ich geweint hab, hat er mich noch getröstet und gesagt: Mutterl, zwischen uns braucht es deswegen noch nicht aus zu sein.

Sie weinte wieder, aber ein klirrendes Geräusch veranlaßte sie, aufzuhorchen. Unter Franzis Griff war ein Zinken aus dem kostbaren Kamm gebrochen und gegen das Spiegelchen gesprungen. Franzi stand auf.

Base, sagte sie, laß dein Gewimmer, mich kannst du leicht loswerden und deinen Schimi wiederkriegen in seiner ganzen Pracht.

Sie hatte sich sehr schnell für die Straße hergerichtet und ging ohne Gruß hinaus. Ob sie schon gleich abreisen wollte? Sie sah so furchtbar entschlossen aus, und Fräulein Bernarz fühlte sich sehr elend, als sie ihr nachblickte.

Aber Franzi ging nur, um Schimi zu suchen, und daß sie ihn finden würde, daran zweifelte sie nicht, und wenn er noch viel besser versteckt wäre, als an dem Tage, wo ihn Kelety suchte, und wenn sie Tage brauchte, um ihn zu finden.

Gegen Mittag, als sie vom Bahnhofe die Dachauer Straße daherkam, fuhr ihr ein Fiaker entgegen. Er war halb gedeckt, und man konnte schwer erkennen, wer drin saß; aber Franzi brauchte nicht mehr zu sehen, als das Schwarze, das da in den Winkel geschmiegt lag wie hingeworfen. Sie gab dem Kutscher ein Zeichen, sodaß er unwillkürlich das Pferd parirte, und dann stieg sie ein, mitten im Fahren, und setzte sich neben den Schimi.

Kind, du wirst dich kompromitiren! sagte er mit seinem sanften Blick.

Sie war nicht schnell gegangen, und das Aufsteigen machte ihr keine Mühe, aber nun war sie auf einmal außer Atem. Sie lehnte sich zurück, ohne ihn anzusehen, und während die Arme lässig niederhingen, versuchte sie mit geöffneten Lippen die Bewegungen der Brust zu beherrschen. Da schob er seine Hand auf dem Wagenpolster hinüber und deckte sie warm über die ihrige.

Ja, ein Händedruck von dir macht alles wieder gut, sagte sie und schüttelte sich frei, und als er sie immer noch anlächelte, fuhr sie fort: Was sind das für Späße gewesen, die mir die Base von dir erzählt hat?

Was hat sie denn erzählt?

Du wirst es wohl wissen!

Nein, sag mirs du!

Das, daß ich dich verleumdet und beschimpft habe, und du nimmer hinkommen willst, und daß mir vergeben werden soll —

Sie unterbrach sich; aber als er schwieg, fuhr sie fort: Seit heute früh gehe ich herum und suche dich, denn freilich will ich abreisen, nicht weils dir so gefällt, sondern weils mir selber zu dumm wird hier in München. Das habe ich dir aber noch sagen wollen, bevor ich gehe: dankbar bin ich dir doch! Das ist gewesen wie ein Krankheit, wie eine Ansteckung in meinem Blut, daß ich immer an dich hab denken müssen. Immer haben meine Gedanken den Vorwand gehabt: er ist wie ein Kind, man muß um ihn sorgen. Immer um

dich im Kreis herum sind sie gegangen, wie die Lämmer daheim, wenn sie den Drehwurm haben und immer um einen Punkt herum müssen, bis man sie erschlägt. Heute bin ich gesund geworden, mit einem Schlag. Als ob ich dich nicht kennte, so frei ist mir zu Mute. In meiner Seele hat etwas Kehrt gemacht, jetzt kannst du zum Kuckuck fahren, mich wurmts nicht mehr.

Sie blickte über ihre Füße hin seitwärts zur Straße nieder.

Aber Kind, sag mir doch, daß du es nicht gethan hast, das ist mir ja das allerliebste, sagte Schimi.

Sie wandte ihre Augen auf sein mildes Gesicht und kehrte sich wieder ab. Du Hund, sagte sie vor sich hin, nachlaufen hätt ich dir sollen mit meiner Rechtfertigung, gelt? Wenn du mich gefragt hättest, wie es anständig ist, so hätt ich mich verantwortet. Aber gelt, du hast Angst gehabt? Hast gemeint, wenn sie schon schlecht von mir denkt und kennt mich so genau, so wird sie die Base Bernarz gegen mich aufreden wegen dem Mietzins. Vorbeugen ist besser; besser das Mädel brandmarken, dann ists gleich unschädlich, was sie nachher noch sagt. Gelt? Und der Kelety, weil ders erzählt hat, denkst du, die rabiate Person ist imstande und geht hin zu ihm und fordert Genugthuung, dann habe ich sie beide am Hals! Darum hast du mir deine gnadenreiche Vergebung gleich zugesprochen. So wird sie schweigen, hast du gedacht. Hast gemeint, erst drohen und dann vergeben und dann noch einmal drohen, das ist eine gute Mischung und wird recht sein für das Mistkäferlein, das niemals weiter gelaufen ist als seines Vaters Acker. Knieend und dankbar hätt ichs hinnehmen sollen, daß du so gnädig mit mir verfuhrst!

Hör mich an Franzi! Du bist doch wie ein Giftbrunnen! Gestern Abend komm ich ins Atelier, das Bild ist fort. Der Kelety hat den Schlüssel, ich also zum Kelety. Wo ist das Bild? frag ich. — Die Franzi hats, sagt er. — Wo hat fies hin? — Weiß ichs? sagt er. Sie wird dir nimmer sitzen wollen. Vielleicht wegen der Sach mit dem Ratos, das hat sie sehr gegiftet. Und vor dem Ratos hüte dich! hat er noch gesagt. Du hast als Lump an ihm gehandelt, und deine Freundin, die Franzi, sagt das auch.

Ja, deine Freundin, die Franzi, deretwegen du nicht mit jedem „Hergelaufnen" zanken kannst, weil das Perlen vor die Säu wären. Aber hingehen und die Franzi fragen, das wären auch Perlen vor die Säu, gelt? Zuletzt bist du doch die einzige Perle, und wir sind alle die Herde, alle mit einander.

Sie stand auf und bückte sich, um unter dem Verdeck vor auf den Schlag zu treten, und rührte den Kutscher an, daß er langsam fahren sollte. Aber Schimi faßte ihr Kleid. Halt, was willst du anfangen, Kind?

Nichts anfangen, ich bin froh, daß ich fertig bin. Weiter! rief sie dem Kutscher zu, als sie auf der Straße stand.

Der Wagen führte den Schimi an ihr vorüber. B'hüt Gott! sagte sie und nickte; dann ging sie aufgerichtet und ernsthaft nach Hause.

Am Nachmittag aber saß sie auf der Eisenbahn und fuhr der Heimat zu. Mit der Kunst hatte sie abgeschlossen.

E. Beate Jeep

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die fünfte Weltmacht. Die Zeiten, wo sich die Kulturwelt mit dem europäischen Staatensystem deckte, sind vorüber. Die fortschreitende Europäisirung Amerikas, die Unterwerfung der gelben und der schwarzen Menschen durch Europäer und der moderne Verkehr, der die Entfernungen aufhebt, haben das europäische zum Weltstaatensystem erweitert; an die Stelle der europäischen Großmächte treten die Weltmächte. Unter den Völkern, die solche bilden oder in Zukunft bilden könnten, zählen die Romanen nicht mehr mit. Die Spanier stehen außer Frage, den Italienern fehlts an Kriegstüchtigkeit und an manchem andern, die Franzosen vermehren sich nicht mehr und haben daher in einer Zeit der Massenwirkungen keine Zukunft. So bleiben nur die Deutschen, die Engländer, die Yankees und die Russen. In Ostasien schicken sich die Mongolen an, die fünfte Weltmacht zu gründen; worauf wir in Nr. 4 hingewiesen hatten, das wird jetzt ziemlich allgemein anerkannt. Nachdem sich die Japaner in einem Zeitraum von noch nicht dreißig Jahren in dem Grade mit europäischem Geist erfüllt hatten, daß sie die an Einwohnerzahl zehnmal und an Ausdehnung des Gebiets dreißigmal so starke chinesische Macht mit preußischer Raschheit und Eleganz niederzuwerfen vermochten, haben sie jetzt einen Frieden geschlossen, der die Losung erkennen läßt: Ostasien für uns Mongolen! Ohne Zweifel werden sie sich bemühen, China europäisch zu organisiren und mit ihrer sich rasch entwickelnden Industrie auszubeuten und nicht durch ein Sperrsystem, sondern durch starke Entwicklung der Produktivkräfte der beiden zu einem Bunde geeinten Länder die europäischen Mächte möglichst auszuschließen. Sollte dieses Streben zu Verwicklungen führen, in denen sie unterlägen, so würden die Engländer bei der finanziellen Ausbeutung Chinas nicht stehen bleiben können — wie gierige Wölfe stürzen sich seine nach Anlagegelegenheit hungernden Kapitalisten auf die neue Milliardenanleihe —, sondern zu Okkupationen gedrängt werden und sich mit Rußland in das Himmlische Reich teilen müssen.

Nehmen wir an, nicht diese, sondern die zuerst erwähnte Möglichkeit träte ein, so hätten wir dann fünf Weltmächte. Sie dem Grade ihrer aktuellen und potentiellen Macht nach zu ordnen, würde schwierig sein. Die Macht eines Volkes ist ein Produkt aus drei Faktoren: Kopfzahl, Gebiet und Kraft. Nur der erste Faktor läßt sich genau als Zahl darstellen. Vom zweiten kann man zwar den Flächeninhalt angeben (in Quadratkilometern haben Großbritannien über 29, Rußland über 22, China und Japan zusammen $11\frac{1}{2}$, die Vereinigten Staaten über 9, Deutschland mit seinen Schutzgebieten nicht ganz $3\frac{1}{4}$ Millionen), aber damit ist der Wert des Gebiets noch nicht ausgedrückt: dieser ist wieder ein Produkt aus Flächeninhalt, Lage, Zusammenhang der Teile, Bodenbeschaffenheit. Für England wird der Wert seines großen Gebiets durch die Zusammenhanglosigkeit der Teile, für Rußland durch die nördliche Lage, den Mangel an eisfreien Häfen und teilweise durch Unfruchtbarkeit vermindert. Der Wert der $2\frac{3}{4}$ Millionen Quadratkilometer deutscher Schutzgebiete ist vor der Hand noch nicht ermittelt. Am schwierigsten aber würde es sein, den dritten Faktor, der wieder durch die Unterfaktoren Körperkraft, Intelligenz, Tüchtigkeit, Bildung, Beweglichkeit, Spannkraft gebildet wird, als Zahl darzustellen, obwohl man vermutungsweise oder den Wirkungen nach auch geistige Größen in Zahlen abschätzen darf. Wenn Japan z. B. den an Gebiet dreißigmal, an Kopfzahl zehnmal überlegnen Gegner geschlagen hat, so könnte man versucht sein, den dritten Faktor, wenn er für China gleich eins gesetzt

wird, für Japan auf mindestens 300 zu schätzen. Das wäre dann freilich gewiß Überschätzung, da wegen der Unbehilflichkeit eines so großen Reichskörpers wie des chinesischen der Gebietswert kleiner anzunehmen ist als die Quadratmeilenzahl. Das deutsche Reich dürfen wir nur darum zu den Weltmächten rechnen, weil bei ihm der dritte Faktor ohne Zweifel größer ist als bei allen übrigen, sodaß es durch ihn bei einem Konflikt mit der benachbarten dieser in noch höherm Grade überlegen sein würde, als das ostasiatische Inselreich dem stammverwandten festländischen Reiche.

Die Öffentlichkeit hat bis jetzt noch nicht erfahren, welche Erwägungen die deutsche Reichsregierung bestimmt haben, sich dem Proteste Rußlands und Frankreichs gegen den Frieden von Schimonoseki anzuschließen, ob man vielleicht durch Änderungen der Friedensbedingungen die Gefahren für die deutsche Ausfuhr nach Ostasien zu vermindern gedenkt, die in dem Aufschwunge der japanischen Industrie lauern.*) Sollte nicht die unbehagliche Empfindung mitgewirkt haben, die das Keimen einer neuen Weltmacht bei der erzeugen muß, deren zweiter Faktor so weit hinter den Ansprüchen zurückbleibt, zu denen der erste treibt und der dritte berechtigt? Hat am Ende bloß diese unbestimmte, vielleicht halb unbewußte Empfindung den Entschluß gezeitigt, etwas zu thun, ut aliquid fecisse videamur? Zu verwundern wäre das nicht, namentlich wenn man die ganze Karte Asiens ins Auge faßt und sie mit der vergleicht, die es vor dreißig Jahren gezeigt hat. Wie rasch schreitet die Eingliederung des ältesten Erdteils in die neuen Weltmächte fort! Wie wenig ist von der ganzen Ländermasse noch übrig, und wie aussichtslos ist die Hoffnung, der Prozeß werde stille stehen, ehe er an der Meeresküste sein natürliches Ende erreicht hat! Man weiß ja, was allein England und Rußland abhält, von Süden und Norden her zuzugreifen und sich in die ehemalige Wiege der Weltkultur, in die Landschaften Vorderasiens zu teilen. Aber trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten und Bedenken kündigt sich der Fortgang des Prozesses, der an den Rändern des iranischen Hochlandes ins Stocken geraten war, schon an: aus bloßer Menschenfreundlichkeit bringt man in unsrer realistischen Zeit keine armenischen Greuel in die Öffentlichkeit.

Wenn ein Mensch jener Zeit, da 500 bis 600 Jahre vor Erfindung der Eisenbahnen und Dampfschiffe die Deutschen bis Reval hin herrschten und Franken in der Levante Fürstentümer gründeten — kurzlebige zwar, aber die doch von der Lebenskraft des kecken Geschlechts Zeugnis ablegten —, wenn einer jener Menschen ins Leben zurückkehrte und den letzten Absatz unsrer Betrachtung läse, wie würde er sich verwundert die Augen reiben! „Wie, würde er fragen, ist denn das so ganz selbstverständlich, daß sich zwei andre Nationen in Vorderasien teilen müssen? Seid denn ihr Deutschen nicht die nächsten dazu?“ Ja, lieber Freund, müßten wir ihm dann antworten, du weißt eben nicht, daß wir ein paar hundert Jahre mit querelles allemandes beschäftigt gewesen sind, daß sich während dieser Zeit andre in die Erde geteilt haben und sich eine asiatische Macht im Osten Europas festgesetzt hat. Im laufenden Jahrhundert haben wir uns nun zwar wieder so weit ermannt, daß wir seit 1866 und 1870 unsre innern Angelegenheiten selbständig und vom Auslande unbevormundet ordnen dürfen, aber auf unsre querelles allemandes haben wir immer noch nicht verzichtet, und zum Bewußtsein der uns gebührenden Weltstellung sind wir immer noch nicht erwacht.

*) Nach einer Zuschrift, die der Wiener „Politischen Korrespondenz,“ wie man annimmt von amtlicher Seite, zugegangen ist, wäre dies der Fall.

Erklärung. Der Reichstagsabgeordnete Herr Jebsen hat in der Sitzung vom 14. Februar 1895 mit Bezug auf meine Schrift: „Schutz für unsre Seeleute“ geäußert: „Ich kann nicht leugnen, daß durch diese ganze Broschüre ein gewisser Ton der Gehässigkeit gegen die deutsche Reederei geht, wenn ihr Habsucht vorgeworfen wird, Geldgier und Gewinnsucht, daß wir nur auf Geldverdienen ausgingen, und man bei uns gar kein Interesse für das Wohl unsrer Leute, unsrer Mannschaften entdecken könne. Ich könnte vielleicht Herrn Wislicenus in andrer Münze heimzahlen, will es aber nicht thun, ich genire mich; es sind aber genug, die ihm etwas ganz andres sagen könnten.“

Auf meine Aufforderung, mir mitzuteilen, was er mit dieser Äußerung gemeint habe, schrieb mir Herr Jebsen folgendes: „Ich muß gestehen und kann nur bedauern, daß die von mir in der Hitze der Erregung bei der parlamentarischen Debatte gemachte Äußerung sehr ungeschickt und konfus abgefaßt war, wie solches in ähnlichen Fällen gelegentlich besser geschulten Parlamentariern passirt ist. Ich wollte nämlich bedeuten, daß mit demselben Recht oder Unrecht, mit dem Sie in Ihrer Broschüre die Reeder, Assekuranzagenten u. s. w. angreifen und denselben nicht sehr lautere Motive zuschieben, man Ihnen vielleicht in andrer Münze heimzahlen könnte, ich selber würde mich geniren, andre von Ihnen angegriffne Personen könnten vielleicht anders denken. Was liegt nämlich näher, als daß solche Leute sich sagen, daß, da diese Beaufsichtigung des Schiffsbaus vonseiten des Reichs von Sr. Majestät gewünscht wird, Sie sich mit dieser Broschüre nach oben hin bemerkbar und beliebt machen wollen, eine Äußerung, die ich verschiedentlich gehört habe, und worüber Sie sich nicht wundern müssen, da, wenn man Leute angreift, man sich auch Angriffen aussetzt.“

Herr Jebsen hatte mir versprochen, mir bei der dritten Lesung des Etats durch eine Bemerkung, die er einflechten wollte, Genugthuung zu geben. Da er dies verabsäumt hat, sehe ich mich genötigt, mir durch Veröffentlichung seines Briefes diese Genugthuung selber zu verschaffen. G. Wislicenus

Litteratur

Neue philosophische Schriften. Unter den Versuchen, die geheimnisvolle Wirklichkeit der Dinge dem Geiste denkbar und der Phantasie vorstellbar zu machen, hat wohl keiner so weite Kreise befriedigt wie Lotzes Mikrokosmus. Dr. Theodor Simon, Schloßpfarrer in Kottbus, giebt in seiner Schrift: Leib und Seele bei Fechner und Lotze (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1894) dem Versuche Fechners den Vorzug. Fechners Atome sind nicht, wie Lotzes Monaden, selbständige beseelte Wesen (selbständig abgesehen von ihrem Verhältnis zu Gott), sondern nur Teile, in die der Verstand des Beschauers die Außenwelt zerlegt, die ihrerseits nichts als Erscheinung ist. Die Lehren der beiden Philosophen werden nach ihren Hauptwerken in dem Schriftchen klar und fesselnd dargelegt; die Entscheidung für den einen oder den andern oder die Ablehnung beider bleibt selbstverständlich auch nach noch so überzeugenden Beweisführungen zuguterletzt immer

Sache der Neigung und des Geschmacks. Die Unbegreiflichkeit der gegenseitigen Einwirkung von Geist und Körper auf einander ist es, was Leibniz zur Erfindung seiner prästabilirten Harmonie und Lotze zu der Annahme bewogen hat, daß die Monaden im Grunde nur „Modifikationen des Absoluten" seien, sodaß es der Geist des Alls ist, der an jede Veränderung des einen seiner Teile Veränderungen in gewissen andern knüpft. Dieselbe Schwierigkeit war es, mit deren Lösung Kant seine philosophische Lebensarbeit begann und womit er freilich so wenig wie irgend ein andrer fertig geworden ist. Von seinem Lösungsversuch ist der Fechnersche abgeleitet. „Als Kant in seiner Vernunftkritik die Transzendenz gänzlich von der Erkennbarkeit ausschloß und einzig den Phänomenalismus zum Prinzip erhob, da mußte freilich auch die Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit des influxus physicus ein wesentlich verändertes Aussehen bekommen," schreibt Dr. Arthur Drews in seinem Buche: Kants Naturphilosophie als Grundlage seines Systems (Berlin, Mitscher und Röstell, 1894), und fährt mit Kants eignen Worten fort: denn nun bedeutete ja Materie „nicht eine von dem Gegenstande des innern Sinnes [der Seele] so ganz unterschiedne und heterogene Art von Substanzen, sondern nur die Ungleichheit von Erscheinungen von Gegenständen, deren Vorstellungen wir äußere nennen, im Vergleich mit denen, die wir zum innern Sinne zählen." Drews weist in seinem gründlichen und sehr lesbaren Buche nach, „daß Kant nicht [ein] Erkenntnistheoretiker gewesen [ist], der sich nebenbei auch mit Naturphilosophie beschäftigt hat, sondern vielmehr wesentlich [ein] Naturphilosoph, der sich mit Erkenntnistheorie nur deshalb befaßt hat, um insbesondre seiner Naturphilosophie eine sichere wissenschaftliche Unterlage zu verschaffen." Damit sei nicht gesagt, daß ihn nur naturwissenschaftliche Interessen bewegt hätten. Vielmehr möge ihm von Anfang an die Aufgabe vorgeschwebt haben, die Kluft zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem, Welt und Gott zu überbrücken; es sei ein Beweis für den ahnungsvollen Tiefblick Kants gewesen, „daß er als das sicherste Mittel, jenen Gegensatz zu überwinden, die Begründung einer dynamischen Theorie der Materie, die allein im stande ist, den religionsfeindlichen Begriff des toten Stoffs zu widerlegen, erkannt und damit eine monistische Spekulation auf naturwissenschaftlicher Grundlage angebahnt hat." Nur angebahnt, denn Kants Dynamismus sei selber noch Materialismus, heißt es auf Seite 296, wo der Unterschied des materialistischen Stoffbegriffs von dem philosophischen Begriff der Materie sehr gut erklärt wird. Den Verdiensten des Mannes, der beinahe ein halbes Jahrhundert vor Laplace die bekannte Weltwerdungshypothese aufgestellt hat, um die Naturwissenschaften wird Drews vollauf gerecht, aber sein Endergebnis, das wir nicht verraten wollen, wird die Verehrer Kants stark verstimmen. — Einigermaßen wunderlich mutet der Versuch Gustav Engels an, die Hegelsche Begriffsphilosophie wieder zu beleben. Seine Schrift: Entwurf einer ontologischen Begründung des Seinsollenden (Berlin, Wilhelm Herz, 1894) enthält eine Menge hübscher Gedanken über Moral, Erziehung, Sozialpolitik, Wahlrecht und Musik — namentlich über Musik, die, wie wir gelegentlich erfahren, des Autors eigentliches Fach ist —, aber daß alle diese schönen Gedanken aus dem Begriffe des reinen Seins, das selbstverständlich zugleich das reine Nichts ist, herausgesponnen seien, glaubt außer ihm selbst wohl niemand. — Weit mehr Gläubige würde Dr. Richard Wahle, Privatdozent in Wien, finden, wenn er Leser fände. Sein Buch: Das Ganze der Philosophie und ihr Ende (Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller, 1894) schließt mit dem Satze: „Möge die Zeit anbrechen, in der man sagen wird: einst war Philosophie." Er wundert sich selbst darüber, daß

er, um dieses Ergebnis auszusprechen, 539 Seiten Großoktav und ein gewaltiges Aufgebot mathematischer, physikalischer und physiologischer Gelehrsamkeit gebraucht habe, aber er meint, er habe es nicht kürzer sagen können. Die Einzelheiten der Beweisführung sind ja auch meistens in philosophischen Büchern das wertvolle, während der zu beweisende Satz, der dem Verfasser als Hauptsache gilt, von den Lesern für unannehmbar erklärt zu werden pflegt. In diesem Falle wäre nun das in den Augen des Verfassers wertvolle die Überzeugung von der Wertlosigkeit seines Gegenstandes, und zwar nicht bloß der Philosophie, sondern auch der Welt, die durch die Philosophie erklärt werden soll. Doch erkennt er in der opferwilligen Liebe, und namentlich in deren vollkommenster Verkörperung, in Jesus, eine wertvolle Erscheinung an, die einzige, die aus dieser sonst trost- und zwecklosen Wirklichkeit tröstend hinausweise. In der That ist damit der einzige feste Punkt in dem Chaos der modernen Gedankenbewegung bezeichnet; wie ungewiß auch alles Theoretische werden mag, die Gegenstände der praktischen Philosophie bleiben stets wertvoll. Und darum ist es in unsrer Zeit, wo die Verachtung der Alten Mode wird, verdienstlich, darauf hinzuweisen, wie fest diese auf dem Grunde des sittlichen Bewußtseins gestanden haben, ohne weder einer dogmatischen Begründung noch der Polizei zu bedürfen. Unter anderm thut das Adolf Bonhöffer in seinem gründlichen Buche: Die Ethik des Stoikers Epiktet (Stuttgart, Ferdinand Enke, 1894).

Grillparzer und Lope de Vega. Von Arturo Farinelli. Mit den Bildnissen der Dichter. Berlin, Felber, 1894

Von den vor einiger Zeit an dieser Stelle besprochnen Beiträgen zur Grillparzerlitteratur kann dieses in sicherm und sogar gutem Deutsch geschriebne Buch eines Italieners nicht bloß aus nationallitterarischen Gründen Anspruch auf erhöhte und allgemeinere Beachtung erheben. Es erörtert mit völliger Litteraturbeherrschung und ausgebreiteter Gelehrsamkeit den äußern Grund in Grillparzers litterarischer Erscheinung, seine von ihm selbst mit steigendem Eifer gepriesenen Anregungen durch die Blüte des spanischen Dramas. Sie gipfelte für Grillparzer in Lope und nicht wie für die Romantiker und durch sie für Deutschland bis auf den heutigen Tag in Calderon. Lope muß eine große Anziehungskraft für jeden haben, der einmal in seinen Bannkreis getreten ist. Bei keinem andern Schriftsteller der Weltlitteratur begegnet man in den Urteilen der Kenner soviel Nachsicht gegenüber offenbaren Mängeln, die mit seiner bekannten erstaunlichen Fruchtbarkeit eng zusammenhängen: als Gleichförmigkeit in der Anlage der Fabel, Gleichgiltigkeit in der Schürzung des Knotens, Leichtsinn und sogar Oberflächlichkeit in Motiven und Charakteristik. Über alles und überall scheint eine Grundeigenschaft zu triumphiren, die auch unsern Autor ähnlich wie seinen Helden Grillparzer mit entschiedner Wendung gegen Calderon zum Propheten des „Phönix der Spanier“ macht: Lopes kindliche Natürlichkeit und quellende Frische. Daß in Lope so gar nichts Gesuchtes ist, daß in ihm die Natur so rein natürlich zum Ausdruck kommt, das hat ihn dem großen Wiener Grübler und Sucher nach Natur und Empfindungsreinheit nahegebracht. Dennoch hat auch Grillparzer seinen Weg zu Lope über Calderon genommen. Sein anfängliches Verhältnis zu den Spaniern, seine ersten Entwürfe („Blanka von Castilien“) und Übersetzungen („Das Leben ein Traum“) stehen bei dem Schüler Schreyvogels unter dem Einfluß Calderons. Anfangs (1824) fand er bei Lope im Vergleich mit Calderon sogar „einen bei weitem geringern Fonds von Poesie.“ Später aber (1837) urteilte er: „Calderon großartiger Manierist, Lope Naturmaler.“ Um 1850 zeichnet er auf: „Calderon ist bilderreich, und Lope de Vega

ist bildlich. Calderon schmückt seinen Dialog mit ausgesponnenen und prächtigen Vergleichungen. Lope de Vega vergleicht nichts, sondern beinahe jeder seiner Ausdrücke hat eine sinnliche Gewalt, und das Bild ist nicht eine Ausschmückung, sondern die Sache selbst." „Während bei Calderon alles, selbst der tiefste Gedanke, auf die Oberfläche herausgeworfen wird, hat Lope de Vega, dieser oberflächlich scheinende Dichter, eine Innigkeit, die häufig bis zum Fehlerhaften geht." „Lope ist natürlich, was aber das Übernatürliche, ja das Unmögliche nicht ausschließt; Calderon ist künstlich, ohne darum auf das Unmögliche und Übernatürliche Verzicht zu leisten. Lope geht aber von der natürlichen Empfindungsweise des Spaniers zu jeder Zeit aus; Calderon nimmt die künstliche Verbildung seiner Zeit zum Ausgangspunkt."

Was Lope bei Grillparzer über den großen dramatischen Techniker und Sentenzenlehrer Calderon zum Siege verhalf, scheint schließlich die Rücksicht auf die eigne schöpferische Thätigkeit gewesen zu sein. Er fühlte sich ihm gegenüber frisch, neu, unbefangen, während ihn Shakespeare z. B. nach einem stark ausgedrückten Bekenntnis lahm legte. Er hütete sich vor „dem Riesen Shakespeare," der „sich selbst an die Stelle der Natur setzte, deren herrlichstes Organ er war. Wer sich ihm ergiebt, dem wird jede Frage, an ihn gestellt, ewig nur er beantworten. Nichts mehr von Shakespeare!" Daß ihm Lope das Recht seiner Selbständigkeit ließ, daß er ihn erquickte, ohne ihn etwas zu lehren, daß sich gar nichts von ihm entlehnen ließ, das dankte er ihm. Er nahm ihn ganz in sich auf, er ließ sich von ihm „eigentlich in die Poesie einführen." Durch ihn mit Poesie gesättigt, fühlte er sich selbst wieder Dichter. So wenig unmittelbar „Nachweisbares" die Exakten, nach denen es immer einer vom andern hat, zwischen Grillparzer und Lope herausdissertiren können, so sehr bezieht sich gerade auf Lope Grillparzers Ausspruch: „Die Spanier regen mich zur Produktion an."

In diesem angemessenen Sinne und höherm Geiste hat nun Farinelli seine Untersuchungen über die besondern Beziehungen zwischen den Werken der beiden Dichter durchgeführt. Wir begegnen nicht auf Schritt und Tritt jenen entsetzlichen „Einflüssen," die immer den Eindruck hervorrufen, als ob die Dichter gleich ihren „litterarisch geschulten" Nachschnüfflern auf irgend einer königlichen Bibliothek zwischen Haufen von Büchern gearbeitet hätten. Es gehört eine so ausgiebige und genaue Kenntnis des spanischen Theaters und gar des unendlichen Lope dazu, wie sie unserm Italiener zur Verfügung steht; es gehört ferner Takt, Geschmack und poetischer Sinn dazu, wie sie sich nicht immer mit einer solchen Kenntnis paart, um in so anspruchsloser, dafür aber erschöpfender und überzeugender Weise die Beziehungen zu sammeln, die zwischen den Schöpfungen unsers großen österreichischen Dichters und seinem spanischen Lieblingsdichter wirklich bestehen. Scherers Meinung, Grillparzers „Phryxus in Kolchis" sei in Lopes „Columbus in der neuen Welt" (Nuevo mundo descubierto por Cristoval Colon), das goldne Vließ des Griechen im Kreuz des spanischen Entdeckers wiederzufinden, teilt Farinelli nicht, schon aus chronologischen Gründen. Dagegen steht es ihm fest, daß für Grillparzers „Ottokar" bereits die Kenntnis der Lopischen Bearbeitung dieses österreichischen Stoffs La imperial de Oton vorauszusetzen sei. Ist es aber hier nur der gleiche Stoff, über dem Farinelli die noch gänzlich von Lope freie Behandlung des Österreichers nicht verkennt, so weist er um so entschiedner das Auftreten Lopischer Eigentümlichkeit in Grillparzers Bankbanustragödie („Ein treuer Diener seines Herrn") nach. Gerade hier fehlt wieder ein stofflicher Anhalt bei Lope. Denn nur der Grundgedanke des Stücks findet sich bei Lope wieder in dem in-

haltlich ganz abweichenden „Großfürsten von Moskau“ (El gran Duque de Moscovia). Grillparzers Motiv in diesem Stück, „die loyalste Unterthanentreue,“ bildet aber überhaupt „den Grundzug des Theaters der Spanier in seiner klassischen Periode.“ Es ist kein Wunder, daß sich auch dieser Titel (El leal criado) in Lopes Stücken findet. Allgemeiner interessiren wird es, auch die Lopischen Anregungen in Grillparzers beliebtestem Stücke: der Hero- und Leandertragödie („Des Meeres und der Liebe Wellen“) auseinandergesetzt zu finden. „Und doch hat diese Liebesmüdigkeit Lope (in Los tres diamantes!) viel schöner gemalt als ich,“ antwortete Grillparzer einmal auf ein Lob über seinen vierten Akt. Am offensten liegen ja die spanischen Anregungen schon äußerlich in Grillparzers Drama „Der Traum ein Leben.“ Aber in der Traumdramatik, die Calderons berühmtes Stück periodisch in Deutschland anregt — zu keiner Zeit und an keinem Orte mehr, als zur Zeit dieses Grillparzerschen Stücks in Wien —, in dieser ganzen dramatischen Litteratur steht das Grillparzersche Drama am höchsten und Calderon gegenüber am selbständigsten. Auch hier hat die Lopische Art den österreichischen Dichter gegen den Dichtertheologen Calderon lebensfrisch und lebenswahr gehalten. Einige Motive aus sonst unbedeutenden Lopischen Dichtungen „Jeder esse sein Brot“ (Con su pan se lo coma) und Donayres de Matico (Die Erlegung der Schlange) hat Grillparzer mit größerm Geschick hierbei verwendet, während der Vorwurf selbst nach seinem eignen, die Ableitungssucht verspottenden Bekenntnis aus einer Voltairischen Novelle (Le blanc et le noir) stammt. Ähnliche allgemeine Lopische Motive aus sonst ganz abweichenden Stücken sollen sich im „Weh dem, der lügt“ finden, das ja in seiner Hauptperson, dem prächtigen Küchenhelden Leon, einen echt spanischen Grazioso, freilich deutsch Grillparzerscher Verfassung, in den Mittelpunkt stellt. Völlig gleiche Vorwürfe haben dagegen Grillparzers „Libussa,“ „Jüdin von Toledo“ und „Esther“ und Lopes „König Bamba“ Las Paces de los Reyes und seine Bearbeitung des beliebten biblischen Dramenstoffs. Aber hier gerade bemüht sich der Verfasser, statt der „exakten“ Reim-dich-oder-ich-freß-dich-Parallelen lieber die entschiednen Abweichungen und selbständigen Züge aufzudecken, die sich durch die verschiedne Natur, Bildung und Nationalität beider Dichter von selbst ergaben.

Den Rest des Buches bildet eine eingehende Beleuchtung der Studien Grillparzers über Lope de Vega und als psychologischer Gewinn hiervon auch der beiden Persönlichkeiten der Weltlitteratur, die sich in so auffallender Weise an einander geschlossen haben. Hierbei kommt der „einsame hypochondrische Deutsche“ bei unserm südlichen Autor etwas schlecht weg gegenüber dem gesunden, ewig heitern „Genie des Südens,“ dem noch in reifem Alter die Beichtväter die Absolution verweigerten, por su principal y costante ocupacion de escribir las cartas de amor (wegen seiner hauptsächlichen, andauernden Beschäftigung, Liebesbriefe zu schreiben!). Und dennoch war auch dieser heiterste und gesündeste Mensch nach seinem Panegyristen Montalvan in den spätern Jahren „einem immerwährenden Trübsinn verfallen“ und hat Bekenntnisse hinterlassen, die das nur allzu sehr bestätigen. Von den melancholischen Reizen eines deutschen Studirstubenlebens, wie es Grillparzer doch bis zu achtzig Jahren führen konnte, hat der italienische Kenner und Freund der deutschen Poesie vielleicht nicht die richtige Vorstellung. Sonst würde er das Leben seines Wiener Dichterhelden nicht so bedingungslos „jammervoll“ nennen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

List und Carey

Die seit 1878 bei uns zur Herrschaft gelangte Schutzzollpolitik, die sich gern nationale Wirtschaftspolitik nennt, sucht ihre theoretische Rechtfertigung in den Lehren Friedrich Lists und Careys. Einzelne Aussprüche dieser beiden Männer werden nun zwar in Zeitungen und Zeitschriften manchmal angeführt, aber wir können uns nicht erinnern, daß ein allgemein zugängliches Organ ihre Lehren im Zusammenhange dargestellt hätte. Der kurze Abriß, den wir hier davon geben wollen, wird also nicht überflüssig sein, wenn er auch sehr spät kommt.

Die Ausbeutung des eignen Vaterlandes durch England war es, was jeden der beiden Männer in seinen eigentümlichen Gedankengang hineintrieb. List hatte zunächst die Unvernunft der innern Zollschranken bemerkt und zu deren Beseitigung in Frankfurt a. M. 1819 den deutschen Handels- und Gewerbeverein, den Vorläufer des Zollvereins, gegründet. In Amerika dann erkannte er, daß die Handelsfreiheit im Innern durch den Schutz vor dem Auslande ergänzt werden müsse, und nach seiner Rückkehr, während er mit Feuereifer für die Ausrüstung Deutschlands mit dem neuen großen Verkehrsmittel, den Eisenbahnen, wirkte, reifte sein Nationales System der politischen Ökonomie, das 1841 im Druck erschien. In einem historisch-geographischen Überblick, der mit den Italienern beginnt, sucht er zu zeigen, daß alle Staaten, die reich geworden sind, es durch das Colbertsche System geworden seien. Wenn dieses im Vaterlande Colberts nicht sofort, sondern erst von der Zeit Napoleons ab Frucht getragen habe, so seien daran nicht Colbert und sein System, sondern die Aufhebung des Edikts von Nantes*), der

*) Für V. A. Hubers Beurteilung der Spanier (Grenzboten, Heft 8) würde List nur Spott gehabt haben. Er pflichtet durchaus der gewöhnlichen Ansicht bei, daß die Vertreibung

auf dem Bauernstande lastende feudale Druck und die harte Besteuerung für unproduktive Zwecke schuld gewesen. Gerade die Engländer hätten nie seit ihrem wirtschaftlichen Aufschwung eine andre Politik befolgt als die später nach Colbert benannte. Anfänglich ein reiner Ackerbaustaat, der Getreide und Wolle ausführte und von den Italienern, Niederländern und Hansekaufleuten ebenso ausgebeutet wurde, wie er später die übrigen Staaten ausbeutete, fing England im sechzehnten Jahrhundert an, sich dieser Ausbeutung zu erwehren. Statt Tuch führte man niederländische Weber ein, und nachdem man von diesen die Tuchbereitung gelernt hatte, sperrte man das Land gegen die fremden Fabrikate ab, erschwerte die Ausfuhr der heimischen Rohstoffe und sicherte sich den Bezug billiger Rohstoffe durch die Gründung von Kolonien, die man zwang, als Bezahlung englische Fabrikate zu nehmen. Elisabeth schloß den Stahlhof der deutschen Kaufleute, Cromwell zwang die Engländer durch die Navigationsakte, sich eine eigne Marine zu schaffen und den holländischen Frachthandel zu vernichten; durch den Methuenvertrag 1703, der den englischen Textilwaren den portugiesischen Markt erschloß, und den Assientovertrag 1713, der ihnen das Monopol des Sklavenhandels sicherte, verschafften sie sich die Mittel zur Unterjochung Ostindiens, dessen Reichtümer sie sich zuerst durch einfache Plünderung und dann durch ihre Handelspolitik aneigneten. Unter anderm verboten sie die Einfuhr indischer Gewebe in England, obwohl diese weit billiger und schöner als die englischen waren. Wo ihnen, wie das in Portugal nach Abschluß des Methuenvertrags anfänglich der Fall war, noch eine kleine Zollschranke im Wege stand, wurde diese durch den großartigsten Schmuggel und den frechsten Betrug unschädlich gemacht. (Im Beginn der antisemitischen Bewegung bekam man öfter zu lesen, es bestehe ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Exporthandel der Großkaufleute, der nur auf der Grundlage strengster Rechtschaffenheit blühen könne, durch die sich besonders die Engländer auszeichneten, und dem jüdischen Kleinhandel, der sozusagen auf Betrug angewiesen sei. Wenigstens so weit die Engländer ins Spiel kommen, ist die Unterscheidung unbegründet; diese sind nur die intelligentesten aller Betrüger und betrügen niemals, wo der Betrug mehr schadet als nützt.) Den Hauptgrundsatz der richtigen Handelspolitik erkannte die englische Regierung, und das bedeutet in England die Gesamtheit der herrschenden Klassen, im Anfang des vorigen Jahrhunderts und hat ihn seitdem planmäßig durchgeführt. „Es ist einleuchtend, lassen die Minister den König bei Eröffnung des Parlaments von 1721 sagen, daß nichts so sehr zur Beförderung des öffentlichen Wohlstandes beiträgt, als die Ausfuhr von Manufaktur-

der Mauren und Juden das größte Unglück für Spanien gewesen, und daß dieses Land durch Despotismus, Fanatismus und Bigotterie zu Grunde gerichtet worden sei. Insbesondre tadelt er es daß die Spanier ihre Einfuhr mit erpreßtem Golde anstatt mit eignen Industrieerzeugnissen bezahlt hätten.

waren und die Einfuhr fremder Rohstoffe." List selbst sagt Seite 24: „Man kann als Regel aufstellen, daß eine Nation um so reicher und mächtiger ist, je mehr sie Manufakturprodukte exportirt, je mehr sie Rohstoffe importirt und je mehr sie an Produkten der heißen Zone konsumirt."

Den Erfolgen dieser Politik versetzte der amerikanische Unabhängigkeitskrieg*) den ersten, die Kontinentalsperre den zweiten Stoß. Der Krieg beraubte England nicht allein eines ungeheuern Kolonialgebiets, sondern begründete auch eine eigne Industrie in den Vereinigten Staaten, die nach Lists Ansicht nur den Fehler begingen, nicht folgerichtig genug beim Ausschluß englischer Waren zu beharren. Dieselbe Wirkung brachte die Kontinentalsperre in Deutschland und Frankreich hervor; Napoleon wird daher von List als größtes politisches Genie gefeiert, an dem nur die maßlose Herrschsucht zu beklagen sei. Um die in Amerika, Deutschland und Frankreich neu begründeten Industrien wieder zu vernichten, fingen jetzt die Engländer an, den Völkern die Smithsche Freihandelstheorie zu predigen, denn, wie ein Amerikaner witzig bemerkt hat, die Engländer fabriziren ihre Theorien wie ihre Waren weniger für den eignen Bedarf als für den Export. Sie selbst machten davon nur soweit Gebrauch, als es ihnen zuträglich schien, und führten sogar agrarische Schutzzölle ein, womit sie allerdings nach Lists Ansicht eine Dummheit begingen.

Zur Durchführung ihrer Handelspolitik zettelten die Engländer unzählige Kriege an. Diese waren, wie List beweist, nicht allein als Mittel zum Zweck, sondern an sich vorteilhaft, indem sie den Bedarf an Schiffen und Industrieerzeugnissen steigerten und den Engländern Gelegenheit gaben, ihren lieben Bundesgenossen Subsidien zu zahlen und sie damit auszusaugen, wie vormals die Römer die Staaten ausgesaugt hatten, die so unglücklich waren, für Freunde des römischen Volks erklärt zu werden. Denn die gezahlten Subsidien wurden regelmäßig in englische Fabrikate umgesetzt, bereicherten so die Engländer und erstickten das Gewerbe der Bundesgenossen, während die Feinde durch den Krieg zur gewerblichen Selbständigkeit gezwungen wurden und so Vorteil davon hatten. Auch die ungeheure Staatsschuld, die sich England durch seine Kriege zugezogen hat, „wäre kein so großes Übel, als es uns jetzt scheint, wollte Englands Aristokratie zugeben, daß diese Last von denjenigen getragen werde, welchen der Kriegsaufwand zugute gekommen ist — von den Reichen. Nach M'Queen beträgt das Kapitalvermögen der drei Königreiche über 4000 Millionen Pfund Sterl., und Martin schätzt die in den Kolonien angelegten Kapitale auf ungefähr 2600 Millionen. Hieraus ergiebt sich, daß der neunte Teil des englischen Privatvermögens zureichen würde, die ganze Staatsschuld

*) Es ist bezeichnend für den Zustand unsrer Volksbildung, daß in verbreiteten Handbüchern immer noch der Steuerstreit, der nur die Veranlassung zum Abfall war, als die eigentliche Ursache erscheint. Was die Kolonisten erbittert hatte, war die Tyrannei, mit der das Mutterland jeden Versuch, eine einheimische Industrie zu begründen, unterdrückte.

zu decken. Nichts wäre gerechter, als eine solche Repartition oder wenigstens die Bestreitung der Interessen der Staatsschuld vermittelst einer Einkommentaxe [der selbstverständlich nur die Reichen zu unterwerfen wären]. Die englische Aristokratie findet es aber bequemer, dieselben durch Konsumtionsauflagen zu decken, wodurch der arbeitenden Klasse ihre Existenz bis zur Unerträglichkeit verkümmert wird." (S. 102. Es ist das die einzige Stelle, wo List das englische Arbeiterelend erwähnt.)

S. 499 werden die Grundsätze der englischen Staatskunst folgendermaßen zusammengefaßt: es sei Regel, „die Einfuhr von produktiver Kraft der Einfuhr von Waren stets vorzuziehen; das Aufkommen der produktiven Kraft sorgfältig zu pflegen und zu schützen; nur Rohstoffe und Agrikulturprodukte einzuführen und nur Manufakturwaren auszuführen; den Überschuß an produktiver Kraft auf die Kolonisation und die Unterwerfung barbarischer Nationen zu verwenden; die Versorgung der Kolonien und unterworfnen Länder mit Manufakturwaren dem Mutterlande ausschließlich vorzubehalten, dagegen aber denselben ihre Rohstoffe und besonders ihre Kolonialprodukte vorzugsweise abzunehmen; die Küstenfahrt, die Schifffahrt zwischen dem Mutterlande und den Kolonien ausschließlich zu besorgen, die Seefischerei durch Prämien zu pflegen und an der internationalen Schifffahrt den möglichst größten Anteil zu erlangen; auf diese Weise eine Seesuprematie zu gründen und vermittelst derselben den auswärtigen Handel auszubreiten und den Kolonialbesitz fortwährend zu vergrößern; Freiheit im Kolonialhandel und in der Schifffahrt nur zuzugeben, insofern mehr zu gewinnen als zu verlieren ist; unabhängigen Nationen Zugeständnisse in der Einfuhr von Bodenerzeugnissen nur zu machen, wenn dadurch Zugeständnisse für die englische Ausfuhr zu erlangen sind; wo dergleichen Zugeständnisse nicht zu erlangen sind, den Zweck durch Schmuggel zu erreichen; Kriege zu führen und Allianzen zu schließen mit ausschließlicher Rücksicht auf das Interesse von Gewerbe, Handel und Schifffahrt. [Schließlich kam dazu noch der Kunstgriff,] die wahre Politik Englands durch die von Adam Smith erfundnen kosmopolitischen Redensarten und Argumente zu verdecken, um fremde Nationen abzuhalten, diese Politik nachzuahmen."

Aus dem Smithschen System erwächst als sein Gegensatz das von List. Vier Hauptirrtümer weist er der Schule nach, die sich nach Smith nennt. Erstens, daß sie nur eine Wissenschaft der Tauschwerte lehre, während die Wissenschaft der Nationalökonomie eine Wissenschaft der Produktivkräfte sein müsse. „Wer Schweine züchtet, ist nach jener Schule ein produktives, wer Menschen erzieht, ein unproduktives Mitglied der Gesellschaft. Wer Dudelsäcke oder Maultrommeln zum Verkauf fertigt, produzirt; die größten Virtuosen, da man das von ihnen Gespielte nicht zu Markte bringen kann, sind nicht produktiv. Der Arzt, welcher seine Patienten rettet, gehört nicht in die produktive Klasse, aber der Apothekerjunge, obgleich die Tauschwerte, die er

produzirt, die Pillen, nur wenige Minuten existiren, bevor sie ins Wertlose übergehn. Ein Newton, ein Watt, ein Kepler ist nicht so produktiv als ein Esel, ein Pferd oder ein Pflugstier." (S. 213.) Mögen immerhin die marktgängigen Tauschwerte das ausmachen, was man gewöhnlich Reichtum nennt, aber „die Kraft, Reichtümer zu schaffen, ist unendlich wichtiger als der Reichtum selbst; sie verbürgt nicht nur den Besitz und die Vermehrung des Erworbnen, sondern auch den Ersatz des Verlornen. Dies ist noch viel mehr der Fall bei ganzen Nationen, die nicht von Renten leben können, als bei Privaten. Deutschland ist in jedem Jahrhundert durch Pest, durch Hungersnot oder durch innere und äußere Kriege verheert worden; immer hat es aber einen großen Teil seiner produktiven Kräfte gerettet, und so gelangte es schnell wieder zu einigem Wohlstand, während das reiche und mächtige, aber despoten- und pfaffengerittene Spanien, im vollen Besitz des innern Friedens, immer tiefer in Armut und Elend versank. Der nordamerikanische Befreiungskrieg hat die Nation hunderte von Millionen gekostet, aber ihre produktive Kraft ward durch die Erwerbung der Selbständigkeit unermeßlich gestärkt, darum konnte sie im Laufe weniger Jahre nach dem Frieden ungleich größere Reichtümer erwerben, als sie je zuvor besessen hatte. Man vergleiche den Zustand von Frankreich im Jahre 1809 mit dem vom Jahre 1839, welch ein Unterschied! Und doch hat Frankreich seitdem seine Herrschaft über einen großen Teil des europäischen Kontinents verloren, zwei verheerende Invasionen erlitten und Milliarden an Kriegskontributionen und -Entschädigungen entrichtet." (S. 201—202.) Das Smithsche System sei gar kein System der Volkswirtschaft, sondern bloß ein System des Tausches oder Handels, und verdiene den Namen Merkantilsystem, den man dem Colbertschen fälschlich beigelegt habe. Den Prozeß der Reichtumsanhäufung habe es allerdings sehr gut dargestellt, aber einer seiner Hauptmängel bestehe darin, „daß es nur ein System der Privatökonomie aller Individuen eines Landes oder auch des ganzen menschlichen Geschlechts war, wie sie sich bilden und gestalten würde, wenn es keine besondern Staaten, Nationen oder Nationalinteressen, keine besondern Verfassungen und Kulturzustände, keine Kriege und Nationalleidenschaften gäbe."

Damit ist schon der zweite Fehler ausgesprochen: die Schule übersieht das Mittelglied zwischen dem Privatwirt und der Menschheit: die Nation. „Auf die Natur der Nationalität, schreibt List in der Einleitung, als des Mittelgliedes zwischen Individualität und Menschheit, ist mein ganzes Gebäude gegründet." Einigung der individuellen Kräfte zur Verfolgung gemeinsamer Zwecke, heißt es S. 14, „ist das mächtigste Mittel zur Bewirkung der Glückseligkeit der Individuen. Allein und getrennt von seinen Mitmenschen ist das Individuum schwach und hilflos. Je größer die Zahl derer ist, mit welchen es in gesellschaftlicher Verbindung steht, je vollkommner die Einigung, desto

größer und vollkommner das Produkt — die geistige und körperliche Wohlfahrt der Individuen. Die höchste zur Zeit realisirte Einigung der Individuen unter dem Rechtsgesetz ist die des Staats und der Nation; die höchste gedenkbare Vereinigung ist die der gesamten Menschheit." Wir unsernteils, heißt es dann weiter S. 187, „sind weit entfernt, die Theorie der kosmopolitischen Ökonomie zu verwerfen; nur sind wir der Meinung, daß auch die politische Ökonomie wissenschaftlich auszubilden, und daß es immer besser sei, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen, als ihnen Benennungen zu geben, die mit der Bedeutung der Worte im Widerspruch stehen. Will man den Gesetzen der Logik und der Natur der Dinge getreu bleiben, so muß man der Privatökonomie die Gesellschaftsökonomie gegenüberstellen und in der letztern unterscheiden: die politische oder Nationalökonomie, welche lehrt, wie eine gegebne Nation bei der gegenwärtigen Weltlage und bei ihren besondern Verhältnissen ihre ökonomischen Zustände behaupten und verbessern kann, von der kosmopolitischen oder Weltökonomie, welche von der Voraussetzung ausgeht, daß alle Nationen der Erde nur eine einzige, unter sich in ewigem Frieden lebende Gesellschaft bilden. Setzt man dieses voraus, so erscheint die internationale Handelsfreiheit als vollkommen gerechtfertigt. Je weniger jedes Individuum in der Verfolgung seiner Wohlfahrtszwecke beschränkt, je größer die Zahl und der Reichtum derer ist, mit welchen es in freiem Verkehr steht, je größer der Raum ist, auf welchen sich seine Thätigkeit zu erstrecken vermag, um so leichter wird es ihm sein, die ihm von der Natur verliehenen Eigenschaften, die erworbnen Kenntnisse und Geschicklichkeiten und die ihm zu Gebote stehenden Naturkräfte zur Vermehrung seiner Wohlfahrt zu benutzen. Man denke sich alle Nationen auf gleiche Weise vereinigt [wie Großbritannien und Irland; heute würden wir lieber sagen, wie die Gebiete des anglo-indischen Reiches], und die lebhafteste Phantasie wird nicht imstande sein, sich die Summe von Wohlfahrt und Glück vorzustellen, die daraus dem menschlichen Geschlecht erwachsen müßte."

Leider seien wir noch lange nicht so weit, und darin eben bestehe ein dritter Fehler der Smithschen Schule, daß sie diesen Idealzustand als gegenwärtig schon verwirklicht voraussetze. Anzustreben sei er ohne Zweifel, der Schutzzoll sei nicht Selbstzweck, sondern nur Erziehungsmittel, als solches aber vorläufig unentbehrlich. Denn Freiheit werde erst dann vorhanden sein, wenn gleich starke Nationen ihre Erzeugnisse auf gleichem Fuße mit einander austauschen würden; gegenwärtig aber sei England allein stark, und alle übrigen Nationen würden von ihm ausgebeutet, das sei keine Freiheit, dieser Zustand, wo Kinder mit einem Riesen zu ringen hätten. Diese Natur des Schutzzolls als eines Erziehungsmittels müsse sorgfältig beachtet werden, damit er richtig angewendet werde. Nicht schon auf der untersten Stufe sei er anwendbar. „Je weniger die Agrikultur sich ausgebildet hat, und je mehr der auswärtige Handel Ge-

legenheit bietet, den Überfluß an einheimischen Agrikulturprodukten und Rohstoffen gegen fremde Manufakturwaren zu vertauschen; je mehr die Nation dabei noch in Barbarei versunken ist und einer absolut monarchischen Regierungsform und Gesetzgebung bedarf, um so förderlicher wird der freie Handel, d. h. die Ausfuhr von Agrikulturprodukten und die Einfuhr von Manufakturwaren, ihrem Wohlstande und ihrer Zivilisation sein." (S. 260.) Erst wenn die Produktionskräfte der Nation so weit entwickelt sind, daß sie Aussicht hat, konkurrenzfähig zu werden, darf sie anfangen, vorsichtig niedrige Schutzzölle einzuführen, die dann in dem Maße, als die ausländischen Waren überflüssig werden, allmählich zu erhöhen sind. (Unter den Produktivkräften nehmen die geistigen den höchsten Rang ein; daher konnten den Deutschen, Franzosen und Nordamerikanern die Schutzzölle nützen, während die Russen durch jede Zollsperre nur immer tiefer ins Elend geraten; sie stehen heute noch auf jener barbarischen Stufe, die der unbeschränkten Handelsfreiheit bedarf.) Prohibitivzölle sind, außer als schnell vorübergehendes Kampfmittel, verwerflich, Handelsverträge dagegen nützlich (S. 446), nur vom Standpunkte des absoluten Freihandels kann man sie bekämpfen, wie Smith gethan hat; wenn Schutzzöllner Feinde von Handelsverträgen sind, so wissen sie nicht, was sie wollen und was sie thun. Ist ein Staat konkurrenzfähig, das Erziehungsmittel also überflüssig geworden, so haben die Zollschranken zu fallen. England habe einen großen Fehler begangen und zugleich seinen Konkurrenten einen großen Gefallen damit erwiesen, daß es nicht rechtzeitig die Krücken vollständig weggeworfen habe. Die allergrößte Thorheit aber, sagt List, hat es mit Einführung der Kornzölle begangen. Zölle auf Nahrungsmittel und Rohstoffe sind unter allen Umständen verwerflich, sie wirken ganz anders, wie die Schutzzölle auf Erzeugnisse des Gewerbes. Ganz thöricht sei es, wenn die Landwirte die Agrarzölle als eine ihnen gebührende Entschädigung für die Bewilligung von Industriezöllen forderten. „Wenn früher die Grundbesitzer Opfer brachten, um eine eigne Nationalmanufakturkraft zu pflanzen, so thaten sie, was der Agrikulturist in der Wildnis thut, wenn er Opfer bringt, damit in seiner Nähe eine Mahlmühle oder ein Eisenhammer angelegt werde. Wenn die Grundbesitzer nunmehr auch Schutz für ihre Agrikultur verlangen, so thun sie, was jene Grundbesitzer thun würden, wenn sie, nachdem die Mühle mit ihrer Beihilfe errichtet worden ist, von dem Müller verlangten, daß er ihnen ihre Felder bestellen helfe." Die Landwirte könnten ohne Gewerbe nicht wohlhabend werden, die Gewerbe aber könnten nicht blühen ohne billige Rohstoffe und Lebensmittel; indem ihnen die Grundbesitzer beides verteuerten, schlachteten sie die Henne, die ihnen goldne Eier legte. (S. 357; vgl. noch S. XXX bis XXXI, S. 25, 28, 266 bis 267, 306 bis 309, 504.) List behandelt den reinen Agrikulturstaat, dessen Bevölkerung arm, roh und ohnmächtig bleiben müsse, geringschätzig, tadelt Smith und die Physiokraten, daß sie das Land-

leben und den Ackerbau überschätzt hätten, und preist das geistig bewegte Leben der großen Städte und den Luxus als einen Stachel der Industrie; Sparen mache nicht reich, sondern arm.

Auch darf sich nicht jedes kleine Völkchen, wie etwa die Schweizer und die Holländer (denen eine vorübergehende Konjunktur zu einer vorübergehenden Weltstellung verholfen hat), einbilden, eine Nation zu sein und nationale Handelspolitik treiben, ein selbständiges Wirtschaftsgebiet bilden zu können. „Große Bevölkerung und ein weites, mit mannichfaltigen Naturfonds ausgestattetes Territorium sind wesentliche Erfordernisse der normalen Nationalität." (S. 257.) Die Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark müssen Deutschland wirtschaftlich eingegliedert werden, sodaß ein einziges großes Handelsgebiet daraus wird, weiterhin haben sich alle Staaten des europäischen Festlands zu verbünden, um Englands Monopol zu brechen (S. 559); ganz Asien ist von diesem europäischen Bunde „in Zucht und Pflege zu nehmen, wie bereits Ostindien von England in Zucht und Pflege genommen worden ist." Jedem Bevölkerungszuwachs hat eine entsprechende Ausdehnung des Ernährungs- und Wirkungsbereichs zu folgen, man dürfe nicht kaltherzig, wie die Schule thue, die Überzähligen zum Verhungern verurteilen. „Wenn in einer Nation die Bevölkerung höher steigt, als die Produktion an Lebensmitteln, wenn sich die Kapitale am Ende so anhäufen, daß sie in der Nation kein Unterkommen mehr finden, wenn die Maschinen eine Menge Menschen außer Thätigkeit setzen, und die Fabrikate bis zum Übermaß sich aufhäufen, so ist dies nur ein Beweis, daß die Natur nicht haben will, daß Industrie, Zivilisation, Reichtum und Macht einer einzigen Nation ausschließlich zu teil werden, daß ein großer Teil der Erde nur von Tieren bewohnt sei, und daß der größte Teil des Menschengeschlechts in Roheit, Unwissenheit und Armut versunken bleibe." (S. 197.) Vorzugsweise nach Nord- und Südamerika sei die Auswanderung zu leiten, jedoch (unter anderm durch lebhaften Handelsverkehr und Einrichtung von Dampferlinien) dafür zu sorgen, daß die Kolonisten in enger Verbindung mit dem Mutterlande bleiben; Mittel- und Südamerika sei Nordamerika vorzuziehen, weil die nordamerikanischen Deutschen zu leicht in der englischen Bevölkerung aufgingen. In zweiter Linie seien die Länder der europäischen Türkei in Aussicht zu nehmen; daher müsse Österreich in den Zollverein einbezogen werden (S. 579 bis 585).

Aus alledem geht schon hervor, daß die Regierungen in wirtschaftspolitischer Beziehung eine Menge Aufgaben zu lösen haben, wie Zölle einführen und aufheben, Verträge schließen, Dampferlinien einrichten, die Auswanderung leiten,*)

*) Was jedoch die Anlage von Kolonien betrifft, so sind unsre Nationalen mit ihrer Schätzung der Thätigkeit des Staates dafür im Irrtum. Es ist wunderbar, daß im Reichstage ein Redner sich und seine Freunde über die schwachen Erfolge unsrer vom Staate betriebnen Kolonialpolitik, ohne ausgelacht zu werden, mit der Redensart trösten konnte, aller

daß also die Smithsche Schule im Irrtum ist (hier haben wir den vierten ihrer Grundirrtümer), wenn sie behauptet, das Wirtschaftsleben gehe den Staat nichts an, er habe sich nicht hineinzumischen. Aber auch die innere Politik sei von höchster Wichtigkeit für das Wirtschaftsleben, weil nur ein gebildetes, unterrichtetes und freies Volk Produktivkraft besitze. Für die Engländer sei es, wie schon in dem Vergleich mit Spanien hervorgehoben wurde, von der höchsten Wichtigkeit gewesen, daß sie von dem Leichnam des römischen Rechts verschont geblieben wären, der zwar der Leichnam eines großen Toten, aber trotzdem ein Leichnam sei, und über Europa die „Rechtspest" verbreitet habe, während sich die Engländer ihre Geschwornengerichte und damit den Keim der Freiheit und Kraft bewahrt hätten.

List hat also die relative Berechtigung beider Systeme, des Colbertschen, das er das Industriesystem nennt, und des Smithschen, das seiner Ansicht nach eigentlich Merkantilsystem heißen müßte, anerkannt, dem erstern aber für die Staaten des europäischen Kontinents bei ihrer damaligen Lage den Vorzug gegeben und es durch die Aufnahme von Grundsätzen aus dem andern System verbessert. Er schreibt Seite 466: „Die Vorzüge des Industriesystems den spätern Systemen gegenüber sind: 1. daß es den Wert der eignen Manufaktur und ihren Einfluß auf die innere Agrikultur, auf den Handel und die Schiffahrt, auf die Zivilisation und Macht der Nation klar erkennt; 2. daß es im allgemeinen die richtigen Mittel wählt, womit die zur Pflanzung einer Manufakturkraft (sic!) reife Nation zu einer nationalen Industrie gelangen kann; 3. daß es von dem Begriff der Nation ausgeht und, die Nationen als Einheiten betrachtend, überall auf die Nationalinteressen und Verhältnisse Rücksicht nimmt. Dagegen leidet dieses System an folgenden Hauptgebrechen: 1. daß es den Grundsatz der industriellen Erziehung der Nation und die Be-

Anfang sei schwer, und den großen Kolonialmächten sei es auch nicht anders ergangen. Ganz im Gegenteil ist auf diesem Gebiete der Anfang leicht gewesen, und erst der Fortgang je länger desto schwieriger geworden. Jedes Kind weiß, daß die Schiffe der Konquistadoren und der merchants adventurers mit Schätzen beladen heimkehrten, die Nabobs wie Pilze in die Höhe schossen, daß sich die Notwendigkeit der Koloniengründung erst mit der Zeit aus der anfänglichen Räuberthätigkeit ergab, und daß die Kolonialpolitik Spaniens, Portugals, Hollands und Englands erst begann, als die Kolonien schon vorhanden waren. Diesen Gang der Dinge, für den aber heute wenig Raum mehr ist, hatte Bismarck im Sinne, als er erklärte, er wolle nicht nach französischem, sondern nach englischem Muster Kolonialpolitik treiben, die Kaufleute hätten voranzugehen, hätten die Verwaltung der erworbnen Gebiete selbst in die Hand zu nehmen. Entgegengesetzt verhält es sich mit der Kolonisation auf altrömische, mittelalterlich-deutsche und neurussische Weise, die auf der Eroberung von dem Stammlande benachbarten Gebieten, auf der Gründung von Kontinentalreichen beruht; da allerdings hat die Politik, d. h. der Diplomat und der Soldat voranzugehen, der Bauer, der Handwerker, zuletzt der Kaufmann nachzufolgen. Wenn jetzt auch die Engländer vielfach russisch verfahren, so ist zu bedenken, daß es sich für sie nicht um die Gründung neuer Kolonien, sondern um den Ausbau längst vorhandner und schon ganz kontinental gewordner Kolonialreiche handelt.

dingungen, unter welchen er in Anwendung zu bringen ist, nicht klar erkennt; 2. daß es demnach Völker, die unter einem den Manufakturen ungünstigen Himmelsstrich leben, oder kleine oder unkultivirte Staaten und Völker fälschlich zur Nachahmung des Schutzsystems verleitet [insbesondre erkennt List an, daß die Tropen nur Bodenerzeugnisse liefern können, und daß der Austausch dieser tropischen Bodenerzeugnisse gegen die Waren der Industrievölker diesen zu großem Vorteil gereicht; auch erklärt er überhaupt die internationale Arbeitsteilung für berechtigt, soweit sie in der Verschiedenheit der Anlagen der Völker und ihrer Wohnplätze begründet ist]; 3. daß es den Schutz zum eignen Nachteil der Agrikultur auch auf diese und auf die Rohstoffe überhaupt ausdehnen will, während doch die Agrikultur durch die Natur der Dinge gegen die auswärtige Konkurrenz zureichend beschützt ist; 4. daß es zum Nachteil der Agrikultur und rechtswidrigerweise die Manufakturen durch Beschwerung der Ausfuhr von Rohstoffen begünstigen will; 5. daß es die zur Manufaktur- und Handelssuprematie gelangte Nation nicht lehrt, durch Zulassung der freien Konkurrenz auf ihren eignen Märkten ihre Manufakturisten und Kaufleute gegen Indolenz zu schützen; 6. daß es in ausschließlicher Verfolgung des politischen Zwecks die kosmopolitischen Verhältnisse aller Nationen, die Zwecke der gesamten Menschheit verkennt und demnach die Regierungen verleitet, das Prohibitivsystem in Anwendung zu bringen, wo das Schutzsystem ausreicht, oder Zölle, die einem Verbot gleichkommen, aufzulegen, wo mäßige Schutzzölle dem Zweck besser entsprächen; endlich 7. daß es überhaupt infolge der gänzlichen Verkennung des kosmopolitischen Prinzips nicht in der künftigen Union aller Nationen, in der Herstellung des ewigen Friedens und der allgemeinen Handelsfreiheit das Ziel erkennt, nach welchem Nationen zu streben und dem sie mehr und mehr sich zu nähern haben."

Seit 1841 ist die Welt ein gutes Stück fortgeschritten. Deutschland und Nordamerika sind ebenbürtige Konkurrenten Englands geworden, oder vielmehr sie waren es schon in den sechziger Jahren, als sich Deutschland unter Preußens Führung dem Freihandel zuwandte. Die Schwierigkeiten, mit denen dann in den siebziger Jahren die Rückkehr zum Schutzzoll begründet wurde, haben mit der Lage der Dinge, die Lists System gezeitigt hat, nicht das geringste zu schaffen. Diese Schwierigkeiten entspringen aus dem Umstande, daß es die bestehende Staats- und Rechtsordnung unmöglich macht, die von der ungeheuern Produktivkraft der modernen Nationen hervorgetriebnen Güter an den Mann zu bringen. An dieser Schwierigkeit leidet das hochschutzzöllnerische Amerika nicht weniger als das freihändlerische England, und das deutsche Reich leidet außerdem noch daran, daß zwei Grundlehren Lists gänzlich unbeachtet bleiben: die beiden Lehren, daß zur nationalen Wirtschaftspolitik ein angemessen großes Gebiet gehöre (die Angemessenheit ändert sich im Laufe der Zeiten mit den Verhältnissen), und daß der Überfluß von Menschen und

Kapital stetig in Kolonien abgeschoben werden müsse. Was man heute bei uns nationale Wirtschaftspolitik nennt, das ist, wie der Leser bereits bemerkt haben wird, nicht die Politik Lists, sondern die Politik der sieben Fehler, vervollständigt durch einen achten, neunten und zehnten Fehler. Man will die Bewohner von Gebieten, die dazu zu klein sind, zwingen, sich selbst zu genügen. Anstatt den Produktivkräften des Volks freien Spielraum zu schaffen, fesselt man sie durch Erschwerung der Auswandrung und durch ein Übermaß von Polizeivorschriften und Strafgesetzen. Man will die gewerbliche Bevölkerung zwingen, den Grundbesitzern hohe Preise zu zahlen, und lähmt dadurch die Gewerbe. Man klagt über allgemeine Absatzstockung, und wenn sich die Lohnarbeiter höhere Löhne erzwingen wollen, wodurch sie in den Stand gesetzt sein würden, mehr Güter zu kaufen, so nimmt sie der Staatsanwalt beim Ohr. Man will viel Spiritus absetzen, und möchte gleichzeitig am liebsten alle Leute einsperren, die Schnaps trinken. Man will den Überschuß der inländischen Erzeugnisse ans Ausland absetzen, aber aus dem Auslande nichts hereinlassen, während doch unsre Ausfuhr mit gar nichts anderm als mit Einfuhr bezahlt werden kann. Man fordert Schutzzölle, wo kein zu schützendes und zu erziehendes Kindlein mehr vorhanden ist, da unsre Industrie, von der Landwirtschaft gar nicht zu reden, auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit und Konkurrenzfähigkeit angelangt ist. Nicht um die Erziehung der Industrie handelt es sich bei der heutigen Zollpolitik, sondern um zwei ganz andre Dinge. Erstens um Finanzzölle, die unter dem Namen von Schutzzöllen erhoben werden; dieser Name ist sehr bequem, die Thatsache zu verdecken, daß unsre Reichen dasselbe thun, wie nach Lists Ausspruch die englischen, nämlich sich die Kosten der Staatseinrichtungen und Unternehmungen, die vorzugsweise ihnen zu gute kommen, von den Armen bezahlen lassen. Zweitens ist die neue sogenannte Schutzzöllnerei ein Krieg auf Tod und Leben zwischen industriell gleich starken Konkurrenten, der kein andres Ergebnis haben kann als allgemeine Erschöpfung. Es ist ein Wettklettern auf der Tarifleiter; hat man eine gewisse Sprosse erreicht, so muß man wieder herunterklettern, denn keine irdische Leiter reicht bis in den Himmel. Unsre Schutzzöllner freuen sich, daß nun auch schon in England eine starke schutzzöllnerische Bewegung in Fluß geraten sei, d. h. sie freuen sich darüber, daß uns demnächst auch der bis jetzt offne englische Markt nächstens vielleicht erschwert oder gesperrt werden wird, und offenbaren damit die Klugheit des Chinesen, der sich an seines Feindes Thür hängt, in der Hoffnung, dieser werde dafür geköpft werden. Ein Teil des Listschen Programms ist vom Zollverein verwirklicht worden; was die neuere Zeit gutes hinzugefügt hat, das ist die Subvention von Dampferlinien, die Vervollständigung des Eisenbahnnetzes, der Bau von Kanälen; das wichtigste und schwerste bleibt noch zu thun übrig.

(Schluß folgt)

Die Geisteskrankheiten im Heere

Von Georg Ilberg

Die Anforderungen, die in einem Kriege der Zukunft an die Ärzte werden gestellt werden, die die Truppe ins Feld zu begleiten haben, werden außerordentlich groß sein infolge mancher Veränderung in der Kriegführung, infolge der Verbesserung der Schußwaffen, endlich auch infolge des größern Zeitaufwands, den die gegenwärtige Behandlung der Verwundungen erfordert. Bei aller Geschicklichkeit, bei allem Fleiße und bei dem besten Willen wird der Arzt im Felde nicht immer allen an ihn herantretenden Verpflichtungen gerecht werden können. Es gehört daher zu den notwendigen Vorbereitungen für den Krieg, weitern Kreisen der Gebildeten, die zum Heere in Beziehung stehen, wenigstens einiges Verständnis für bestimmte Erkrankungen zu vermitteln. Dies ist namentlich auch hinsichtlich der Geisteskrankheiten geboten, über die meist die notwendigsten richtigen Begriffe fehlen, während die gröbsten Irrtümer weit verbreitet sind.

Der Ausbruch einer Geistesstörung kann im Kriege sehr ernste Folgen nach sich ziehen. Während im Frieden immer leicht ein Fachmann, der den einzelnen Fall in Ruhe prüfen kann, zu erreichen ist, werden im Felde die Ärzte ganz außer stande sein, alle die verstreut bei der Armee auftauchenden Geisteskranken selbst genau zu beobachten und zu beurteilen. Zur Beurteilung eines kranken Seelenzustandes braucht man vor allen Dingen Zeit; denn es kommt nicht nur auf das Bild an, das der zu Untersuchende in dem Augenblick, wo ihn der Arzt sieht, darbietet, sondern meist ist es erforderlich, genaue Kunde über seine Familienverhältnisse, seinen Lebensgang, sein gesamtes früheres Wesen und Benehmen einzuziehen. Zur Feststellung der seelischen Veränderungen eines Soldaten während des Krieges sind daher die Ärzte natürlich auf die Mitwirkung der Offiziere angewiesen, die ihren Untergebnen oder Standesgenossen durch täglichen Verkehr kennen, die in der Lage sind, ihn zur Zeit der Entwicklung einer Krankheit zu beobachten. Es ist daher gewiß im Interesse der Sache, daß die Offiziere — wie es ja für die Juristen schon längst als notwendig anerkannt ist — gelegentlich einen Überblick über die sie angehenden irrenärztlichen Dinge erhalten, damit sie ungefähr wissen,

wann es sich um geistige Erkrankung handelt, damit sie erfahren, daß ein derartiges Leiden nicht ausschließlich in tollem Handeln und verwirrten Reden zur Erscheinung kommt. Können doch Wahnideen, die die ganze Persönlichkeit beherrschen, mit ziemlich großer Besonnenheit verbunden sein, vermag doch tiefe Gemütsverstimmung neben leidlich geordnetem Betragen einherzugehen.

Aber nicht nur um bei der Erkennung krankhafter Seelenzustände zu helfen, was übrigens auch bei der Aushebung und bei der Verabschiedung von großem Nutzen sein kann, auch um Geisteskrankheiten zu verhüten, ist es wichtig, schon im Frieden darauf hinzuweisen, welche Nachteile der Krieg für die geistige Gesundheit des Soldaten haben kann. Endlich aber sollte der Psychiatrie auch in den Kriegsgerichten bei der Beurteilung derer, die sich gesetzwidrige Handlungen haben zu schulden kommen lassen, ein Platz angewiesen werden. Kann doch auch im Kriege keine strafbare Handlung vorliegen, wenn sich der Thäter zur Zeit der That in einem Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befunden hat, wodurch die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Das Gutachten darüber, ob eine solche Störung vorgelegen hat oder nicht, wird natürlich im Kriege wie im Frieden von sachverständigen Ärzten zu erstatten sein. Aber die Entscheidung, ob einem solchen Gutachten Folge zu geben sei, steht dem Richter zu, liegt also in den Händen der Offiziere.

Die deutschen Kriegsministerien haben in ihrem gemeinsam veröffentlichten Sanitätsbericht über die deutschen Heere im Kriege gegen Frankreich 1870/71 die an und für sich wahrscheinliche, aber eine Zeit lang von den französischen Irrenärzten in Abrede gestellte Thatsache nachgewiesen, daß der Krieg zahlreiche Geisteskrankheiten hervorruft. Freilich sind über einzelne Fälle von psychischen Erkrankungen während des Feldzugs von 1870/71 nur spärliche Nachrichten vorhanden; die Ärzte waren mit andern, für den Augenblick wichtigern Dingen beschäftigt und waren deshalb nicht imstande, auch noch Untersuchungen oder gar Aufzeichnungen über geistige Erkrankungen zu machen. Aber da die während des Krieges von Geisteskrankheit befallnen meist zugleich noch an andern Krankheiten litten, sind sie nachweislich bei der Berechnung vielfach an andrer Stelle gezählt worden. Da ferner Geisteskrankheit im Kriege durchaus nicht immer zur Krankmeldung und Lazarettbehandlung führt, ist die Zahl der während des Feldzugs geistig Erkrankten viel höher zu schätzen, als ausgerechnet worden ist. Irrenärzte von Fach, die am letzten Feldzuge beteiligt gewesen sind, haben zahlreiche psychische Erkrankungen bei der Feldarmee beobachtet. Viele dieser Psychosen spielten sich noch während des Krieges ab. In andern Fällen dauerte die Krankheit lange über den Friedensschluß hinaus, und vielfach besteht sie noch jetzt. Für die Zeit nach dem Kriege haben die statistischen Erhebungen mit großer Bestimmtheit ergeben, daß in Deutschland wie in Frankreich sehr viele Geisteskranke aus der Armee in die Irrenanstalten gebracht worden sind. Es handelte sich dabei nicht nur um solche, die während

des Feldzugs erkrankt und noch nicht geheilt waren, nein, der Feldzug schuf auch für viele Soldaten die Grundlage zu seelischen Erkrankungen, die erst nach dem Kriege zum Ausbruch kamen; die eigentliche Krankheit begann in manchen Fällen erst viele Jahre später, so waren z. B. Paralytiker oft noch jahrelang nach dem Kriege vollständig geistig gesund.

Eine Zeit lang hat man angenommen, daß die durch den Krieg entstehenden Geisteskrankheiten eine besondre, im Frieden nicht vorkommende Krankheitsform darstellten, die man „Kriegspsychose" genannt hat. Man glaubte, der Inhalt der kranken Ideen sei besonders dem Kriegsleben entnommen, insofern in den Phantasien der Leidenden aufregende Schlachtenszenen, Blut, Leichen, Kanonendonner und dergleichen eine hervorragende Rolle spielten. Aber das ist nach den hierüber angestellten Erörterungen nicht der Fall. Es sind im letzten Feldzuge sehr verschiedenartige psychische Störungen beobachtet worden, und es ist keine einzige Krankheitsform mitgeteilt worden, die nicht auch in Friedenszeiten vorkäme.

Für einen Teil der geistigen Erkrankungen sind nur bestimmte äußere Ursachen verantwortlich zu machen. Hierher gehören äußere und innere Krankheiten, Überanstrengungen, Gemütserregungen, klimatische Einflüsse und die Einwirkung von Gift, und zwar handelt es sich bald um eine einzige dieser äußern Ursachen, bald wird die Wirkung mehrerer zugleich anzunehmen sein. Aber auch vererbte Anlage zu Seelenstörungen, frühere Erkrankungen u. a. m. dürfen bei der Beurteilung nicht außer Acht gelassen werden.

Von äußern Erkrankungen, die die geistige Gesundheit zerstören können, nennen wir zunächst die Verletzungen des Schädels, der Hirnhäute und des Gehirns. Säbelhiebe, Granatsplitter, Flintenkugeln u. dergl. führen nicht selten zu Schwachsinn verschiedner Form und verschiedner Grade. Körperliche Krankheitszeichen pflegen die Geistesstörung zu begleiten. Sie hängen von dem Orte der Verletzung ab und bestehen je nachdem in Störungen der Bewegungen der Glieder, der Antlitznerven oder der Zunge, in Störungen des Gefühls, des Gleichgewichts, der Sprache, der Sinnesorgane und des Pulses. Die Schwere der Krankheit richtet sich nach dem Grade der Verletzung und nach der Art der Wundheilung. Kopfverletzungen hinterlassen oft nur eine Abnahme der Leistungsfähigkeit des Gehirns, die bei Schonung keine unangenehmen Folgen hat, aber dann, wenn Strapazen, geistige Anstrengungen oder Alkoholgenuß einwirken, gefährliche Erscheinungen hervorruft.

Sturz, Stoß, Kolbenschlag, Prellschuß an den Helm, Unfall mit Pferden u. dergl. können Hirnerschütterungen zur Folge haben. Nach Erschütterungen des Gehirns werden die Menschen zuweilen mehr oder weniger geistesschwach; manchmal entwickelt sich auch ein Zustand von Vergeßlichkeit, leichter Ermüdbarkeit und krankhafter Empfindlichkeit.

Dieser Zustand führt uns zu einer weitern, sehr wichtigen psychischen

Krankheit hinüber, die bisweilen schon durch geringfügige, meist aber durch schwere Verletzungen veranlaßt wird. Diese Krankheit ist erst in dem letzten Jahrzehnt genauer erforscht worden. Ehe man sie kannte, hat man die berechtigten Klagen einer Anzahl von Opfern des Krieges gar nicht verstanden. Auf die Betreffenden hat der Unfall einen übermächtigen Einfluß ausgeübt. Ihre ganze Persönlichkeit ist aus dem innern Gleichgewicht gekommen. Die Kranken beschäftigen sich anhaltend mit den großen Gefahren, in denen sie geschwebt haben. Diese lebhafte Gemütserregung beherrscht einzig und allein ihr Denken und Fühlen. Sie werden gedrückt und teilnahmlos gegen alle Vorgänge in ihrer Umgebung, geraten oft in heftige Angst und äußern schwere hypochondrische Wahnideen, Versündigungs- oder Verfolgungsideen. Zuweilen kommt es zu Zwangsvorstellungen. Nach und nach engt sich der Kreis ihrer Vorstellungen auf das Interesse an der eignen Person, am eignen Körper ein, an dem alle nur erdenklichen Beschwerden empfunden werden. Über etwas andres vermögen sie nicht mehr nachzudenken; bei einer Arbeit auszuhalten sind sie außer stande. Da in diesen Fällen die Verletzung die vielen Klagen nicht erklärt, da die körperliche Untersuchung außer der verheilten Wunde oft nichts zu Tage bringt, finden die Beschwerden oft keinen Glauben. Und doch sind die Leute ohne Zweifel gemütskrank. Sie fühlen sich schwer leidend und werden oft erst dadurch, daß man ihnen nicht glaubt, dazu verführt, mehr oder weniger bewußt zu übertreiben. Unkundige erklären dann ihre Klagen durchweg für Simulation. Aber bei längerer, sorgfältiger Beobachtung ist es meist recht gut möglich, Simulirtes von Nichtsimulirtem zu unterscheiden. Die Krankheit wird von den Ärzten traumatische Neurose genannt. Sie kommt besonders bei solchen Verletzten zum Ausbruch, die schon vorher nervös waren. Es ist nicht nötig, daß sich die Verletzung stets am Kopf befunden hat. Die traumatische Neurose schließt sich in ihren ersten Anfängen meist unmittelbar an die betreffenden Verletzungen und Gemütserregungen an, die Krankheitszeichen sind aber gewöhnlich erst nach vielen Monaten vollständig ausgeprägt. Manche dieser Unglücklichen haben sich in ihrer Angst und Verzweiflung das Leben genommen, andre sind im Laufe der Jahre mehr oder minder schwachsinnig geworden, einige wurden gesund. Die Krankheit ist für die Invaliditätsverhältnisse und die Unfallversicherung gleich wichtig.

In den großen Feldzügen dieses Jahrhunderts sind regelmäßig sehr zahlreiche Erkrankungen an innern Leiden beobachtet worden. So fielen im Krimkrieg 78,9 Prozent der französischen und 70,3 Prozent der italienischen Toten innern Krankheiten zum Opfer. 1866 betrug die Zahl der an innern Krankheiten verstorbnen Preußen 59 Prozent, 1870/71 der von innern Leiden dahingerafften Deutschen 30,2 Prozent aller Todesfälle. Im letzten deutsch-französischen Kriege waren unsre Heere namentlich von Ruhr und Typhus heimgesucht. Andremal wüteten Pocken, Malaria, Cholera. Kriege in Rußland können

durch den Flecktyphus gefährlich werden. Diesen innern Krankheiten sind noch die Influenza und die Lungenentzündung, sowie die epidemische Hirnhautentzündung und der Gelenkrheumatismus anzureihen. Im Anschluß an Verletzungen kann es zu Blutarmut, Blutvergiftung und Rose kommen.

Innere Erkrankungen führen nun zuweilen durch die Steigerung der Temperatur und der Blutfülle des Gehirns im Fieber oder durch die Wirkung des von den Krankheitskeimen im Körper gebildeten Giftes zu Geisteskrankheiten. Hier sind namentlich die Delirien zu nennen. Das Wesentliche an ihnen sind Bewußtseinstrübungen, Aufregung, gesteigerter Bewegungsdrang, Wahnideen und Sinnestäuschungen. Wahnideen sind auf krankhaften Schlüssen beruhende Ansichten. Um Sinnestäuschungen handelt es sich, wenn der Kranke Personen und Gegenstände verkennt, aus harmlosen Geräuschen Worte, Zurufe u. dergl. heraushört, oder wenn er da, wo sich nichts befindet, Gestalten und andre Erscheinungen, oft beängstigender, schreckhafter Natur wahrnimmt, wenn er zu Zeiten, wo alles um ihn herum still ist, Stimmen, angenehme oder traurige, verspottende oder belustigende Reden hört, wenn er etwas, von dem alle andern nichts bemerken, riecht oder schmeckt, oder wenn er ohne äußern Grund fühlt, wie er betastet, gestreichelt, gestoßen, elektrisirt wird u. a. m. Delirien treten gewöhnlich nur bei schweren innern Erkrankungen auf. Gelingt es dem Körper, das Fieber zu besiegen und die von den Mikroorganismen gebildeten Gifte auszuscheiden, so tritt das Delirium meist schnell zurück.

Am häufigsten jedoch führen innere Krankheiten dadurch zu Geistesstörungen, daß sie den Körper entkräften und die Ernährung des Gehirns beeinträchtigen. Bei dem Sinken der körperlichen Kräfte kommt es dann zu einem Zusammenbruch der Thätigkeit der Seele. Im Frieden sind Psychosen, die auf Erschöpfung durch innere Krankheiten zurückzuführen sind, nicht so häufig wie im Felde, wo die Seuchen heftiger wüten, wo die innere Krankheit einen durch erhöhte Ausgaben verschiedenster Art und oft geringere Einnahmen geschwächten Leib mit überreiztem Nervensystem vorfindet. Die Seelenstörungen, die durch Entkräftung zu stande kommen, nennt man Erschöpfungspsychosen. In der Regel kommen sie erst nach dem Wegfall der Fiebererscheinungen zum Ausbruch. Sie sind durch mehr oder weniger vollständige Zusammenhangslosigkeit des Denkens, durch außerordentlich starken Bewegungsdrang, durch Ideenflucht, schnell wechselnde Stimmung, bunt durcheinandergehende Sinnestäuschungen und Schlaflosigkeit gekennzeichnet. Zuweilen äußert sich die Erschöpfung weniger in Reizerscheinungen als in plötzlich auftretenden Zuständen von Schwachsinn oder geistiger Hemmung. Im Kriege gehen ohne Zweifel viele von dieser Form befallne Soldaten schnell zu Grunde. Nur einer besonders guten Behandlung und Pflege gelingt es, solche Kranke zu retten. Im Frieden gewähren die Erschöpfungspsychosen im Verhältnis zu andern Geisteskrankheiten viel Aussicht auf Heilung. Die Durchsicht der im

deutschen Sanitätsbericht mitgeteilten Fälle ergiebt, daß unter den im letzten Feldzug geheilten Geisteskrankheiten gerade viele nach innern Krankheiten entstandne Erschöpfungspsychosen sind. Man kann hieraus entnehmen, wie gewissenhaft die Fürsorge für diese geretteten Kameraden unter den schwierigen Verhältnissen des großen Feldzugs war! In einer Anzahl von Fällen, namentlich solchen nach Typhus, wurden die Kranken zwar auch am Leben erhalten, verfielen aber in lebenslänglichen Schwachsinn. Wie viele der an Erschöpfungspsychose erkrankten freilich gestorben sind, vermag keine Statistik anzugeben. Natürlich müssen wir annehmen, daß die Zahl der an solchen Leiden verstorbnen bei einer geschlagnen, vielleicht auf ungeordnetem Rückzug befindlichen Armee besonders groß sein muß. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Erschöpfungspsychosen auch nach übergroßen körperlichen Strapazen allein beobachtet worden sind, also ohne daß eine fieberhafte Krankheit vorausgegangen wäre.

Eine auffallende, aber ganz sicher festgestellte Erscheinung ist ferner die, daß während und vor allen Dingen nach den letzten Feldzügen sehr viele Erkrankungen an fortschreitender Hirnlähmung (progressiver Paralyse) vorgekommen sind. Der Verlauf dieser schwersten und traurigsten aller Geisteskrankheiten ist meist der, daß nach einer Zeit heftiger Aufregungen, großer Unternehmungslust und kritiklosen Größenwahns der höchste Grad vollständigen Blödsinns eintritt. Nach verschiednen Anfällen von Ohnmachten, Lähmungen und Krämpfen erlöst durchschnittlich zwei bis drei Jahre nach Beginn der Psychose der Tod die Kranken. Die fortschreitende Hirnlähmung ist zur Zeit die einzige Geisteskrankheit, bei der ein klarer, unanfechtbarer anatomischer Befund ermittelt ist. Anatomisch besteht die Krankheit zunächst in einem fortschreitenden Untergang der Ganglienzellen und Nervenfasern der Hirnrinde, also der Elemente des Nervensystems, an deren Gesundheit jede normale Geistesthätigkeit gebunden ist. Im Gehirn ist der Schwund der Nervensubstanz so beträchtlich, daß seine Größe und sein Gewicht wesentlich abnehmen. Die Hirnhöhlen werden immer größer. Die Hirnhäute weisen Verwachsungen und Verdickungen auf. Die Schädelknochen können bei langsamem Verlauf des Leidens nach innen wachsen, da ihnen das schrumpfende Hirn Platz macht. Auch wichtige Abschnitte des Rückenmarks gehen zu Grunde.

Zuverlässige Forschungen haben nun ergeben, daß unter den Ursachen der Krankheit, die die Irrenärzte progressive Paralyse nennen, die Syphilis eine sehr wichtige Rolle spielt. Eine Anzahl von Krankheiten aber, die die Laien „Hirnerweichung“ nennen, beruhen auf ganz andern Ursachen. Außer der syphilitischen Ansteckung gehören nach den gegenwärtigen Ansichten zu den Ursachen der Paralyse noch geistige Überanstrengung, anhaltende Gemütserregungen, körperliche Strapazen, Kopfverletzungen und akute innere Krankheiten, alles Dinge, die der Krieg reichlich mit sich bringt. Die Er-

krankung an Paralyse während des Feldzugs erklärt sich wohl in vielen Fällen so, daß bei Personen, die früher syphilitisch waren, durch die Anstrengungen des Kriegslebens der Ausbruch der Krankheit herbeigeführt ward. Nichtsyphilitische wurden durch dieselben Strapazen und Aufregungen nur vorübergehend nervös und reizbar. Wären für die früher Angesteckten die Beschwerden des Kriegs weggeblieben, so wären sie vielleicht nicht paralytisch geworden. Für zahlreiche Erkrankungen nach dem Feldzuge in Frankreich ist wohl von Bedeutung, daß die Syphilis, die sich der betreffende im Feldzuge zugezogen hat, sehr schwerer Art gewesen sein soll, daß die Ansteckung zu einer Zeit geschah, wo an Geist und Körper sehr hohe Anforderungen gestellt wurden, und wo es jedenfalls oft an ausreichender Behandlung und Schonung mangelte. Jedenfalls waren die, die über einen kräftigen Körper und ein rüstiges Gehirn verfügten und nach dem Friedensschluß ein ruhiges, sorgenloses Leben führen konnten, der furchtbaren Krankheit weniger ausgesetzt als die, denen dies alles fehlte. Es liegt uns natürlich fern, Leute, die so unglücklich gewesen sind, einmal syphilitisch zu werden, in Angst jagen zu wollen. Nur eine kleine Zahl von ihnen wird geisteskrank. Um aber zu beweisen, daß die Syphilis im Heere während und nach dem letzten Kriege außerordentlich häufig war, erwähne ich, daß ihre Zahl bei der deutschen Besatzungsarmee während der Zeit vom 1. Juli 1871 bis zum 31. Juli 1873 nach dem amtlichen Bericht 244,7 Promille betrug! Sollte der amtliche Bericht der Medizinalabteilungen der deutschen Kriegsministerien bei dieser Berechnung den Wechsel der Mannschaften bei der Besatzungsarmee außer Acht gelassen haben, was nicht recht glaublich erscheint, so bliebe dennoch eine erschreckende Zahl übrig, weil nur wenig gewechselt worden ist. Über die Zahl der syphilitischen Erkrankungen bei der Feldarmee sind keine Mitteilungen veröffentlicht worden. Es ist aber bekannt, daß auch diese Zahl sehr hoch gewesen ist.

Gegenüber dem unverantwortlichen Leichtsinn, mit dem in einzelnen militärischen Kreisen über diese gefährlichen Dinge gedacht wird, bedarf der Zusammenhang zwischen den beiden Krankheiten, die seit dem letzten Feldzuge in Deutschland so sehr zugenommen haben, zwischen der Syphilis und der Paralyse, dringend der Beachtung. Es ist jetzt eine gewiß sehr ernst zu nehmende Bewegung zur Beseitigung des Alkoholmißbrauchs in der Schweiz, in Schweden und neuerdings auch in Deutschland im Gange. Aber eine so wichtige Rolle auch der Alkohol für die Entstehung der Geisteskrankheiten spielt, meist gehört doch ein längere Zeit fortgesetzter Mißbrauch dazu, wenn er gefährliche Wirkungen entfalten soll. Viel schlimmer ist die Sache bei der Syphilis. Ein einmaliger Fehltritt kann hier Körper und Geist des betreffenden Menschen im kräftigsten Mannesalter ruiniren. Dazu kommt, daß viele Alkoholpsychosen heilbar sind, während die Paralyse eine unbedingt zum Tode führende Krankheit ist. Über die Syphilisgefahren sind ernste Belehrungen, strenge hygienische

Maßnahmen dringend nötig. Hier rächt sich eine mangelhafte Zucht im Heere an der Gesundheit des ganzen Volkes.

Ferner können Gifte zu Geisteskrankheiten führen. Das auch im Kriege für die Psychiatrie einflußreichste Gift ist der Alkohol. Der Alkoholgenuß im Kriege ist gewiß aus mancherlei Gründen anders zu beurteilen als der im Frieden; man denke an feuchte Biwaks, an Mangel an gutem Wasser u. a. m. Aber übermäßiger Alkoholgebrauch ist stets schädlich. Trinker erkranken unter dem Einfluß irgend einer den Körper schwächenden, z. B. einer fieberhaften Krankheit oder einer Verwundung nicht selten an Säuferwahnsinn. Verstand, Wille und Gemüt leiden regelmäßig durch den fortgesetzten Gebrauch größerer Mengen von Alkohol. Noch größere Gefahren für die geistige Gesundheit bringt der Absynthgenuß mit sich, den wir Deutschen glücklicherweise nicht kennen.

Dem Vernehmen nach soll in den Offizierkreisen der Kavallerieregimenter, hoffentlich nur auswärtiger, der Morphiummißbrauch heimisch sein. Wer aber im Frieden Morphium gebraucht, kann es im Kriege nicht entbehren. Die Bethörten greifen zur Morphiumspritze, um sich, oft vielleicht quälende, nicht selten aber auch nur geringfügige Schmerzen zu ersparen, um sich in angenehmere Stimmung zu versetzen, um sich — wie sie meinen — widerstandsfähiger und arbeitstüchtiger zu machen. Werden aber Morphiumgaben auch nur einige Zeit lang dem Körper regelmäßig verabreicht, so tritt eine bemerkenswerte Veränderung des Charakters ein. Es kommt zu einer gefährlichen Sucht, dem Morphinismus. Das Morphium vernichtet alle Willenskraft und Selbstbeherrschung und macht brave, zuverlässige Menschen zu bedingungslosen Sklaven des Giftes, zu Lügnern und Memmen. Noch gefährlicher als das Morphium wirkt das Kokain. Endlich muß noch vor dem zu eifrigen Aufstreuen von Jodoform auf Wunden gewarnt werden. Es ist nicht richtig, Krankenträgern und Lazarettgehilfen Büchsen mit Jodoform zur selbständigen Verwendung in die Hand zu geben. Das Jodoform kann Erregungszustände mit Verworrenheit und Sinnestäuschungen hervorrufen.

Es giebt eine Anzahl sehr angesehener Irrenärzte, die nichts davon wissen wollen, daß der menschliche Geist durch Gemütserregungen krank werden könne, sich nicht davon überzeugen können, daß hochgradige Schwankungen des gemütlichen Gleichgewichts, die einer Seelenstörung vorausgegangen sind, oft deren Ursachen sind. Ich weiß, daß hier große Vorsicht geboten ist, kann aber nach meinen Erfahrungen starke Gemütserregungen als Ursache von Seelenstörungen nicht ablehnen. Nach mehrfachen Berichten aus dem deutsch-französischen Kriege haben Schreck bei plötzlich niederfallenden Geschossen, der Anblick des Schlachtfeldes, der Verlust guter Kameraden, Verstimmungen oder Selbstvorwürfe nach verlornen Gefechten, gekränkter Ehrgeiz, Zurücksetzungen, Sehnsucht nach der Familie, Sorgen um ihr Schicksal u. dergl. sehr nachteilig auf die geistige

Gesundheit gewirkt und zu ausgesprochnen Seelenstörungen geführt. Natürlicherweise werden erblich belastete, von Hause aus leicht erregbare oder sonst schwach veranlagte Soldaten derartigen Einflüssen noch weniger Widerstand entgegensetzen können, als solche aus gesunden Familien und mit rüstigem Gehirn.

Auch alle die vielfachen schmerzlichen Eindrücke, alle die Sorgen und getäuschten Hoffnungen, die mit der Gefangenschaft im fremden Lande verbunden sind, können namentlich bei geschwächten und empfindsamen Personen zu Gemütskrankheiten führen. Vieles Schädliche der Art läßt sich selbstverständlich nicht vermeiden. Vielleicht läßt sich aber doch manchmal auf eine eigentümliche Erscheinung Rücksicht nehmen, die namentlich bei Mannschaften aus bestimmten Volksstämmen auftritt, das krankhafte Heimweh. Das Heimweh ist ein melancholischer Zustand. Die davon Befallenen sind tief verstimmt, schwer geängstigt, teilnahmlos gegen alle Vorgänge in ihrer Umgebung. Sie sind vergeßlich und langsam, lassen sich oft trotz alles guten Willens, trotz aller Mühe, die sie sich geben, Nachlässigkeiten im Dienst zu schulden kommen und empfinden alle Vorwürfe außerordentlich bitter. Fahnenflucht und Selbstmord in der Armee kommen sehr oft unter dem Einfluß der als Heimweh bekannten Seelenstörung zu Stande. Man hat berechnet, daß ein Drittel aller Selbstmorde beim Militär aus Heimweh begangen wird! Auch ist bekannt, daß Kriegszeiten die meisten Erkrankungen an Heimweh liefern.*) Alle vom Heimweh befallenen Soldaten gehören durchaus in ärztliche Behandlung. Das Leiden muß wie jede andre Krankheit ausheilen; Vernunftgründe, strenge Worte, heitere Gesellschaft nützen wenig oder nichts. Alles Hineinreden in den Kranken strengt ihn nur an und macht seinen bemitleidenswerten Seelenzustand noch qualvoller.

Eine sehr wichtige geistige Krankheit, die der Krieg oft verschuldet, ist das epileptische Irresein. Das Wesen der Epilepsie ist noch immer sehr dunkel, obwohl sie schon dem alten Hippokrates bekannt war. Meist entdecken wir auch mit unsern jetzigen Hilfsmitteln am Gehirn der Epileptiker nichts auffälliges. Das Leiden stellt sich oft ein, ohne daß ein besondrer Grund dafür nachgewiesen werden kann. Andremale hängt es mit innern Erkrankungen im Gehirn zusammen. Bei einer dritten Reihe von Fällen aber müssen äußere Einflüsse für die Entwicklung der Epilepsie und des epileptischen Irreseins verantwortlich gemacht werden. Nach dem letzten Feldzuge sind zahlreiche epileptische Zustände beobachtet worden, und zwar nach recht verschiednen Veranlassungen. Viele Erkrankungen waren auf Schuß- oder Hiebwunden am Kopfe zurückzuführen. Bald waren nur die Weichteile verletzt, bald war auch der knöcherne Schädel beschädigt. Zuweilen wurde auch die Hirnrinde gereizt

*) Die erste Abhandlung über Heimweh stammt schon aus dem Jahre 1678; sie ist von Harder und Hofer verfaßt und in Basel herausgegeben worden.

von Knochenwucherungen, die sich an Schädelverletzungen angeschlossen hatten, oder von Knochensplittern, die von der innern Schädelplatte abgesprungen waren. Oder es handelte sich um Blutergüsse, um Hirnhautentzündungen, um das Eindringen von Geschoßteilen ins Schädelinnere. Hirnverletzungen erzeugten manchmal erst spät nach der Verwundung epileptische Anfälle. Mitunter kamen sie dadurch zu stande, daß äußere Einflüsse einen Reiz auf eine alte Narbe ausübten; die unregelmäßig geformten Narben von Schußverletzungen des Kopfes sollen hier besonders gefährlich sein. Gelegentlich war auch irgend eine Narbe, die sich gar nicht am Kopf, sondern an irgend einer andern Stelle des Körpers befand, die Ursache des epileptischen Irreseins; dies gilt namentlich von Narben an Nerven. Nach dem amtlichen Sanitätsbericht über den letzten Feldzug wurden aber auch im Anschluß an innere Krankheiten epileptische Zustände beobachtet, und zwar nach Ruhr, Typhus, Pocken und nach syphilitischen Hirnveränderungen. Allgemein anerkannt als Ursache der Krankheit ist der Alkoholmißbrauch. Auch ein heftiger Schreck hat nach den Angaben französischer Irrenärzte oft den ersten Anfall erzeugt, und zwar handelte es sich gewöhnlich um plötzliche Erregung des Gehörs- oder Gesichtsnerven durch Krachen der Gewehre, Zerspringen von Granaten, plötzliche Lichterscheinungen u. dergl. Nervöse Personen sind derartigen Einflüssen gegenüber natürlich widerstandsunfähiger als gesunde. Endlich sind die Aufregung der Schlachten, körperliche Überanstrengungen, ja sogar Entbehrungen und die Unbilden der Witterung verantwortlich gemacht worden. Namentlich bei der letzten Gruppe ist es möglich, daß die Betreffenden vielleicht schon jahrelang vor ihrer Aushebung zum Militär unbemerkt epileptisch waren, oder daß wenigstens die Anlage zur Epilepsie schon lange in ihnen schlummerte.

Das epileptische Irresein zeigt sich in sehr verschiedner Weise. Leicht zu erkennen ist die Art geistiger Störungen, die mit den bekannten Krampfanfällen verbunden ist. Das Irresein geht hier diesen Krampfanfällen voraus oder schließt sich ihnen unmittelbar an und besteht in Bewußtseinsstörungen, die oft mit Sinnestäuschungen verbunden sind. Ganz ähnliche „Dämmerzustände" stellen sich auch periodisch ein, ohne daß es zu Krampfanfällen kommt. Häufiger verkannt werden solche Anfälle von Epileptikern, bei denen zusammenhängende Reden und scheinbar geplante Handlungen infolge einer geringern Trübung des Bewußtseins möglich sind. Die Kranken sind bei diesen Anfällen auf Minuten, Stunden oder Tage verstimmt, empfindlich und ungemein reizbar, lassen sich leicht zu gewaltsamen Handlungen fortreißen, widersprechen womöglich vor der Front, sind ungehorsam gegen ihre Vorgesetzten, benehmen sich im höchsten Grade rücksichtslos gegen ihre Untergebnen. Sie legen Feuer an, suchen sich und andre umzubringen, verlassen plötzlich ihren Posten, machen eine Reise, ohne um Urlaub zu fragen u. a. m. Solche und andre Anfälle kehren ohne oder mit Anlaß meist in unregelmäßigen Zwischenräumen wieder.

Oft gleicht ein Anfall genau dem andern. Übrigens zeigen sich die Anfälle oft auch in der Form, daß die Kranken den unbezwingbaren Drang haben, zu trinken. Sie sind zunächst nur schwer verstimmt und geängstigt. Diese Verstimmung wollen sie, einem dunkeln Drange folgend, durch Bier oder Schnaps beseitigen. Der Alkohol ist aber, wie auch sonst, gerade im Anfall für sie ein äußerst gefährliches Gift. Kaum beginnt seine Wirkung, so kommt es zu den größten Erregungen, zu Sinnestäuschungen, zu gewaltthätigen Handlungen. Viele sogenannte Quartalsäufer leiden an dieser Form der Epilepsie.

Das epileptische Irresein kommt im Frieden wie im Kriege sehr häufig vor. Die verbreitete Meinung, daß das wesentliche dabei eine tiefe, mit vollständigem Mangel an Erinnerung verknüpfte Bewußtseinsstörung sei, entspricht nicht immer den Thatsachen. Kurz nach dem Anfall besinnen sich die Kranken oft ziemlich gut auf das, was sie unter dem Zwange der Krankheit angestellt haben. Oft schwindet freilich später die Erinnerung wie bei den Erlebnissen im Traum. Daß die Angaben über die Erinnerung zu verschiednen Zeiten widersprechen, hatte nicht selten zu der irrtümlichen Annahme von Simulation geführt. Die durch äußere Verletzungen hervorgerufenen Erkrankungen an Epilepsie sind manchmal auf operativem Wege heilbar. Im allgemeinen ist aber das epileptische Irresein als ein unheilbares, früher oder später zu geistiger Schwäche führendes Leiden zu bezeichnen.

Von einzelnen Ärzten wird der Einfluß bedeutender klimatischer Veränderungen auf die Entwicklung von Geisteskrankheiten im Kriege hervorgehoben. Durchnässungen und Erkältungen können wohl nur dadurch die Ursache von Seelenstörungen werden, daß sie die Entstehung vorausgehender innerer Krankheiten begünstigen. Sonnenstich soll psychische Erkrankungen, z. B. solche an fortschreitender Hirnlähmung zur Folge gehabt haben.

Endlich ist der körperlich und geistig aufreibende, entbehrungsreiche und verantwortungsvolle Dienst auf Vorposten und bei der Belagerung fester Plätze von vielen Seiten zur Erklärung von geistigen Erkrankungen herangezogen worden. Es ist auch recht gut zu verstehen, daß die übermäßige Anspannung der Aufmerksamkeit, das Bewußtsein der überall und jederzeit drohenden Gefahr, der mangelhafte Schlaf, die unregelmäßige Ernährung, die Winterkälte und andres viele Soldaten der deutschen Armeen, die Paris eingeschlossen hielten, im höchsten Grade nervös und reizbar gemacht hat. Viele sind nach diesen ungeheuern Anstrengungen neurasthenisch und melancholisch geworden, andre äußerten hypochondrische Ideen, noch andre wurden stumpf und gleichgiltig. Manche alterten rasch nach dem Feldzug und sanken früh ins Grab. Ein sehr erfahrner Offizier hat mir versichert, daß der Truppenteil, der im Gefecht steht, wo alle Ereignisse schnell aufeinanderfolgen, wo häufige Bewegungen stattfinden, gemütlich nicht so mitgenommen wird, wie

die Abteilung, die, lange Zeit unthätig auf derselben Stelle stehend, jede Minute den Befehl zum Vorgehen zu erwarten hat. Sehr interessant ist auch die Beobachtung, die ich derselben Quelle verdanke, daß Verluste von Kameraden nicht so schwer empfunden werden, wenn der Soldat den Feind deutlich vor Augen hat, wie Verluste, die die Geschosse eines in weiter Ferne befindlichen, vielleicht unsichtbaren Feindes veranlassen.

Das sind in großen Zügen die Nachteile, die der Krieg für die geistige Gesundheit der Soldaten schafft. Natürlich würde man irre gehen, wenn man aus den vorstehenden Erörterungen schließen wollte, daß der Krieg alle die während oder nach ihm auftretenden Geisteskrankheiten verursacht habe. Der Sanitätsbericht von 1870/71 hebt ausdrücklich hervor, daß bei der größten Zahl der geisteskrank gewordnen Soldaten keine bestimmte Krankheitsursache zu ermitteln gewesen ist. Die Behörden haben zwar in der Mehrzahl der Fälle mit Rücksicht auf die Kranken und ihre Angehörigen einen solchen Zusammenhang angenommen; wissenschaftlich nachweisbar war er oft nicht.

Übrigens kommen ja auch im Frieden, gerade im jugendlichen Mannesalter eine Anzahl von psychischen Erkrankungen vor, bei denen die Krankheit ohne jede äußere Ursache auftritt. Es sind das die periodischen Geistesstörungen und die psychischen Entartungsprozesse. Erkrankungen an periodischer Geistesstörung, deren häufigste Form die periodische Tobsucht ist, sind leicht zu erkennen. Außerordentlich wichtig für die militärischen Verhältnisse im Krieg wie im Frieden ist aber die Kenntnis der psychischen Entartungsprozesse. Hier bildet sich der Schwachsinn in der Regel sehr langsam aus. Das Leiden wird oft erst spät für die verständlich, die sich nicht ausdrücklich mit der Irrenheilkunde beschäftigt haben, weil die Kranken noch lange Zeit über ein gutes Gedächtnis verfügen. Viele Rekruten sind in dieser Weise krank, deren Ausbildung so unendlich viel Schwierigkeiten macht, die die Geduld ihrer Vorgesetzten in der erdenklichsten Weise in Anspruch nehmen, bis endlich, oft erst nach zahlreichen Strafen (!), die Geistesnacht deutlich über sie hereinbricht und ihr schwachsinniges Benehmen allen erkennbar wird. Die Irrenärzte bezeichnen diese Form von Schwachsinn, der im jugendlichen Mannesalter auftritt, als Hebephrenie.

Wir wollen die Nachteile, die der Krieg für die geistige Gesundheit des Soldaten schafft, nicht überschätzen. Glücklicherweise ist der Prozentsatz der durch den Krieg geisteskrank gewordnen Soldaten nur gering. Der Kern unsrer Armee ist Gott sei Dank in der Lage, Entbehrungen und Strapazen, äußern und innern Krankheiten, Gemütsaufregungen und geistigen Anstrengungen ohne Nachteil für Verstand und Gemüt zu trotzen. Aber wir wollen diese Nachteile auch nicht unterschätzen und wollen alles thun, was zu ihrer Verringerung möglich ist.

Die Zukunft der Historikertage

Die Frankfurter Zusammenkunft der deutschen Historiker ist vorüber, und aus den Zeitungen konnte man sehen, wer dabei gewesen und was geschehen ist. Daß solche Berichte, zumal in unserm Jahrhundert der Fixigkeit, trotz ziemlicher Vollständigkeit und ohne daß sie bestimmt zu bezeichnende Unrichtigkeiten zu haben brauchen, doch ein unzulängliches und innerlich unwahres Bild geben können, weiß nicht bloß der an Quellenkritik gewöhnte Historiker. Einige Ergänzungen und Erörterungen, die sich an den Gesamteindruck jener Zusammenkunft knüpfen, werden daher für den weiten Kreis der Fachleute und Geschichtsfreunde nicht ohne Interesse und, wie wir hoffen, auch nicht ganz ohne Nutzen sein.

Um zuvor noch eins aus der Frankfurter Berichterstattung zu erwähnen: auch die Umsturzvorlage wurde, und zwar gleich als erstes, in der Versammlung aufs Tapet gebracht. Nach dem Bericht der Frankfurter Zeitung, der auch andre Zeitungen beeinflußt hat, mußte es nun so scheinen, als wären die sechs Gegner der Umsturzvorlage von einer gewaltigen Mehrheit von Freunden dieses Knebelgesetzes niedergestimmt worden. Aber davon und von solchen Freunden konnte gar keine Rede sein; die meisten Herren, die gegen die sechs stimmten, hatten längst ihre Namen unter die bekannten Petitionen gesetzt. Die wahre Sachlage war die: man empfand es erstens überhaupt als unangebracht, aus einer fachwissenschaftlichen Vereinigung heraus eine tagespolitische Demonstration hervorgehen zu lassen. Aber noch weit unangenehmer berührte die Art, wie das gemacht werden sollte. Den Antrag brachte ein Gelehrter aus — Zürich ein, der übrigens weniger durch schweizerische als durch anderweitige Abkunft verhindert war, den Eindruck eines berufnen Anwalts unsers Volkes zu machen, er war ferner unvorsichtig genug, zunächst gerade lauter Glaubensgenossen zur Unterstützuug heranzuziehen, kurz, der Historikertag schien mit einer richtigen Mache von sehr bekannter Art beginnen zu sollen, für die zum Überfluß noch der Verfasser einer inzwischen vergessenen Schandschrift Caligula eintrat, dem aber nicht vergessen sein konnte, daß er, mutvoll zurückweichend, das Pamphlet nachträglich für eine rein historische Studie hatte ausgeben wollen. Aus allen diesen Ursachen erfolgte die gründ-

liche Abfuhr mit besondrer Schärfe. Die alte Schlange, die Frankfurter Zeitung, aber hütete sich natürlich wohl, auch nur ahnen zu lassen, was man gegen den Antrag ihrer Lieblinge vorgebracht und weshalb man dagegen gestimmt hatte, lieber sollte es so scheinen, als wäre die Versammlung der Vorlage günstig gesinnt gewesen. Immer erst unsre Leut, dann die Sache!

Sie hat aber auch an sich selber erfahren müssen, daß ihr Geist und ihre Art von Feinheit für gebildetere deutsche Mitbürger ungenießbar sind. Als die bekanntern Historiker, die erschienen waren, am ersten Morgen in Frankfurt aufwachten, konnten sie jeder beim Frühstück in der unvermeidlichen Frankfurter Zeitung und der von ihr gebrachten Präsenzliste seinen eignen Namen mit einem witzig sein sollenden Epitheton ornans verziert finden, und diese Epitheta bewegten sich fast alle auf der angenehmen Linie zwischen Dreistigkeit und Denunziation. So konnte den in der Versammlung mit anwesenden Frankfurter Herren ein lebhafter Protest gegen diese Art Bewillkommnung in ihrer Stadt nicht erspart werden.

Doch nun zur Sache. Überraschend geradezu war es, wie vor allem gut deutsch die Stimmung und der Ton der Versammlung waren. Bewußtes Nationalgefühl und echt deutsche Gesinnung bekannten sich öfter und freudiger, als es sonst in der Regel bei Fachkongressen geschehen kann. Die beiden anwesenden belgischen Vlamen waren sozusagen die Schoßkinder der Versammlung. Die Kaiserrede des Vorsitzenden, Heigels aus München, war durch sich selbst eine schöne, stolze Absage an Caligula und Konsorten und gab, weit inhaltsvoller als die üblichen Majorsreden — wollte sagen Kaisertoaste, voll Würde und Überzeugung dem Kaiser, was des Kaisers ist. Der Umstand, daß man gerade in der alten Wahl- und Krönungsstadt tagte, die dann auch den Bundestag und die Achtundvierziger beherbergte, gab auch den übrigen Ansprachen von Reichsdeutschen und Österreichern die stets wieder aufgenommne Beziehung auf das Einst und Jetzt; aus ihnen allen klang eine Geschichtsphilosophie der gesunden Logik, der Zufriedenheit mit dem Gewordnen und der Zuversicht auf die Zukunft, wohl verträglich mit treuem Festhalten an einem Großdeutschland der Geister und der Herzen.

Nun waren es Süddeutsche und Österreicher, die, wenn nicht die Mehrheit an Zahl, so doch den stärker hervortretenden Bestandteil der Versammlung ausmachten. Am schwächsten war Preußen vertreten, immer noch besser im Verhältnis das nichtpreußische Norddeutschland. Noch unvollständiger aber war das Gesamtbild, wenn man lediglich die ungeteilte Gelehrtenrepublik der lebenden Historiker als solche ins Auge faßte. Warum es verschweigen? nur durch Eingestehen kommt man weiter. Es fehlten, von allzu wenig Ausnahmen abgesehen, die „eigentlichen Leute," die, die man zu treffen hoffte und wünschte. Nicht bloß die großen Namen, die eigentlichen „Qualitäts"historiker, sondern auch der weitere Kreis der angesehenen Ordinarien und hervorragenden Ge-

lehrten an Archiven und Bibliotheken. Und die paar, die die erst recht beweisende Ausnahme zu diesen Feststellungen bildeten, beteiligten sich kaum an den Verhandlungen. Es war ein Historikertag in partibus infidelium. Aber auch die Anzahl der sich beteiligenden ließ sehr zu wünschen übrig angesichts der wahren Unsumme von Arbeitern auf dem Gebiete der Geschichte und der angrenzenden Nachbarwissenschaften, der Geschichtsfreunde und der guten und schlechten Dilettanten, mit denen erklärlicherweise die Geschichte vor allen andern Fächern gesegnet ist. Wenn man gar die Frankfurter Herren und die von einer Seite als Gefolge mitgebrachten Studenten oder neubacknen Doktoren abzog, blieb betrübend wenig übrig.

Man sah und wußte das dort alles auch. Man hat sich diesmal keine gegenseitigen Komplimente gesagt und sich keine Illusionen gemacht. Einzelne bekannten sich und in stiller Stunde auch andern ihr eignes Kommen als einen halben „Reinfall." Der Gang der Verhandlungen hatte nur teilweise Anziehungskraft; daher blieben auch die Debatten auffällig zurück hinter der doch immerhin nicht unbeträchtlichen Gesamtsumme der anwesenden geistigen Kapazität. Den Höhepunkt bildeten unbestritten die beiden gehaltreichen Vorträge, die Bücher aus Leipzig und Ed. Meyer aus Halle hielten. Aber solche Einzelvorträge, zumal wenn sich keine Erörterung anschließt, sind doch immer als selbständiger Bestandteil auszuscheiden, und man kann sie zur Not auch nachträglich im Druck lesen. Der andre Höhepunkt waren zwei köstliche humoristische Reden bei Tische, gehalten von den beiden Herren, die nicht nur auch sonst gelegentlich das treffende Wort zur rechten Zeit fanden, sondern überhaupt schon seit dem Münchner Tage als die lebendigen Träger der ganzen Veranstaltung angesehen wurden.

Was soll man nun für die Zukunft annehmen und wünschen? Daß diese Versammlungen zunächst erst einmal an Anämie langsam zu Grunde gehen? Daß, wenn die ersten werkfreudigen, aber nicht genügend unterstützten Veranstalter damit bankerott gemacht haben, dann die vorsichtigern Leute damit gedeihen?

Man erlaube uns zunächst einige persönliche Eindrücke auszusprechen, weil sie vielen eine Analogie bedeuten werden. Wir teilten von vornherein auch das Gefühl von der Überflüssigkeit dieser Tage und die vielverbreitete Abneigung, deren Gründe noch kurz zu erörtern sein werden. Es kommt nicht darauf an, weshalb wir nun doch hingegangen sind. Das bisher Gesagte wird uns nicht gerade in den Verdacht schnellgewandelter Stimmungsseligkeit gebracht haben. Aber wir werden nun doch fernerhin — und zwar, ohne ein Amt dafür zu haben — nach Kräften mithelfen. Man hat doch nicht ohne ein herzliches Bedauern, daß es schon wieder ans Abschiednehmen gehe, so manchem die Hand gedrückt, und das „Auf Wiedersehen," das man gesagt hat, will man doch halten. Und dann blieb man doch auch durchaus nicht ohne

geistigen Gewinn. Aus Verkehr und Unterhaltung, aus den Vorträgen zumal und selbst aus den Verhandlungen. Denn Anregung kommt ja nicht bloß aus dem Hören, sondern reichlich so viel aus dem Mitdenken. Freilich überwiegen in der Erinnerung die Eindrücke von den menschlichen Persönlichkeiten, und in der Beziehung war allerdings dieser Frankfurter Tag, den zu besuchen in leicht vorauszusehender Weise „nicht viel praktischen Zweck hatte," besonders glücklich zusammengesetzt.

Übrigens war das Programm an sich diesmal gar nicht so ohne. Die — an sich ja naheliegende — Erörterung über die Gestaltung des akademischen Studiums war doch ein weit glücklicherer Griff als frühere Beratungsgegenstände. Nur lege man bei allem das Gewicht mehr auf das freie Sichaussprechen und die von selbst sich einstellenden Anregungen. Sobald von vornherein formulirte Thesen und Fragen herumgereicht werden, ist es mit dem höhern Niveau der Beratung und mit der ungehinderten Überlegung vorbei; alle Kenntnis und Erfahrung muß dann unter dem kaudinischen Joch dieser Formulirungen hindurch, man verbringt endlose Zeit nicht über großen Gedanken, sondern mit der spitzfindigsten Flickarbeit an den Thesen, und da womöglich etwas „beschlossen" werden muß (was unsers Dafürhaltens höchst unnötig ist), so bringt schließlich, für die Sache viel zu früh, für Durst und Ungeduld viel zu spät, irgend eine geleimte Kompromißformel die Erlösung; sie wird mit Hurra angenommen, ohne daß sie doch als die wirkliche Meinung auch nur eines Einzigen angesehen werden könnte. Der erste (Münchner) Historikertag bildet das besonders lehrreiche Beispiel dafür.

Auch sollte man nicht so nach Punkten der Tagesordnung jagen. Das unsichtbare Motto besonders der beiden ersten Versammlungen war: Ein Königreich für ein Verhandlungsthema! Jetzt wird es darin schon besser. Und wenn sich erst die Versammlungen minder rasch folgen werden, wird es noch besser werden, dann werden sich solche Gegenstände auch ungesucht einstellen, und außerdem behält der Einzelne Zeit, sich mit ihnen in Ruhe vorher zu Hause zu beschäftigen. .

Das Sichkennenlernen und gesellige Beisammensein wird wohl immer für viele eine und vielleicht die Hauptsache bleiben, und dem darf man auch ruhig Rechnung tragen. Hätte man das erstemal nur zu einer Zusammenkunft, nicht zu Verhandlungen eingeladen, so stünde es jetzt vielleicht besser um diese „Tage."

Daneben sollte man die Gewinnung hervorragender Fachgenossen, zumal aus den Nachbargebieten der Geschichte, für Vorträge noch ausdehnen. Es wird doch wohl niemandem ernstlich unerwünscht sein, beim Kollegen einmal „ins Kolleg" zu gehen. Wie gern thäte man das öfter schon an den eignen Hochschulen! Wie viel gewinnt man so für Kritik und Selbstkritik!

Was noch zu wünschen wäre, ist die bisher nicht zulässig gewesene Dis-

kussion nach dem Vortrage. Dann erst wird man den reichen Stoff an Belehrung und Anregung, der aus geeigneten Mitteilungen geeigneter Männer gewonnen werden kann, als ganz freien und sichern Besitz heimtragen. Auf andern Fachkongressen geschieht es ja doch auch; gerade dann ist es kein „Kolleg."

Das war und ist doch auch jetzt schon allerlei Gewinn von diesen Versammlungen. Und nun noch eins: wir haben neuerdings viel Krakehl in der Geschichte gehabt, und die Herren sind sich gegenseitig in einer Weise und einem Ton zu Leibe gegangen, wie es sonst nur bei den klassischen Philologen und den Germanisten herkömmlich war. Das wird durch diese Zusammenkünfte auch anders; wenn man einmal zusammen am Biertisch gesessen hat, so behandelt man sich nachher, wenn der persönliche Eindruck nur einigermaßen erfreulich war, natürlich auch immer noch mit der gleichen sachlichen Kritik, aber doch nicht gleich wie Lumpenhunde. Vielleicht vertragen sich bei solcher Gelegenheit und bei geschickter Herbeiführung noch alte Gegner. Nur dürfen sie dann nicht, wie es jetzt mehrfach der Fall war, aus Unbehagen oder Angst vor dem andern Teil oder auch beiderseits zu Hause bleiben.

Nun, eine Form für den Gedankenaustausch und ein Zusammenwirken der Historiker ist nun einmal geschaffen, und wem sie noch zu leer inwendig erscheint, der thue von dem Seinen hinein. Ein leicht zu erratender jüngerer Historico-Politicus in Berlin schrieb von Anfang an an einen der Herren, die sich um das Zustandebringen bemühten er erwarte von der Sache weder quantitativ noch qualitativ etwas, und sprach damit die Stimmung vieler etwas offen aus. Das heißt aber: kritisiren, während man zugleich zu dem schlechten Ausfall mitwirkt.

Andre Leute hatten bei der ersten Versammlung einen Grund, nicht zu kommen, der sich eher hören läßt. Man sollte damals ja nach München gehen, um dort die noch unerprobten neuen preußischen Schulpläne zu kritisiren. Man mochte für diese Pläne vielleicht auch nicht überall eintreten, aber jene Gegenüberstellung gefiel doch erst recht nicht. Die Münchner Veranstalter selber hatten es gar nicht böse gemeint, aber wie die Sache lief, war vorauszusehen, daß manches Peinliche vorkommen würde. Das war denn auch der Fall; dazu verlief die Debatte derartig konfus, insbesondre über die Vaterlandsliebe und ihren Zusammenhang mit der Geschichte wurden von übereifrigen Patrioten mit dem Schulbakel einerseits, von blassen Doktrinären andrerseits so viel graue Leblosigkeiten vorgebracht, und die Quiddische Zeitschrift obendrein machte eine derartige zwar private Musik, die aber eben auch aus München hertönte, daß sich eine Begeisterung auch nachträglich nicht einstellen konnte. Es war überhaupt verfehlt, gleich mit Gymnasialfragen vor einer größtenteils nicht aus Pädagogen bestehenden Corona zu beginnen. Das alles gesteht man sich jetzt aber allerseits ein.

Andre Gründe sind nebensächlicher. Daß irgend jemand fürchte, den Schmetterlingsstaub des höhern wissenschaftlichen Nimbus durch die nähere Berührung mit den Fachgenossen einzubüßen, glauben wir nicht. Das Bestehen persönlicher Spannungen haben wir schon erwähnt. Manche mochten einer bei den letzten beiden Zusammenkünften voraussichtlich lebhaft hervortretenden Persönlichkeit an der größten mitteldeutschen Universität nicht gern zur Folie dienen. Das hat aber der Betreffende selber gefühlt und ist ganz neuerdings in einer Weise, die ihm viel Sympathie zurückerwerben konnte, ebenso unerwartet wie freiwillig wieder mehr aus dem Vordergrunde getreten. So schrumpfen doch die Gegengründe beträchtlich zusammen und sollten einem gewissen Phariſäertum, das viele allein fernhält, nicht länger mit als Ausrede dienen. Die Historikertage sind nun einmal da, ohne anfänglich ein Bedürfnis gewesen zu sein, und werden sich auch nicht so rasch verbluten, ja sie scheinen fast die Absicht zu haben, sich durch eine Transfusion aus den lokalen Geschichtsvereinen zu retten. Da helfe man nun lieber mit gutem Willen, daß sie was Rechtes und Bedeutendes werden und auf selbständiger Höhe bleiben können. Noch jetzt bedauert man die spärliche Beteiligung Preußens und der Universitäten.

Aber auch die versammelt Gewesenen ihrerseits mögen noch ein weiteres mal entgegenkommen. Sie haben in höchst anerkennenswerter Weise deutlich gemacht, daß sie sich nicht für sich selber genug erklären. Sie wollen nun das nächstemal nach Österreich flüchten. Das würde aber die gewünschte Beteiligung, selbst bei passender Jahreszeit, nur noch weiter erschweren. Man versuche es doch noch einmal mit Mitteldeutschland oder etwa mit Nürnberg. Die Österreicher haben allerdings eine Aufmerksamkeit vollauf verdient. Aber das sind so wackere und rein objektive Freunde der Sache, sie kommen vielleicht vorher noch einmal zu uns.

Unlust ohne ganz triftigen Grund ist jetzt das Haupthindernis der Beteiligung für die meisten. Der Einzelne überwindet sie schwer, so lange er nicht auch auf die andern rechnen kann. Man entschließe sich zunächst nur so weit, sich ein wenig mehr drum zu kümmern, wie es denn eigentlich war. Wer von außen durchs Fenster (das sind hier die Berichte und Protokolle) in ein Versammlungslokal hineinsieht, sieht immer nur die breiten Rücken derer, die zunächst am Fenster stehen. Von drinnen siehts doch ganz anders aus. Mögen sich die Mißtrauischen und Unlustigen nur einmal gegenseitig verständigen, wie sie sich ferner verhalten wollen; damit wäre schon viel gewonnen. Vielleicht geben diese Zeilen einen Anstoß dazu. Einer muß anfangen.

Moderne Opern

Von Paul Moos

(Schluß)

Umso mehr müssen alle, denen das Wohl der deutschen Musik am Herzen liegt, Engelbert Humperdinck danken, daß er gerade zur rechten Zeit mit seinem Märchenspiel Hänsel und Gretel hervorgetreten ist. Hat er auch kein in sich gleichwertiges Werk geschaffen, so führt er doch den Beweis, daß die deutsche Musik überall da noch im Vordertreffen steht, wo es sich um Reinheit, Adel und Tiefe der Ideen handelt.

Den Text hat des Komponisten Schwester, Frau Adelheid Wette, hergestellt — „gedichtet" kann man beim besten Willen nicht sagen. Frau Wette ist Dilettantin und wird es wohl selbst ablehnen, als Textdichterin großen Stils gelten zu wollen. Es ist ihr nicht geglückt, etwas von dem Duft und der Poesie des Volksmärchens in ihr Buch herüberzuretten. Auch ist nicht recht einzusehen, warum sie die Handlung und die Charaktere teilweise ihrer ursprünglichen Herbheit entkleidet und mehr oder weniger verflacht hat. Doch sei dem, wie ihm wolle, Frau Wette hat jedenfalls mit der Wahl des Stoffes einen guten Griff gethan und verdient unsern Dank schon dafür, daß sie durch ihr Textbuch den Komponisten überhaupt in den Stand gesetzt hat, seine schöne Musik zu schreiben.

Gleich der Anfang des Vorspiels läßt keinen Zweifel, mit wem man es zu thun hat. Der Adel des Klanges, die Reinheit der harmonischen Struktur, die Innigkeit des melodischen Flusses und der fast übergroße Reichtum an vornehmen Einzelheiten offenbaren dem Hörer, der von den Italienern herkommt, sofort eine bessere musikalische Welt. Hier ist Maß und Ziel und künstlerischer Wohllaut. Das ganze Vorspiel ist ein ausgezeichnetes Musikstück, kernig, klar und gesund. Aber es schöpft seine Vorzüge nicht etwa aus einer Anlehnung an Wagner, o nein. Gerade dadurch ist es Humperdinck gelungen, etwas Selbständiges und Erfreuliches zu schaffen, daß er den Mut und die Kraft gehabt hat, sich von Wagner freizumachen und nach Ausdrucksformen und einem Inhalte zu greifen, die allein einer frischen Erfindung

Genüge thun können. Freilich ist das Vorspiel und überhaupt die besten Partien aus Hänsel und Gretel ohne Wagners Vorgang nicht denkbar Humperdinck steht auf dem Boden der durch Wagner erweiterten und bereicherten Harmonik und Melodik (?); aber er verzichtet in dem Bewußtsein der eignen Kraft darauf, die Manier des Meisters nachzuahmen, und schafft aus eigner Erfindung wieder in scharf umgrenzten Formen scharf umgrenzte musikalische Gebilde. Überall wo Humperdinck diese seine Selbständigkeit wahrt, bleibt er denn auch anregend und bewundernswürdig; überall aber, wo er der Manier Wagners Zugeständnisse macht, sei es durch ausgedehnte motivische Arbeit oder durch ein Verlassen des ihm angebornen natürlichen Tons, sinkt er von seiner Höhe herab und wird, wie wir das später sehen werden, zum umständlichen Erzähler.

Zunächst ist aber davon noch nicht die Rede. Die ersten Szenen zeigen Humperdinck auf der Höhe. Den Zwiegesang der Kinder möchte ich mit einer Schnur von Perlen vergleichen, von denen immer eine schöner, kostbarer und glänzender als die andre ist. Hier steht man einer reifen und überlegnen Kraft gegenüber, die, wo sie sich ungeschminkt selbst giebt, nur freudige Bewunderung zu erregen vermag. Daß Humperdinck in dieser ersten Szene und auch später einige Volksliedchen verarbeitet hat, fällt nach meiner Meinung gar nicht in die Wagschale. Die Liedchen waren ja schon lange da, es bedurfte aber erst der Kunst Humperdincks, sie zu einem so reizenden musikalischen Ganzen zu verarbeiten. Sollte es ihm wirklich leichter fallen, Gutes zu schaffen, wenn er sich hie und da auf schon vorhandne Weisen stützt, so kann man ihm nur dringend raten, ungenirt seiner musikalischen Natur nachzugeben und nicht den wohlfeilen Spott derer zu fürchten, die geneigt sind, ihm deshalb Unselbständigkeit vorzuwerfen. Die Volksliedchen verhalten sich zu dem, was Humperdinck aus ihnen gemacht hat, wie die Gewürze in der Büchse zur fertigen wohlschmeckenden Speise.

Besonders schön ist die Charakteristik der beiden Eltern. Aus dem monologischen Gesange der Mutter spricht die Müdigkeit einer im Kampf ums Dasein gequälten Seele, aus dem Liede des Vaters aber der leise Schmerz einer ehrlichen und redlichen Armut. Er hat ja ein wenig über den Durst getrunken, der gute Besenbinder, aber die angeborne Gutmütigkeit seines Herzens leuchtet auch durch das bischen Alkohol. Es liegt etwas in seinem Liede, was fast zu Thränen rührt, eine schlichte Einfalt und ein Anflug von Wehmut, von denen man sagen möchte, daß sie einen ausgesprochen deutschen Charakter haben.

Das Folgende hält sich allerdings nicht mehr ganz auf dieser Höhe. Neben vortrefflichen finden sich auch schon weniger gelungne Partien. Das Orchester begleitet ja in sinniger Weise die Bereicherung der Speisekammer, die Angst des Vaters um seine lieben Kinder kommt in breiten, ernsten Akkorden

zum Ausdruck, und das Hexenlied vollends, in dem sich Scherz und Ernst eigentümlich vermischen, schwingt sich wieder zu der Bedeutung des Vorhergehenden auf. Was dazwischen liegt, ist aber nicht mehr frei von Flecken. Die Erzählung von dem Verkauf der Besen und das Hoch auf die Besenbinderei haben bei allen Vorzügen im einzelnen doch etwas unangenehm Tumultuarisches; das Gelächter der beiden Alten ist hölzern und häßlich und würde am besten ganz gestrichen; die Geschichte mit dem Besen ist — freilich schon im Text — an den Haaren herbeigezogen und verrät allzusehr die Absicht, Reineckes bekanntes Liedchen zu verwerten. Außerdem läßt der Schluß der ganzen Szene ebenso wie der Zorn des Vaters über den zerbrochnen Topf den Humor vermissen. Es ist ja eine alte Sache, daß sich überall da, wo eigentlich komische Ideen fehlen, rasch falsches Pathos einstellt mit dem Anspruche, der einzig richtige Ausdruck zu sein. So ist es auch hier, wenn der Alte seine Kümmelflasche holt, viel leichter mit wuchtigen Akkorden zu arbeiten, als einen Ausdruck zu finden, der der zweifellos humoristischen Absicht des Textes gerecht wird. Doch lassen wir uns dadurch nicht beirren, in seiner Gesamtheit ist das erste Bild eine wertvolle Bereicherung unsrer musikalischen Litteratur.

Der Hexenritt, der zum zweiten Bilde überleitet, ist ein ebenso bedeutendes und vortreffliches Musikstück wie das Vorspiel; die Szene im Walde vollends entfaltet mit ihrem Volksliedchen, ihrem Kuckucksruf und ihrem Blumenkränzchen einen Zauber ganz eigner Art. Was den Worten des Textes an eigentlicher Märchenstimmung abgeht, ersetzt der Komponist reichlich durch den Reiz seiner Musik. Um so eigentümlicher und unbegreiflicher ist es, daß die Schönheit und Kindlichkeit der musikalischen Ideen plötzlich wie mit dem Messer abgeschnitten erscheint. Während sich Hänsel den Rest der Erdbeeren erobert, rauscht und wogt es noch im Orchester ernst, als ob der Wind durch einen Wald von hohen Buchen wehte; in dem Augenblick aber, wo Gretel entsetzt die Hände zusammenschlägt, ist es mit der Schönheit zu Ende. An Stelle des natürlich ungesuchten Flusses der Gedanken tritt ein wühlendes kontrapunktisches Arbeiten, das sich zwar, äußerlich genommen, der Stimmung des Textes und dem Sinne der Worte anschließt, dem es aber doch an eigentlich künstlerischem Gehalt gebricht, es mag sich so bedeutend und leidenschaftlich geberden, wie es will. Diese ganze Furchtszene ist unkindlich. Doch ist es nicht die Art des Ausdrucks, gegen die ich mich in erster Linie wenden möchte. Mag sich Humperdinck in verwickelten Harmonien und kontrapunktischen Gestaltungen ergehen, wenn ihm das Freude und — wie es scheint — nicht die geringste Mühe macht, wenn er nur dabei künstlerisch wertvollen Gehalt zu bieten vermag. Hier aber dient die anspruchsvoll auftretende Arbeit nur dazu, ein großes Loch in der Erfindung zu überkleistern. Der moderne Musiker vom linken Flügel wird das allerdings nicht zugeben, sondern behaupten, daß gerade die

Angst der Kinder einen glänzenden, echt modernen Ausdruck gefunden habe, und daß sich gerade hier Humperdincks Talent von seiner besten Seite zeige. Das ist eben Geschmacksache. Für meine musikalische Empfindung fehlt dieser Szene das wichtigste, die greifbare melodische Gestalt; ich finde sie gequält und atme auf, wenn das Sandmännchen kommt mit seinem wundervollen Liedchen, und mit mir freuen sich gewiß alle die, die sich noch Sinn und Verständnis für wirkliche musikalische Schönheit bewahrt haben. Warum geht bei dem kleinen Liede eine Bewegung durchs Haus? Warum neigen sie alle die Köpfe und flüstern einander ins Ohr: Wie schön? Nur weil der ungezwungen tiefe Gehalt dieser edeln Melodie jedes Herz gefangen nimmt. Das Gebet der Kinder hält die gewonnene Stimmung fest, und es wäre alles schön und gut, wenn die Lustbarkeit nur rasch ein Ende nähme. Leider werden wir aber noch zu Zeugen einer großen Pantomime gemacht, gegen die ja an sich gewiß nichts einzuwenden wäre, wenn nicht in der begleitenden Musik Fehler zu Tage träten, die man gerade bei Humperdinck so gern vermieden sehen möchte, nämlich Sentimentalität und — man verzeihe das Wort — Protzenhaftigkeit. Oder ist es etwa nicht tadelnswert, wenn aus dem Liede des Sandmännchens das schönste Stück herausgerissen und ich möchte fast sagen in unkeuscher Weise im ganzen Orchester herumgeschleift wird? Ist es nicht protzenhaft, das Gebet der Kinder pomphaft aufzuputzen und herzurüsten wie eine Waldnymphe zu einem Hofball? Fände sich die Musik zu dieser Pantomime irgendwo bei Mascagni oder Leoncavallo, so würde niemand Anstoß daran nehmen. Man würde zugeben, daß sie sich dem Gesamtton ungezwungen einreihe, und würde sich vielleicht sogar freuen über die Geschicklichkeit der Orchesterbehandlung und den Reichtum der instrumentalen Arbeit. Anders bei Humperdinck. Im Hause des deutschen Edelmanns erwartet man andre Manieren, als in dem des italienischen Naturburschen. Was bei diesem überrascht und erfreut, kann bei jenem immer noch aufgebauscht und unnobel erscheinen.

Das Vorspiel zum dritten Bilde zeigt Humperdinck wieder auf der frühern Höhe, und das Lied des Taumännchens vollends läßt uns durch seine reine Schönheit alles Ungemach vergessen. Im Gruße Gretels an die Vögel und in der nachherigen Erzählung des Traums steckt zwar die alte Base Sentimentalität wieder ihren Kopf heraus, und an die Stelle freier Erfindung tritt motivische Arbeit. Dagegen führt die Schalkhaftigkeit Gretels und der Übermut Hänsels in der Weckszene und dem Lerchen-Hahnenzwiegesang zu entzückenden musikalischen Ideen.

Mit der Erscheinung des Knusperhäuschens aber gelangen wir an einen entscheidenden künstlerischen Wendepunkt. War bisher das Verhältnis so, daß das Gute bei weitem überwog, so wird nun für längere Zeit das Verfehlte zur Regel, das Gute aber zur Ausnahme. Was der Grund dieses künstlerischen Rückgangs ist, ob ein wirkliches Nachlassen der schöpferischen Kraft

oder ein teilweise irregeleiteter Geschmack, der gerade auf diese Weise besonders wirken zu können glaubt, oder der vielleicht nur unbewußt den verwirrten musikalischen Anschauungen unsrer Zeit seinen Tribut zahlt, dürfte wohl schwer zu entscheiden sein. Es kann das auch ruhig dahingestellt bleiben, Thatsache ist, daß von nun ab der künstlerische Wert der Humperdinckschen Gedanken im Durchschnitt geringer ist, ja daß sie sich zuweilen bis zur Leerheit und Dürftigkeit verlieren. Wir werden zwar auch jetzt noch auf Schritt und Tritt daran erinnert, daß es ein Musiker von seltnen Gaben ist, der uns führt; aber während es bisher der Künstler war, der zu uns sprach, nimmt von nun an vor allem der Techniker das Wort.

Die im Walzerrhythmus sich äußernde Freude der Kinder über das Häuschen ist ja ganz hübsch, aber für Humperdinck doch zu gewöhnlich. Wer gleich darauf dem „Knusper knusper Knäuschen" der Hexe und der kurzen Antwort der Kinder so reizende und interessante Gedanken zu Grunde legt, sollte so leichte Ware nicht auf den Markt bringen. Das Erscheinen von Frau Rosina Leckermaul macht die Sache auch nicht besser, es will der Hexe zunächst gar nicht gelingen, uns musikalisch zu interessiren. Da, mit einemmale, wie Hänsel weglaufen will, wird sie ernstlich böse, hebt den Stab und rafft sich zu einem Zauberspruch auf, der zwischen Ernst und Scherz eigentümlich schillert und wieder musikalisch beachtenswert ist. Aber kaum ist Hänsel im Ställchen, so wird die Alte matt und uninteressant, nicht einmal das schöne: „Friß Vogel oder stirb, Kuchenzeit dir erwirb" will ihr gelingen. Das geht eine Weile so fort, immer tauchen Ansätze von guten Ideen auf, aber zu einem frischen, fröhlichen Musiziren aus einem Gusse kommt es erst wieder, als die Hexe zum Besen greift. Man könnte wieder zweifeln, ob der musikalische Charakter dieses Hexenrittes ernst oder komisch sei. Ich möchte glauben, daß das groteskkomische Element überwiege, und möchte darin einen bemerkenswerten Unterschied der Hexe Humperdincks und der des Grimmschen Märchens sehen. Die Hexe des Urbildes ist durchaus nicht komisch, sondern ein schlimmes Weib. Man wird sie natürlich nicht in der Weise ernst nehmen, wie weibliche Bösewichter der Tragödie, da sich das Märchen ja bei aller scheinbaren Ernsthaftigkeit des Tones seiner poetischen Fiktion bewußt bleibt und es liebt, seine Gestalten mit einem Hauche leiser Ironie zu umkleiden. Die Hexe des Märchens wird aber niemals in wilder Freude um ihr Haus galoppiren. Bliebe Humperdinck wenigstens konsequent in der Betonung des Groteskkomischen, so wäre gegen seine Umbildung des Charakters nichts einzuwenden. Warum soll die Hexe nicht auch einmal komisch aufgefaßt werden können? Aber er ist bei ihrer musikalischen Gestaltung nicht klar zu Werke gegangen. Er hat die spärlichen musikalischen Gedanken, die ihm hier zuflossen, genommen, wie sie kamen, ohne viel zu sichten und auszuscheiden, hat sich wohl auch einmal Gewalt angethan, wenn sich die

Linien gar nicht füllen wollten, und so ist ein zerfahrner musikalischer Charakter entstanden, aus dem man nicht recht klug wird. Die Hexe ist die schwächste Gestalt des ganzen Werkes. Musikalisch gute Züge hat sie nur noch in ihrer Freude über Hänsels leckeres Züngelchen und in ihrem Ärger über seine knochigen Finger. Auch die Fütterung mit Rosinen und Mandeln mag noch angehen, dann aber hat sie ausgesungen. Glücklicherweise steckt sie bald im Ofen, und mit der Freude der Kinder über die Befreiung gewinnt auch der Komponist seine schöpferische Kraft zurück, die sich nun bis zum Schluß behauptet. Der kunstvoll gearbeitete Freudenwalzer leitet hinüber in fruchtbarere musikalische Regionen. Der leise Gesang der verzauberten Kinder verbreitet eine geheimnisvolle Stimmung, die immer freudiger wird und schließlich in hinreißenden Jubel einmündet. Das nun so ernst und wehmütig klingende „Rallalala" des guten Vaters, der seine Kinder sucht, zieht wie ein leichter Schatten über das heitere Bild; aber husch! ist er wieder verflogen, Kinder und Eltern haben sich wieder, das Tanzlied vom Anfang klingt noch einmal an, und zum Schluß wird, wie es sich gehört, dem lieben Gott gedankt, daß er alles zum Guten gelenkt hat.

Da Engelbert Humperdinck unter den bekannt gewordnen deutschen Opernkomponisten der Gegenwart jedenfalls den ersten Platz einnimmt, so sieht man weitern Werken von ihm mit Spannung entgegen. Die große Frage ist, von welcher Seite er sich künftig zeigen wird, ob von seiner produktiven oder von der konstruirenden. Möchte er dessen eingedenk bleiben, daß der große Erfolg seines Märchenspiels nur auf den Gedanken beruhte, die schön zu finden man weder Musiker von Fach noch Wagnerianer zu sein braucht.

Am Anfange dieses Aufsatzes sprach ich noch von einer Oper, die, ohne allgemein bekannt geworden zu sein, doch ihrer hervorragenden Eigenschaften wegen eine Ausnahmestellung beanspruchen könne. Das Werk, das ich meine, führt den unglückseligen Titel „Liebe," ist von dem jungen Münchner Komponisten Anton Beer und wurde etwa vor einem Jahre in Lübeck so gut wie abgelehnt.

Es ist mit dem Entdecken bedeutender Künstler bekanntlich eine mißliche Sache. Unter zehn Fällen entspricht das Ergebnis neunmal nicht den erregten Erwartungen, da sich der Prophet aus irgend welchen Gründen zu Gunsten seines Schützlings getäuscht hat. Wer ein Herz hat, wird ja an einem aufstrebenden Künstler immer lieber das Gute als das Schlechte hervorheben, und überdies liegt in Zeiten, die künstlerisch etwas verwahrlost sind, die Gefahr nahe, da einen Messias oder wenigstens eine hohe Kraft zu sehen, wo schließlich doch nur Mittelmäßigkeit zu finden ist. Aber gar zu vorsichtige Zurückhaltung kann auch vom Übel werden. Ein mutiges und offnes Wort wird unter Umständen zur Pflicht und kann, am rechten Platze gesprochen, mehr nützen als die kühle oder unselbständige Zurückhaltung von Jahrzehnten.

Der Kritiker muß sich glücklich schätzen, wenn er durch Förderung einer hervorragenden Persönlichkeit auch einmal etwas Positives leisten kann. Er muß nur seiner Sache sicher und jederzeit bereit sein, das, was er verkündet, mit seinem Namen zu decken. Und so spreche ich es denn ohne Scheu aus: Anton Beers „Liebe" ist ein Werk von hervorragender Bedeutung, und der Komponist verdiente in der ersten Reihe der lebenden Musiker genannt zu werden.

Aber der Durchfall in Lübeck? Ich will darüber nicht viele Worte verlieren. Manches gute Werk muß ja erst einen Mißerfolg erleben, ehe es endgiltige Gestalt gewinnt, und so ging es auch Beer mit seiner „Liebe." Zu drei Vierteln mögen die Gründe des Mißerfolgs in der Aufführung gelegen haben, die trotz des besten Willens der Beteiligten aus Beers klaren Gedanken ein unentwirrbares Chaos machte, zu einem Viertel auch in Mängeln, die dem Werke selbst anhafteten. Es waren das namentlich Mängel des Textes, kleine leicht zu beseitigende dramatische Verstöße des Komponisten und die Eintönigkeit der Instrumentation, die einer gewissen Schüchternheit entsprang und durch Beimischung kräftigerer Farben ohne weiteres zu heben wäre. Die Mängel des Textes freilich sind, soweit sie nicht in Plattheiten des Ausdrucks liegen, unverbesserlich. Der Text ist zwar nicht so schablonenhaft wie der zu Mara, aber er hat eben Fehler andrer Art. Er entnimmt seinen Stoff Körners Sühne und behält so manches Veraltete bei. Die beiden Brüder sind geblieben, die dasselbe Mädchen lieben, und von denen der ältere, totgeglaubte, am Tage der Vermählung des jüngern aus dem Feldzuge zurückkehrt. Das wäre noch nicht so schlimm. Bedenklicher ist die Beibehaltung des Verwechslungsmordes im zweiten Akt: Konrad will den Bruder töten, ersticht aber, getäuscht durch den weißen Mantel, das von beiden begehrte Klärchen. Der Schluß macht diese poetische Sünde insofern wieder gut, als Konrad, im Gegensatze zu seinem Vorbilde bei Körner, nicht vom Bruder erschossen wird, sondern sich selbst tötet. Dennoch könnte das Altmodische in der Anlage dem Werke für immer verhängnisvoll werden, wenn eben nicht Beers Musik alle Unebenheiten vergessen machte. Hat Humperdinck die Kinderstubenpoesie seiner Schwester zum entzückenden Märchenspiel erhoben, so gestaltet Beer diese in vielen Dingen unmoderne Liebe zur ergreifenden Tragödie.

Es ist ja nun nicht bloß schwer, Musik in Worten zu schildern, sondern, genau genommen, eigentlich unmöglich. Man mag Bild auf Bild häufen und so schwungvoll und poetisch werden, wie man will, man hat doch eben immer nur Worte und keine Töne. So wäre ich auch jetzt in größter Verlegenheit, die Eigentümlichkeit der Beerschen Musik zu beschreiben, wenn nicht zufällig die Musik Humperdincks einen naheliegenden und guten Vergleich böte. Denn bei aller Verschiedenheit stehen Beer und Humperdinck in ihren guten Zügen doch auf gleichem Boden. Wer wollte behaupten, daß Humperdincks Vorspiel, das Tanzlied, die Gesänge des Vaters, des Sandmännchens, des Taumännchens

und der ganze Schluß des Märchenspiels sich geradezu an Wagner anlehnten? Sind sie aber deshalb weniger modern? Gewiß nicht! Wir müßten den als einen Todfeind aller gesunden künstlerischen Weiterentwicklung betrachten, der Humperdinck da unmodern schelten wollte, wo er sein Bestes giebt. Ganz in demselben Sinne aber ist Beers Musik modern, ohne wagnerisch zu sein. Sie ist ebenso weit entfernt von klassizistischer Trockenheit wie von moderner Affektation und Geschraubtheit. Während aber Humperdinck überall da in Wagners Schoß zurückfällt, wo ihn die eigne Erfindung im Stich läßt, zeigt Beer in schwachen Augenblicken, die zum Glück selten sind, durch lehrhaften Ton eine Hinneigung zu den klassischen Meistern. An Vielseitigkeit des Ausdrucks ist er Humperdinck unbedingt überlegen. Ich möchte sagen, daß er neben den besten Eigenschaften Humperdincks auch noch die Mascagnis hat, denn Anmut, Zartheit und Schmelz stehen ihm nicht weniger zu Gebote, als ernste Größe und tragische Wucht.

Wenn doch diese toten Buchstaben zu tönen vermöchten, um einen Begriff zu geben von der Lieblichkeit der den Brautzug begrüßenden Frauenchöre, von der männlich jugendlichen Kraft des Gesanges der Jägerburschen und von der machtvollen Steigerung des eins gewordnen Chors! Das ist deutsche Musik im besten Sinn des Wortes: rein, schlicht und kernig. In buntem Wechsel lösen sich die Szenen ab; erhabner Ernst folgt auf herzerquickende Anmut. Wenn ich alle diese Bilder jetzt im Geiste wieder an mir vorüberziehen lasse, weiß ich nicht, welchem ich den Preis zuerkennen soll — jedes ist vollendet in seiner Art. Die bloße Erinnerung genügt, mein Herz höher schlagen zu machen.

Und so will ich denn mit dieser Huldigung vor einem noch wenig bekannten Künstler unsern Rundgang beschließen. So lange die deutsche Oper noch Kräfte hat wie Humperdinck und Beer, braucht sie nicht zu verzagen. Mit ihnen wird sie jedem welschen Ansturm gewachsen sein. Möge ein guter künstlerischer Geist über ihr wachen und sie durch all die Irrtümer und Gefahren hindurch leiten, die sie von links und rechts bedrohen.

Der erſte Beſte

Erzählung von Otto Verbeck

1

Sie kommen, ſie kommen! ſagte Janhagel vor der Kirchthür. Man ſchob ſich, drängte ſich ein bischen; die kleine Nähterin ſtellte ſich auf die Fußſpitzen.

Ah! hübſch — fein —

Aber man eenfach. Die neulich war viel elejanter.

Na, laß doch, man kann ja niſcht ſehen!

Jeſchuppſt wird hier nich, weeßte!

Der Bräutjam ſieht nett aus.

Stecht dir woll in de Oogen, was?

Nu helft er ſe rin im Wagen — klapp! Kutſchenſchlag zu.

Da fahren ſe hin — du lieber Jott!

Biſte jerihrt, Juſtken? Na weene man nich, in Ofen ſtehn Kleeße.

Aber de Braut hat jar nich jeweent.

Na muß ſe denn mit Jewalt? Alle haben ſe nich ſo'n weechet Herze, wie du.

Der Bräutjam is forſch. Sie is man kleen und behende.

Aber niedlich. Bloß ſo ernſthaft. Wenn ſe nich weent, kann ſe denn nich wenigſtens en bisken verjniegt ausſehen?

Paßt uf, nu kommt de Brautmutter! —

Fritz Hellborn beugte ſich vor, um ſeiner jungen Frau in die Augen zu ſehen.

Na, mein Herzblatt, ſagte er und nahm zärtlich ihre Hand, nun ſieh mich mal an, ja?

Zögernd wandte ihm Margarete ihr blaſſes Geſicht zu und nickte verlegen freundlich. Als er ſich aber näher zu ihr beugte, entzog ſie ihm ſchnell ihre Hand.

Nicht! alle Leute ſehen uns in den Wagen herein!

Laß ſie doch, Schatz! Das thun wir auch, wenn uns eine Hochzeitskutſche begegnet. Und obendrein biſt du doch eine ſehr niedliche kleine Braut. Aber hab nur keine Angſt; einen Kuß geb ich dir jetzt nicht. — Er lehnte ſich zurück. — Gottlob! ſeufzte er lächelnd, eine Station wäre überwunden. Nun noch die ſolenne Abfütterung, und dann heidi! Sag mal, biſt du denn immer noch nicht neugierig, wo die Reiſe hingehen wird?

Sie schüttelte schweigend den Kopf und sah an ihm vorbei zum Wagenfenster hinaus.

Eigentlich unnatürlich, murmelte der junge Mann. Na — er fuhr sich durchs Haar, dann sah er sich nach beiden Seiten um: — da sind wir übrigens.

Das Hochzeitsmahl verlief „programmmäßig." Eine wohltemperirte Vergnügtheit beherrschte die nicht sehr zahlreiche Gesellschaft. Mehr als achtzehn kann ich nicht setzen, hatte die Mama gesagt; in ein Hotel zu gehen, behagt uns allen nicht, wir müssen also sorgfältig auswählen. So blieb das Gepräge einer Familienfeier gewahrt. Überflüssig viel Reden konnten auch nicht gehalten werden.

Regierungsrat Heidenreich toastete seinen Schwiegersohn an, beschwor ihn, Nachsicht zu üben, zu bedenken, daß seine kleine Grete ein armseliges Stadtkind sei, schwerlich Grünfutter von Roggen würde unterscheiden können, vor Kühen einstweilen immer ausgerissen sei, sodaß es mit dem Melken der sechzig Gehörnten vorläufig wohl gute Wege haben würde. Er riete ihm, sie vom Karnickelstall aufwärts an die geschätzten Quadrupeden auf „Lindenhof" zu gewöhnen u. s. w.

Auch der Herr Pastor „leistete sich einen kleinen Speech," der zu aller Erstaunen launiger und kürzer ausfiel, als man nach seiner Rede in der Kirche hätte vermuten sollen. Ja ja, Kinder, rief er in das wiederholt ausbrechende Gelächter hinein, was glaubt ihr wohl? Ich bin eigentlich ein ganz gemütliches altes Haus! Laßt mich nur erst mal ein paar Gläser Wein getrunken haben! Ich habe noch nie eine fidele Gesellschaft gestört. Der Pastor, der hängt mausestill im Schrank derweile — bis nächsten Sonntag. Also wie gesagt — auf die Heiratskourage möchte ich angestoßen haben — eine Anspielung, die von den beiden niedlichen Brautjungfern mit verschämt-vergnügtem Lachen eingeheimst wurde.

Frau Heidenreich war bei dem allgemeinen Anstoßen zu ihrer Tochter getreten und faßte sie leise um die Schulter.

Es wird Zeit für dich, mein Kind, dich umzuziehen, flüsterte sie ihr zu. Komm, ehe man sich wieder setzt.

Margarete nickte und schob ihren Stuhl zurück. Sie war die ganze Zeit über sehr still gewesen und hatte zuweilen mit einem beklommnen Blick ihren jungen Herrn und Gebieter gestreift, der gar nicht so that, als ob er da beim feierlichsten Gastmahl seines Lebens säße, sondern sich harmlos herüber und hinüber am Gespräch beteiligte. Mit ihr gerade hatte er sich am wenigsten unterhalten, nur zuweilen nach ihrer Hand gegriffen, sie zärtlich gedrückt und wieder fahren lassen. Einigemal hatte er sich auch plötzlich ganz zu ihr gewandt und mit einem warmen, freundlichen Blick etwas gemurmelt, das wie „Herzblatt!" klang und wie „kleines geliebtes Ding!" Dabei hatte es aber sein Bewenden gehabt. Und sie hatte nichts darauf geantwortet. Sie saß fast die ganze Zeit wie in einer leisen Betäubung. War das nun wirklich ihr Hochzeitsfest? Und sollte sie nun mit ihm wegfahren? Fort von zu Hause, von Mama?

Sie gingen über den Flur in ihr Zimmerchen. Margarete sah sich schweigend um, kauerte sich dann in der Sofaecke zusammen, drückte die Hände vors Gesicht und brach in bitterliches Schluchzen aus.

Frau Heidenreich legte und rückte ein wenig an den schon zurechtgelegten

Reisekleidern herum. Ihre Unterlippe zitterte; die Augen waren ihr heiß. Sie hatte heute Nacht ganz still für sich unter der Decke geweint. Jetzt durfte sie nicht — das fehlte noch — damit das Kind noch weicher wurde —

Komm, sagte sie leise und fing an, sachte die Nadeln aus Kranz und Schleier zu ziehen; komm, mein Kind, laß uns vernünftig sein. Wir trennen uns ja nicht, was man wirklich trennen nennt, das weißt du ja doch. Wir sehen uns auch bald wieder. Papa und ich kommen zu euch, wenn ihr erst ein bischen in Ordnung seid, nicht wahr? So, gieb her, ich mache das schon. Wart, ich knöpfe dir das zu — so.

Margarete drückte das heiße Gesicht an die Schulter der Mutter und umschlang die Liebste, Beste mit beiden Armen.

Ja ja, wir wissen schon, meine alte, kleine, dumme Grete, wir wissen schon. Und nun sind wir ein paar ganz vernünftige Leute und machen dem braven Fritz keine Leichenbittermiene, nicht wahr? So, und nun hier in das Kleid hinein. Sieh mal in den Spiegel, ob das nicht eine ganz nette kleine Frau ist! Eure Leute da draußen werden sich freuen über ihr schmuckes Madamchen.

Margarete hauchte auf ihr Taschentuch und drückte es an die verweinten Augen. Zusammennehmen! sagte sie sich im stillen. Sie hörte ja ganz gut an Mamas Stimme, an dem bedeckten, fast heisern Ton, daß ihr nicht wie Scherzen zu Mute war, daß es ihr schwer genug wurde, ihr Kind herzugeben, daß ihr das Herz wehthat, von dem jetzt die tausend feinen Fäden gelockert werden sollten, mit denen es daran festgewachsen war. Sie wollte sich von Mamas tapferm Willen nicht beschämen lassen. Stürmisch umfaßte und küßte sie die Mutter von neuem, schluckte an den wieder aufsteigenden Thränen und lächelte dann heldenmütig.

Du bist und bleibst mein einziges und bestes auf der Welt. Ich kann niemand so lieb haben wie dich, niemand!

Die Mutter nickte und lächelte, sagte aber nichts. Das war ja alles sehr begreiflich und Fritz, dachte sie, würde es wohl auch verstehen. Das hatte sie ihm ansehen können, als sie ihm von ihrem Zusammenleben mit dem Kinde erzählte. Auch darüber hatten sie letzthin gesprochen, was dieser Winter so sacht unter seiner weichen Schneedecke zum Schlafen gebracht hatte. Er würde Geduld haben, hoffte sie, alles übrige fand sich von selbst.

Es klopfte. Er kam — reisefertig.

Wenn wir uns aufmachten — was meinst du, Kindchen? Es wird Zeit.

Sie errötete heftig, als er sie um die Schulter faßte.

Ich möchte Mama aber allein — murmelte sie und schob ihn von sich. Geh, bitte, voraus.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, wandte sie sich zur Mutter zurück, legte beide Hände um ihr blasses, schmales Gesicht und küßte sie auf die Augen, den Mund, die Stirn. Du kommst bald! bat sie leise, mit erstickter Stimme, von einem trocknen Aufschluchzen geschüttelt — bald, nicht wahr?

Ja ja, nickte die Mutter. Und nun geh, mein Kind, dein Mann wartet.

Sie hat wohl geweint? fragte der alte Heidenreich, als er mit seiner Frau am Fenster stand und dem Wagen nachsah, der in der anbrechenden Dämmerung des Sommerabends davonfuhr.

Sie nickte.

Und du hast ihr geholfen, was? Na, schüttle nicht, Mamachen. Ich

kenne doch die gewisse Linie hier am Munde — wirklich nicht? Dann ist das also noch die Schrift von heute Nacht. Meinst, ich hätte dich nicht gehört, unter deiner Decke? Eigentlich mehr gewußt und gefühlt als gehört. Armes Übriggebliebnes!

Er zog ihren Kopf an sich und streichelte ihr das Haar.

Armes, altes Muttchen! Thust mir leid, wahrhaftig. Da geht sie nun hin mit dem fremden Kerl, mir nichts, dir nichts, und wir haben das Nachsehen. So eine Mutter ist doch ein armes Tierchen. Und nun haben wir obendrein nur die eine. Wenn sie nur wenigstens glücklich wird! Wissen kann mans ja nie, wenns auch rundum noch so schön aussieht. Wer hätte das vorigen Sommer in Warnemünde gedacht! Ein Heimtücker, der Fritz! Das Vergnügen hätten wir eher haben können, oder hätten es wenigstens länger ausgedehnt. Nun ist die Brautzeit desto kürzer ausgefallen. Wie im Sturm sind die sechs Wochen hingegangen. Es wird dir vorkommen, als hättest du gar nichts mehr zu thun, was? Nach all der Hetze von Besorgungen —

Hoch! Hoch! und nochmals Hoch! klangs im Nebenzimmer.

Guter Gott, sagte der Regierungsrat, unsre Gäste! Die lassen sich derweile gegenseitig leben, wies scheint. Na, ich will nur hineingehen; du bist noch entschuldigt, Mamachen. Kein Mensch verdenkts dir, wenn du noch ein bischen für dich bleibst. Hier, setz dich in dein Eckchen. Ich denke, allzu lange werden sie ja auch nicht mehr bleiben.

Sie saß noch ein geraumes Weilchen auf ihrem gewohnten Platz im Erker, die stille, übrig gebliebne Mama, den Kopf in die Hand gestützt, und sah die dämmerige Straße hinab. Spielende Kinder liefen unter den Bäumen am Kanal entlang. Ein Lastkahn glitt träge auf dem Wasser vorbei, langsam von den mühselig auf ihre Stangen gestützten Schiffern getrieben. Es sah alles so aus wie immer. Und doch war etwas Fremdes hinzugekommen. Unruhig seufzend wandte sie den Kopf; der Sessel ihr gegenüber, jenseits des Nähtischchens blieb leer. Und das sollte nun alle Tage so sein! Bis man sich daran gewöhnt hatte — ihr Mann hatte ganz Recht, so eine Mutter! Aber es half nun nichts. Man war nicht mehr die Hauptperson in dem Leben des Kindes. Man hatte nun ruhig und freundlich zuzusehen, gewähren zu lassen, nicht dreinzureden. Jawohl, und gab es etwas einfacheres, natürlicheres, als diesen frischen, braven, tüchtigen Mann wirklich gewähren zu lassen? Hatte sie etwa mit Angst und Sorgen ihr Kind in seine Hände gegeben? Gewiß nicht. Durfte sie trauern, nun sie ihren Liebling wohl behütet wußte? Aber das war es auch nicht. Um selbstsüchtigen und sentimentalen Gedanken nachzuhängen, hatte sie sich ja auch nicht hier in ihren Winkel hergesetzt. Nur ein bischen ausruhen, ein bischen zur Besinnung kommen, ein bischen sein eignes, unbewachtes Gesicht haben, mit niemand sprechen müssen. Sie faltete die Hände im Schoß zusammen, fest, und dann, ehe sie sichs versah, liefen ihr doch zwei große Thränen langsam über das arme „unbewachte Gesicht."

Meine kleine Grete! Nun kann ich sie morgen früh nicht mehr wecken.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Fuchsmühl. Die traurige Geschichte dieses Walddorfes drängt dem Politiker eine Menge von Fragen auf, die Lösung fordern. Wir wollen nur ein paar davon andeuten. Der Ort umfaßt zweihundert und etliche Haushaltungen, darunter etwa anderthalbhundert holzberechtigte. Die Besitzungen sind klein, und der Boden ist mager: nur zwei Stellen sollen zur Ernährung der Besitzerfamilien hinreichen. Die Holzbezüge aus dem herrschaftlichen Walde bilden eine unentbehrliche Ergänzung des kargen Einkommens, bei dem nur so abgehärteten und bedürfnislosen Leuten, wie deutsche Waldbauern zu sein pflegen, das Durchschleppen möglich ist. Dreißig Jahre lang haben die Leute ihr Holzrecht, dessen dreihundertjährige unangefochtene Ausübung nachgewiesen werden konnte, gegen die Vorgänger des jetzigen Besitzers verteidigen müssen, haben während dieser Zeit fünfzehn Jahre lang gar kein „Rechtholz“ und fünfzehn Jahre lang nur die Hälfte bekommen. Der jetzige Besitzer hat, da das Recht der Bauern nicht mehr bestritten werden konnte, die Zwangsablösung beantragt und durchgesetzt, und zwar hat er 90000 Mark bewilligt, während der kapitalisirte Wert des Holzes nach dem jetzigen Preise, wie die Bauern behaupten, dreimal so hoch sein soll. Der Geldwert! Der wirtschaftliche Wert ist natürlich noch weit höher anzuschlagen. Denn ein paar hundert Mark — 600 bis 700 durchschnittlich — verkrümeln sich in wenigen Jahren und bringen, wenn es gelingt, sie beisammenzuhalten, nur etwa zwanzig Mark Zinsen, mit denen nicht viel anzufangen ist, während die Holzlieferung mehr als ein wirtschaftliches Bedürfnis befriedigt und so die Fortfristung eines kümmerlichen Daseins ermöglicht. Außerdem steigt der Holzwert im Laufe der Zeit, während der Geldwert sinkt. Wie ist es möglich, daß deutsche Regierungen in unsrer Zeit einen gesetzlichen Zustand aufrecht erhalten, der eine solche Bedrohung der Existenz zahlreicher Bauern einschließt? Mit der rationellen Forstwirtschaft hat die Sache nichts zu schaffen. Auch Autoritäten des Forstfachs, denen doch nichts mehr am Herzen liegt als der Forst, geben zu, daß, wo die Forstpflege mit den Lebensinteressen ganzer Gemeinden in Konflikt gerät, diese vorgehen; aber Holzlieferungen schädigen den Forst nicht; für diesen ist es ganz gleichgiltig, ob die Bauern oder die Händler das Holz bekommen.

Und dann die Rechtsfrage! Waldgerechtigkeiten können allerdings durch Bewilligungen des Besitzers entstanden sein; das ist gewöhnlich da der Fall, wo Gruben, Glashütten und andre industrielle Anlagen Holz aus dem herrschaftlichen oder fiskalischen Walde beziehen; in einer Zeit, wo das Holz noch billig und die Waldnutzung gleich Null oder nahezu Null war, hat der Waldbesitzer die Lieferung bewilligt, um die betreffende Industrie zu heben. Wo aber Gemeinden seit Jahrhunderten Holz beziehen, da ist anzunehmen, daß der Wald ursprünglich Gemeindeeigentum, Markwald war, und die Holzgerechtigkeit ein Rest des ursprünglichen Eigentums, Miteigentum ist. Mag die heutige Rechtswissenschaft den Begriff des geteilten Eigentums verwerfen — thatsächlich macht er sich nun einmal in solchen Fällen geltend. Wie kann nun dem Haupteigentümer das Recht eingeräumt werden, die Miteigentümer zur Abtretung ihrer Anteile zu zwingen gegen eine Entschädigung, die kein Äquivalent ist? Nehmen wir an, in der Zeit der Umwandlung des Gemeinbesitzes in ein bloßes Holzrecht sei statt dessen der Wald wirklich geteilt worden, wie stünde da die Sache? Man wird einwenden: da wäre der Bauerwald vielleicht gar nicht mehr vorhanden. Wohl möglich; doch mit der Rechts-

frage hat das nichts zu thun, denn sein Eigentum vernachlässigen oder verwüsten zu dürfen, wird ja gerade von den Verfechtern des absoluten Privateigentums zu den Eigentumsrechten gerechnet; überdies aber kann, wie mehrere deutsche Kleinstaaten bewiesen haben, der Verwüstung der Gemeindewälder durch eine gute Forstgesetzgebung vorgebeugt werden. Also wie stünde da die Sache? Würde man etwa der Herrschaft das Recht zugestehen, die Gemeinde zum Verkauf ihres Waldes zu zwingen?

Solange der Ablösungsprozeß schwebte, in den Jahren 1893 und 1894, wurde den Leuten ihr Rechtholz wieder vorenthalten, trotzdem daß sie es (ob alle oder nur einige, ist aus den Berichten über die Gerichtsverhandlung nicht deutlich za ersehen) versteuern mußten. Daß sie es schließlich bekommen mußten, daß es ihnen gehörte, darüber besteht kein Zweifel. Aber auch nach Entscheidung des Prozesses wurde es ihnen, trotz anhaltender dringender Bitten, nicht angewiesen. Der Winter stand vor der Thür, die Not war groß, der eine riß seinen Stall ein zu Feuerholz, dem andern schaute der Himmel durch die Löcher des Schindeldachs in die Wohnstube, die Weiber jammerten und drängten, und so geschah das Unglück. Wie merkwürdig in unsrer paragraphenreichen Zeit, daß wir gegen so etwas noch keine Paragraphen haben! Ein Mann kann wegen Störung der öffentlichen Ordnung gefaßt werden, wenn er durch nächtliches Niesen einen Nachtwächter ärgert, aber wenn ein Waldherr und sein Förster anderthalbhundert Familien ihr Eigentum vorenthalten, sie dadurch in die äußerste Not bringen und einen blutigen Zusammenstoß verursachen, der zwei Menschen das Leben kostet, so können sie nicht gefaßt werden.

Mehreremal fragte der Vorsitzende diese Leute, die gegen vierzig Jahre lang zu prozessiren gezwungen gewesen waren, warum sie nicht, anstatt sich ihr Holz in polizeiwidriger Weise zu holen, lieber den Rechtsweg beschritten hätten, worauf sie antworteten, weil sie kein Geld mehr hätten, und weil alles Prozessiren doch nichts nütze; einer sagte kurz angebunden: „Muß denn alles verprozessirt sein?“ Der Herr von Zoller dagegen erwiderte auf die Frage des Vorsitzenden, warum er das Holz nicht lieber habe anweisen lassen: weil man keine Prämie auf grundlose Prozesse setzen solle (nach andrer Lesart: auf unsinnige Prozeßsucht). Also dieser Herr, der selber ein hohes Richteramt bekleidet, nennt die schuldige Lieferung eine Prämie und die Verteidigung eines zum Leben notwendigen Eigentums Prozeßsucht, der vorsitzende Richter aber meint, die Leute hätten noch weiter prozessiren sollen. Ist es denkbar, daß sich unter solchen Umständen so etwas wie Rechtssinn und gesetzlicher Sinn in dummen Bauernschädeln halten könnte?

Daß die ursprüngliche „Strafthat“ der Fuchsmühler, aus der sich alles übrige als unvermeidliche Folge von selbst ergab (denn da ihrer anderthalbhundert waren, konnte es doch ohne „Zusammenrottung“ unmöglich abgehen), nicht Eigentumsverletzung, sondern nur Übertretung eines Forstpolizeigesetzes war, ist durch frühere gerichtliche Entscheidungen festgestellt worden. Denn in ähnlichen Fällen wurden die Schuldigen nur zu 1,50 Mark verurteilt, und in zwei Fällen, wo die wegen eigenmächtigen Holzfällens angeklagten ihr Recht durch alle Instanzen verfolgten, sind sie freigesprochen worden. Im Hemd auf der Straße erscheinen, ist polizeiwidrig, aber die Not einer Feuersbrunst hebt das Polizeiverbot auf. Wie kann man, dringender Not und klarem Recht gegenüber, den Eifer für ein Polizeigesetz bis zum Blutvergießen treiben?

Die Fuchsmühler haben Jahrzehnte hindurch Lammsgeduld geübt. Zuguterletzt ist der Tropfen alten Germanenbluts, der noch im deutschen Volke steckt, doch

in Wallung geraten. Vielleicht halten es manche Behörden für ein verdienstliches Werk, auch diesen Tropfen vollends auszutreiben und das Volk durch fleißige Übungen im leidenden Gehorsam und durch Entwöhnung von allem irdischen Begehren und Streben zu mönchischer Vollkommenheit zu erziehen. Ob das nun gerade die richtige Erziehung für ein Volk sei, das sich im politischen und wirtschaftlichen Konkurrenzkampf auf Tod und Leben seiner Haut zu wehren hat, mag die Weisheit der hohen Regierungen entscheiden, und ob die Lämmleinnatur urdeutsch, nur deutsch oder rein deutsch sei, möchten wir von den Führern unsrer „nationalen" Parteien erfahren.

Schriften gegen die Umsturzvorlage. Dieses Gesetz gegen den Umsturz wäre ja nun wohl abgethan; aber ähnliche Versuche werden folgen; darum ist es nicht überflüssig, daß die Bewegung des „liberalen" und des protestantischen Deutschlands dagegen immer noch andauert und immer mehr ins Breite geht. Natürlich treibt sie auch Broschüren hervor. Einige haben Aufsehen erregt. Nachstehend nennen wir ein paar, die wir in den Zeitungen noch nicht erwähnt gefunden haben. Konrad Telmann hält in seinem Schriftchen: Wo liegt die Schuld? dem deutschen Bürgertum eine Strafrede, das durch seine Feigheit und Charakterlosigkeit die gegenwärtige Lage herbeigeführt habe. Die deutsche Schriftstellergenossenschaft (Berlin W 41, Kronenstraße 61) hat das Schriftchen verlegt und verbreitet es. — Eine interessante Erscheinung ist: Die Willensfreiheit und der Streit um die Umsturzvorlage. Offner Brief an Herrn Professor N. N. als Vorwort für das Kreuzburger Gymnasialprogramm 1895 von W. Baumm. (Kreuzburg O.-S., E. Thielmann, 1895.) Der Verfasser hatte seine vorjährige Programmarbeit, zu der die diesjährige den Schluß bringt, dem Beweise des Determinismus gewidmet. Professor N. N. hat sie abfällig kritisirt, und ihm antwortet nun der Verfasser in diesem frisch geschriebnen Streitschriftchen, das mit philosophischem Scharf- und Tiefblick gesunden Humor und schlagenden Witz verbindet. Am Schluß illustrirt er seine Auffassung mit dem Streit um den Umsturz und zeigt, wie sie alle Recht haben: Professor Wagner, und der Freiherr von Stumm, und Gröber und Rintelen, weil sie ja alle nicht anders reden und handeln können, als sie es thun. Herrn Rintelen fühlt er sich sogar zu besonderm Danke verpflichtet, weil er von der alten Trias Gott, Unsterblichkeit und Freiheit nur die ersten beiden unter den Schutz des Strafgesetzes stellen will und so ihn, den Verfasser, nicht in Gefahr bringt. Ist es nicht wunderhübsch, daß in der büreaukratisch-byzantinischen Stickluft dieser Tage ein preußischer Gymnasiallehrer so viel Unabhängigkeit des Denkens und Handelns zu beweisen wagt? — Eugen Heinrich Schmitt ist ein „Edelanarchist" Tolstoiischen Glaubens. In seinem „Herodes" (Leipzig, Alfred Janssen, 1895) sucht er nachzuweisen, daß der Staat und die Sozialdemokratie sich als Seelenverwandte sehr gut mit einander vertrügen; denn beide seien despotische Kliquenherrschaften, und dem Sozialismus steuere die heutige Produktionsweise ganz von selber zu: „wenn ihn nicht irgend ein Bebel verwirklicht, so wird ihn irgend ein Wilhelm verwirklichen." Nur gegen die Anarchisten sei die Umsturzvorlage gerichtet; und zwar „nicht gegen die, die Gewaltthat planen, sondern gegen die, die alle Gewaltthat sittlich ächten"; jeder Ausbruch sittlicher Entrüstung über verübte Ungerechtigkeiten solle unmöglich, das Gewissen ein für allemal tot gemacht werden. Bei der großen Zahl von Kundgebungen in diesem Sinne, denen man in Broschüren und Zeitschriftenaufsätzen begegnet, kann nicht bezweifelt werden, daß Tolstoi in Deutschland Schule macht. —

Erwähnen wir bei dieser Gelegenheit noch ein Schriftchen, das sich zwar nicht mit der Umsturzvorlage befaßt, aber ebenfalls auf dem Acker Tolstois gewachsen ist: Ein Bauernsozialist über die soziale Frage und die Landwirtschaft. Den Mitgliedern der sozialdemokratischen Agrarkommission gewidmet von August Heine. (Leipzig, Ernst Wiest.) Der Verfasser erzählt — und zwar sehr hübsch — von einem russischen Nihilisten, dem Sohne eines Dorfpriesters, der nach Paris entflohen sei, sich dort den Sozialisten angeschlossen habe, dann nach Amerika verschwunden sei. Nach einigen Jahren sei er eines Tages in Paris wieder aufgetaucht und habe in der Restauration „zum Bagno" einen Vortrag angekündigt. In diesem Vortrage habe er den Genossen erzählt, daß er Bauer geworden sei, und ein Programm entwickelt, wonach es nur einen einzigen Weg gebe, alle Menschen glücklich zu machen, nämlich den, daß man sie alle zu Bauern mache; „ein eignes Häuschen, ein eigner Garten, wo ich, von meiner Familie umgeben, ellenbogenfrei lebe, nur so ist für mich das menschliche Glück denkbar"; er lache über die Herrlichkeiten, die ein Bellamy vorspiegelt, nicht einen einzigen Apfelbaum seines Gartens möge er darum hingeben. Und er sucht in einer von Sachkenntnis zeugenden Überschau aller Länder der Erde zu zeigen, wie die Verwirklichung seines Programms möglich sei. Die Genossen, die als Pariser von wirklichem und wahrem Menschenglück keinen Begriff haben, lachen ihn natürlich aus. Sollte der Russe und seine Geschichte samt der Rede in der Kneipe „zum Zuchthause" nur Einkleidung sein, so müßte man sie sehr geschickt nennen.

Ist der Mittelstand im Schwinden begriffen? Über diese Frage hat der verstorbne Reichsgerichtsrat Bähr im 3. Hefte dieses Jahrgangs einen außerordentlich interessanten Aufsatz veröffentlicht. Mit einem sehr einfachen Material wird an einem einzelnen Beispiel, der Stadt Kassel, dargelegt, daß von einem Zurückgehen des Mittelstandes in dem gewöhnlich behaupteten Umfange keineswegs die Rede sein kann. Es liegt auf der Hand, von welcher Bedeutung es für diese wichtige Frage sein müßte, wenn das Gebiet der Beweisführung durch ähnliche Arbeiten erweitert würde. Für die größern Städte, die schon seit einer längern Reihe von Jahren Adreßbücher haben, hat Bähr die Methode einfach vorgezeichnet; denn ich wüßte nicht, was daran zu verbessern wäre. Das kann nun jeder, auch wenn er kein Nationalökonom ist. Wesentlich wird es freilich sein, daß er, wie Bähr, die betreffende Stadt auch persönlich kennt.

Anders ist es in den ländlichen Verhältnissen, die nun auch zur Ergänzung herangezogen werden müssen. Hier liegt die Schwierigkeit nicht bloß darin, daß „die Verhältnisse in den einzelnen Teilen Deutschlands sehr verschieden sind," sondern vor allem darin, daß in die Vergangenheit zurückreichende Aufzeichnungen fehlen. Für rein ländliche Gebiete ergeben die Grundbücher einiges über die Zahl der Baustellen. Für gemischte Bezirke aber, geschlossene Orte, Marktflecken u. s. w., wo Ackerbürger und Gewerbtreibende durcheinandersitzen und wo sich das wirtschaftliche Leben viel lebendiger bewegt als auf dem platten Lande, versagen die geschriebnen oder gedruckten Quellen gänzlich, das einzige Hilfsmittel ist persönliche Wahrnehmung und Erinnerung. Die Methode muß also etwas geändert werden. Ich will versuchen, das an einem bestimmten Falle zu zeigen, vielleicht findet der Anfang Nachfolge.

Soll die Beobachtung ein Ergebnis haben, so muß die Erinnerung einer und derselben Persönlichkeit über eine längere Reihe von Jahren zurückreichen. Das wird nicht leicht bei mehreren Orten möglich sein, wenn sie weit auseinanderliegen.

Am natürlichsten ist es deswegen, daß jemand in spätern Jahren seine Heimatsgegend ins Auge faßt, vollends wenn er stets kürzere oder längere Zeit in sie zurückkehrt und dauernd mit ihren Verhältnissen vertraut geblieben ist.

Ich bitte meine Leser, sich einen hübsch gelegnen, wohlhabenden Ort in dem ehemaligen Königreich Hannover im Anfange der fünfziger Jahre vorzustellen, mit etwa 1500 Einwohnern. Im östlichen Preußen oder in Baiern und Sachsen würde man das ein Städtchen genannt haben, die Häuser würden da näher aneinandergebaut liegen, und das Ganze würde dann vielleicht etwas weniger freundlich und reinlich aussehen. Dort nannte man es aber einen Flecken, jedes Haus hatte seinen Garten, manche noch etwas mehr, die Einwohner lebten meistens ausschließlich von Ackerbau oder Gartenbau oder gingen in Tagelohn, manche trieben noch ein kleines Gewerbe daneben, dazwischen saßen in geringerer Zahl die eigentlichen Gewerbtreibenden, und darüber als vornehmste Klasse die „Honoratioren," die uns aber hier zunächst nichts angehen. Im ehemaligen Königreich Hannover war der Beamtenapparat größer und auch reichlicher ausgestattet als in Preußen und als später nach der Annexion. Deshalb gab das Leben dieser Menschenklasse einem Orte eine nicht nur vornehmere, sondern auch äußerlich wohlhabendere Haltung, als es die Kleinheit des Orts sonst hätte erwarten lassen. Meine Beobachtung erstreckt sich jetzt im Jahre 1895 auf einen Zeitraum von gut 45 Jahren zurück, sie hat also ein zweites Geschlecht erlebt und in manchen Häusern schon ein drittes wenigstens beginnen sehen. Mitbestimmend für die wirtschaftliche Entwicklung ist noch folgendes. Mit dem Orte steht ein weites Hinterland von kleinen Bauerndörfern und einzelnen Höfen in geschäftlicher Verbindung. Vier Stunden davon liegt eine große, reiche Stadt, zu der aber erst nach dem ersten Viertel der Beobachtungsperiode (seit 1862) eine Eisenbahn hinführt.

Ich will nun zuerst den Bährschen Mittelstand für meinen kleinen Ausschnitt deutschen Landes begrenzen, die Stufe also mit einem Einkommen von 900 bis 12000 Mark. Dazu würden zunächst einige Bauern gehören, deren Stellen noch bestehen und zum Teil bei denselben Familien geblieben sind. Der Bauer lebt einförmiger, gleichmäßiger als andre Stände, er ist auch vorsichtig und neigt zum Mißtrauen. Sein wirklicher Wirtschaftsstand und ob es mit ihm aufwärts oder abwärts geht, ist von außen nicht so deutlich wahrzunehmen. Da nun die Zahl derer, die sicher dieser Einkommenstufe angehören, ohnehin nicht groß ist, so will ich sie übergehen. Es kommen nun solche Handwerker, die mit einem größern Betriebe für besseres Publikum arbeiten, und die Inhaber größerer Kaufgeschäfte. Von diesen zähle ich am Anfang der Periode als zum Mittelstande gehörig 35, darunter in der Mehrzahl vertreten: Bäcker (4), Schneider und Manufakturisten (je 3), Tischler, Maler (Lackirer), Schuster, Gastwirte (je 2). Wenn ich die Verhältnisse dieser Leute, die mir sämtlich persönlich bekannt sind, jetzt im Jahre 1895 betrachte, so komme ich in Bezug auf unsre Frage zu einem Ergebnis, das mich selbst nicht wenig überrascht hat. Nur 4 von diesen 35 Geschäften sind eingegangen und die Familien ihrer einstigen Inhaber zurückgekommen oder untergegangen, darunter drei nachweisbar durch eigne Verschuldung, wie Trunk und Verschwendung. Durch Verkauf sind drei Geschäfte an andre Inhaber übergegangen, unter denen sie ohne wesentliche Veränderung weiter bestehen. Die übrigen 28 werden in derselben Familie weitergeführt. Die Verhältnisse keiner dieser Familien sind jetzt schlechter als im Anfang der Periode, die der meisten aber ganz bedeutend besser. Unter diesen haben vier Hausvorstände umgesattelt: ein Schneider und ein Schuster haben Materialwarenhandlungen gegründet, ein Gärtner und ein Fuhrwerksbesitzer

Gastwirtschaften. Manche haben sich schönere Häuser gebaut und leben auf einem bedeutend größern Fuße als am Anfang der Periode. Sie kommen mit ihrem Einkommen vielleicht an die obere Grenze der Bährschen Skala heran. Söhne aus einzelnen dieser Familien studiren oder haben längst ausstudirt.

Ich gehe einen Schritt weiter. Die Zahl der Einwohner beträgt gegenwärtig etwa 3000. Sie hat sich also seit dem Anfange der Periode verdoppelt. Die Eisenbahn hat große wirtschaftliche Veränderungen auch in diese kleine Welt der 3000 gebracht. Drei Fabriken mit zusammen 1000 Arbeitern sind in diese Zahl noch nicht mit eingerechnet. Ein Teil dieser Arbeiter gehört einem Konsumverein an mit eignen Schneider- und Schusterwerkstätten. Trotzdem sind neue Geschäfte zu jenen von Anfang an bestehenden getreten, namentlich kleinere, aber auch größere. Ueber deren Erfolge kann ich nichts mitteilen, was die Frage zu fördern imstande wäre. Es mögen manche davon verschwunden und wieder andre dafür entstanden sein. Die Bewegung war also auf diesem kleinen Fleckchen Erde groß genug, und auch die Einwirkung der neuen Zeit mit Transporterleichterung und Großbetrieb hat nicht gefehlt. Aber trotzdem: jene 28 bleiben übrig, ein Mittelstand, wie man ihn nicht besser und beständiger sich wünschen kann. Der alte Bähr hätte vielleicht seine Freude an diesem Zeugnis aus „Weißnichtwo“ gehabt.

Darf ich nun noch über die Honoratioren ein Wort sagen: juristische Beamte, Rechtsanwälte, Geistliche, Ärzte u. s. w., so sind diese ja an einem kleinen Orte nicht nur die Vornehmen, sondern auch die „Reichen“ schlechthin. Ihrem Einkommen nach gehören sie zu unserm Mittelstande. Bähr zählt sie nicht mit, weil er nur die produktiven Stände berücksichtigt. Für mich wird eine kurze Bemerkung gestattet sein, da sie auch einen wirtschaftlichen Hintergrund hat. Ich zähle hier 14 Häuser, aus denen allen ich mir einst die Gespielen meiner Kindheit holte. Die Familien selbst sind jetzt sämtlich dort verschwunden, denn der Sohn bleibt ja in diesem Stande selten am Orte des Vaters. Die Familienhäupter sind der größern Zahl nach am Orte gestorben, wenn sie aber im Laufe der Beobachtungsperiode weggezogen sind, so habe ich ihr und ihrer Angehörigen Schicksal bis auf den heutigen Tag verfolgen können. In Bezug auf diese Vornehmen oder Reichen oder Gebildeten, die höchste Kaste meines kleinen Gemeinwesens, macht mich nun die Beobachtung, daß sie fast sämtlich in diesen fünfundvierzig Jahren den Weg nach unten gegangen sind, wahrhaft betroffen. Eine Familie hatte keine Söhne, aus vieren sind die Söhne mißraten, aus sieben haben sie es nicht zu einer der väterlichen entsprechenden Stellung oder auch nur zu einer angemessenen Schulbildung gebracht. Nur aus zweien, wovon eine die des Ortsgeistlichen ist, sind Söhne hervorgegangen, die nicht hinter ihren Vätern zurückblieben. Giebt das nicht zu denken? Uns allen ist wohl der Satz bekannt, daß in bürgerlichen Familien erworbnes Gut nicht leicht in die dritte Hand kommt. In einer der geistreichen sozialpolitischen Unterhaltungen des zweiten Teils der Neuen Heloise sagt Julie: „Man hat immer nur Talente, um dadurch emporzusteigen. Keiner will hinunter. Meinen Sie, daß das natürliche Ordnung ist?“ Gewiß nicht, würde ich von meinem kleinen Beobachtungsfelde aus antworten, aber das Hinuntersteigen brauchte nicht in so erschrecklichem Maße zu erfolgen.

Litteratur

Nicolai Iwanowitsch Pirogow. Lebensfragen. Tagebuch eines alten Arztes. Aus dem Russischen übertragen von August Fischer. (Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Th. Schiemann. Dritter Band.) Stuttgart, Cotta, 1894

Der Mann, der hier sein Leben erzählt, ist ein tüchtiger in Deutschland und Frankreich gebildeter Chirurg, der sich um das Hospitalwesen in seinem Vaterlande und um das allgemeine Lazarettwesen in den letzten europäischen Kriegen das größte Verdienst erworben hat. Doch würde dies das allgemeine Interesse, zumal in Deutschland, an diesem starken Bande kaum rechtfertigen. Hierzu gehört die allerdings ausnehmend gewinnende, in ihrer Art bedeutende, in ihrer russischen Umgebung aber geradezu auffallende Persönlichkeit des Mannes. Er hat diese Lebensgedanken und Lebenserinnerungen in seinen letzten Lebensjahren von 1879 bis 1881 aufgesetzt. Er beginnt mit tiefen philosophischen Tagebuchaufzeichnungen, die dem medizinischen Durchschnittsdenken jener Jahre erfreulicherweise durchaus nicht entsprechen. Wir haben eben einen „alten Arzt" vor uns, der in Berlin studirte, als „noch die klassischen Stücke Shakespeares, Schillers, Lessings und Goethes beim Publikum in Gunst waren." „Die Zeit seines Berliner Aufenthalts war gerade die Zeit des Übergangs — und zwar eines sehr schnellen Übergangs — der deutschen Medizin zum Realismus; damals begann gerade ihr Einschwenken in die Reihe der exakten Wissenschaften, das von den Fanatikern des Realismus bis auf den heutigen Tag so gefeiert wird." Pirogow scheint diesen Übergang nur insoweit mitgemacht zu haben, als es seine technischen Fähigkeiten in seinem Berufe fördern konnte. Aber keineswegs opferte er diesem berüchtigten „Fortschritt" sein Denken und Fühlen als Mensch und Gelehrter, wie die meisten seiner Zunftgenossen um die Mitte dieses Jahrhunderts. Die religiösen Betrachtungen dieser Tagebuchblätter werden auf die deutschen Leser etwas fremdartig wirken, da sie sich auf dem Grunde des orthodoxen Kirchenglaubens aufbauen. Der starke Pulsschlag eines wahrhaft christlichen Seelenlebens aber wird sie sympathisch berühren, zumal da es das Leben eines „mit der Wissenschaft fortgeschrittenen" Arztes ist. Ein darwinistischer Streber im struggle of the life war dieser Arzt nicht. Er wurde daher auch dem Büreaukratismus seiner Regierung auf die Dauer unbequem und hat die spätere Lebenszeit im Privatleben gestanden. Die Freimütigkeit und Gerechtigkeitsliebe, mit der diese Lebensaufzeichnungen Verhältnisse und Persönlichkeiten schildern, erklären das hinlänglich. Der etwas breite Raum, der der Anekdote eingeräumt wird, mag zwar den Ernst des Eindrucks dieser Beobachtungen gelegentlich etwas einschränken. Dafür wird er um so anziehender wirken, nicht bloß auf die große Leserzahl, die sich gerade heute für das — frühere! — geistige Leben in den deutsch-russischen Ostseeprovinzen interessirt, sondern auch auf die noch größere aus medizinischen Kreisen, die gern persönliche und allgemeine Erinnerungen an die Lehrer des ältern Arztgeschlechts (Joh. Müller, die Brüder Weber, Schönlein, Dieffenbach, Gräfe, die beiden Langenbecks u. a.) auffrischt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Kreislauf des Goldes und der Einfluß der Scholle

Gold verdunstet! Manche Menschen haben eine geradezu unheimliche Fähigkeit, Gold schnell verdunsten zu lassen, aber es geht nicht verloren, es schlägt sich nieder und sammelt sich zu Goldbächen, Strömen, Meeren — dann verflüchtigt es sich wieder und beginnt den alten Kreislauf von neuem.

Am schlagendsten läßt sich dieser Satz an den notleidenden Rittergutsbesitzern der östlichen preußischen Provinzen beweisen, nur darf man da nicht bloß allgemeine Betrachtungen anstellen, sondern man muß an der Hand des zugänglichen Materials einzelne Kreise sozusagen seziren. Die großen Redner vom „Bund der Landwirte“ und die noch größern Schriftsteller seiner Presse stellen den Satz Eugen Richters, man dürfe eine dem Untergang anheimgefallene Gesellschaftsklasse nicht auf Kosten des ganzen Volkes erhalten, als das gräßlichste Verbrechen dar. Die Rittergutsbesitzer sind ihrer Ansicht nach die Träger des Staates, sein Fundament, und wenn sie zu Grunde gehen, wenn ihre Scholle zersplittert wird oder in die Hand des Kapitalisten übergeht, so geht darüber Staat, Monarchie, Vaterlandsliebe, Religion, Familie, kurz alles, was Julius Cäsar immer so schön mit göttlichem und menschlichem Recht bezeichnete, zu Grunde, das Chaos bricht herein. Und doch vollzieht sich dieser Wechsel ganz still und geräuschlos schon seit hundert Jahren, ohne daß bisher ein großes Unglück für den Staat dabei zu bemerken gewesen wäre. Auch in Frankreich hat der Ackerbau und seine Leistungsfähigkeit für den Staat durch die Umgestaltung der Besitzverhältnisse in der großen Revolution nicht gelitten, ein Überwuchern des Großkapitals ist nach der neuesten Statistik nicht nachzuweisen. Die bedrängte Lage namentlich der nordostdeutschen Landwirte kann nur der leugnen, der sie nicht kennt, aber die Bundespresse hat die Not

oft maßlos übertrieben und jede ruhige Betrachtung und Würdigung der vielfachen Ursachen mit Geschrei und phrasenhaften Schlagwörtern totzumachen versucht, weil ihr sachliche Gründe nicht in so hohem Maße zur Verfügung stehen wie Lungenkraft. Der heutige größere Grundbesitz erfreut sich schon sehr lange nicht mehr der Stabilität eines rocher de bronce, als den man ihn jetzt hinzustellen beliebt. Ein neuer Beweis dafür könnte uns zwar erlassen werden, denn es ist eine alte Geschichte, daß die alten Rittergüter, die ja von sehr verschiedner Größe sind, seit vierzig bis fünfzig Jahren zum größten Teil ihre Besitzer durch Verkauf gewechselt haben. Schon Rodbertus hat für die Zeit von 1835 bis 1864 das Schicksal von 11 000 Rittergütern untersucht und gefunden, daß sie in diesen dreißig Jahren zweimal den Besitzer gewechselt haben, und zwar vierzehntausendmal durch Verkauf; und Rudolf Meyer stellte fest, daß vor 36 Jahren noch 271 adliche Geschlechter in Pommern auf Rittergütern saßen; heute sind es nur noch 176. Aber uns liegt daran, zu zeigen, inwieweit ein paar Hauptschlagwörter der Herren Plötz, Mirbach, Wangenheim und Genossen berechtigt sind, ohne die es fast in keiner der sogenannten „Beruhigungsreden," denn Agitationsreden sollen es ja bekanntlich nicht sein, abgeht. Es heißt da immer: 1. Die heutigen bis in die Knochen königstreuen, vaterlandsliebenden Grundbesitzer müssen das Erbe ihrer Väter „mit dem weißen Stabe" verlassen! 2. Die Nachfolger, das wird eine schöne Gesellschaft sein: Krethi und Plethi, vaterlandslose Juden und dergleichen unzuverlässige Subjekte, auf die sich kein Hohenzoller stützen kann, internationale Margarinefabrikanten, die durch unlautern Wettbewerb die werteschaffenden Landwirte um ihren sauern Verdienst betrogen haben. Wo will denn das Vaterland, das Herrscherhaus seine Beamten hernehmen, wo seine Offiziere?

Gemach, ihr Herren! Die Hand aufs Herz! Wie viele von euch sind nicht heute schon Krethi und Plethi, oder von Krethi und von Plethi! Will man darüber ins Reine kommen, so muß man jeden Einzelnen ins Auge fassen, mit den Allgemeinheiten ist nichts gesagt und nichts bewiesen, die sind gut für große Reisereden, bei denen die Debatte ausgeschlossen ist oder dumme, unbequeme Frager zur Ruhe geschrieen werden. Die Verhältnisse sind ja oft so verschleiert, daß man schwer hinter die Wahrheit kommen kann, aber bei dem Ritterguts- oder Herrschaftsbesitzer „Ostelbiens" muß man immer erst fragen: Wo ist der Kommerzienrat, wo ist der Jude? Irgend in einem Winkel des Ahnenschlosses sitzt einer von beiden bestimmt, manchmal beide zusammen. Um das zu beweisen, wollen wir von zwei in einer preußischen Provinz liegenden Kreisen X und Y die ersten hundert Rittergüter nach Ausschluß aller der Güter, die als Staatsdomänen, Majorate u. dergl. nicht verkäuflich sind, prüfen. Da finden wir folgendes überraschende Ergebnis. In den letzten zwanzig Jahren haben von diesen 100 Gütern 28 ihren Besitzer nicht gewechselt; dagegen sind 24 im Erbgange und 48 durch Verkauf in andre Hände

übergegangen. Seit fünfzig Jahren haben den zugänglichen Quellen nach überhaupt 81 Güter den Besitzer gewechselt, davon 42 einmal, 28 zweimal, 9 dreimal und 1 fünfmal! Sehr merkwürdig und lehrreich ist es, daß gerade in guten Zeiten, wenn die Landwirtschaft gedeiht, die meiste Lust bei den alten ehrenfesten Grundbesitzern zum Verkauf des Erbes ihrer Väter erwacht. In schlechten Zeiten, wie jetzt, hört man viel weniger von Verkäufen; der Güterhandel wird erst wieder in Flor kommen, wenn die Getreidepreise steigen. Fragen wir nun darnach, aus welchen Erwerbskreisen die neuen Besitzer stammen, aus welchen Quellen die Geldmittel zu dem Kauf geflossen sind, so zeigt sich uns eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, die von Ahnen blutwenig aufzuweisen hat. Der heute so viel verlästerte Kaufmannsstand hat im neunzehnten Jahrhundert das meiste Geld hergegeben, um Grundbesitz zu erwerben und zu erhalten. In unserm Falle finden wir allein 48 Kaufleute, Bankiers, Fabrikanten, und unter ihnen 18 Juden! Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Hotelbesitzer, Schnapsfabrikanten, Pferdehändler, Armeelieferanten, Rechtsanwälte ein ganzer Schwarm, Viehhändler, Fleischer, Theaterdirektoren und theatralische Berühmtheiten, Weinhändler, Bauunternehmer, Düngerhändler, Düngerfabrikanten, christliche und jüdische Halsabschneider — kurz alles, was sich der Mensch nur denken kann, ist als Käufer für den großen Grundbesitz aufgetreten für sich oder für den Sohn oder für den Tochtermann. Aber welcher Stand fehlt bei diesem großen Ausverkauf der alten feudalen Rittersitze, der nun schon über hundert Jahre dauert? Nur Professoren und Gerichts- oder Regierungsbeamte suchen wir vergebens unter den Bietern. Der Kommerzienrat ist unbestritten der bevorzugteste Erbe des alten befestigten Grundbesitzes oder wenigstens das Medium, durch das das heutige Geschlecht zum Grundbesitz gelangt ist, und doch sind nicht viel über hundert Jahre verstrichen, seit der alte Fritz seine Randbemerkung machte zu dem Gesuch des Stettiner Kommerz- und Admiralitätsrats um gnädigste Permission zum Erwerb eines Ritterguts für 40000 Thaler: „40000 Thaler im negotio bringen 8 procent, in gühter nur 4, also verstehet er sein Handwerk nicht, ein Schuster muß Schuster seindt, ein Kaufmann handeln und keine gühter haben.“ Was der Stettiner Kommerzienrat darauf gethan hat, ist nicht bekannt. Er fand vermutlich auch damals bald den für die Erwerbung eines Ritterguts notwendigen adlichen Schwiegersohn, wenn er im Besitz einer Tochter war. Aus unsern Untersuchungen mögen hier ein paar Beispiele folgen, die man leicht vermehren kann, und die ihresgleichen in allen begehrtern Regierungsbezirken haben.

A. Herrschaftsbesitzer, bekannter alter protestantischer Adel, sehr feudal, sehr fromm, vermählt mit einer ebenbürtigen Frau, die Kinder verheiratet mit anerkannt hohem preußischen Adel. Aber die Mutter des Herrn A hat mit ihrem sehr mosaischen Gelde die Herrschaft einst erhalten müssen.

B. Säule des Bundes der Landwirte. Nur für die Allgemeinheit not-

leidender Landwirt, sehr konservativ, annoch unadlich, besitzt das väterliche Rittergut. Der Vater war sogenannter Patrizier in Rotwein, und die Mutter die Tochter eines heraufgekommnen Spinners oder Webers.

C. Großer Sportsman, großer stark verschuldeter Besitz, väterliches Erbteil, d. h. nicht die Schulden, adlich, Söhne und Töchter noch viel adlicher, Söhne Gardehusaren oder Gardedragoner; können sich alle nicht mehr darauf besinnen, daß der alte Urgroßvater noch ein sehr kleiner Krämer war.

Für gewöhnlich ist ja die Herkunft des heutigen Grundbesitzers und der Ursprung des Geldes, das ihm seinen Besitz erst ermöglicht hat, nicht so schwer festzustellen. Die Menschen haben nur im allgemeinen leider ein so schauderhaft kurzes Gedächtnis, man muß sie eben von Zeit zu Zeit daran erinnern, daß sich die Weltgeschichte immer noch zu helfen gewußt hat, und daß sie an ihrem eignen Leibe den Beweis liefern, daß die Beständigkeit nur im Wechsel besteht. Ablösung vor! so heißt es immer wieder. Früher wurde nur nicht so viel dabei geschrieen wie heute, wo jeder behauptet, die Welt gehe unter, wenn gerade er seinen Posten, sein Thrönchen verlassen muß, von dem er doch vor einer so kurzen Spanne Zeit auch erst einen andern vertrieben hat. Nein, deshalb geht die Landwirtschaft Deutschlands noch nicht zu Grunde!

In wie rasendem Lauf sich dieser Wechsel z. B. auch in Westpreußen vollzogen haben muß, geht daraus hervor, daß die heutigen Herrenhausmitglieder deutscher Zunge aus dieser Provinz alle homines novi sind. Man findet kaum ein Rittergut dort, das über fünfzig Jahre in der Hand einer deutschen Familie wäre, und dieser Zeitraum gehört bekanntlich zu den Kriterien des befestigten Grundbesitzes, der das volle Wahlrecht für das preußische Herrenhaus verleiht. Viel hat hier wohl der Übergang dieser Provinz an Preußen mitgewirkt, aber wie wir sehen, sind die Verhältnisse in den andern Provinzen auch nicht anders.

Also das Alte stürzt, das Unglück des ewigen Wechsels steht fest, und wir müssen nach einem Trost suchen, um nicht zu verzagen. Rufen wir deshalb die Manen des alten Attinghausen herbei, und hoffen wir mit ihm, daß auch diesmal, wie immer noch, aus den Ruinen neues Leben blühen werde. Und zu dieser Hoffnung sind wir berechtigt, aus alten Erfahrungen und aus neuen Beobachtungen.

Alle Tier- und Pflanzenzüchter kennen den wunderbaren Einfluß der Scholle auf das, was auf ihr wächst, was auf ihr lebt; sie wissen, daß Gebirgsvieh ins Flachland versetzt von Geschlecht zu Geschlecht mehr und mehr seine charakteristischen Eigenschaften verliert; daß lebhafte dauerhafte Steppenpferde mit stahlharten Hufen und Knochen in graswüchsigen Flußniederungen mit weichem Boden im Laufe der Zeit zu phlegmatischen, schwammigen Mähren mit großen, flachen Hufen werden; daß Niederungsvieh mit schwacher Hornbildung im Binnenlande Ochsen mit geradezu schauderhaft dicken Hörnern er-

zeugt; sie wissen, daß all unsre Kulturgewächse, die Getreidesorten wie die Kartoffeln, ihren Gehalt an Nährstoffen ganz nach der Scholle abändern, und daß der Züchter dem Einfluß der Scholle nur entgegenarbeiten kann, wenn er immer wieder neues Blut, neuen Samen zur Weiterzucht benutzt.

Ist es da ein Wunder, daß die Scholle auch auf den Menschen, dieses wandelbarste aller Geschöpfe, ihren Einfluß ausübt? Namentlich auf den deutschen Menschen, der seine Verwandlungsfähigkeit ja auf das schauderhafteste bewiesen hat, der binnen unglaublich kurzer Zeit zum Polen, zum Engländer, zum Franzosen wird — es gehören bei ihm gar nicht einmal Geschlechter dazu, es genügt ja manchmal ein einziges Jahr!

Und so ist es in der That, die Scholle macht ihren Einfluß rettungslos geltend auf alles, was aus der Stadt, aus der Fabrik auf sie verpflanzt wird. Der Sohn des fortschrittlichsten Danziger Kaufmanns, ja vielleicht er selber wird nationalliberal, wenn er aufs Land kommt und ein Rittergut kauft; der Enkel ist bereits streng konservativ, antisemitisch, schwärmt für Prügelstrafe, Stöcker, Börsenreform, Bimetallismus und Antrag Kanitz, ist mit einem Worte vollberechtigter notleidender Landwirt und Mitglied des Bundes mit der von ihm ganz allein gepachteten oder vielmehr ihm angebornen „Königstreue bis in die Knochen.“ Es ist zum Lachen, wenn man sieht, welchen entsittlichenden Einfluß die Scholle auf die Enkel der alten Konfliktskämpen in den allermeisten Fällen hat und gehabt hat. Wers nicht glauben will, der greife sich nur einen nach dem andern heraus und prüfe ihn auf seine Herkunft, auf seine Abstammung und auf die Quelle seines Besitzes. Jedenfalls zeugt das heutige Benehmen der meisten ostelbischen Großgrundbesitzer nicht von Pietät für Vater und Großvater und von Dankbarkeit für das, was die Alten durch Handel und Industrie zusammengebracht haben, um eine Scholle für sich und ihre Brut zu erwerben.

Also die Angst ist unbegründet, die nächste Ablösung wird binnen kurzer Frist ebenso konservativ und königstreu sein und dem Vaterlande ebenso gute, zuverlässige Offiziere stellen wie die Ablösungsmannschaft, die vor zwanzig oder vierzig Jahren angetreten ist; sie wird bald unter dem Einfluß der Scholle auf das Gewerbe der Väter und Großväter fluchen lernen, wenn das Gold, das „von dem werteschaffenden Stande in sauerm Schweiß der heimatlichen Scholle abgerungen wird,“ verdunstet, um sich an andern Stellen in größern Massen niederzuschlagen. Das Schicksal der Einzelnen kann tief ergreifend sein, kann uns zum größten Mitleiden veranlassen, aber der Wechsel selbst folgt ganz natürlichen Gesetzen, die wohl in ihrer Härte gemildert, in ihren Folgen verzögert, aber durch menschliche Weisheit nicht abgewendet werden können. Soll der Besitz dauernd in einer Familie erhalten werden, so kann das nur dadurch geschehen, daß der Einzelne auf Kosten der andern Familienmitglieder bevorzugt wird. Wird das Erbe gleichmäßig geteilt, so beginnt sofort der

Abfluß des zur Erhaltung des Gutes notwendigen Kapitalstocks, und der Erwerber, sei er Teilerbe oder Käufer, der mit zu schwachen Mitteln den Besitz antritt und diese Mittel nicht durch hervorragende eigne Kraft oder durch Heirat ergänzen kann, muß stets der Ablösung gewärtig sein, sie kommt mit Sicherheit früher oder später, je nach dem Wechsel in der Weltwirtschaft.

Was wir hier ausgeführt haben, gilt in erster Reihe für den Großgrundbesitz, die alten Rittergüter, aber auch für die Bauern. Es bilden sich auch neue Bauern aus dem Stande der ländlichen Aufseher, Kutscher, Gärtner und Handwerker, namentlich der Landmaurer, selbst aus Fleischern und Viehhändlern.

Erschweren wir unsern Landwirten, den großen wie den kleinen, ihr hartes Brot nicht mit Gesetzesexperimenten und plötzlichen, drückenden Geldauflagen, lassen wir uns aber auch nicht durch Geschrei kopfscheu machen. Die Landwirtschaft geht in Deutschland noch nicht zu Grunde, auch wenn zeitweise billigere Getreidepreise einen scheinbar schnellern und schmerzhaften Wechsel in dem Personalbestande der Landwirte herbeiführt. Sie geht nicht zu Grunde, dafür sorgt der Kreislauf des Goldes und der Einfluß der Scholle.

Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik

5. Australien

Am 29. Januar ist in Hobart-Town, der Hauptstadt Tasmaniens, eine Konferenz der leitenden Minister und zugleich eine Versammlung von Vertretern der sieben australischen Kolonien zusammengetreten, um den Weg zu einem politischen und wirtschaftlichen Bunde zu finden, der seit Jahren gesucht wird. Vor vier Jahren hatte ihn eine ähnliche Vereinigung in Melbourne schon ziemlich klar gewiesen. Dazwischen kam die unheilvolle Handelskrise, die wie ein Wirbelsturm über Australien und Neuseeland hingebraust ist und nur noch an das Nächste, vor allem an Rettung denken ließ. Aber sobald die Ruhe zurückgekehrt war, drängte sich der alte Wunsch wieder an die Oberfläche, und die Konferenz erklärte in ihrer ersten Sitzung die Föderation als die wichtigste Frage des Tages. Dem jüngern Geschlecht der Australier ist das Bedürfnis nach einer politischen Form ihrer wachsenden Selbständigkeit offenbar dringend geworden. Natürlich denkt kaum einer, der dafür eintritt, an Losreißung vom Mutterlande; daß aber die Föderation einen Schritt zu diesem Ziele bedeutet, ist klar. Das Ziel mag sehr fern sein, die Föderation bleibt doch eine Fortbewegung auf

der Bahn, die bezeichnet ist durch die Haltepunkte: Besitzung, selbständiges Glied des britischen Reiches, Glied eines größern Ganzen und erst dadurch Bestandteil des Reichs. Während Kanadas Halt am Mutterlande durch die ein Vierteljahrhundert alte Bildung der Dominion of Kanada thatsächlich nicht erschüttert, sondern eher befestigt wurde, ist Australien selbständiger schon durch Lage und Größe und durch keine angrenzende Macht so nahe bedroht wie Kanada. Als der ehemals einflußreichste Staatsmann Australiens, Henry Parkes, 1881 den englischen Ministern empfahl, statt unfähiger Leute als Gouverneure dieser wichtigen Kolonien nur Männer auszusenden, die man in der Heimat für Ministerposten reif halte, wurde er verlacht. Seitdem amtirten Loftus und Brassey in Sydney. Wie lange wird es dauern, und England wird sich in Australien durch einen Generalstatthalter mit fürstlichem Rang vertreten lassen, wie in der Dominion von Kanada. Der Commonwealth of Australia, dessen Verfassung eigentlich seit 1891 fertig ist, wird in wenig Jahren als der jüngste Großstaat, der einzige, der zugleich ein Kontinent ist, vor uns stehen. Er mag dann noch eine Reihe von Jahren im Kielwasser des großen Schiffes Altengland fahren, aber seine Lage bestimmt ihm eine eigne Politik, und diese zu machen, werden sich ganz bestimmt die australischen Staatsmänner beeilen, die von dem jugendlichen Ehrgeiz aller Kolonialvölker beseelt sind und ihre Interessen rücksichtslos zur Geltung bringen wollen.

Es ist sehr bezeichnend, daß die aufrichtigsten Anhänger Englands in Australien, die Konservativen von Neusüdwales, unter der Führung des Ministers Dalley den ursprünglich in Viktoria besonders gepflegten Föderationsideen das Programm entgegensetzten: Verbindung der australischen Kolonien in und durch eine allgemeine Verbindung aller englischen Kolonien mit dem Mutterlande; wenn diese nicht zu erreichen wäre, Selbständigkeit jeder einzelnen wie bisher. Um eine solche Vereinigung anzubahnen, sollte eine einzige große Flotte gebildet werden mit einem Geschwader für jede Kolonie oder Gruppe von Kolonien, unter englischer Oberleitung u. dergl. Diese Pläne haben immer mehr Boden verloren. In London selbst wünschten viele Staatsmänner eine Föderation, die die kolonialen Lasten des Mutterlandes erleichtere; vielleicht waren darunter Bekehrte aus der Schar derer, die einst die volle Unabhängigkeit Australiens für den größten Vorteil Englands gehalten hatten. Am unerträglichsten schien der Gedanke, Abgeordneten oder Staatsmännern der Kolonien Sitze im Parlament einzuräumen. Ihre Generalagenten in London zu einem Beratungskörper zu vereinigen, schien den Kolonien unpraktisch, denn diese Agenten sind auf der einen Seite vom Kolonialamt abhängig, auf der andern von den Geldmächten beeinflußt. So blieb der erste und einfachste Gedanke eines Bundes der australischen Kolonien auch hier der beste, tauchte unter allen andern Plänen immer wieder auf und gewann immer mehr Raum.

Die Konferenz der leitenden Minister der sieben australischen Kolonien zu Hobart-Town beschloß nun am 6. Februar d. J. die Entwerfung einer Verfassung für den zu bildenden australischen Bund, die veröffentlicht und nach einiger Zeit den Parlamenten vorgelegt werden soll. Zu ihrer Beratung sollen von jeder der kolonialen Vertretungen zehn Mitglieder gewählt werden. Gleichzeitig tagte dort der aus Ministern, Reichs- und Kolonialbeamten und Parlamentariern bestehende Federal Council, der seit Jahren zur Beratung allgemein australischer Angelegenheiten zusammentritt, und dessen Stimmung womöglich noch wärmer für den Bund zu sein schien. Aus den Beratungen ging hervor, daß gemeinsame Gesetzgebung in Post-, Bank- und Quarantänefragen am dringendsten gewünscht wird, und daß man die Verständigung in kolonialen Finanzfragen sucht. Im Grunde ist der Plan ja nur in der Form neu. Schutzzoll, Einwanderungsschwierigkeiten, Staatsbahnsystem, Zurückdrängung des Mutterlandes in Ein- und Ausfuhr — an der Einfuhr nimmt England mit 41, das Ausland mit 15 Prozent teil —, damit zusammenhängend die wachsende Unabhängigkeit vom Londoner Markt, besonders in Wolle, selbst die neuerliche Herabsetzung der Gehalte der Gouverneure und Generalagenten u. a., das alles arbeitet dem Bunde vor, der in Form des Federal Council, einer freiwilligen panaustralischen Vereinigung, eigentlich zeitweilig schon sein Organ gehabt hat, das sich rühmt, die fernere Verschickung der französischen Verbrecher nach Neukaledonien durch seine Agitation unmöglich gemacht zu haben. Diese Föderationsbestrebungen sind auch nicht von einer bestimmten Partei verfolgt worden, wenn ihnen auch im allgemeinen die Nationalisten überall abgeneigt waren; sondern die hervorragendsten und ehrgeizigsten Politiker waren in der Regel ihre Vertreter, und das in der Kolonialpolitik immer ganz besonders mächtige persönliche Element hat an ihnen fördernd und hemmend mehr Anteil gehabt als das Parteibekenntnis. Weil Viktoria, das sich gern als den leitenden Staat betrachtet, an der Spitze der Föderationsbewegung stand, stemmte sich Neusüdwales dagegen, wiewohl von seinem hervorragendsten Politiker, Parkes, der Plan dazu energisch vertreten wurde. Lange waren auch die Schutzzöllner gegen die Föderation und mit ihnen die Arbeiterparteien; von der freihändlerischen Richtung, die erst vor einigen Monaten in der Person ihres Führers Reid die Leitung von Neusüdwales wieder übernommen hat, sind nun aber die neuen Anregungen ausgegangen, die zu der Konferenz von Hobart-Town geführt haben. Tief unten sind es zuletzt noch ganz andre Kräfte gewesen, die dem Plane immer mehr Bahn brachen und ihn so ganz natürlich aus der Entwicklung Australiens hervorwachsen ließen: die wirtschaftliche Frage, die sozialen Probleme und der Schutz gegen außen. Während die Geldkrisis der letzten Jahre das Gefühl für die Sonderinteressen und besondern Sorgen der Kolonien verschärft hat, zeigt sie doch immer mehr, wie unbegründet die Hoffnung war, im Schutzzoll ein Mittel dagegen zu finden. Und zugleich zwangen

die riesigen Ausstände Maßregeln auf, die gerade so über die Grenzen der Kolonien hinausgreifen mußten, wie die Arbeitervereinigungen darüber hinausreichten. So fand die erneute Anregung von 1894 nicht mehr die Stimmung, in der der Verfassungsvorschlag von 1891 untergegangen war.

Die wirtschaftlichen Vorteile eines Bodens sind leichter zu gewinnen als die politischen, die wirtschaftliche Arbeit erfordert weniger und einfachere Fähigkeiten und Kenntnisse. Junge Kolonien kennen daher fast nur wirtschaftliche Interessen, und das Mutterland wird vor allem diese zu schonen haben, wenn es nicht Unfrieden aussäen will. In einer Timeskorrespondenz aus Brisbane (Queensland) lasen wir 1893: „Die Politik von Queensland ist so sehr die Frucht der Entfaltung seiner Naturschätze, daß es unmöglich ist, von ihr zu sprechen, ohne vorher das Land zu beschreiben. Mit wenigen Ausnahmen sind die besten Männer der Kolonie beschäftigt, ihre Hilfsquellen zu erschließen. Sie schenken politischen Bewegungen wenig Beachtung, solange nicht das Gedeihen ihrer wirtschaftlichen Bestrebungen davon berührt wird. Die meisten politischen Fragen entspringen den materiellen Bedürfnissen wenigstens eines Teils der Kolonie. Wenn diese in Kampf kommen oder zu kommen scheinen mit den Interessen andrer Teile, so entsteht immer eine politische Bewegung, die zu Streitigkeiten führt, die mehr oder weniger heiß und allgemein geführt werden, je nach der Zahl der Menschen, die sie berühren. Aber keine politische Spannung hält lange an, wenn sie nicht materiellen Verlust oder Gewinn bringt, und keine erscheint unwichtig, sobald sie dieses thut.“ Das Mutterland hat diese Bedeutung der wirtschaftlichen Interessen vollständig gewürdigt, aber sie sind nicht so einfach, daß es nichts andres zu thun hätte, als sie mit dem Kursblatt und der Schere zu pflegen. Von den etwa 3000 Millionen Mark, die alljährlich an Zinsen und Renten der verschiedensten Art von den Kolonien nach London fließen, kommt sicherlich ein großer Teil aus Australien, das finanziell ganz eng mit England zusammenhängt und offiziell nur ihm schuldet, aber viel. Das ist ein starker Zusammenhang, für Australien mehr Kette als Rosenband. Er kann England über die allmählich ungünstiger gewordne Handelsbilanz (1893: 587 Millionen Einfuhr aus Australien und Neuseeland gegen 300 Millionen Ausfuhr dahin) trösten, in der sich die regelmäßige Zunahme der deutschen, französischen, nordamerikanischen und andern Einfuhren in Australien bemerklich macht. Es fragt sich nur, ob die goldne Kette nicht das junge Australien mit der Zeit immer schwerer drücken wird.

Australiens Finanzen haben besonders durch den Eisenbahnbau gelitten, der durch die Natur des flußarmen, von schwer zu überschreitenden Gebirgen an den wichtigsten Seiten eingefaßten Kontinents eine viel größere Notwendigkeit ist als in allen europäischen oder nordamerikanischen Ländern. Daß der Murray in nassen Jahren mit flachbodigen Dampfern bis Albury schiffbar ist, 2700 Kilometer von seiner Mündung, wo ihn die Eisenbahn von Melbourne

nach Sydney kreuzt, bedeutet praktisch nicht viel. Der große Verkehr bedient sich fast nur der Eisenbahnen, obgleich sie mit großen Unkosten arbeiten und ihr Netz noch recht unvollständig ist. Spät sind die Höhen der Dividing Range überschritten worden, die das Küstenland von Neusüdwales und Viktoria vom Innern trennen; erst 1890 wurden die Hauptstädte von Adelaide bis Brisbane verbunden, und nördlich von Brisbane gibt es nur isolirte Linien, die von der Küste ins Innere führen und sich an irgend einem Punkte totlaufen. Von der Energie des Vorwärtsdrängens der Vereinigten Staaten ist gerade darin Australien weit entfernt. Mehr als die Australier zugeben wollen, macht sich dabei die auf der allgemeinen Entwicklung des Landes lastende Ungunst der natürlichen Verhältnisse, besonders des Klimas geltend. 20000 Kilometer Eisenbahnen sind eine ansehnliche Zahl für eine so junge Kolonie, immerhin nur der vierzehnte Teil der Eisenbahnlinien der Vereinigten Staaten; sie würde und müßte aber größer sein, wenn es nicht in der Natur des Landes läge, daß die Masse der Bevölkerung an der Küste entlang einen Streifen von etwa 300 Kilometer Breite bildete, in dem die ganze Arbeit im größern Stil, besonders der Weizen- und Zuckerbau, der Bergbau und die Schafzucht betrieben werden und alle namhaften Städte liegen. Daher die Menge von kurzen Sackbahnen und der Mangel eines großen interozeanischen Netzes, von dem nur im Telegraphenwesen durch den berühmten Überlandtelegraphen Adelaide—Port Darwin eine Linie verwirklicht ist.

Die sanguinische Erwartung, daß Australien noch rascher als die Vereinigten Staaten wachsen und nach einem Menschenalter von 50 Millionen weißen Menschen bewohnt sein werde, wird in Australien selbst von ruhigen Beobachtern nicht mehr geteilt. Diese werden allerdings von der urteilslosen Menge überschrieen, in deren Chor leider auch die meisten Staatsmänner dieser Kolonien einstimmen, die es als ihre Verpflichtung ansehen, dem Volk, d. h. den Wählern nach dem Munde zu reden. Der Vergleich mit den 150 Jahre ältern Vereinigten Staaten hinkt aus natürlichen und geschichtlichen Gründen und übersieht auch, daß deren Zunahme in den ersten 180 Jahren verhältnismäßig langsam begonnen hat und in ihrem Fortgange ganz merkwürdige, unerwartete Erscheinungen zeigt, wie den Stillstand des natürlichen Zuwachses in den ältern Kolonien des Nordostens; auch damit muß man in Australien rechnen. Um soviel weiter es von Europa entfernt ist, um soviel weniger erhält es Einwandrer; in den Jahren seit 1885 gingen durchschnittlich viermal mehr Auswandrer aus dem Vereinigten Königreich nach Nordamerika als nach Australien. Die deutsche Auswandrung nach Australien zählt auch jetzt, bei dem lebhaften Verkehr, nur nach hunderten; in dem Jahrzehnt 1884 bis 1893 gingen nach den Vereinigten Staaten und Kanada in runder Summe eine Million Deutsche, nach Australien 4888. Die letzte Statistik Australiens (von 1892) zeigt für Australien einen Überschuß der

Geburten über die Sterbefälle von 80000 und der Einwandrer über die Auswandrer von 16000. In demselben Jahre hatte Neusüdwales 1197000, Viktoria 1167000, Queensland 421000, Südaustralien 332000, Tasmanien 153000, Westaustralien 59000 und Neuseeland 650000 Einwohner; das sind gegen vier Millionen. Die Vereinigten Staaten sind ungefähr siebzehnmal stärker bevölkert.

Wäre in diesen Zahlen nur die Entlegenheit des Antipodenlandes wirksam, zu dessen Erreichung wir allerdings noch immer das vierfache der Zeit brauchen, in der wir nach Nordamerika kommen, so läge in der ruhigen Entwicklung nur Anlaß zur Befriedigung. Die Überstürzung der Vereinigten Staaten ist nicht verlockend. Aber auch hierin zeigen sich schon jetzt die minder günstigen Naturbedingungen des Südlands. Ein starkes Drittel von Australien liegt im Tropengürtel und zieht also die europäischen Auswandrer nicht an. Von dem Rest ist nur ein Drittel gutes Ackerbau- und Viehzuchtland, ein andres Drittel ist Steppe mit Neigung zur Wüste, zum Teil noch passend für Schafzucht in großem Stil, nämlich mit großem Kapital, und der Rest ist bare oder, wie man dort sagt, heulende Wüste. So schön der Weizen von Südaustralien, und so lieblich der Wein von Viktoria — ein Weinpflanzer erhielt auf der Melbourner Weltausstellung den Ehrenpreis des deutschen Kaisers —, ein Wüstenhauch droht bis in die paradiesischen Gefilde des Südostens hinein, und die kostspielige künstliche Bewässerung ist überall Lebensfrage. Ein großer Teil Australiens, der nicht Wüste und nicht Ackerland ist, bietet nur der Viehzucht vortreffliche Bedingungen. Fleisch, Fett, Häute und Wolle werden aus allen australischen Häfen ausgeführt, gefrornes Fleisch in den letzten Jahren oft mehr, als die Märkte Europas aufnehmen konnten. Das Haupterzeugnis ist überall Wolle. Die Schafe passen sich dem Steppenklima und Steppengras am besten an; wenn auch einmal in trocknen Jahren einige Millionen verhungern und verdursten, wachsen doch ihre Herden dann in bessern Jahren ungemein rasch. Die Masse der ausgeführten Wolle (in den letzten Jahren jährlich für 600 Millionen Mark) ist noch immer im Steigen, und Australien ist jetzt unbestritten für Wolle das erste Land der Erde. Auf seinen Märkten finden sich auch deutsche Käufer regelmäßig ein.

Die Goldausbeute Australiens ist heute viel geringer, wenn auch sicherer als in den Tagen, wo der Goldsand von der Oberfläche weg in die Waschtröge geschaufelt wurde. In den alten Goldbezirken, vor allen Ballarat, ist kein Fußbreit Boden auf dem alten Platz. Erst haben ihn die weißen Goldwäscher durchwühlt, nach diesen die mit dem zwanzigsten Teil des Ertrags sich begnügenden Chinesen, zuletzt die hydraulischen Maschinen. Nun ist man längst in die Quarzfelsen vorgedrungen, wo mit großen Kosten ein sicherer Ertrag gewonnen wird. Die einzelnen Wäscher sind in die ödesten, fernsten Winkel Nord- und Westaustraliens gezogen, und auf den alten Gold-

feldern arbeiten Aktiengesellschaften. Die Romantik des Minenlebens, die leider in Australien keinen Bret Harte gefunden hat, ist vor der Mechanik der Maschinen und der Goldkompagnien mit ihrem Beamtenstaat, ihrem politischen Einfluß und ihren sozialen Schwierigkeiten spurlos verschwunden. Alle Goldfunde im Westen und Norden ändern nichts an den zwei Thatsachen, daß die größten Goldlager Australiens in den drei östlichen Kolonien (und Neuseeland) gelegen sind, und daß diese alle ihre ertragreichste Zeit hinter sich haben. Der enorme Betrag von vier Milliarden Mark, den Viktoria seit dem Jahre der Entdeckung seiner Goldfelder, 1851, geliefert hat, setzt sich aus einer erstaunlichen Summe für die Zeit bis 1860 und aus von fünf zu fünf Jahren ziemlich rasch herabsinkenden zusammen. Australien ist auch reich an Eisen und Kupfer, hat Kohlen und Silber. Aber es führt einstweilen lieber Eisen und Stahl aus England, Deutschland und Belgien ein, und die Ausbeutung seiner Silberlager ist bei den heutigen Silberpreisen nur unter ungewöhnlich günstigen Verhältnissen möglich. Neusüdwales ist die einzige australische Kolonie, die reiche Kohlenlager hat. Die Kohlenschichten von Neuseeland sind weder so mächtig noch so gut. Die Kohle von Neusüdwales, deren Rauch und Ruß die australischen Städte schon in eine echte Industrieatmosphäre hüllt, ist besser als einige andre in den Ländern des Stillen Ozeans, z. B. Vancouver und Chile. Wenn erst China seine so unvergleichlich reichen Schätze der vortrefflichsten Anthracite und Kohlen erschließt, werden voraussichtlich die Kohlenlager Australiens in Unbedeutendheit versinken. Die industrielle Macht wird auch, wie auf der andern Halbkugel, ihren Sitz im Norden haben.

Wir haben noch nicht vom Norden Australiens gesprochen, der wieder ganz andre Bedingungen hat. Dort nimmt Queensland den Raum eines dreifachen Frankreich in einer nordöstlichen Erstreckung ein, die der zwischen Berlin und Girgenti zu vergleichen ist. Ungefähr zwei Drittel der Kolonie liegen im Tropengürtel, und damit ist gesagt, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse von Queensland gründlich verschieden sein müssen von denen der vier südlichern Kolonien, mit denen Queensland nicht durch sein Alter, aber durch sein Gedeihen in Wettbewerbung tritt. Der Norden ist noch wenig entwickelt, die Steppe wird dort nur als Viehweide ausgenutzt, und die von Zeit zu Zeit auftauchenden Nachrichten von Goldfunden haben einstweilen noch nicht zu großen Unternehmungen Anlaß gegeben. Aber um den 18. Grad südlicher Breite beginnt das Gebiet der Zuckerrohrpflanzungen, das sich südwärts bis gegen Bundoberg ausdehnt, indem es mehr als tausend Kilometer an der Küste entlang zieht. Und an diese schließt sich eins der größten Viehzuchtgebiete Australiens mit einem goldreichen Hinterlande an. Hier im Süden liegt Brisbane, die 1825 als Verbrecheransiedlung gegründete Hauptstadt in der man vergebliche Anstrengungen macht, die zwei Hälften des Staates, die tropische und die gemäßigte, zusammenzuhalten. Die Interessen beider streiten

mit einander und scheinen unvereinbar wie einst in Nordamerika die der Karolinas und Neuenglands. Der Norden entwickelt sich ungemein rasch zu einem großen Gebiet tropischer Kulturen, während der Süden dem nördlichen Neusüdwales gleicht. Der Norden braucht ein andres Arbeitssystem als der Süden, und hier liegt, wieder ganz wie zwischen den Sklavenstaaten und den Staaten freier Arbeit in Nordamerika, der Grund des Auseinanderstrebens. Der Fall ist ungemein lehrreich und insofern von mehr als örtlicher Bedeutung, als Hauptforderungen von Nordqueensland, wie die auf Einfuhr farbiger Arbeiter und Aufhebung der Schutzzölle auf Industrieerzeugnisse, die natürlichen Forderungen von ganz Nordaustralien sein werden. Ein Fürsprecher der Sonderung sagte ganz triftig: Gegen den Wendekreis des Steinbocks hilft kein Argument und kein Gesetz. Da die Wünsche des Nordens ohne eine Mehrheit in beiden Häusern des Parlaments für die Trennung nicht befriedigt werden können, so hoffte der Norden auf das Eingreifen des Mutterlandes, das allein die Möglichkeit einer gewaltsamen Losreißung beseitigen kann. Für alle, die die Trennung anstreben, erscheint also zunächst die Föderation nicht als wünschenswert, und diese queenslandischen Schwierigkeiten haben überhaupt dazu beigetragen, die Stellung eines Commonwealth of Australia zu derartigen Fragen etwas gründlicher zu erwägen. Auch daher kam eine gewisse Abkühlung in der Besprechung des großen Plans.

In der Arbeiterfrage des zuckerrohrbauenden Queensland sehen wir bereits die sozialen Schwierigkeiten, von denen oben gesprochen wurde. Mit ihnen ist das ganze wirtschaftliche Leben Australiens so eng verflochten, daß man sich immer wieder an die Stirn greift und fragt: Ist dies das Neuland, wo erst seit hundert Jahren Europa kolonisirt, und wo der Raum gegeben zu sein schien für eine gesundere gesellschaftliche Entwicklung als in der Heimat?

Queensland ist eine der jüngsten tropischen Kolonien, ist aber in das Grund- und Erbübel aller schon tief und, wie es scheint, rettungslos hineingeraten, in die Verquickung von Arbeiter- und Rassenfragen. Chinesen und Kanaken, d. h. Eingeborne von den Inseln des mittlern Stillen Ozeans, müssen die Arbeit übernehmen, die die Weißen nicht ertragen, vor allem die höchst ungesunde und mühsame Lichtung des tropischen Dickichts. Für uns Fernstehende ist es ganz interessant, die Anstrengungen zu beobachten, die dort gemacht werden, um die Schwierigkeiten zu bewältigen, die früher viel einfacher und besonders auch billiger durch die Sklaverei ihre Erledigung fanden. Der Mensch gelber oder brauner Farbe ist allerdings bei dieser Arbeit gerade so zur Maschine geworden wie einst der schwarze Sklave, und mit seiner Freiheit sieht es sehr windig aus. Man sehe nur, wie die Chinesen benutzt werden: Landbesitz dürfen sie nicht erwerben, also wird ihnen Dickichtland (Scrub land) für eine Reihe von Jahren für die Verpflichtnng der Rodung vermietet; sie bauen darauf Früchte, mit denen sie einen schwunghaften Handel nach Süden

treiben. Nach einem Zeitraum, der so bemessen ist, daß der Boden gerade gut für das Zuckerrohr vorbereitet worden ist, kündet der weiße Freeholder seinem gelben Mieter, der nun eine Strecke weiter in die Wildnis hineinzieht und dasselbe Geschäft von neuem beginnt: eine selbstthätige Urbarmachungsmaschine, die man, wenn man sie nicht mehr nötig hat, ruhig des Landes verweist. Wer die stille, fleißige Arbeit dieser genügsamen Leute gesehen hat, zweifelt nicht, daß sie der Kolonie wertvolle Dienste leisten. Der weiße Pöbel kann sich aber doch nicht versagen, wiewohl sie sorgsam jede Berührung mit ihm vermeiden, sie seine Überlegenheit fühlen zu lassen, indem er zeitweilig einen kleinen Auflauf in Szene setzt, bei dem einige Chinesen totgeschlagen, ihre Wohnstätten beraubt und verbrannt werden. In Zukunft werden sich diese Helden wohl in acht nehmen, daß ihre zivilisatorischen Faustschläge nicht zufällig einen von den Japanern treffen, die in den letzten Jahren in zunehmender Zahl in das nördliche Queensland als Arbeiter in den Zuckerpflanzungen und -mühlen eingewandert sind. Übrigens hat England alle Veranlassung, auch die Beziehungen zu China im Interesse seines enormen Handels in Ostasien — England und seine Kolonien Indien, Hongkong und die Straits Settlements nahmen 1893 85 Prozent der chinesischen Einfuhr in Anspruch — so ruhig wie möglich zu erhalten. Die Aufgabe ist aber nicht leicht. Da verbietet plötzlich eine australische Kolonie die vertragsmäßig zugestandne Einwandrung der Chinesen, gedrängt von ihren Arbeitervertretern; chinesische Unterthanen werden mißhandelt, totgeschlagen; England droht nach Melbourne und begütigt nach Peking hin und flickt notdürftig das Loch in der Freundschaft. Spricht der Leiter der englischen Politik in London eine Ansicht über solche Dinge aus, so widerspricht ihm gleich darauf der Leiter der Politik einer Kolonie mit der Rücksichtslosigkeit, die schon die alten Griechen als eine unangenehme Eigenschaft der Kolonialpolitiker gekannt hatten. Diese Erfahrungen gehören auch zu denen, die der Föderation in London schon früher Freunde geworben haben.

Australien, und besonders Queensland, beschäftigt außer Chinesen eine nicht geringe Zahl von Malayen, Singhalesen, Javanern, besonders aber Polynesier und Papuas von den pazifischen Inseln. Einige Jahrzehnte waren diese in der Mehrzahl fleißigen und gelehrigen Leute der Gegenstand einer unglaublich unmenschlichen Behandlung, die die vielbeschrieenen Greuel der Sklaverei weit hinter sich ließ. Schiffe wurden ausgesandt, fast nur unter englischer Flagge, die die Archipele von Neubritannien bis zu den Paumotu durchkreuzten, mit Vorspiegelungen und Flittertand die Eingebornen an sich lockten, um sie den queensländischen Pflanzern zuzuführen, an die sie für eine bestimmte Reihe von Jahren vermietet wurden. Der Sprachen und Gesetze unkundig, waren diese armen Leute ihren Mietern ohne Schutz preisgegeben, die willkürlich ihre Kontrakte verlängerten, bis sie der harten Arbeit oder dem Heimweh erlegen

waren. Es sind das nämlich in der Mehrzahl keine körperlich kräftigen und seelisch rohen Menschen, wie viele von den Negern, die sich einst in Afrika und Amerika leichter über ihre Sklavenstellung getröstet hatten, sondern von einer geistigen und seelischen Begabung, wie sie nicht allen Weißen eigen ist. Zwang endlich das Gesetz, diese menschliche Ware wieder zurückzubringen, so genügte es zur Erfüllung der Form, sie auf einer beliebigen Insel auszusetzen. Da nun auf den melanesischen Inseln häufig die unrechtliche Regel gilt: Der Fremde ist der Feind — auf den Neuen Hebriden in das grausame Bild gekleidet, das den angetriebnen Fremden mit einer angeschwemmten Kokosnuß vergleicht, die mit dem Steinhammer zerschlagen wird —, so bedeutete die Aussetzung oft nichts andres als den Tod. Die Summe von Leiden, die allein die queenslandischen Zuckerpflanzungen über die armen Insulaner des Stillen Ozeans gebracht haben, ist unermeßlich. Jeglicher Gedanke daran sollte England abhalten, an der Behandlung der Eingebornen in andrer Mächte Kolonien Kritik zu üben. Es kamen dazu noch Mißbräuche in der Behandlung, Behausung und Verpflegung der Arbeiter auf Pflanzungen und in Zuckermühlen. 1890 untersagte die Regierung von Queensland alle Einfuhr von Kanaken, der beste Beweis, wie schlecht das ganze System gewesen sein muß. Infolge der großen Aufregung in allen an den Zuckerpflanzungen beteiligten Kreisen, infolge der Drohung einiger großen Pflanzer, auszuwandern, ihr Geschäft nach den Fidschiinseln zu verlegen u. dergl., wurde 1893 dieses Gesetz zurückgenommen und ein andres System der Einfuhr vorgeschlagen, das anscheinend die Freiheit und das Wohlsein der Kanaken sichert. Es ist seit 1893 in Thätigkeit und kann natürlich nur nach der Art, wie es gehandhabt wird, mit der Zeit beurteilt werden. Da die Zuckerkrisis sich auch auf Queensland ausgedehnt hat, ist zu befürchten, daß die armen Kanaken einen unverhältnismäßigen Teil der Last tragen müssen, die der Fall der Zuckerpreise dieser Industrie auflegte.

Leider hat auch das im gemäßigten Klimagürtel gelegne Australien seine sozialen Schwierigkeiten. Man muß sie Krankheiten nennen, so tief sitzen sie in den jungen Körpern. Kein andres Land der Erde hat die Gelegenheit gehabt, auf einer Weltinsel wie Australien, unter allen Klimaten, die dem Menschen zusagen, fern von feindlichen oder störenden Einflüssen seinem Volk eine neue Heimat zu gründen. Es waren die geographischen Bedingungen einer Utopie. Was hat das Europa des neunzehnten Jahrhunderts, auf der Höhe der Kultur, und besonders England daraus gemacht? Zuerst eine Verbrecherkolonie, die über die wehrlosen Eingebornen einen Schlammstrom von Lastern, Entartung bis zu seelischer und körperlicher Fäulnis hinleitete, bis die im Kampf mit der Natur und in der Vereinzelung geläuterten Enkel der Deportirten die Anti-Transportations-Bewegung hervorriefen und das „Mutterland“ zwangen, seine Verbrecher für sich zu behalten. Die Idioten u. dergl. wurden erst später

abgelehnt. Dann folgten Jahrzehnte ruhiger Entwicklung, bis mit den ersten Goldfunden in Viktoria (1851) die Periode der Goldüberschwemmung kam, in der wir, trotz der immer wiederkehrenden Geldkrisen, noch heute stehen. Die junge Pflanzung werdender Staaten wurde durch die massenhafte Zufuhr von Geld — Australien hat der Welt über sechs Milliarden Reichsmark Gold in vier Jahren gegeben und dazu eine Staatsschuld von vier Milliarden zusammengeborgt — in einen Zustand versetzt, für den nur die englische Sprache einen Ausdruck hat: Overcapitalization. Es ist wie Überfütterung oder Überdüngung. Ein für dies Jugendalter viel zu rasches Wachstum mit frühreifer Entwicklung und Störungen der Organe, die erst einem höhern Alter zu dienen haben, ist die ungesunde Folge. Ein weites Land, wo Raum für jeden sein sollte und ein Proletariat, das nicht einmal ein Wellenblechdach zum Schlaf hat; die Möglichkeit der Freiheit, bürgerlichen und wirtschaftlichen Gleichheit und die Wirklichkeit fast aller Formen von Sklaverei, die möglich sind; endlich die schönsten Anfänge des Großgrundbesitzer- und Großkapitalistentums. Der äußerlichste, aber sehr bezeichnende Ausdruck dieses vergeilenden Wachstums sind die vielbewunderten Großstädte Australiens: Melbourne ½ Million, Sydney 383000, Adelaide 133000, Brisbane 96000. In den Hauptstädten der Kolonien, wo soviel Raum zur Zerstreuung über das Land hin ist, wohnen ungefähr 28 Prozent der ganzen Bevölkerung. Da steht London mit seinen 4,2 Millionen verhältnismäßig klein der neunmal so großen Bevölkerung des Vereinigten Königreichs gegenüber.

Hier liegt die Ursache der großen Ausstände, die mit dem Gold und der Wolle am meisten beigetragen haben, Australien der Aufmerksamkeit der Europäer nahe zu bringen. Das bezeichnendste an ihnen ist, daß gerade die größten von ihnen nicht über Lohnfragen — den Achtstundentag hat Viktoria durch Parlamentsbeschluß —, sondern über Organisationsfragen ausgebrochen sind. Der große Ausstand von 1890 entstand bei den Wollscherern im Innern, die sich weigerten, Arbeiter aufzunehmen, die keinem Gewerkverein angehörten. Daß es keine sozialistische Partei in Australien gebe, ist eine ganz äußerliche Behauptung. Europäer lassen sich durch das ruhige, anständige, loyale Betragen der englischen Arbeiter täuschen, die so praktisch sind, nicht gleich die äußersten Forderungen zu stellen. Was aber die Gewerkvereine immer wieder zu ihren Mobilmachungen gegen die Arbeitgebervereinigungen getrieben hat und treiben wird, ist doch nichts andres als der Kapitalismus, der wahrhaft tropische Ausdehnungen annimmt. Alle Kolonialwirtschaft geht ins Große, ins Weite; sie hat ja einen scheinbar unabsehbaren Raum und eine Fülle unentwickelter Hilfsquellen vor sich. Daher breitet sie sich rasch aus, wählt die besten Gelegenheiten: Goldfelder, Silberbergwerke, das beste Ackerland, die schönsten Wälder, und bevorzugt die Wirtschaftszweige, die auf weitem Raum im großen Stile gedeihen. Daher der

Widerspruch zwischen dem großen Unternehmertum und den Arbeitskräften, die er braucht, daher die Störung der ruhigen Ausbreitung der auf kleinem Landbesitz zufriednen Einwanderung, daher das verderbliche System der enormen Landverschleuderungen, deren Erträge in dem Budget jeder australischen Kolonie als regelmäßige Einnahmen erscheinen. Was ist das anders, als die Unterschlagung der den kommenden Geschlechtern gehörigen unersetzlichen Güter? Das Geld fließt massenhaft einem so hoffnungsvollen Lande zu und zwingt die Menschen, ihm zu dienen. Als soviel Geld nach Australien kam — es begann am Anfang der achtziger Jahre —, daß keine normale Anlage mehr zu schaffen war, wurden eingebildete Werte in Goldfeldern, Bergwerken, Baugründen geschaffen, wobei sich das ausgedehnte Bankwesen Australiens in solchem Maße beteiligte, daß im Frühjahr 1893 sechs der größten australischen Banken mit 1160 Millionen Reichsmark Depositen fallirten, die noch für 1892 4 bis 15 Prozent Dividenden bezahlt hatten. Um Melbourne allein waren Baugründe von dem Flächenraum Londons verkauft worden! Das ganze Land litt unter dem Übermaß der Spekulation, am meisten natürlich die Arbeiterscharen, die das Kapital herangezogen hatte.

Als bezeichnendstes Erzeugnis dieser Entwicklung verdient die seltsame nomadische Bevölkerung der Wollscherer, die der mit Kapital und Intelligenz gesättigte, mit Kapital oft übersättigte hochentwickelte Betrieb der Schafzucht großgezogen hat, einige Worte, denn sie ist eine politische Größe geworden.

(Schluß folgt)

Kurzschrift und Sprache

Von A. von Kunowski

Das 4. Heft der diesjährigen Grenzboten brachte unter dem „Maßgeblichen" einige abfällige Bemerkungen über die von Käding geleiteten „Häufigkeitsuntersuchungen der deutschen Sprache." Diese Bemerkungen scheinen mir das Ziel zu verfehlen, da sie sich allein gegen Zwecke wenden, die den Zählungen nur so nebenher beigelegt worden sind, um weitere Kreise für sie zu interessiren. Mit einer rohen Statistik von Wörtern, Silben und Lauten Streitfragen des Sprachgebrauchs entscheiden oder gar in den Geist der Sprache eindringen zu wollen, das kann doch nicht ernst genommen werden. In Wirklichkeit sollen die Zählungen die Grundlage zur Lösung technischer

Fragen der Kurzschrift bilden. Und ob sie geeignet sind, diese Aufgabe zu erfüllen, das kann nur eine sachliche Kritik entscheiden, die sich auf eine geschlossene Theorie der Kurzschrift stützt. Nur solche Untersuchungen der Sprache können für die Kurzschrift Wert haben, deren Plan ihrer Theorie entnommen ist.

Der vor kurzem von mir in Gemeinschaft mit meinem Bruder veröffentlichte erste Versuch einer allgemeinen Theorie der Kurzschrift*) hat die Redaktion der Grenzboten zu der freundlichen Aufforderung veranlaßt, auf Grund dieser Theorie eine Kritik der Kädingschen Zählungen zu geben und zugleich meine Ansicht über die Beziehungen zwischen Kurzschrift und Sprache auszusprechen. Im nachfolgenden will ich versuchen, dieser Aufforderung zu entsprechen.

Ein stenographisches System ist unzweifelhaft ein Werkzeug, das dem praktischen Gebrauche dient. Eine Theorie der Kurzschrift kann daher nichts andres enthalten als die Feststellung der praktischen Aufgaben in ihrem ganzen Umfange und die kritische Untersuchung der Schriftmittel auf ihre Fähigkeit zur Lösung dieser Aufgaben. Die Theorie soll gewissermaßen die Vorschule für jeden künftigen Systemerfinder abgeben und zugleich einen greifbaren Maßstab liefern zur Abschätzung der praktischen Brauchbarkeit irgend eines stenographischen Systems. Bei der von Tag zu Tag steigenden Bedeutung der Kurzschrift im öffentlichen Leben und bei der großen Auswahl von Systemen wird manchem mit einem solchen Wertmesser gedient sein. Vielen mag freilich die Theorie der Kurzschrift als ein recht entlegnes Gebiet erscheinen, aber andern Wissenszweigen gegenüber hat sie doch auch einen Vorzug, nämlich den, daß sie verhältnismäßig wenig voraussetzt. Sie knüpft an die Kurrentschrift und an die Muttersprache an, an weiter nichts. Der einen entlehnt sie nur einige Grundbegriffe, mit der andern dagegen sucht sie engere Fühlung zu gewinnen. Dieses Verhältnis zwischen Kurzschrift und Sprache soll den Gegenstand unsrer Betrachtungen bilden.

Die Kädingschen Untersuchungen stellen die Häufigkeit der einzelnen Laute, Lautverbindungen, Wörter, Vor- und Nachsilben innerhalb von zwanzig Millionen aus den verschiedensten Geisteserzeugnissen zusammengetragnen Wörtern fest. Es liegt ihnen der Gedanke zu Grunde, aus der ungleichartigen Behandlung der Sprachteile Vorteil für die Stenographie zu ziehen. Die Sprachteile sollen eine um so kürzere Bezeichnung erhalten, je häufiger sie sind. Dieser Gedanke ist doch sehr vernünftig. Er erstrebt eine Anpassung der Schrift an die Sprache, die von der der ältern Systeme wesentlich ab-

*) Die Kurzschrift als Wissenschaft und Kunst. Von A. v. Kunowski, Dr. med. und praktischem Arzte, und F. v. Kunowski, Sekondeleutnant im 4. Garderegiment z. F. Erster Teil: Die Theorie der Kurzschrift. Berlin, Julius Klinkhardt, 1895.

weicht. Gabelsberger und Arends glaubten die Anpassung an die Sprache dadurch bis zu einer idealen Versinnbildlichung zu führen, daß sie tausende von Schriftbestimmungen allen Eigentümlichkeiten der Lautgruppirung im Worte folgen ließen. Aber diese Eigentümlichkeiten der Sprache sind nichts als Phantasiegebilde, sie sind erst die Erzeugnisse der Schriftbestimmungen. Ist denn ein i, dem ein m folgt, so verschieden von einem i, das einem t vorhergeht, daß beide durchaus anders bezeichnet werden müßten? Oder ändert ein t seine Natur dadurch, daß es statt nach ſ nach ch steht? Was unterscheidet endlich gar das l in Schild von dem in Bild? Diese Systeme machen die Darstellung eines Lautes von der andrer Laute in einer Weise abhängig, daß die Schriftbestimmungen nur einen sehr kleinen Anwendungsbereich haben. Unsre Zählungen aber haben offenbar nur dann einen Sinn, wenn man beabsichtigt, den Schriftbestimmungen einen möglichst großen Anwendungsbereich zu schaffen. Denn was hilft es, die Häufigkeit eines Sprachteils zu wissen, wenn er immer wieder anders bezeichnet wird? Gerade die Ausnutzung der verschiednen Häufigkeit soll die Kürze der Schrift herbeiführen. Ein System wird sich also der Sprache am besten angepaßt haben, je weniger Bestimmungen es enthält, und je häufiger es jede einzelne zur Geltung bringt. Welche Sprachteile man nun zum Gegenstande von Häufigkeitsuntersuchungen zu machen hat, damit auch wirklich ein Vorteil für die Kurzschrift aus ihnen erwächst, das steht keineswegs von vornherein fest. Darüber kann nur eine Kenntnis der Methoden Aufschluß geben, die einer Kurzschrift zu Gebote stehen, um irgendwelche Sprachteile kürzer darzustellen als andre. Die Anwendung dieser Methoden ist vielleicht an bestimmte Sprachteile gebunden.

Da giebt es zunächst ein Verfahren, das mit dem Gefüge einer Kurzschrift nur in ganz losem Zusammenhange steht. Es besteht in der vollständigen Auslassung von Sprachteilen nach Art der gebräuchlichen Abkürzungen unsrer gewöhnlichen Schrift. Dieses Verfahren ist einfach und findet seine Grenze nur in der Sorge um die Unverwechselbarkeit. Aber wenn solche Abkürzungen in großer Menge aufgestellt werden, dann durchkreuzen sie gerade unser Bestreben, durch möglichste Anpassung an die Sprache die Zahl der Schriftbestimmungen herabzusetzen. Also wird das beste System das sein, das sie am meisten entbehren kann, weil seine eignen Schriftmittel die genügende Kürze sichern. Jedenfalls müssen sich die Abkürzungen auf die häufigsten Wörter und Silben beschränken, die sich unabhängig von der Wahl des behandelten Gegenstandes in der Sprache stets wiederfinden. Um diese etwa fünfzig Wörter und Silben, wie Geschlechtswörter, einige Bindewörter, Fürwörter, Vor- und Nachsilben festzustellen, wäre es nicht nötig gewesen, jedes einzelne Wort in allen seinen Ableitungen gesondert zu zählen, und außerdem hätte es genügt, den hundertsten Teil des Stoffes

zu verarbeiten. Dieser Hauptteil der Kädingschen Untersuchungen ist also nichts als eine ungeheure Arbeitsverschwendung. Außerdem ist seine Bedeutung wesentlich negativ, da seine Ergebnisse hoffentlich zur Abschaffung vieler bisher gebräuchlichen Abkürzungen führen werden. Der zweite Teil der Untersuchungen aber, die Feststellung der Häufigkeitsverhältnisse der einzelnen Laute und einiger Lautverbindungen, hätte sich, das will ich gleich hier erwähnen, mit hinreichender Sicherheit an einem Stoffe von tausendmal geringerm Umfange vornehmen lassen. Es hätte überhaupt eines so großartigen Apparates nicht bedurft.

Wir legen uns nun die Frage vor, wie die der Kurzschrift eigentümlichen Schriftmittel die gewünschte Anpassung an die Sprache finden können. Die Antwort kann nur ein vollständiger Überblick über die Mittel der Kurzschrift geben. Ich beschränke mich auf die Darlegung dessen, was zum Verständnis unbedingt notwendig ist.

Am meisten erwünscht wäre es offenbar, wenn sich für jeden Laut ein solches Zeichen finden ließe, daß die bloße Aneinanderreihung eine Schrift von genügender Kürze lieferte. Dieser Weg ist in Frankreich von Duployé betreten worden und hat zum Ziele geführt. Zum Unglück läßt sich aber seine Schrift weder schreiben noch lesen, sie ist kurz, aber ungemein unhandlich und undeutlich. Obwohl es Zeichen genug giebt, von denen jedes für sich alle drei gewünschten Eigenschaften hat, Kürze, Handlichkeit und Deutlichkeit, läßt sich nicht die erforderliche Zahl aufbringen, die diese Eigenschaften auch in der Verbindung zum Wortbilde behielte. Die Schwierigkeit der Verbindung ist auch nicht dadurch zu bemeistern, daß man für Lautgruppen, Silben und Wörter besondre Zeichen aufstellt. Sind es wenig, so ändern sie nichts, sind es viel, so fügen sie zu den alten Fehlern noch einen neuen hinzu. Dieser Weg ist also ungangbar und deshalb in Deutschland aufgegeben worden.

Das Ziel läßt sich nur auf einem Umwege erreichen. Man muß erst dafür Sorge tragen, daß die Zeichen verbindungsfähig werden auf Kosten ihrer Kürze, und dann die erforderliche Kürze durch besondre Bestimmungen herbeiführen. Beide Seiten dieses Verfahrens werden zugleich ermöglicht durch eine veränderte Auffassung der Zeichen, die in ihnen nicht mehr starre, sondern wandelbare Gebilde sieht. Sie scheidet die Schriftmittel in zwei Klassen, in selbständige Zeichen und unselbständige Merkmale, denen die Zeichen als Träger dienen. Die Scheidung ist rein künstlich. Jedes Zeichen besteht aus einer Summe von Merkmalen, und alle Merkmale, Größe, Richtung, Druckstärke, Gestalt und Stellung, lassen sich zum Aufbau einer fast unübersehbaren Fülle selbständiger Zeichen verwenden. Beschränkt man aber die Zeichenaufstellung, so kann man die übrigen Schriftmittel in Form der Zeichenwandlung ausnutzen. Zum kleinsten Teil wird sie dadurch ermöglicht, daß ein Merkmal, die Stellung, kein notwendiger Bestandteil der

Zeichen ist, hauptsächlich dagegen dadurch, daß alle Merkmale Gruppen von Einzelgliedern bilden, deren jedes als Grundform angesehen werden kann, während die andern gleichartigen als Abwandlungen erscheinen. Eine Größe wird so in die andre, eine Richtung in die andre übergeführt, es giebt eine Umformung, Verstärkung, Verstellung u. s. w. Ein Teil dieser Wandlungen hat nur handliche Übergänge von Zeichen zu Zeichen herbeizuführen und bewirkt keinen Zuwachs der Bedeutung, die übrigen aber dienen der Darstellung eines Lautes am Zeichen eines andern, der Kürzung. Das aus der Wandlung hervorgehende Zeichen ist in diesem Falle anzusehen als das ursprüngliche, vermehrt um ein Merkmal. Die Einsetzung eines Merkmals für ein selbständiges Zeichen vermindert die Zahl der Schriftzüge und heißt deshalb Kürzung.

An sich ist es ja nun möglich, neben veränderlichen Zeichen auch starre zu verwenden, aber es ist nicht gut. Der stärkere Verbrauch von Schriftmitteln für die Verbindung kann nur wieder eingebracht werden durch möglichste Steigerung der Zeichenwandlung. Von der Wandlungsfähigkeit der Zeichen hängt die Fruchtbarkeit der Kürzungen, ihre Anpassungsfähigkeit an die Sprache ab. Sie zu erhöhen, dafür giebt es drei Grundsätze von mathematischer Gewißheit. Sie bilden den Angelpunkt der ganzen stenographischen Theorie.

Der erste Grundsatz gebietet, nur die unbedingt erforderliche Zahl selbständiger Zeichen zu bilden, die gerade hinreicht, die einfachen Laute der Sprache darzustellen. Denn je geringer die Zahl, desto größer die Wandelbarkeit. Die gewählten Zeichen müssen unter Benutzung eines möglichst kleinen Teils ihrer Wandlungen alle unter einander verbindungsfähig sein und so jede Lautgruppirung bewältigen können, ohne wegen Unhandlichkeit durch andre Schriftbestimmungen ersetzt werden zu müssen. Die Hauptmasse der Merkmale aber muß für die Kürzungen frei bleiben.

Der zweite Grundsatz fordert, die Zeichen so zu wählen, daß womöglich alle in gleicher Weise wandelbar sind. Es ist uns nicht damit gedient, die Wandlungen der einzelnen Zeichen in besondern Bestimmungen auszunutzen. Nur dadurch, daß sie alle die gleichen Merkmale aufnehmen können, erlangen die Kürzungen den gewünschten großen Anwendungsbereich. Alle Zeichen oder wenigstens die Angehörigen einer der beiden großen Zeichenklassen, Grundstrich und Haarstrich, sollen sich also übereinstimmend in ihrer Richtung verändern, verstärken, umformen, vergrößern oder verstellen lassen. Dann werden nicht einzelne Lautverbindungen von der Kürzung betroffen, sondern ein Laut läßt sich womöglich in allen seinen Verbindungen durch ein und dasselbe Merkmal am Nachbarzeichen darstellen. Bringt man weiterhin die Merkmale in eine Gruppirung, die der der Lautzeichen entspricht, so können nicht nur einzelne Laute, sondern ganze Lautklassen an allen Zeichen oder einer Zeichenklasse auf Grund einer einzigen Kürzungsregel zur Darstellung kommen.

Der dritte Grundsatz endlich fordert die Hauptmasse der Kürzungsmerkmale an einem Orte im Wortbilde zu versammeln. Nur einige Merkmale lassen sich an beliebiger Stelle im Wortbilde anbringen, wie die Richtungsänderung und die Druckverstärkung; diese haben keinen Einfluß auf die Verbindung, brauchen ihn wenigstens nicht zu haben. Die Stellung zur Zeile ist dagegen stets an das Anfangszeichen gebunden, und einige Formänderungen können nur die beiden freistehenden Enden des Wortbildes treffen. Die Wahl der Zeichen verteilt diese Formänderungen an beide Ausgänge oder häuft sie an dem einen auf. Durch Verlegung ungebundner Merkmale an den Ort festliegender kann man sie in größerer Anzahl an einer Stelle vereinigen und durch Kombination ihre Fruchtbarkeit steigern. Mehrere Merkmale dienen dann vereint zur Kürzung eines Lautes.

So weit vermögen uns bloße Schriftgesetze eine allgemeine Richtschnur für unser Vorgehen abzugeben. Die genauere Ausführung der Schriftbestimmungen müssen wir abhängig machen von einer Betrachtung der Sprache. Nun sind wir endlich dahin gelangt, wohin wir wollten, und fragen wieder: welche Häufigkeitsverhältnisse der Sprache sind für die Kurzschrift von Bedeutung? Jetzt ist die Antwort sehr leicht. Wir brauchen sie nur aus den eben entwickelten Grundsätzen herauszulesen. Die Kenntnis der allgemeinen Häufigkeit jedes einzelnen Lautes kann nicht wesentlich sein. Daß man durch eine geschickte Verteilung der einmal gewählten Lautzeichen die Kürze der Schrift wesentlich beeinfluſſen könnte, ist ein Wahn, in dem freilich die Stenographen immer noch befangen sind. Die geringe Zahl der erforderlichen selbständigen Zeichen ermöglicht es, ihre Wahl so vorzunehmen, daß allen Lauten Zeichen von kaum meßbarem Unterschied der Güte zufallen. Ihre Verteilung wird daher durch andre Rücksichten geregelt. Indem man die Zeichen entsprechend der Verwandtschaft der Laute ordnet, erhöht man die Deutlichkeit der Schrift. Es ist das noch eine andre Seite der Anpassung einer Kurzschrift an die Sprache. Die Anpassung aber, auf der die Kürze der Schrift beruht, stützt sich nicht auf eine ungleiche Kürze der Zeichen, sondern auf ihre gleichmäßige Wandelbarkeit, die sich in der allein die Zahl der Schriftzüge herabsetzenden Kürzung fruchtbar bethätigt. Über die Wandelbarkeit entscheidet aber, wie unsre Grundsätze lehrten, wohl die Wahl, aber nicht die Verteilung der Zeichen. Welche Merkmale für den Aufbau der selbständigen Zeichen am besten zu verwenden sind, welche für die Zeichenwandlung in Form der Kürzung, darüber schlüssig zu werden, das erscheint nach den Grundsätzen als die oberste Aufgabe. Nach vollzogner Scheidung ist wohl noch die Verteilung der Kürzungsmerkmale von Bedeutung, die der Lautzeichen spielt hier keine Rolle. Die Verwendung der Kürzungsmerkmale wird aber gerade durch die Wahl der Scheidung in zweifacher Hinsicht bestimmt und dadurch in der Hauptsache festgelegt. Die Grundsätze wiesen ja der Kürzung zwei Eigenschaften an. Sie

hat Laute oder Lautklassen an Zeichenklassen darzustellen und ist hierbei zum Teil an bestimmte Orte im Wortbilde gebunden. Wir werden also unser Augenmerk weder den einzelnen Lauten noch auch einzelnen Lautverbindungen zuwenden, sondern uns umsehen, welche Verbindungsklassen wir in der Sprache am häufigsten finden, und welchen Platz im Worte sie einnehmen. Hiermit ist auch über den zweiten Teil der Kädingschen Zählungen das Urteil gesprochen.

Einen genauen Plan für etwa vorzunehmende Untersuchungen der Sprache kann ich hier nicht entwickeln, doch will ich einige allgemeine Ergebnisse eigner Betrachtungen anführen.

Die meisten Wörter fangen mit einem Konsonanten an, die Mehrzahl endet auf einen Konsonanten. Am Anfang der Wörter kommen fast alle Konsonanten vor, am Ende nur ein beschränkter Teil, jeder einzelne aber desto häufiger. Auch giebt es am Ende mehr Konsonantenhäufungen als am Anfang. Die meisten Verbindungen mit andern Konsonanten gehen die Zahnlaute t, s und n ein, hauptsächlich verbinden sie sich unter einander, doch stehen t und s (ß) am Ende der Wörter auch sehr häufig nach andern Konsonanten. N, der häufigste aller Konsonanten, findet sich zu einem Drittel in Endungen, zu einem Viertel in Konsonantenverbindungen, in denen er die erste Stelle einnimmt, während ihm fast ausschließlich ein Zahnlaut folgt. R und l dagegen, die nächst jenen drei Zahnlauten am meisten in Konsonantenverbindungen anzutreffen sind, haben fast alle Konsonanten neben sich, am Anfang vor sich, am Ende hinter sich. N, r und l finden sich besonders im Wortinnern, außerdem am Wortende, aber hier fast nur nach Vokal, t und s (ß) stehen vornehmlich an den Wortausgängen neben Konsonant und neben Vokal u. s. w.

Es bedarf wohl keines langen Beweises, daß sich solche Thatsachen in den Schriftbestimmungen fruchtbar verwerten lassen. Der Weg, der zu ihnen führte, giebt die Gewähr. Nur die Schriftgesetze selbst haben ihn vorgezeichnet. In der That, es lassen sich Kürzungen von einem gewaltigen Anwendungsbereiche finden. Eine einzige Kürzungsregel kann alle Anfangskonsonanten oder alle Endkonsonanten und außerdem fast alle Endvokale an allen Nachbarzeichen kürzen, eine zweite besonders häufige Laute des andern Wortausgangs, eine dritte die geeignetsten Laute mitten im Worte. Beide Lautklassen können Gegenstand der Kürzung werden, die Konsonanten haben aber im allgemeinen die günstigsten Plätze hierzu inne. Man wird daher besonders die Vokalzeichen zu Trägern von Kürzungsmerkmalen ausbilden müssen. Das heißt die bisher beliebte Anlage von Systemen auf den Kopf stellen. Aber die Schriftgesetze sind unerbittlich, und die Struktur der Sprache ist gegeben.

Doch ich will diese Untersuchungen hier nicht zu weit ausdehnen, sondern nur noch zusammenfassend sagen: in der auf der Wandelbarkeit der Zeichen beruhenden Kürzung liegt eine solche Anpassungsfähigkeit an die Sprache, daß

man trotz des Umwegs, der in dem Verzicht auf die höchste Kürze der Zeichen zu Gunsten ihrer Verbindungsfähigkeit liegt, doch schließlich fast bis zu derselben Einfachheit der Anlage gelangen kann, die die unbrauchbare, nur über starre Lautzeichen verfügende Kurzschrift Duployés auszeichnete. Es braucht zu den dreißig wandelbaren Lautzeichen noch kein halbes Dutzend wirklich einschneidender Kürzungsregeln hinzuzutreten, um die gleiche Kürze herbeizuführen wie dort, hier aber verbunden mit einer unvergleichlich viel größern Deutlichkeit und Handlichkeit.

Wir haben gesehen, die Beziehungen zwischen Kurzschrift und Sprache liegen nicht an der Oberfläche. Erst die Ermittelung der obersten Schriftgesetze giebt der Sprache die richtige Beleuchtung und läßt die Seiten erkennen, an die eine Anpassung der Schrift erfolgen kann. Die Schriftgesetze zu finden ist schwer, die Untersuchung der Sprache leicht. Die Schriftgesetze gewinnt man nicht aus irgend welchen peinlichen Einzeluntersuchungen, sondern nur aus einer lebensvollen Auffassung der Schriftmittel, die selbst wieder nur aus einer gesetzmäßigen Entwicklung der Zeichen aus den letzten Schrifteinheiten hervorgehen kann. Nur auf diesem Wege vermag man ein stenographisches System zu einem Organismus zu machen, der in seinen großen Zügen allein auf Schriftgesetzen aufgebaut und doch fähig ist, sich innig an das Gefüge der Sprache anzulehnen. Auf der andern Seite erhält man durch die Untersuchung der Sprache, nach einem eben durch die Schriftgesetze vorgezeichneten Plane, rückwirkend die Fingerzeige für die endgiltige Ausgestaltung der Kurzschrift in allen ihren Einzelheiten. Das ist das Verhältnis zwischen Kurzschrift und Sprache.

Eduard Hanslicks Lebenserinnerungen

Alles, was ich hier erzähle, ist vollständig so erlebt und gefühlt, ist auch buchstäblich getreu. Aber nicht alles, was ich erlebt und empfunden habe, erzähle ich — so antwortete Hanslick seinem Freunde Billroth, der nach dem Lesen des ersten Heftes seiner Erinnerungen kräftigere Schatten und schärfere Betonung der innern Konflikte wünschte. Man hat diese Bemerkung wohl zu beachten. Wir lernen Hanslick aus seinen Mitteilungen nicht ganz so kennen, wie er war und ist, sondern so, wie er gerne erscheinen möchte. Nun dürfte es

ja wenig Lebenserinnerungen geben, deren Verfasser nicht bewußt oder unbewußt dieselbe Neigung hätten, aber die Ehrlichkeit, das unumwunden einzugestehen, ist nicht alle Tage zu finden. Ob der Selbstbiograph gut daran thut, über Tage des Kummers und der Verzagtheit stillschweigend hinwegzugehen, und ob er nicht dadurch seiner Persönlichkeit einen Zug kräftiger Individualisirung nimmt, ist ja eine Frage für sich. Jedenfalls bietet die Ehrlichkeit, mit der Hanslick seinen Standpunkt bezeichnet, die Gewähr, daß er, wenn er auch manches Eckige abgeschliffen und manches Dunkle aufgehellt haben mag, doch in der Hauptsache ein getreues Bild seiner selbst giebt und sich von eitler Schönfärberei fernhält. Man hat allen Grund, sich über die hochbegabte und edle Natur zu freuen, die aus diesen Aufzeichnungen zu uns spricht. Von ganz besonderm Reiz ist es, den bedeutenden Kritiker, den wir fast nur aus seinen streitbaren Schriften und den wenig liebevollen Schilderungen seiner Gegner kennen, nun auch als Menschen kennen zu lernen.

Hanslick ist ein guter Sohn, und wer ein guter Sohn ist, ist auch ein guter Mensch. Die einleitenden Abschnitte, die er seinem Verhältnis zu Vater und Mutter widmet, sind wohl die reizvollsten und ansprechendsten Partien der ganzen Selbstbiographie. Nur wer seine Eltern von Herzen lieb hat, vermag in diesem schlichten und warmen Tone von ihnen zu reden, und nur wer vortreffliche Eltern hat, vermag sie auch so von Herzen zu lieben. Von seinen Geschwistern hören wir nicht viel, nur der Schwester Lotti, die einen Offizier zum Mann bekam, wird mit besondrer Zärtlichkeit gedacht. Hanslick selbst heiratete erst mit 51 Jahren. Die Art und Weise, wie er die Neigung andeutet, die sein nicht mehr junges Herz gefangen nahm, und wie er die innige Liebe durchblicken läßt, die ihn mit seiner Frau verbindet, verrät Zartgefühl und eine verehrungswürdige Scheu, die Geheimnisse seines Herzens plumper Neugier preiszugeben.

Als Freund fühlt Hanslick warm und tief. Am nächsten stehen ihm Brahms und Billroth, Billroth wohl noch etwas näher als Brahms. Aber auch für die große Zahl derer, die seinen Lebensweg gekreuzt haben und entweder zu früh gestorben sind, als daß sie für sein späteres Leben noch hätten von Bedeutung werden können, oder zu denen er nicht in ein Verhältnis innigster Vertraulichkeit getreten ist, hat er ein warmes Herz und stets ein gerechtes Urteil. Obwohl er doch in seinem langen Leben so manchen kennen gelernt hat, der ihm nicht gefallen haben mag, so wird er eigentlich niemals bitter. Und doch ist es recht schwer, in Memoiren, von denen man im voraus weiß, daß sie weite Verbreitung finden werden, der Versuchung zu widerstehen, dem einen oder andern Widersacher einen Denkzettel zu geben. Wie hat Wagner seiner Bitterkeit und seinem Haß oft die Zügel schießen lassen!

Hanslick ist ein Mann von Charakter, der zu keinem Unrecht die Hand bietet. Der Herausgeber der „Presse“ will nur noch Kritiken über solche

Künstler veröffentlichen, die zuvor ihre Konzertanzeigen in seinem Blatte bringen. Hanslick geht darauf nicht ein, lieber will er seiner kritischen Thätigkeit entsagen, die ihm doch so am Herzen liegt: „Es steht in Ihrer Macht, erwidert er dem Zeitungsmenschen, eine so merkwürdige Neuerung in Ihrem Blatte einzuführen, aber ich werde es nicht sein, der sie ausführt. Von heute an bitte ich mich als ausgetreten zu betrachten." Das wird aber nicht etwa mit besonderm Nachdruck erzählt, gewissermaßen unterstrichen, sondern als etwas, das sich für einen Gentleman von selbst versteht und worüber kein Wort weiter zu verlieren ist.

Hanslick versteht auch nicht zu schmeicheln, er haßt die Gepflogenheit, sich in das Herz berühmter Männer durch schöne Worte einzudrängen: „Ich habe niemals den schlechten und unverschämten Geschmack gehabt, berühmten Männern Schmeicheleien zu sagen. Es ist immer etwas verletzendes, ein Insgesichtwerfen, wenn auch mit Blumen. Von feiner empfindenden Naturen verträgt dies weder der Beworfne noch der Werfer."

Großen Leuten gegenüber ist Hanslick aber auch zurückhaltend bis zur Schüchternheit. So sehr ihn sein Herz treibt, wagt er doch nicht, Grillparzer anzureden, den er jeden Morgen in Baden auf einer Bank im Park sitzen sieht: „Was konnte ich ihm auch bedeuten, was konnte er von mir wissen?" Nachträglich stellte sich freilich heraus, daß Grillparzer Hanslicks Namen wohl gekannt und seine Kritiken regelmäßig gelesen hatte. Aber es war zu spät, die Gelegenheit, den verehrten Dichter kennen zu lernen, war versäumt.

In London ist Hanslick mit Freiligrath und Kinkel zusammen. Das Los dieser Männer in der Fremde bedrückt ihn schwer: „Wie viel und mühsam müssen in London so hervorragende Männer arbeiten! Man schämt sich vor ihnen in die Seele hinein und meint doch selbst nicht gefaulenzt zu haben."

Natürlich kann Hanslick auch abweisend sein, wenn er glaubt, man trete ihm mit ungebührlichen Ansprüchen zu nahe. Aber er bleibt auch dabei in den Grenzen feiner Formen. Sehr hübsch erzählt er, wie er der schönen Wagnerianerin und Gräfin Sch., die ihm nach der ersten Meistersingeraufführung mit der größten Unbefangenheit ein günstiges Urteil über die Oper entlocken wollte, durch ein ebenso tiefes wie stummes Kompliment zu verstehen gab, daß er sich nicht die Pistole auf die Brust setzen lasse.

Besonders sympathisch berührt die seelische Reinheit Hanslicks — sein Buch kann jedem Mädchen von sechzehn Jahren in die Hand gegeben werden. Wo das ewig Weibliche hereinspielt, zeigt es sich nur in seiner edelsten und verehrungswürdigsten Form. Und doch ist ein angesehener Kritiker der Versuchung mehr ausgesetzt, als Joseph im Hause Potiphars. Hanslick erzählt eine kleine Geschichte von einem Ball in einem Nonnenkloster, bei dem er der einzige tanzende Herr war. Was wäre unter manchen andern Händen aus

diesem Erlebnis geworden! Hanslick macht uns zu Zeugen eines reizenden klösterlichen Idylls, dessen Reinheit und Anmut nicht ein Gedanke trübt.

Überaus peinlich und gewissenhaft ist er in Geldsachen. Der bloße Gedanke, Schulden zu haben, ist ihm unerträglich. Diese Genauigkeit wird fast zur Pedanterie, sie überträgt sich aber auch auf seinen Beruf und führt ihn dort zu Grundsätzen, die jeder Kritiker mit goldnen Buchstaben über seinen Arbeitstisch schreiben sollte. Für eine vorwiegend energische Natur hält sich Hanslick selber nicht. Er spricht von der „weichen Empfindlichkeit seines Charakters." Der Politik als solcher steht er fern, doch ist er zu sehr ein Kind seiner Zeit, um nicht an den weltbewegenden Ereignissen lebhaft Anteil zu nehmen. Der Österreicher und der Deutsche kämpfen in seiner Brust einen harten und wohl nicht ganz zur Entscheidung gekommnen Kampf. Schon als Gymnasiast in Prag hat er drei Wünsche, die er als seine höchsten zu bezeichnen pflegte: „eine Konstitution für Österreich, ein einiges deutsches Reich mit Elsaß-Lothringen und das Aufhören der Papstherrschaft." Das Jahr 1866 bringt ihm wie allen Gleichgesinnten schwere innere Konflikte, aber 1870 triumphirt er Tag für Tag mit den Erfolgen der deutschen Armee, und wenn er 1875 nach Straßburg kommt, begrüßt er mit Jubel jeden Reichsadler auf den Gebäuden der wieder deutsch gewordnen Stadt.

Fremde Menschen weiß er wohl zu klassifiziren nach ihrem Werte. Begegnet ihm ein Mann von Bedeutung, so entgeht ihm das nicht, wenn auch die ganze übrige Umgebung in Kurzsichtigkeit verharrt (vergl. sein Urteil über Arthur von Görgei). Trifft er, wie bei Fanny Lewald und ihrem Gatten Adolf Stahr, auf Schwächen, das heißt in diesem Falle auf eitle gegenseitige Verhimmelung, so merkt er das durch alle Artigkeit und allen Geist hindurch.

Über seine eignen Fähigkeiten ist er sich selbst klar. Er weiß, daß er nicht das Zeug hat, bedeutendes als ausübender Künstler zu leisten, und so wird er Beamter. Die feste Stellung giebt er erst dann auf, nachdem er vor sich selbst und vor andern Beweise einer ungewöhnlichen kritischen und ästhetischen Begabung abgelegt hat.

Der Kritiker Hanslick entwickelt sich aus bescheidnen Anfängen. Erst schreibt er kleine, unansehnliche Konzertberichte für ein Prager Journal, und in Wien ist er glücklich, für eine Musikzeitung dann und wann weit draußen in der Vorstadt einige Lieder und Klavierstücke gratis hören und kritisiren zu dürfen. Nach und nach avancirt er zum kärglich besoldeten Referenten der Wiener Zeitung, dann eine Stufe höher zur Presse, um schließlich in der neu gegründeten Neuen freien Presse das ersehnte Ziel: volle Freiheit im Aussprechen seiner Meinung, einen großen Leserkreis und wohl auch ein anständiges Honorar zu finden.

Die Grundsätze, durch die sich Hanslick in seiner Thätigkeit leiten läßt, und seine Ansichten über den Bruf des Kritikers überhaupt sind sehr be-

herzigenswert und geeignet, uns mit hoher Achtung zu erfüllen. Gleich seine kleinen kritischen Anfänge nahm er sehr ernst: „Ich urteilte über keine Komposition, erzählt er, ohne sie vor und nochmals nach der Aufführung zu lesen oder durchzuspielen — eine Gewohnheit, der ich bis auf den heutigen Tag, also nahezu ein halbes Jahrhundert, treu geblieben bin.“ Ein ausgezeichneter Grundsatz, der nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann. Natürlich hat das seine Grenzen; ein ganz neues Werk, das nur im Manuskript vorliegt, kann man weder vor noch nach der Aufführung lesen, und in der hohen Saison, wenn die musikalischen Wellen links und rechts über Bord schlagen, kann unmöglich jede einzelne genau geprüft werden. Beschönigendes Überfirnissen der Kritiken durch den Redakteur, der keinen Anstoß erregen will, oder auch glaubt, er verstehe die Sache besser, weil er am Redaktionstische sitzt, ist ihm ein Greuel, ebenso die „Unsitte der Nachtkritiken, diese ärgste Pein. Wie leicht thut man da, müde und aufgeregt, jemandem Unrecht!“

Das Wichtigste, was Hanslick über seinen kritischen Beruf zu sagen hat, kleidet er in die Form eines Gesprächs mit Billroth. Die beiden Freunde sind dabei fein und treffend charakterisirt. Billroth stellt seine Fragen so, daß Hanslick nicht umhin kann, ihm seine innersten Ansichten und Empfindungen zu erschließen.

Hanslick ist weit entfernt, sich vor der Rückkehr nach Wien und vor dem Ansturm von Opern und Konzerten zu fürchten. Wenn ihm auch die Leichtigkeit des Produzirens abhanden gekommen ist, so hat er doch noch die frische Empfänglichkeit wie früher. Warum sollte er auch seiner Thätigkeit nicht mit Freuden entgegensehen? Sie hat neben manchen schlimmen auch ihre guten Seiten. In erster Linie genießt der Kritiker vor dem auf eigne Erfindung angewiesenen Dichter den Vorteil, daß ihm fortwährend neuer Stoff zuströmt. Der Zwang, so viel Mittelmäßiges und gänzlich Wertloses mit in den Kauf zu nehmen, ist sicher unangenehm, aber man ist eben nicht nur Kritiker, sondern auch Mensch: „Rein aus Mitleid opfert man unersetzliche Abende, erduldet zum tausendstenmal dieselben Rhapsodien von Liszt, Nocturnes von Chopin, Phantasien von Wieniawsky, lediglich weil die »Virtuosin« mit ihrer Kunst eine Schwester oder Mutter erhält.“ Den Einfluß des Kritikers auf die Künstler hält Hanslick für mehr als zweifelhaft. Er selbst hat den Grundsatz, nur zum Publikum, nie zum Künstler zu sprechen, der ja meist nur das Lob für begründet hält. Aber auch dem Publikum gegenüber ist die Kritik von thatsächlichem Einfluß nur dann, „wenn sie — kurz gesagt — Recht hat. Das Publikum läßt sich nichts weis machen. Es folgt seinen eignen Eindrücken, und diese sind meistens — nicht immer — richtig.“ Am kräftigsten vermag die Kritik da einzugreifen, wo das Publikum einer neuen Erscheinung gegenüber das Richtige zwar ahnt, aber seines Urteils doch nicht sicher genug ist,

um sich entschieden zu äußern. Tritt in solchem Falle die Kritik mit bestimmten Worten hervor, indem sie das Publikum in seinem Wohlgefallen oder Mißfallen durch überlegne Einsicht stützt und bestärkt, so kann sie auf das Ja oder Nein von bestimmendem Einfluß werden.

Die Dankbarkeit der durch Lob geförderten Künstler schlägt Hanslick nicht hoch an. Ein winziger Tadel wiegt stets schwerer als ein riesengroßes Lob. „Als schönster, meistenteils auch einziger Lohn bleibt uns das Vertrauen und die dankbare Zustimmung des Leserkreises. Und dieser Lohn kann nur mit echten Mitteln erworben und erhalten werden.“ Hanslick erinnert sich aus seiner langen Thätigkeit überhaupt nur zweier Beispiele, daß ihm Künstler scharfen Tadel nicht nachgetragen haben — die Frauen der Künstler verzeihen überhaupt nie, weder in dieser noch in jener Welt; diese beiden rühmlichen, wunderbaren Ausnahmen sind Baron Perfall, der (frühere) Generalintendant des Münchner Hoftheaters, und der Italiener Boito, dessen Mefistofele Hanslick unbarmherzig mitgenommen hatte.

Die Verstimmung der getadelten Künstler ist aber etwas viel zu selbstverständliches, als daß sich Hanslick nicht mit ihr abzufinden wüßte. Was ihn befremdet und ihm wenigstens in früherer Zeit nahegegangen ist, das sind die Bosheiten von Kollegen, denen er nie mit einem Worte entgegengetreten ist, ja denen er sich in ihren Anfängen hilfreich erwiesen hat. Hanslick weiß wohl, daß bei diesen Leuten von einem aufrichtig sachlichen Interesse oder wissenschaftlichen Streite nicht die Rede ist: „Sie wollen den ältern, bekanntern Schriftsteller nur zu einer Polemik reizen, die sie aus dem Halbdunkel ihrer Zeitung in ein helleres Licht hervorziehen soll.“

Seiner künstlerischen Gesinnung nach bekennt sich Hanslick unbedingt als ein Vorkämpfer des guten Neuen. „Wir sind einmal modern, sagt er mit Wilhelm Grimm, und unser Gutes ist es auch.“ Für Goethes Faust giebt er den ganzen Sophokles hin, für Schumanns Quartette alle Konzerte und Sonaten von Bach, für den einen Don Juan, Fidelio oder Freischütz mit Freuden den ganzen Gluck. Die lebendige Musik beginnt nach seiner Überzeugung für die Geschichte mit Bach und Händel, für sein Herz aber erst mit Mozart. Er hält es für die Pflicht des Kritikers, „die Produktion nicht zu entmutigen, das echt Empfundne und ungesucht Geistvolle unsrer Zeit anzuerkennen und es gegen ein entschwundnes »goldnes Zeitalter« nicht verächtlich herabzusetzen. Andre Zeiten schaffen andre Verhältnisse, und diese verändern schließlich das künstlerische Gewissen und den künstlerischen Geschmack.“

Der Ästhetiker Hanslick hat bekanntlich nicht weniger in das Getriebe der modernen Anschauungen eingegriffen als der Kritiker; seine Abhandlung „Vom musikalisch Schönen“ hat Lob und Widerspruch in gleichem Maße erfahren. Den Wagnerianern war es überaus erwünscht, ihren schärfsten Gegner nicht mit Unrecht des Formalismus beschuldigen zu können. Hanslick erzählt sehr

hübsch die Entstehungsgeschichte und die Schicksale seiner Schrift; ihrem Inhalt fügt er nichts Neues hinzu. Er hat inzwischen das Philosophiren über Musik satt bekommen und sich der Geschichte der Musik zugewandt. Er will nichts mehr mit abstrakten Begriffen zu thun haben; er giebt zwar gern zu, daß vielleicht seine bis zum Widerwillen gesteigerte Übersättigung mit systematischer Philosophie seinen Blick getrübt habe und ihn das schlechthin für unerreichbar habe ansehen lassen, was nur seinen Kräften unerreichbar gewesen sei. Doch weist er nochmals auf die unüberwindbar scheinende Schwierigkeit einer Ästhetik der Musik hin, da in der Musik „die entscheidenden Begriffe Form und Inhalt nicht Stand halten wollen, der Trennung sich widersetzen." Diese Schwierigkeit ist aber nur für den vorhanden, der, um das Wesen der Musik zu ergründen, etwas trennen will, was schlechterdings nicht zu trennen ist. Wer die Unlöslichkeit von Form und Inhalt als gegeben anerkennt, der sucht eben die Erklärung des Wesens des musikalisch Schönen ganz wo anders, als in der reinlichen Sonderung von Form und Inhalt. Es ist nicht richtig, wenn Hanslick behauptet: „Will man der reinen Instrumentalmusik einen bestimmten Inhalt vindiziren — in der Vokalmusik liefert ihn das Gedicht und nicht die Musik —, so müßte man die kostbarsten Perlen der Tonkunst über Bord werfen, denen niemand einen von der Form trennbaren »Inhalt« nachzuweisen oder auch nur herauszufühlen vermag." Gewiß kann niemand in einer Sonate von Beethoven den Inhalt von der Form trennen, denn beide sind eins, sie sind in ihrer Vereinigung überhaupt erst der eigentliche Inhalt. Aus dieser Untrennbarkeit folgt aber darum nicht die „Unbestimmtheit" des Inhalts. Von begrifflicher Bestimmtheit kann natürlich nicht die Rede sein, wohl aber von einer Bestimmtheit, die gefühlsmäßig erfaßt wird. Der eine Punkt, daß der künstlerische Gehalt der Musik einer begrifflichen Fassung widerstrebt, macht Hanslick immer wieder stutzig und verleitet ihn schließlich dazu, diesen Inhalt theoretisch ganz zu leugnen, und zu behaupten: „Die Musik spricht nicht bloß durch Töne, sie spricht auch nur Töne"; „die Musik besteht aus Tonreihen, diese haben keinen andern Inhalt als sich selbst." Eduard von Hartmann hat in seiner Geschichte der Ästhetik überzeugend nachgewiesen, daß diese Behauptungen Hanslicks nicht zutreffen, daß sie den Vorwurf des Formalismus verdienen. Es ist nicht wahr, daß die Musik nur Töne spricht und daß ihre Tonreihen keinen andern Inhalt haben als sich selbst. Die Musik, sofern sie künstlerisch wertvoll ist, bietet uns in erster Linie einen geistigen Gehalt von spezifisch musikalischer Beschaffenheit, zu dem sich die „Tonreihen" als solche verhalten wie das Mittel zum Zweck oder wie das Postament zur Statue. Ebensowenig ist die Zwischenbemerkung Hanslicks haltbar, daß in der Vokalmusik das Gedicht den Inhalt liefere und nicht die Musik. Überall, wo sich Musik und Poesie verbinden, hat man es mit einem künstlerischen Gehalt zu thun, der sich eben aus zwei verschiednen Elementen zusammensetzt, dem poetischen und dem musikalischen.

Diese Elemente können in ihrem Werte gleich oder auch grundverschieden sein. Wenn Schubert das Gedicht eines Stümpers genial komponirt, so ist es nicht das Gedicht, das dem Inhalt des gemeinsamen Produkts das Gepräge giebt, sondern die Musik; und wenn Schillers „Mädchen aus der Fremde" von einem langlockigen Jüngling mit sentimentalen Akkorden übergossen wird, dann ist es wieder nicht der Dichter, der für die zweifelhafte Beschaffenheit des musikalisch-poetischen Inhalts verantwortlich zu machen ist.

Aber es wäre sehr Unrecht, dieser prinzipiellen Irrtümer wegen die Bedeutung der Hanslickschen Untersuchung unterschätzen zu wollen. Hanslick war der Hecht im Karpfenteich. Er hat durch die Klarheit und Logik seines Denkens die eingeschlafne Musikästhetik aufgerüttelt aus ihrem thatenlosen, verschwommnen Hindämmern. Er hat den Augiasstall der alten Gefühlstheorie gründlich gesäubert und hat dadurch, daß er das andre Extrem vertrat, wie E. von Hartmann sagt, „einer konkret idealistischen Musikästhetik den Weg gewiesen." Er kann auf seine ästhetische Leistung mit dem befriedigenden Gefühle zurückblicken, tausendmal Besseres und Wertvolleres geschaffen zu haben als die vielen, die seine formalististische Verirrung zwar erkannten und tadelten, selbst aber nichts positives zu erringen vermochten.

Noch verfehlter wäre es, aus der formalistischen Theorie Hanslicks einen Rückschluß auf seine kritische Thätigkeit ziehen und etwa glauben zu wollen, daß der, der theoretisch dem Formalismus huldigt, auch in seinen praktischen Urteilen des lebendigen musikalischen Empfindens entbehren müsse. Theorie und Praxis haben hier nichts mit einander zu thun. Die Kenntnis Kants, Schellings, Hegels und Schopenhauers schützt niemand vor den verkehrtesten künstlerischen Urteilen, und ein in wissenschaftlich ästhetischen Dingen ganz unerfahrner und zu Irrtümern neigender Kopf kann über ein glänzendes und zuverlässiges künstlerisches Urteil verfügen. Wenn also die Gegner Hanslicks glauben, aus seinem ästhetischen Irrtum Kapital für ihre musikalisch-praktischen Zwecke schlagen zu können, so täuschen sie sich.

(Schluß folgt)

Der erſte Beſte

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortſetzung)

2

Warnemünde, 9. Juli 1892

Meine liebſte, einzige Mama!

eute wird es wohl endlich einmal ein wirklicher Brief werden. Meine verſchiednen Poſtkarten und kleinen Grüße waren ja wohl recht ungenügend, aber ich hatte keine Ruhe zum Schreiben, weil wir uns nirgends lange aufhielten. Hier werden wir vorausſichtlich noch acht Tage bleiben, als am Haupt- und Ausruhepunkt, nachdem mir Fritz ſeine geliebte mecklenburgiſche Heimat ein bischen gezeigt hat. Ich merkte gleich auf dem Stettiner Bahnhof ſeinen Plan; er hatte mich vorher ja immer raten laſſen wollen, wohin wir reiſen würden. Es war mir ja aber alles recht. An Warnemünde gerade hätte ich freilich zuletzt gedacht. Und nun ſind wir hier, in demſelben Hotel, in denſelben Zimmern, in denen wir drei voriges Jahr gewohnt haben, als ich noch zu Hauſe war, als ich noch dein Kind war. Fritz hatte die Zimmer vorher beſtellt; er gedachte mir damit eine Freude zu machen. Ich habe ihm auch gedankt, denn er hat es ja gut gemeint. Es gab mir aber einen Schlag aufs Herz, daß ich nun hier ſein ſoll, ohne euch, ohne dich, mein Liebling. Er weiß das ja nicht ſo, wie wir beide zuſammenhängen. Er kann mir das auch nicht nachfühlen, denn erſtens iſt er ein Mann, und zweitens hat er ja die Mutter ſo früh verloren. Ich glaube, er war ein bischen verwundert, daß ich mich nicht mehr freute, aber ich konnte ihm nichts mehr ſagen, ich mußte mich zuſammennehmen, nicht zu weinen. Es mag unrecht ſein, aber ich kann nichts dafür. Es wird ſich ja wohl geben, und ich werde dann in den noch übrigen Tagen hier auch ſchon noch Freude an dem Aufenthalt haben. Fritz hat in ſeinem Bruder gute Vertretung und kann „bummeln," ſagt er, nach Wohlgefallen. Das Wetter iſt himmliſch. So gehen wir nun herum und ſehen alle bekannten Plätze an. Aber er hat für die, an denen wir uns zuerſt geſehen haben, ein viel beſſeres Gedächtnis als ich. Meiſtens hat ja freilich er mich geſehen; ich habe ihn erſt viel ſpäter bemerkt. Ich mag ihm das nun nicht jedesmal ſagen. Morgen will ich gern, während er ſeine Briefe ſchreibt,

zu unsrer Bank im Wäldchen gehen, wo wir beide so manchesmal ganz allein gesessen haben, du und ich.

Wenn wir in „Lindenhof" angekommen sind, mache ich zu allerallererst das Gastzimmer gemütlich, und dann kommt ihr, wenn Papa nicht kann, du, mein Liebling, ja? Du kommst, du kommst! So kann ich mich doch auf dieses wildfremde, neue Haus freuen, in dem ich nun leben werde. Ich will alles so machen, daß du dich gemütlich fühlst, und dann mußt du gleich ein paar Wochen dableiben. Papa erlaubt es schon. Dann werde ich mich leichter in alles finden. Fritz ist ja sehr gut mit mir, aber es ist doch alles gar zu neu, Mama!

Eben kam Fritz mit einem Herrn, einem Bekannten, er hat ihn mir vorgestellt und will ihn nun zum Bahnhof begleiten. Ich soll mich derweil in den Strandkorb setzen, dort will er mich dann wiederfinden. Denke nur, er wußte noch unsre Strandkorbnummer vom vorigen Jahr und hat denselben Korb gemietet, das ist doch hübsch von ihm. Nur, daß ich nun allein oder mit ihm darin sitzen muß, anstatt mit dir.

Lebwohl, mein Liebstes auf der ganzen Welt. Ich küsse dich tausendmal. Papa auch einen Kuß. Morgen werde ich ihm auch schreiben. Leb wohl. Ich will schnell, schnell nach unsrer Bank laufen, ehe ich an den Strand gehe. Fritz wird ja so bald nicht vom Bahnhof zurückkommen.

Schreib mir auch, ja? Ich sehne mich tot. Deine Grete

Auf „Mamas Bank" saßen nicht weniger als fünf Personen. Margarete prallte ordentlich zurück, als sie an das liebe Plätzchen kam und es so „entweiht" fand. Mit gesenktem Kopf ging sie dann eilig den Weg zurück, den sie gekommen war.

Und nun saß sie in ihrem Strandkorb, die Hände im Schoß und sah geradeaus über das Wasser hin, mit großen offnen Augen, ganz verträumt. Leise fächelte der Wind von Nordwest und hob die losen blonden Locken auf ihrer Stirn. Leise rauschten die flachen Wellen in matter Brandung nahe zu ihren Füßen. Vorübergehende, die ihren gewohnten neugierigen Späherblick in den Korb warfen, vermuteten in diesem schwermütigen Gesichtchen wohl kaum eine junge, glückliche, noch nicht zwei Wochen verheiratete Frau.

Und fürwahr! In diesem Strandkorb Numero fünfzehn hatte sie noch vor einem Jahr einen ganz andern Zukunftstraum geträumt. Kurz nur, aber süß, voll Herzklopfen und seliger Beklommenheit. Das Aufwachen freilich — aber das war ja nun vorbei, alles lange vorbei.

Tief aufseufzend lehnte sie den Kopf zurück und schloß die Augen. Das Flimmern des Sonnenscheins auf dem blauen Wasser blendete sie allmählich. Mit leicht geöffneten Lippen atmete sie die frische Luft, die in kurzen, sanften Windstößen auf sie eindrang. Und mit dem eigentümlichen Duft des an der Sonne trocknenden Seetangs, mit dem fröhlichen Rufen und Jauchzen der spielenden Kinder ringsum kamen sacht, wie Sommerfäden, die Erinnerungen dahergezogen, eine nach der andern, und spannen ihr schimmerndes Netz.

In das melancholisch eintönige Wellengespräch hinein klang wieder die „musikalische" Stimme von Waldemar Scholz, der ihnen vorlas, seinen Roman, sein Werk, und nur ihnen allein. — Ich brauche Ihre weise Lebenserfahrung und Ihren unbestechlichen Scharfblick, Frau Geheimrätin, und nicht weniger die Unmittelbarkeit der Empfindung von Fräulein Margarete zur Beurteilung meiner Arbeit. Sie sind mir die Vertreter des Publikums, wie es sich der

Dichter wünscht, aber selten findet. — So hatte sie, den Arm in den der Mutter geschlungen, manchen Tag gesessen und gelauscht. Auch auf „Mamas Bank“ im Wäldchen am Weiher mit der Ligusterhecke. Dort wars noch stiller, da rauschten keine Wellen, da schrieen keine Kinder, da war nur das Vogelgezwitscher und seine Stimme, seine dunkle, weiche Stimme, die von Liebe las und von Glück. Selige Stunden, auch als nichts mehr zu lesen war! Seliges, banges Hoffen von Tag zu Tag. Hoffen auf zwei, drei Worte, die schon in der stummen Sprache seiner Augen brannten, aber vergebliches Hoffen. Bis zu jenem Sonntag, jenem unvergeßlichen Sonntagnachmittag, als sie alle zusammen nach Wilhelmshöhe gingen und ihnen der Herr begegnete, der so erfreut auf Waldemar Scholz zuging und fragte: Sie hier? Und Ihre Frau? Wie ihr das Herz stillstand! Lügner! Was? Besorgt den Umzug von Danzig nach Berlin, die verleugnete Frau? Und seine angegriffnen Nerven? Lügner! Nein, es hatte ja niemand nach seinen Verhältnissen gefragt, ob er verheiratet wäre. Und wenn er nun einmal keine Ringe trägt — Lügner! Tags darauf war er fort. Also Schluß, Begräbnis. Und heute? Daß Gott erbarm! Nach Jahresfrist an demselben Fleck war sie Fritz Hellborns Ehefrau. Wer hätte das gedacht! Das war also das Ende ihres bittern Kummers? In ein Hochzeitslied hatte sich diese Symphonie von Schmerzen aufgelöst? Sie brauchte sich nicht zu fragen: Wie ist das gekommen? Wie war das möglich? Sie wußte ganz gut, daß sie eben so dumm, eben so kindisch verzweifelt gewesen war, wie tausend andre vor ihr, die aus dem bekannten dépit amoureux — häßliches Wort — den ersten besten Mann genommen hatten. Aus Trotz hatte sie ihre Hand in die Hand Fritz Hellborns gelegt; aus Trotz gegen den andern, den sie noch gar nicht wiedergesehen hatte, dem sie aber doch eines Tages begegnen konnte mit seiner Frau am Arm. Aus Trotz gegen ihren Jammer verschmähter Liebe, aus kindischem, romanhaftem Trotz.

Und nun war es geschehen, nun war es zu spät. Nun konnte sie nie wieder zurück. Wie in einem bunten, wirbelnden Traum war sie durch die sechs Wochen dieser Brautzeit hingegangen. Hätte es länger gedauert — wer weiß! Aber so kam sie gar nicht zur Besinnung; so löste eine Arbeit, eine Einrichtung, eine Vorbereitung die andre ab. Von Fritz war kaum etwas zu sehen. Der saß draußen auf seinem Gut, „mitten drin im Frühling,“ kam zuweilen auf einen Tag „angesaust,“ frisch, glückselig, heiter und verschwand wieder. Wäre nicht Mamas liebes Gesicht gewesen, das die forschende, sorgenvolle Miene des letzten Winters verloren hatte, hätte Mama nicht immer wieder gesagt: Nun wirds gut, dem Fritz vertrau ich, der Fritz gefällt mir — wer weiß! Aber so mußte alles gehen, wie es ging.

„Nun wirds gut.“ Natürlich hatte sie gesehen, daß bis dahin nicht alles „gut“ war. Ein Aussprechen über eine solche Sache zwischen ihnen beiden war ja auch nicht nötig. Nur einmal, als Waldemar Scholz sein Buch schickte, seinen Roman von damals, mit ein paar höflichen Zeilen schickte, statt ihn zu bringen, da hatte Mama sie sacht in den Arm genommen und fest an sich gedrückt, und Margarete hatte leise geweint an Mamas Hals, ohne ein Wort zu sagen. Und als sie dann die Augen trocknete, hatte die Mutter gesagt: Ich denke, du bist mein braves Mädchen, was? Es giebt viel schöne Dinge auf der Welt. Man kann nicht alles haben. Auf das, was dir nicht werden kann — du weißt doch — nicht wahr? Also — Dieses Also kannte sie; es war Mamas längste Rede, und es gab darauf keine andre Antwort als ein

herzhaftes, tapfres Ja und einen Kuß. Diesmal war einige Wochen darauf der Fritz erschienen. Wie hatte sie wissen können, daß er schon damals in Warnemünde — Aber gut, es war ja alles einerlei. Nur Schluß, nur Riegel vor!

Ja, Riegel vor! Schob sie ihn denn nicht selbst Tag für Tag wieder zurück? Blickte sie nicht eben jetzt wieder mit heißen Augen in das verbotne Reich hinüber? Und horchte, lauschte auf den weichen Klang der lügnerischen Stimme: Auf Wiedersehen morgen, ja?

Plötzlich schreckte sie zusammen. Fritzens hohe, breitschultrige Gestalt verdunkelte die Korböffnung.

So, der wäre besorgt! — Er betrachtete sie lächelnd. — Na? Haben wir da ein bischen geschlafen? Nein? Aber wie sehen denn diese Augen aus? Aus welchen Traumländern kommen denn die zurück? Machst mir ein bischen Platz, nicht wahr? Recht so.

Mit einem Erleichterungsseufzer ließ er sich neben sie auf den Sitz fallen. Margarete rückte weiter in die Ecke.

Halt! — Er faßte sie um die Schultern und zog sie an sich. — Thust ja, als wenn du eine leere Brieftasche wärest, die in jeder Falte Platz hat. Ich bin zwar ein Mammut, aber mein Margretchen drück ich darum doch nicht tot. Höchstens einmal in der Übereilung aus Liebe.

Er küßte sie zärtlich auf Mund und Augen.

Du Glück du, liebes, murmelte er dicht an ihren Lippen, du Sonnenscheinchen!

Sie war sehr rot geworden.

Ich bitte dich, sagte sie leise und schob ihn von sich, immerfort kommen Leute hier vorbei. Wie kannst du nur —

So? Das wollen wir bald ändern. Steh mal einen Augenblick auf, ja?

Mit kräftigen Rucken hin und her zog er den Strandkorb nach dem Wasser zu. Sie stand zur Seite, verwirrt, beklommen. Wie hatte er sie wieder geküßt! Und sie wußte, es würde wieder geschehen und immer wieder, und sie würde nichts dagegen thun können, sie mußte sichs einfach gefallen lassen. O nein, es war doch nicht einerlei, daß er sie liebte —

Fritz hatte den Korb bis an den Rand des Wassers gezogen.

Komm, winkte er ihr. Steig nur erst ein.

Als sie saß, gab er dem Ding noch einen Ruck, sodaß die kleinen Wellchen unter dem erhöhten Fußbrett hinspülten, und turnte dann mit einem langen Schritt um die Ecke.

Siehst du, rief er lachend, so wirds gemacht! Jetzt möchte ich den sehen, der noch vor diesem Korbe vorbeigeht. Prost, nickte er vergnügt einigen Spaziergängern nach, die, an dem Hindernis angekommen, einen Bogen beschreiben mußten. Dann zu ihr zurückgewandt: Und nun geht uns die ganze Welt nichts mehr an.

Damit hob er sie einfach auf seinen Schoß. Sie sträubte sich ängstlich, als er sie so fest in die Arme nahm.

Fürchtest du dich wieder? fragte er und ließ sie los.

Sie antwortete nicht, sah abgewandt über das Wasser hin, die Unterlippe zwischen den Zähnen.

Er strich ihr sanft das verwirrte Haar aus der Stirn. Er hat dich erschreckt, der Bär, was? Ja, siehst du, Kind, das ist nun dein Schicksal; so

einen Lümmel hast du nun zum Manne. Was soll daraus werden, du armes kleines Ding?

Sie that einen tiefen, beklommnen Atemzug, aber rührte sich nicht. Er hielt sie nur lose mit den Armen umschlungen.

Jetzt zog er sie sacht ein wenig an sich. Ich will dir was sagen, Kind. Du mußt nicht immer so vor mir erschrecken, das hast du nicht nötig. Wenn ich dich auch einmal — sieh, es ist ja nur, weil ich dich so schauerlich lieb habe, und weil ich all meine Sehnsucht diesen langen Winter über in mich hineinfressen mußte. Was glaubst du wohl —

Wieso? fragte sie, indem sie ihn von der Seite ansah, deine Sehnsucht? Warum hast du denn nicht eher —

Das ging nicht. Es geht ja manches im Leben nicht so zusammen, wie es sollte. Da war mehrerlei im Wege. Zuerst meine — nein, zu allererst du selbst.

Ich?

Ja, mein Herzblatt. Du warst nämlich zu Anfang nicht da, sozusagen für mich nicht da. Ich war Luft, ich war niemand. Oder welches kleine Dirning war es denn, das neulich nicht einmal mehr wußte, wann und durch wen ich mich damals euch habe vorstellen lassen? Wenn der gute Rat Lehnert nicht gewesen wäre und das Glück, daß er mich und euch kannte! Aber weder die Vorstellung noch der ganze Mensch machte dir irgend welchen Eindruck; das konnte ich wohl sehen. Ich durfte so mitlaufen in eurer Gesellschaft. Ob ich zwischendurch auf acht Tage verschwand und dann wiederkam, wußte niemand. Wir sagten uns guten Tag und guten Weg, schönes Segelwetter! sind Sie naß geworden auf der Mole heut Morgen? Keins von euch hatte eine Ahnung, wie es mich nach mehr hungerte.

Du hast auch nicht dergleichen gethan.

Hätte mir auch nichts genützt, Liebchen. Und zum Schmachtlappen hab ich kein Talent.

Worüber beklagst du dich also?

Ich beklage mich ja gar nicht. Du wolltest ja nur wissen, warum ich diese meine Sehnsucht — Du dummes kleines Ding, glaubst du wirklich, was ein rechter Mann ist, der würde hingehen und sagen: Hören Sie mal, Fräulein Margarete, ich liebe Sie u. s. w., wenn er im voraus wissen kann, daß ihn besagtes Fräulein mit großen Augen, die von ganz wo anders herkommen, ansehen wird und sich womöglich erst auf seinen Namen besinnen muß? Nein! Die Zähne zusammengebissen, den Atem eine Weile angehalten, umgedreht und aufs Wasser geguckt, auf die alte Ostsee, das war so mein Rezept, wenns mir dick in der Kehle wurde. Über so ein großes Wasser hin, weißt du, das plauderhaft und verschwiegen zugleich ist, da sieht man sich die Augen klar und die Seele ruhig.

Sie betrachtete ihn jetzt aufmerksam.

Ich glaube nicht, daß jemand von uns auf den Gedanken gekommen wäre, daß gerade du — du machtest immer einen ganz vergnügten Eindruck.

So? Nu ja. Hatte ja auch beschlossen, nicht zu jammern, nicht zu toggenburgern, sondern stillschweigend Wache zu stehen, bis meine Zeit gekommen wäre.

Deine Zeit? — Sie machte große Augen. — Was für eine Zeit? Wenn du doch genau wußtest —

Kind — er zog sie wieder ein wenig an sich und küßte sie auf die Stirn — ich wußte genau, daß du im Augenblicke nicht für mich zu sprechen warst, nicht für meine Stimme erreichbar, daß du auf einem andern Stern warst, in einer andern Atmosphäre, weit weg, aber doch nicht so weit, daß du dich nicht wieder hättest nach Hause finden können. Da ich nun nicht nur elend verliebt in dich war, sondern dich auch ernsthaft und von Herzen lieb hatte, konnte ichs fertig bringen, zu warten, ohne zu mucksen. Ich wußte auch genau, daß du dich wieder nach Haus finden würdest. — Sie machte eine heftige Bewegung, aber er faßte ruhig ihre beiden Hände in seine Rechte und fuhr fort. — Ich wußte es darum so genau, weil ich mir sagte: ein Mädchen, das von einer solchen Mutter erzogen worden ist, hat einen gesunden Kern, das kriegt wohl einmal ein Fieber, aber das Fieber thut ihm nichts; denn wenn es davon aufwacht, dann liegt es nicht elend herum, sondern springt frisch und lustig mit gleichen Füßen wieder ins Leben hinein, schon, damit diese Mutter nicht umsonst — na, du verstehst mich. Und diese selbige Mutter sagte mir eines Tages, als ich schon ein Weilchen euer einziger Warnemünder Gefährte geblieben war: Wissen Sie, Herr Hellborn, Geduld ist ein gutes Ding. Geduld ist ein Teil der wirklichen Liebe, nicht der Verliebtheit. Geduld und Mitleid sind zwei gute Helfer für den braven Mann, der versuchen will, eine bekümmerte kleine Mädchenseele zu verstehen. Geduld hilft über den Herbst und den Winter hinweg, und im Frühling, da sieht dann manches Ding ganz anders aus. Und als ich sie anstarrte, sagte sie mit einem Lächeln: Nichts für ungut; ich meine nur so, für den, ders verstehen kann. Damit ging sie aus dem Zimmer, zu dir auf die Veranda, wo du saßest und dem Regen zusahst. Na, und ich verstand sie. O, das ist eine Frau! Die ist so klug, wie sie gut ist.

Margarete war langsam glühend rot geworden. Mit niedergeschlagnen Augen und schweren Atemzügen saß sie da.

Und dann? fragte sie halblaut, gepreßt.

Dann? Dann kam bald darauf eure Abreise, und wir trennten uns. Ihr gingt nach Berlin, und ich zog da hinten in „Lindenhof“ auf Posten.

Und mit Mama hattest du alles besprochen?

Besprochen? Kein Wort. Ich hab ihr überhaupt nichts gesagt. Nur sie hat mir die kleine Rede gehalten. Der braucht man ja nichts zu sagen. Auch beim Abschied keine Silbe weiter; nur so ein guter Händedruck und ein guter Blick. Auf Wiedersehen! sagte ich, und dazu nickte sie. — Na, und hat sie dann nicht Recht gehabt, deine kluge Mama?

Womit? fragte Margarete leise, unsicher, als verstünde sie ihn nicht.

Aber Liebchen! — Er legte ihr die Hand unters Kinn und hob trotz ihres Widerstrebens den tiefgesenkten Kopf in die Höhe. — Verstell dich doch nur nicht. Verkriech dich doch nicht. Ob sie nicht Recht gehabt hat damit, daß im Frühling manches Ding anders aussieht als im Herbst?

Sie streifte ihn mit einem scheuen Blick. Wenn sie ihm jetzt gesagt hätte: Darnach hättest du mich vor der Hochzeit fragen müssen. Weißt du denn überhaupt, warum ich dich geheiratet habe? Wenn sie ihm jetzt laut und deutlich gesagt hätte: Es war ja gar nicht Liebe! was wäre dann wohl gekommen? Aber — hatte sie denn nicht Ja gesagt, als er sie fragte: bist du mir gut? Daß Gott erbarm!

Sie atmete tief auf und blieb stumm.

An was für unfreundliche Dinge hast du denn eben gedacht, Gretel? fragte Fritz und sah sie forschend an. Das war gar nicht dein Gesicht. Nun? Soll ich keine Antwort bekommen? Bist du böse, daß ich dich an die überwundne kleine Schwärmerei für den schönen Romanschreiber erinnert habe?

Sie schwieg; ihre Unterlippe zuckte leise.

Weißt du, daß du jetzt gerade wie ein trotziges kleines Kind aussiehst? fragte er lächelnd.

Trotzig! stieß sie hervor, während ihr ein Aufschluchzen den Hals zuschnürte. Trotzig! Du weißt wohl, wie mir zu Mute ist! Laß mich los! — Sie schob heftig seinen Arm zurück, und ehe er sichs versah, war sie von seinen Knien geglitten, mit zwei leichten Sprüngen durch das aufspritzende Wasser geflogen und lief den Strand entlang der Mole zu. Ein Weilchen starrte er ihr ganz verblüfft nach, dann schüttelte er den Kopf, stand auf, rückte seinen Korb aufs Trockne und ging mit langen Schritten hinter ihr her.

Sie hatte einen ansehnlichen Vorsprung, da sie alle Hindernisse flüchtigen Fußes nahm, ohne Rücksicht auf Gräben und „Burgen," zwischen denen Kinder spielten, und so erreichte sie bald eine der kleinen Pforten, die vom untern Strand auf den langgestreckten Steinbau der Mole führen. Sie warf einen scheuen Blick zurück und sah Fritz in einiger Entfernung, der trotz der Eile, mit der er ihr folgte, noch Zeit fand, mit einem Schaufelstiel ein durchgebranntes kleines Schiff zu retten, dem ein ratloses Bübchen weinend nachsah.

Als er den Molenkopf erreichte, fand er Margarete in einer Bankecke der Holzgalerie kauern. Sie hatte die Arme auf die Lehne, das Gesicht auf die Arme gelegt und schluchzte. Niemand war draußen; sie saß ganz allein. Die Wellen klatschten gleichmäßig und eintönig gegen das Bollwerk. Eine Möwe schoß daher, umkreiste die Leuchtbake und die betrübte, kleine Gestalt und verlor sich in schwingendem Flug wieder über der flimmernden Wasserfläche. Von fern tönte noch ihr rauher, klagender Schrei.

Fritz näherte sich leise und legte die Hand auf das verwehte blonde Haar, von dem das weiße Mützchen herabgeglitten war.

Margretchen! bat er zärtlich.

Sie zuckte zusammen und richtete sich auf. Ihr Gesicht war von Thränen überströmt, vom leidenschaftlichen Weinen entstellt.

Was willst du? rief sie außer sich, was kommst du mir immer nach? Geh fort! Ich will nicht — ich will nicht! Und beide Hände an die Schläfen drückend, brach sie in heller Verzweiflung aus: Soll ich denn niemals mehr einen Augenblick allein sein?

Fritz war unwillkürlich zwei Schritte zurückgewichen. Ganz bleich starrte er in das verstörte kleine Gesicht.

Gewiß, sagte er erschüttert, halblaut, und winkte mit der Hand. Gewiß, so viel du willst.

Dann wandte er sich um und ging davon.

3

Eine frische Brise hatte sich aufgemacht und trieb weiße Schaumköpfchen über das grünschimmernde Wasser daher. Auf den Sandbänken nahe dem Strande überstürzten sich schon die Brandungswellen, wirbelten heran, rauschten

eifrig über die bisher bescheiden eingehaltene Grenze hinaus, den Strand hinauf, leckten zudringlich an den zunächst stehenden Körben, sanken zurück, kehrten mit Verstärkung wieder und entführten sogar frech einen einsamen kleinen Schuh, dem das dazugehörige Barfüßchen nun aufkreischend nachlaufen mußte. Dämme und „Molen," aus Seetang und Sand unter heißem Bemühen erbaut, wurden überschwemmt, geschmolzen, unterwühlt, vernichtet. Burggräben füllten sich brausend und versandeten im Nu durch die einstürzenden Wälle. Sämtliche Schiffchen waren schon geborgen, die meisten ihrer kleinen Kapitäne schon wieder „angezogen"; nur einige größere standen noch breitbeinig, bis an die Grenzen der Möglichkeit „aufgekrempelt" im Wasser und ließen sich unter immer erneutem Jubel von den heranschäumenden Wellen anplanschen. Aber auch dieser lustigen Wichte wurden immer weniger. Die Strandbevölkerung begann sich allgemein zum Aufbruch zu rüsten. Die Sonne hatte sich umschleiert; es wurde ungemütlich, kühl. In einer guten Stunde war es so wie so Mittagszeit. Man konnte sich noch ein Weilchen zur Musik setzen, drüben in den Anlagen; dort war man auch vor Wind geschützt. In kleinen Zügen verlor sich die bunte Gesellschaft mit ihren roten, weißen und blauen Mützen, ihren farbigen Blusen oder schneeweißen Kleidern die hölzernen Steige hinauf über die Promenade hin.

Auf der Mole war es inzwischen lebendiger geworden. Es fanden sich die ein, die „gerade in den Wind hinein" wollten, die sich „durchblasen" lassen wollten. Die Spritzwellen klatschten so hübsch über die Mauer an der Stelle, wo sie bei der Knickung nach Osten den Heranstürmenden die Breitseite bietet. In glänzenden Garben schoß der weiße Gischt in die Höhe, fiel sprühend in schweren, „sehr nassen" Tropfen nieder auf vorbeieilende krumme Rücken und geduckte Köpfe und zitterte in großen und kleinen Lachen auf dem rissigen Cement des steinernen Weges. Jeder neue Guß wurde von dem mutwilligen Kreischen der Betroffnen, dem spöttischen Gelächter der trocken Davongekommnen begleitet. Man eilte weiter hinaus, dem Molenkopfe zu, um dort, vom sichern Port aus, dem anwachsenden lustigen Wellengang zuzusehen. Eine kleine Gruppe Vorsichtiger — Feiglinge! rief man ihnen von drüben zu — blieb diesseits des durch Spritzwellen gefährdeten Platzes stehen und begnügte sich mit dem fröhlichen Hohn über den Anblick ihrer naßgeplanschten Nebenmenschen.

Verwunderte Blicke trafen zuweilen den Herrn dort etwas abseits von ihnen auf dem tiefer liegenden, hier durch keine Mauer geschützten Molendamm.

Fritz Hellborn stand seit einer guten Weile dort auf demselben Fleck. Er hatte den grauen Schlapphut in der niederhängenden rechten Hand. Der Nordwest wühlte in seinem losen, blonden Haar; dicht vor seinen Füßen brandeten spritzend die anrollenden Wellen über die unbehauenen Felssteine hinauf und überwehten ihn wieder und wieder mit einer feinen Dunstwolke. Mit einem Gesicht, worin nichts von Aufmerksamkeit oder Freude an dem schönen Schauspiel vor ihm zu lesen war, starrte er unbeweglich vor sich hin, während sich die Finger der Linken, in dem langen, weichen Bart vergraben, zuweilen mit einer fast nervösen Bewegung schlossen und öffneten.

Es hatte ihn getroffen wie ein Schlag auf den Kopf. Betäubt, ohne klaren Gedanken, war er auf seinem Weg, die Mole entlang, zurückgegangen, im Ohr den Klang der vor Erregung heisern Stimme, vor den Augen das

Bild des fremd gewordnen, leidenschaftlich verzognen kleinen Gesichts. Nach zweihundert Schritten war er stehen geblieben in der dumpfen Empfindung eines unbekannten Schmerzgefühls. In seinen Schläfen hämmerte es; seine Stirn brannte. Er riß den Hut herunter und wandte sich seitwärts dem frischen Winde entgegen, der bereits in lebhaftern Stößen dahergefegt kam. So stand er, in anfangs zerfahrnem, allmählich gespannterem Grübeln auf demselben Fleck, ohne sich zu rühren. Er wußte nicht, daß ihn von draußen her, von wo er eben gekommen war, zwei scharfe junge Augen beobachteten.

(Fortsetzung folgt)

Ein Brief Gustav Freytags

Unter den Briefen, die sich aus den alten Grenzbotenzeiten erhalten haben, finden wir auch einen von Gustav Freytag, der ein kleines Bild aus seinem Siebleber Aufenthalt giebt — er hatte ein Jahr vorher sein dortiges Landhaus erworben.

In diesen Tagen, wo an Freytags Grabe viele Erinnerungen an vergangne Zeiten wach geworden sind, blicken auch wir gern über das zurück, was die Grenzboten von ihrem frühern Herausgeber getrennt hat. Der Brief zeigt das freundschaftliche Verhältnis, in dem damals Herausgeber und Verleger zu einander standen, und lautet:

Siebleben, 1. Juni 52

Lieber Grunow!

Sie verstehen es, Ihre Freunde warten zu lassen. Wissen Sie, daß Sie schuld sind, wenn ich hier ein ganz wilder uncivilisirter Mensch werde, der nichts Höheres kennt, als Vogelnester ausnehmen und Maikäfer fangen! Sie haben mir bis jetzt die Grenzboten vorenthalten und mich in die verzweifelte Lage versetzt, daß ich gar nicht mehr weiß, wohin die Weltgeschichte in den letzten 8 Tagen gerückt ist. Ich bitte Sie also dringend, ja ich beschwöre Sie bei Plutos Haupt und Ohren, senden Sie mir die letzten 4 Nummern der Grenzboten so schleunig als möglich, und fortan regelmäßig unter Kreuzband. Ich lese auch keine andere Zeitung als das Gothaische Tageblatt und bin deshalb wirklich in einer verzweifelten politischen Lage.

Sonst ist es schön hier, wie jetzt überall in der Natur. Eine allerliebste Baumblüthe, etwas blaue Berge und gutmüthige Menschen haben die Existenz leicht gemacht. Von der Stadt Gotha habe ich bis jetzt sehr wenig gesehen, sie ist ein kleiner Gernegroß unter den thüringischen Städten, und die Leute bauen so viele neue Häuser, daß es gar keine Menschen mehr giebt, welche hineinziehen wollen. Die Miethen sind deshalb hier merkwürdig billig, für 100 Thaler bekommt man ein ganzes Haus, und 200 Thaler zahlt hier in Gotha, glaube ich, Niemand, so groß ist gar kein Quartier.

Was mir hier sehr fehlt, ist die Turnstunde. Ich lasse mir eine Hängeleiter zwischen 2 Bäume nageln, das ist alles, was ich hier aufbringe. Wenn Sie mich im Sommer besuchen, wie ich voraussetze, so will ich Ihnen vorhängen, daß

Sie sich wundern sollen, aber es ist doch ein sehr mangelhaftes Vergnügen, so einsam zu hängen.

Richten Sie sich so ein, daß Sie mit Frau Grunow, meiner holden Gönnerin, welcher ich mich vielmals zu empfehlen bitte, in hübscher Sommerzeit auf ein paar Tage zu uns kommen. Es wird Ihnen auch recht gut sein, wenn Sie einmal herauskommen; Sie haben doch nichts Näheres als Thüringen; selbst wenn Sie nach dem Rhein wollten, müssen Sie bei uns vorbei, und meine Frau wie ich wir werden uns sehr freuen, Sie zu Lindenhaus in Siebleben bei Gotha zu begrüßen. Da haben Sie eine förmliche Einladung und ich bitte, sie nicht in den Schornstein zu hängen. (Die Unterschrift fehlt.)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Windmühlenkämpfe. Wie dumm, würden wir sagen, wenn wir Parteigänger oder Opportunisten wären, wie dumm, daß wir so voreilig unsre guten Freunde durch die Bekämpfung der Umsturzvorlage geärgert haben! Konnten wir nicht geduldig warten und uns auf die Dummheit der Zentrumspartei verlassen? Diese hat einen Bund zustande gebracht, der von Bebel über den Herrn von Kardorff bis zu Stöcker reicht, und was wir an Weihnachten 1894 allein gesagt haben, das predigen seit Ostern 1895 alle Käseblättchen mit Ausnahme der ultramontanen. Es hieße also Holz in den Wald tragen, wollten wir noch einmal auf den Inhalt der Vorlage eingehen, aber die Windmühlengefechte um den „Wechselbalg" im Reichstage sind doch so charakteristisch für die politische Lage, daß wir wenigstens ein paar Episoden unsrer kleinen Chronik einverleiben müssen.

Die Sitzungen vom 8. und 9. Mai sind vielleicht die heitersten gewesen, die der Reichstag bisher erlebt hat; niemals ist so viel gelacht worden. Und wer sollte auch nicht lachen, wenn der Reichskanzler darüber klagt, daß der Teil der Bevölkerung, „der am lautesten nach Schutz und strengen Maßregeln gerufen hat," die Vorlage im Stich lasse, und daß die Kommission für die Ordnung zu wenig, für Religion und Sitte aber zu viel gethan habe. Oder wer sollte nicht lachen, wenn der Herr von Manteuffel die Überflüssigkeit aller Umsturzvorlagen darthut, indem er die Überzeugung ausspricht, daß wir vom Anarchismus deswegen nichts spürten, weil das deutsche Volk christlich und monarchisch gesinnt sei, und wenn der Kriegsminister dasselbe thut, indem er versichert, gegen den „Pöbel" sei das Militär gar nicht nötig; den zu zügeln, genügten Polizei und Feuerwehr, was doch bedeutet, daß kein Mensch in den leitenden Kreisen an Revolutionsgefahr glaubt.*) Und wer sollte nicht heiter gestimmt werden, wenn Auer dem Zentrum zuruft: „Sie haben die Nationalliberalen als den Ausbund politischer Unklugheit hingestellt; wenn Sie den § 111 annehmen, stellen Sie sich noch unter die Nationalliberalen!" Manche bürgerliche Blätter haben in ihrem Bericht die Begründung

*) An demselben Tage meldeten mittelparteiliche Blätter triumphirend, umfassende Umfragen hätten ergeben, daß überall am 1. Mai gearbeitet worden sei; das Prahlen der Sozialdemokratie mit ihrer Macht sei eitel Wind; die Brotherren behaupteten überall mit leichter Mühe ihre unbedingte Herrschaft, und die Arbeiter gehorchten ohne Widerrede.

dieses Ausrufs unterschlagen. Auer las aus der Rede, die Gröber bei der ersten Beratung gehalten hat, den Abschnitt vor, worin dieser gottesfürchtige und kirchentreue Diplomat beweist, daß das Zentrum durch die Annahme des § 111 den passiven Widerstand der Katholiken und namentlich der Bischöfe gegen die Maigesetze als strafwürdig verurteilen und den Katholiken für den Fall eines neuen Konflikts zwischen Staat und Kirche die Hände binden würde. Dadurch war Gröber genötigt worden, am nächsten Tage einen neuen Fleck in Gestalt einer Einschränkung auf den vielgeflickten Paragraphen zu setzen. Es ist doch noch nicht völlig ausgemacht, daß die Zentrumsführer aus reiner Dummheit eingeschwenkt haben. Es könnte wohl sein, daß sie sich zu dem verzweifelten Mittel polizeilicher und strafrechtlicher Abwehr entschlossen hätten, um ihren von Bauernbündlern, Sozialdemokraten und Antisemiten bedrohten Besitzstand zu verteidigen. Es könnte aber auch sein, daß diese Herren von der Art des schlimmen Ganelon wären:

Es sprach der schlimme Ganelon
(Er sprach es nur verstohlen):
Wär ich mit guter Art davon,
Möcht euch der Teufel holen!

Haben wir, die Gunst des Augenblicks benutzend und die dargebotene Hand der Regierung ergreifend, uns zu hohen Stellungen aufgeschwungen, dann mag euch guten Leute, die ihr uns gewählt habt, der Staatsanwalt holen!*)

Wenn nun auch der ganze Wechselbalg seinem unter ungeheurer Heiterkeit des hohen Hauses begrabnen § 111 nachgefolgt ist, so bleibt doch die Stimmung zurück, die ihn erzeugt hat, und da ist es denn immerhin zu begrüßen, daß das Windmühlengefecht wenigstens ein praktisches Ergebnis zu Tage gefördert hat: es haben sich die beiden Richtungen geoffenbart, in denen sich die von jener Stimmung ergriffnen Gemüter bewegen. Die eine, die realpolitische, hat Herr von Kardorff gezeichnet in der Erklärung, die er im Namen seiner Partei abgab. Dieser sei es vorzugsweise zu thun um den Schutz „der Arbeitgeber und »Arbeitnehmer« gegen frivole Ausstände"; die Verhinderung von Exzessen wird wohl nur als Ausschmückung hinzugefügt, denn Herr von Kardorff weiß so gut wie wir, daß es keine Periode der Weltgeschichte und kein Land der Erde giebt, die so frei von Exzessen wären, wie die neueste Zeit und das deutsche Reich. Und da gar kein Ausstand denkbar ist, der in den Augen der Brotherren nicht frivol wäre, so haben wir hier die Forderung, die wir von Anfang an als den verhüllten Kern der Umsturzvorlage bezeichnet haben: den Lohnarbeitern soll die Koalitionsfreiheit, also ein wesentliches, ja für sie das wesentlichste Stück ihres Bürgerrechts genommen werden. Und da die Freunde des Herrn von Kardorff selbstverständlich auch die Beseitigung des Wahlrechts der wirtschaftlich abhängigen Klassen anstreben, so kann man kurz sagen: das Ziel dieser Richtung ist die Schaffung von zweierlei Recht; und damit ist der Boden für eine vernünftige Diskussion gewonnen. Denn die Frage, ob ein freier und den Herren gleichberechtigter Lohnarbeiterstand möglich sei oder nicht, haben wir stets als den eigentlichen Kern der sozialen Frage bezeichnet, soweit sie eine juristische und staatsrechtliche Frage ist. In Italien haben sich die Herren „Liberalen" auf die denkbar einfachste Weise geholfen; sie haben die Staatsgewalt mit den Hilfsmitteln der modernen Technik allmächtig

*) Der Absage des Herrn Gröber an die Regierung nach zu schließen, haben die Herren allerdings zwischen dem 9. und 10., wie es scheint, die Entdeckung gemacht, daß die Trauben doch noch zu hoch hängen.

gemacht (allmächtig bloß in der Repression, schaffen kann diese Allmacht nichts), das Volk aber in seiner Hilflosigkeit gelassen. In den nämlichen dreißig Jahren, die Japan dazu benutzt hat, ein moderner Kulturstaat zu werden, sind die Italiener, das intellektuell begabteste Volk Europas und die Inhaber der Wiege der europäischen Kultur, ein Volk von Analphabeten geblieben. Für beinahe zwei Drittel des Volks, für die Schicht, die Ursache hat, einen Umsturz zu wünschen, giebt es kein Wahlrecht, keine Presse, keine Möglichkeit einer gesetzlichen Organisation zur Besserung ihrer Lage. Dieser Weg ist nun in Deutschland nicht gangbar, und darum ist eine den Wünschen jener Kreise entsprechende Lösung unendlich schwierig. Aber schwierig oder nicht —, jedenfalls muß das, was man will, ausgesprochen werden, wenn eine Diskussion möglich sein soll, und da der Gegenstand der Diskussion in diesem Falle eine uralte und vollkommen klare staatsrechtliche Frage ist, so würden wir sofort statt des breiigen Sumpfes pathetischer Redensarten festen Boden unter den Füßen haben, wenn das, was die Herren wollen, ohne Umschweife in einer Gesetzvorlage ausgesprochen würde.

Auf den Sumpf führt die andre Richtung zurück, die phantastische. Sie wurde am 9. Mai vom Minister des Innern vertreten, was ja bei der Vorliebe dieses Herrn für die Dichtkunst nicht zu verwundern ist. Er will dafür sorgen, daß so was nicht mehr vorkomme, und das, was er unmöglich machen will, ist das Räsonniren der Unzufriednen, wogegen doch nur ein Pechpflaster auf den Mund und nicht ein Paragraphengeflecht helfen könnte, und die Verbreitung von Ansichten! Von Ansichten, unter denen sich unzweifelhaft richtige befinden. So haben wir den von ihm als strafwürdig bezeichneten Satz, daß Bedürfnislosigkeit ein Laster sei, vor gar nicht langer Zeit in einem freikonservativen Blatte sehr schön begründet gefunden. Es hieß da, durch Bedürfnislosigkeit könne freilich der Einzelne ein Heiliger werden, ein Volk aber verlumpe dadurch. Man braucht ja nur einen Slowaken neben einen westeuropäischen Arbeiter zu stellen, um das zu sehen. Und mit was sollten denn die Reichsausgaben bestritten werden, wenn sich die Deutschen nähren, kleiden und vergnügen wollten wie die Slowaken? Alles Leben, auch das Völkerleben, besteht in dem Flusse steter Veränderung; zu den notwendigsten Veränderungen gehören die des Rechts, weil jedes Recht sofort Unrecht wird, wenn es sich nicht dem fließenden Leben entsprechend umbildet. Aber kein bestehender Rechtszustand wird geändert, ehe tüchtig und anhaltend auf ihn geschimpft worden ist. Das will Herr von Köller verhindern; er will das deutsche Volk zu einem Petrefakt machen. Ist das nicht höchste Phantastik?

Widerstand gegen die Staatsgewalt. Der berühmte § 111 bedrohte den mit schweren Strafen, der zu gewissen verbotenen Handlungen „dadurch anreizt, daß er sie anpreist oder rechtfertigt," und der Streit drehte sich unter anderm darum, ob unter die doppelt verbotenen Handlungen auch der Widerstand gegen die Staatsgewalt aufzunehmen sei. Es wäre wohl klug, der Begriff des Widerstandes gegen die Staatsgewalt würde einmal gründlich beschnitten, denn in seinem jetzigen Umfange kann er auf die Dauer nicht gehalten werden. Widerstand gegen die Staatsgewalt ist es nach heutigem Rechtsbrauch, wenn eine Obsthökerin, sich auf altes Gewohnheitsrecht berufend, einer Anordnung eines untergeordneten Polizeibeamten nicht sofort Folge leistet, und dem neuen § 111 würde ein alter ortskundiger Bürger verfallen sein, der ihre Partei ergriffe. Soll der Staat eine ehrfurchtgebietende Autorität bleiben, dann darf er sich nicht mit jedem Hökerweibe gemein machen. Löst man die niedere Gerichtsbarkeit und Polizei von ihm ab,

und behält man ihm nur die großen und wichtigen Dinge vor (minima non curat praetor), dann kann man jeden Widerstand gegen seine Anordnungen und schon die Aufforderung dazu aufs härteste strafen, und man wird des Erfolgs gewiß sein. Steckt aber der Staat in jedem Uniformrock, ist er es, der von den Händen eines ungeberdig um sich schlagenden Betrunknen getroffen wird, ist er es, der über jeden Kehrichthaufen räsonnirt, die schwatzenden vom Bürgersteige jagt, den Philister um elf Uhr aus der Kneipe fortweist und den Bauern das Tanzvergnügen verdirbt, so ist sein Nimbus dahin; ein solcher Staat macht sich bald lächerlich, bald verhaßt.

Berichtigung. Im 25. Hefte des vorigen Jahrgangs der Grenzboten wurde ein in Graz erschienenes Buch „Geadelte jüdische Familien" besprochen, aus dem eine Reihe von Namen mitgeteilt wurde, darunter der der Familie Benecke von Gröditzberg. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß diese Angabe unrichtig ist. Die bis auf das Jahr 1734 zurückreichenden Taufzeugnisse und andre Nachweise ergeben die christliche Herkunft des als Benecke von Gröditzberg geadelten Bankiers W. Chr. von Gröditzberg.

Litteratur

Die soziale Praxis betreffende Schriften. Der unermüdliche Landgerichtsrat W. Kulemann hat in einer im vorigen Jahre bei Duncker und Humblot erschienenen Schrift, die wir doch nachträglich noch erwähnen müssen, einen Plan für Die Reform unsrer Sozial(?)versicherung entwickelt, dessen Kern darin besteht, daß zu gemeinsamen Trägern aller drei Versicherungen Ortskassen und Bezirkskassen gemacht werden; jene sollen die Krankengelder und zehn Prozent der Invalidenrente, sowie der Rente bei solchen Unfällen, die nicht den Tod zur Folge haben, diese neunzig Prozent der genannten beiden Arten von Rente und die Altersrente, sowie die Unfallentschädigung bei Todesfällen ganz zahlen. Den Vorwurf, der gegen die Altersversicherung erhoben zu werden pflegt, daß sie jugendliche Personen zu Beiträgen nötige für eine Rente, die sie erst mit siebzig Jahren, d. h. also in den meisten Fällen gar nicht erhalten, weist der Verfasser als unbegründet, ja als böswillige Entstellung zurück, da ja die Rente in den meisten Fällen in der Form von Invalidenrente bezogen werde. Man wird, meinen wir, mit dem Urteil über diesen Punkt zu warten haben, bis sich übersehen läßt, wie viel Prozent der Versicherten vor dem siebzigsten Jahre sterben, ohne Unfall- oder Invalidenrente zu beziehen. — Die Novelle zur Gewerbeordnung, die dem unlautern Wettbewerb den Garaus machen soll, ist ja nun heraus, aber da es noch ein Weilchen dauern wird, ehe sie „zur Verabschiedung gelangt," so sind die Vorarbeiten der Handelskammern für sie noch nicht als Makulatur zu behandeln. Im Auftrage von elf mitteldeutschen Handelskammern (Braunschweig, Hannover, Kassel u. s. w.) hat Dr. Stegemann, der Syndikus der Handelskammer für das Herzogtum Braunschweig, unter dem Titel: Unlauteres Geschäftsgebahren (Braunschweig, Albert Limbach, 1894) zwei Bändchen herausgegeben, deren erstes eine anmutige Blütenlese „typischer Fälle" enthält, während im zweiten Berichte, Anträge und Verhandlungen jener Korporationen über den Gegenstand zusammengestellt werden. Man ersieht daraus — und das dürfte das wichtigste sein —, daß sich nicht allein

einzelne hervorragende Mitglieder, sondern ganze Handelskammern gegen die strafrechtliche Verfolgung des „Verrats von Fabrik- und Geschäftsgeheimnissen“ erklärt haben, indem sie diese Neuerung teils für überflüssig, teils für gefährlich erklären. Erwähnt wird auch, daß der Verein deutscher Ingenieure am 24. August 1886 eine Erklärung gegen derartige Absichten der Gesetzgeber veröffentlicht hat; wenn wir uns recht erinnern, hat er sie wiederholt, sobald dem Reichstage die neue Novelle zugegangen war. — Der um den Bau von Kleinbahnen verdiente Geheime Regierungsrat a. D. H. Schwabe hat einen höchst anziehend geschriebnen, mit reichem statistischem Material und hübschen Anekdoten ausgestatteten Rückblick auf die ersten fünfzig Jahre des Preußischen Eisenbahnwesens (Berlin, Siemenroth und Worms, 1895) herausgegeben. Wir dürfen die Schrift an dieser Stelle erwähnen, weil auch die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der Eisenbahnen gehörig beleuchtet und der sehr achtungswerten Wohlfahrtseinrichtungen der preußischen Bahnverwaltung gedacht wird.

The Heavenly Twins by Sarah Grand. London, W. Heinemann, 1894

Wenn es wahr ist, daß jedes Kunstwerk in dem Maße an Wert verliert, in dem es irgend eine praktische Tendenz verfolgt, so hat der englische Roman von Anbeginn an in der moralisirenden Tendenz einen schlimmen Gegner gehabt. Die reine Lust am Fabuliren wird sehr oft durch ein Bestreben durchkreuzt, Übelstände aufzudecken, Reformen zu vertreten, ethische Grundsätze zu predigen, dem nur das Genie eines Dickens mit überlegner Gestaltungskraft den Anschein eines poetischen Kunstwerks zu geben vermochte.

In unsrer Zeit feiert der Tendenzroman in England die heillosesten Orgien. Das novellistische, rein ästhetische Interesse am Menschenschicksal überhaupt ist ganz zurückgetreten, und während Plato jeder philosophischen Erörterung im Gespräch dramatisches Interesse zu geben vermag, wissen die gelehrten Frauen, die jetzt in England an der Spitze der geistigen Bewegung stehen, jede dramatische Situation in den reinen Äther philosophischer Abhandlungen zu erheben. Der Traktat hat die Novelle totgeschlagen.

Das Werk, das wir hier zu betrachten haben, ist ein interessantes Beispiel, wo sich einmal diese Scheidung zwischen Phantasie und Verstand aufs reinlichste vollzogen hat, sodaß sich beide wie Öl- und Wasserschichten neben einander abgelagert zeigen und als einziges gemeinsames Band den Band des Buchbinders anerkennen.

Einem Einwurf muß ich gleich von vornherein begegnen. Man könnte fragen, ob es denn der Mühe wert sei, diesen Sensationsroman der Beachtung zu würdigen, ob es nicht besser sei, den nächsten Tag abzuwarten, der das Ergebnis dieses Tages unfehlbar verschlingen wird. Aber es ist nicht der Roman als solcher, sondern gerade der Erfolg, den er gehabt hat, der ihm symptomatische Bedeutung giebt. Im Januar 1893 zuerst herausgegeben, hatte er bis zum Februar 1894 neun Auflagen erlebt, und wenn man dazu die englische Ausgabe bei uns rechnet, so kommen vielleicht nicht die 250000 Exemplare, die in den Reklamen figuriren, aber doch immer eine so beträchtliche Anzahl gekaufter und gelesener Exemplare zusammen, daß man sieht, hier müssen Fragen behandelt sein, die im Zusammenhange mit dem Kulturleben unsrer Zeit stehen. Deshalb möchte ich das Buch, um ihm nicht Unrecht zu thun, auch zunächst als Traktat und erst in zweiter Linie als Kunstwerk betrachten, denn es ist offenbar, daß auf die Tendenz der Autor und sein Publikum den stärksten Nachdruck gelegt haben.

Es ist das heute so oft erörterte Thema der rechtlichen und sittlichen Stellung

der Geschlechter zu einander, das hier behandelt wird. Eigentümlich für englische Verhältnisse und, ich möchte sagen, der Lokalton des Buches ist der antitheologische Zug, den wir in deutschen und französischen Büchern kaum hervortreten sehen. Die Kirche erscheint hier als das Mittel, wodurch die Männer die Frauen geknechtet und dieser Sklaverei eine transcendente Weihe gegeben haben. Immer wieder wird darauf hingewiesen, wie durch die Lehren der Demut und Geduld die Frauen systematisch dazu getrieben wurden, den Männern jahrtausendelang zu gehorchen, ihnen alle ihre Sünden und Ausschweifungen zu vergeben und sie dadurch nur noch immer schlechter zu machen. Wenn wir von unserm historischen Standpunkt aus geneigt sein sollten, diese Konstruktion in das Gebiet der andern Konstruktionen aus dem achtzehnten Jahrhundert von dem unendlich schlauen Priester und der bethörten Menge zu verweisen, so dürfen wir doch nicht vergessen, und der Erfolg des Buches lehrt uns das (wenn wir es nicht schon aus Robert Elsmere wüßten), daß ein großer Teil der englischen Lesewelt in Bezug auf diese Fragen noch den Kampf des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts durchzufechten hat. Was zunächst die Frage betrifft, ob denn überhaupt das Weib geistig tiefer stehe als der Mann, so ist unsre Philosophin mit allen Waffen John Stuart Mills gerüstet. Sie hat sogar zwei Argumente, von denen das eine Eindruck macht, wenn das andre versagt. Sie beweist zunächst durch die That, daß von einer geistigen Inferiorität nicht die Rede sein kann, und führt dies nicht übel in ihrem Buche aus, indem vor den scharfen geistigen Waffen der Frau im Redekampfe die Männer ebenso sicher den kürzern ziehen, wie bei einer Schachaufgabe Weiß, je nachdem, nach dem dritten oder vierten Zuge matt setzen muß. Aber danebenher geht ein andres aus der Geschichte geholtes Argument: es ist gar kein Wunder, daß die Frauen tiefer stehen als die Männer, denn durch die jahrtausendelange Knechtschaft, die die Kirche und die Männer über sie verhängt haben, mußten ihre ursprünglichen dem Manne nicht gleichwertigen, sondern überlegnen Fähigkeiten verkümmern. Die Vererbung that das ihrige. Das moderne Weib muß sich aus dieser Häufung fremder vererbter Schuld freimachen. Damit stehen wir im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Überzeugungen der Verfasserin: sie ist Darwinistin oder vielmehr Spencerianerin in des Wortes verwegenster Bedeutung. Ihre Heldin findet durch das, was frühere dunkle Zeiten eine Fügung Gottes genannt haben würden, bei ihrem bigotten Vater die sämtlichen Werke Spencers zusammen mit den neuesten physiologischen und evolutionistischen Schriften in einer längst vergessenen Kiste von verschleierter Herkunft auf dem Boden. Die Einsamkeit des Landlebens und natürliche Anlage ermöglichen es ihr, den ganzen Herbert Spencer (man weiß, was das sagen will) zu lesen.

So wird sie nach englischer Methode, ohne je ein Experiment gemacht zu haben, ohne je ein Sezirmesser in die Hand genommen zu haben, eine vollendete Physiologin, die sich stark genug fühlt, mit den Zauberworten Vererbung und Auslese jedes reale Problem bis zur Urformel zu lösen. Freilich muß man hierbei nicht zu viel Konsequenz erwarten. Für einen konsequenten Anhänger Spencers, der die Beobachtung machte, die den lehrreichen Inhalt dieses Buches bildet, daß alle Männer, bis auf verschwindende Ausnahmen, herz- und sittenlose Verführer, die Mehrzahl der Frauen engelreine, höchst moralische Gestalten sind, kann die Lösung dieses Problems nur nach einer Richtung erfolgen: es müssen im Verlaufe der natürlichen Zuchtwahl die Männer immer tugendhafte Frauen, die Frauen immer lasterhafte Männer gewählt haben. Und somit wäre die Tugend der Frauen das Erzeugnis der Männer, das Laster der Männer das Erzeugnis

der Frauen. Obwohl nun Mrs. Sarah Grand vor dieser Konsequenz zurückbeben würde, trägt sie doch Sorge, den einzigen stichhaltigen Einwurf dagegen, daß die Frauen ja keine Wahlfreiheit haben, abzuschneiden, indem sie zwei ihrer Heldinnen die Bewerbung zweier sittenreinen Geistlichen abweisen läßt, damit sie später in die Schlingen der Verführer fallen können.

Wenn aber die Theorie der natürlichen Zuchtwahl nicht so zu Ende gedacht wird, wie man es wünschen könnte, so wird um so ausgiebigerer Gebrauch von der Vererbung gemacht. Diese Frage, die so mit Schwierigkeiten umgeben ist, daß, wenn überhaupt, nur die ausdauerndste Arbeit vieler Geschlechter das erwünschte Licht schaffen kann, wird hier in derselben rohen Manier als gelöst angesehen, die in den Werken Ibsens und Zolas auf jeden wissenschaftlich Gebildeten abstoßend wirkt. Es vererbt sich schlechthin alles, außer den Tugenden der Vorfahren. Wie es möglich ist, daß es bei dieser Lage der Sache überhaupt noch lebensfähige Exemplare der Spezies Homo sapiens giebt, bleibt eins der wenigen ungelösten Probleme in diesem Buche.

Eine herrliche Stelle, die fast wie eine Satire auf die eignen Theorien klingt, findet sich am Schluß des Buches, wo die Heldin mit ihrem gleichfalls höchst evolutionistischen zweiten Gatten im Garten spazierend die Stammbäume beider Familien vergleicht, um daraus für den zu hoffenden Familiennachwuchs alle möglichen Gefahren noch vor seinem Erscheinen Revue passiren zu lassen. Ein verhärteter Skeptiker wird in dem darauf folgenden kurzen Wahnsinnsanfall der jungen Frau nur eine natürliche Folge derartiger ungesunder Gespräche sehen, und wenn sich ihr Gatte zum Schluß des Buches fragt, was er thun soll, ihr Leben erträglich zu machen, so kann man ihm nur empfehlen, in Zeiten, wie die, die seine Frau Gemahlin augenblicklich durchlebt, niederdrückende Gesprächsthemen, zu denen doch eine Unterhaltung über die Laster der beiderseitigen Ahnen unbedingt gehört, sorglich zu vermeiden.

Wenn man all das Unglück zusammennimmt, das diese leichtfertige Vererbungstheorie in den Köpfen Unmündiger schon angerichtet hat, es würde eine Kostenrechnung ergeben, die hinter der von Voltaire der christlichen Kirche entgegengehaltnen wenig zurückbliebe. Und doch muß, wie gesagt, diese wissenschaftliche Seite den Hauptanziehungspunkt des vorliegenden Buches gebildet haben, denn der litterarische Wert des Buches steht noch tief unter dem wissenschaftlichen. Der Stil ist, soweit ein Ausländer urteilen kann, lehrhaft, trocken, schematisch in der Gesprächsführung und abschreckend, wo er lustig sein will. Der frühere herzerquickende englische Humor hat überhaupt in den Schriftstellerinnen von George Elliot abwärts bis zu Mrs. H. Ward keine nennenswerte Pflege gefunden, aber noch nie hat uns anstatt des frühern lebensvollen Lächelns ein solcher Totenkopf angegrinst wie in diesem Buche. Und doch hat sich die Verfasserin sichtlich Mühe gegeben. Das Buch verdankt seinen Titel einem unbändigen Zwillingspaar, das durch heitere Scherze, sarkastische Späße und alle längst beim enfant terrible bekannten Eigenschaften die Heiterkeit des Lesers zu erwecken bemüht ist, im übrigen aber mit der eigentlichen Fabel des Buches ebenso wenig zu thun hat, wie das komische Entree der Gebrüder Cotrelli, das unsre Kinderzeit verschönte, mit den übrigen Leistungen des Zirkus Renz.

Am widerwärtigsten unter dem vielen Widerwärtigen, das der Band bringt, hat uns die Episode berührt, wo der weibliche Zwilling einen Kirchensänger, der sich in sie verliebt hat, als ihr Zwillingsbruder verkleidet, Nacht für Nacht besucht, um mit ihm von seiner Liebe zu reden, ein ruchloses Verfahren, das sich in diesem

Buch nur ein fleckenloses, edles Weib (Angela heißt sie) ungestraft erlauben darf. Ungestraft, denn der durch sie verursachte Tod des armen Tenors hat keine weitern Folgen, als Angelas alternden Gatten zum endlichen Besitz seines nunmehr liebenden Weibes zu verhelfen. Auf die unerträgliche Monotonie, mit der gewisse ästhetische Motive, wie das des Glockenspiels der Kathedrale, immer und immer wiederholt werden (stets mit eingedruckten Noten), mag als ein weiterer Beitrag zur Verrohung der Technik des englischen Romans nur kurz hingewiesen werden.

In Summa: Es ist ein trauriges Zeichen für das englische Publikum, daß dieses wissenschaftlich, ästhetisch und technisch gleich wertlose Buch ein Ereignis auf dem englischen Büchermarkt werden konnte.

Straßburg p. H.

Das Recht auf Arbeit in geschichtlicher Darstellung von Dr. Rudolf Singer. Jena, Gustav Fischer, 1895

Schriften über das Recht auf Arbeit giebt es genug, aber außer dem kurzen Abriß in Georg Adlers Artikel im Handwörterbuch der Staatswissenschaften (5. Bd., S. 366) und einem Abschnitt in Mengers Schrift über das Recht auf den vollen Arbeitsertrag (Grenzboten 1892, Nr. 50) keine historische Darstellung. Die vorliegende 84 Seiten groß Oktav starke Broschüre, die Gründlichkeit mit ruhiger, objektiver und geschmackvoller Darstellung verbindet, befriedigt daher ein Bedürfnis. Am meisten Stoff hat Frankreich geliefert. In Deutschland hat eigentlich erst Bismarck durch seine Äußerungen in einer Reichstagsrede (am 9. Mai 1884), die hier im Wortlaut abgedruckt werden, die Diskussion über den Gegenstand angeregt oder wenigstens in weitere Kreise getragen. Im Schlußkapitel gelangt der Verfasser zu Ergebnissen, die mit unsern Ansichten übereinstimmen: das Recht eines jeden auf Arbeit in seinem Berufe zu verwirklichen sei nahezu unmöglich, und auch schon das Recht eines jeden auf gemeine Arbeit durchzusetzen würde sehr schwierig sein; man solle dahin streben, durch Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, Organisation des Arbeitsnachweises und von Notstandsarbeiten, sowie durch Kolonisation die Rechtsfrage gegenstandslos zu machen.

Wider die Könige von der Saar und vom Rhein. Von Max Rieck. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1895

Pectus est, quod disertum facit. Der Unwille über das kühne Wort des Freiherrn von Stumm: „Es giebt keinen vierten Stand“ hat dem Verfasser die Feder in die Hand gedrückt. Er stellt den „Königen“ diesen Stand, den sie von ihrem Throne herab nicht zu sehen vermögen, vor, wie er leibt und lebt, und versichert, daß die kleinern Fabrikanten und Kaufleute schon lange nicht mehr in der Sozialdemokratie den Feind sehen, sondern in der bestehenden Ordnung oder Unordnung, die sie in den ebenso widerwärtigen wie aussichtslosen Konkurrenzkampf auf Leben und Tod hineintreibt. Zum Freiherrn von Stumm hat er das Zutrauen, daß er selbst, würde er zum „Wohlstandschaffer“ fürs deutsche Reich erkoren, seine Amtsführung mit einer wirtschaftlichen Revolution einleiten würde. Die Zuständigkeit wird man dem Verfasser nicht absprechen wollen, da er selbst Fabrikant ist und sich auf befreundete Fabrikanten berufen kann, die seine Auffassung teilen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Diktatur und Verfassung

Es ist überflüssig, zu untersuchen, wie die deutschen Verfassungen zu stande gekommen sind, und worauf sich der Anspruch gründet, daß sie als Staatsgrundgesetz sowohl vom Landesherrn und von seinen Ministern, als auch von den Volksvertretungen und von jedem Einzelnen im Volke unverbrüchlich gehalten werden sollen. Genug, daß dieser Anspruch heute von keiner einzigen Seite mehr bestritten wird. Nur daran sei erinnert, daß gerade die Reichsverfassung auf einem besonders festgefügten Grunde steht. Hervorgegangen aus einem Vertrag der deutschen Fürsten und freien Städte, ist sie ihrer Zeit vom ersten deutschen Reichstag beraten, mit den beschlossenen Abänderungen wieder einstimmig von den verbündeten Regierungen angenommen, schließlich von jeder einzelnen der deutschen Landesvertretungen gutgeheißen und in jedem Bundesstaat in den Formen des Landesgesetzes, endlich auch im Reiche feierlich verkündet worden. Alle seitdem vorgenommnen Änderungen der Verfassung haben sich auf dem von ihr selbst vorgezeichneten Wege vollzogen, nämlich in Form von Reichsgesetzen, also unter vollkommen gleichberechtigter Mitwirkung des Bundesrats und des Reichstags und so, daß der Kaiser nur den von beiden übereinstimmend beschlossenen Gesetzesinhalt verkündete. Der Wortlaut der Reichsverfassung ist so nüchtern und klar, ihr Inhalt so glücklich auf das Notwendige beschränkt, daß auch über die praktische Tragweite ihrer Bestimmungen so gut wie keine Zweifel entstanden sind. Deutschland ist, bis auf den vergangnen Winter, fast dreißig Jahre lang in der beneidenswerten Lage gewesen, keinen einzigen Verfassungsstreit gehabt zu haben. Um die Verfassung selbst hat sich in dieser Periode ein mächtiger Wall durch das ganze Reich gehender Einrichtungen und Gesetze herumgelegt, die alle in der Reichsverfassung ihre Wurzel haben. Eine Generation von Deutschen ist unter ihrem friedlichen Schutze heran-

gewachsen, und doch erleben wir es heute, daß eine unter den großen Kulturnationen fast unvergleichliche Stetigkeit und Sicherheit der Rechtsentwicklung, die man bisher nur von unten her bedroht glaubte, nun auch von oben herab in Frage gestellt wird. Noch bis vor wenigen Jahren würde man jeden, der öffentlich und ernstlich den Staatsstreich befürwortet hätte, für einen Narren erklärt haben; es ist ein betrübendes Zeichen für den Rückgang des Gefühls der allgemeinen Rechtssicherheit, daß man sich heute über solche Vorschläge beunruhigt zeigt und auch an den entscheidenden Stellen ein geneigtes Ohr dafür vorhanden glaubt.

Die Revolution ist neuerdings zu politischen Zwecken vielfach als Schreckgespenst vorgeführt worden. Ja man hat, wenn auch zum Teil in löblicher Absicht, ihren mutmaßlichen Verlauf in allen Einzelheiten ausführlich dargestellt und damit recht eigentlich den Teufel an die Wand gemalt. Vielleicht ist es nützlich, ganz gewiß aber ist es ebenso zeitgemäß, den Versuch zu machen, diesen Teufel mit Beelzebub auszutreiben und zur Abwechslung einmal den Blick auf den mutmaßlichen Verlauf und die Folgen des Staatsstreichs oder Verfassungsbruchs, der sogenannten Revolution von oben, zu werfen.

Man kann sich die Reichsverfassung — nur von ihr soll gehandelt werden — in verschiedner Form und in verschiednem Umfange von den Regierungsgewalten im Reiche angetastet denken. Übergriffe in gewisse verfassungsmäßig gewährleistete Freiheiten, z. B. in die Unverletzlichkeit der Abgeordneten wegen der bei Ausübung ihres Berufs gethanen Äußerungen, sind an sich unschädlich, solange sie von den Gerichten zurückgewiesen werden und die Regierung nicht wagt, sich auch über deren Urteile hinwegzusetzen. Immerhin würde in weiten Volkskreisen das Vertrauen darauf erschüttert werden, daß die Verfassung auch von den Regierungen jederzeit als ein Rührmichnichtan geachtet werde. Auch Karl I. wollte einst die Parlamentsmitglieder Pym, Hollis, Hampden und andre nur verhaften, um sie vor den Gerichtshof des Hauses der Lords zu stellen, und doch führen die englischen Geschichtschreiber gerade auf diese verhängnisvolle Maßregel — Macaulay nennt sie the most momentous of his whole life — die Katastrophe der großen englischen Revolution zurück. Man kann sich auch vorstellen, daß die Verfassungsbestimmungen nicht formell beseitigt, sondern nur thatsächlich außer Acht gelassen würden, so z. B. wenn der Kaiser den Reichstag überhaupt nicht mehr einberufen wollte. Die Verfassung verpflichtet ihn hierzu ohnedies nicht mit ausdrücklichen Worten, und nur die Vorschrift, daß der Reichshaushalt alljährlich durch Reichsgesetz festgestellt werden muß, enthält mittelbar die Nötigung, den Reichstag alljährlich zusammenzurufen. Die Folge davon wäre ein budgetloses Regiment, wie zur Zeit des preußischen Verfassungskonflikts, und ein gänzlicher Stillstand der Reichsgesetzgebung. So hatte derselbe Karl I. das englische Parlament in der Zeit vom März 1629 bis zum April 1640 überhaupt nicht einberufen, bis er sich end-

lich durch die gänzliche Erschöpfung seiner finanziellen Hilfsmittel wieder dazu gezwungen sah. Bekanntlich kehrte dann dieses Parlament, nach einer nochmaligen Auflösung, als das sogenannte Lange Parlament zurück, um zunächst das Haupt Thomas Wentworths, des Grafen von Strafford, zu fordern. Es folgte das Verbrechen des Königsmords und die Errichtung der englischen Commonwealth unter dem Protektorat Oliver Cromwells.

Halten wir uns an zwei Vorschläge, die letzthin an die breite Öffentlichkeit gebracht und, bedauerlich genug, der Mühe ernsthafter Widerlegung für wert geachtet worden sind: die Einführung der kaiserlichen Diktatur oder die Oktroyirung eines neuen, und zwar weder allgemeinen, noch gleichen noch geheimen Reichstagswahlrechts. Man kann eigentlich nicht sagen, daß der erste Vorschlag sehr viel weiter ginge als der zweite. Ob der Kaiser überhaupt ohne Reichstag, oder ob er mit einer Volksvertretung regiert, die von vornherein zu dem Zwecke gebildet wird, alle Gesetzesvorschläge der Regierung gutzuheißen, läuft so ziemlich auf eins hinaus. Beim öffentlichen wie beim privaten Unrecht ist es nur der erste Schritt, der Überwindung kostet. Nichts ist gewisser, daß auch an einem neugeschaffenen Pseudoreichstag, der etwa die Miene annähme, sich gegen seinen Schöpfer zu wenden, solange herumgemodelt werden würde, bis er die gewünschten Ergebnisse lieferte.

Graf Mirbach erwartete in der Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 28. März den Schritt, „einen neuen Reichstag auf der Basis eines neuen Wahlrechts ins Leben treten zu lassen," von den verbündeten deutschen Fürsten und versicherte — auf Grund welcher Legitimation, verriet er nicht — daß man das in allen ländlichen Kreisen mit Jubel begrüßen würde. Er war bescheiden genug, zuzugestehen, daß die Frage schwer zu lösen sei, aber Alexander der Große habe ja auch schwierige Fragen auf einfache Weise gelöst. Dagegen ist zunächst zu erinnern, daß im deutschen Reiche, abgesehen von den drei nordischen Städterepubliken, die sich in den Kundgebungen der neuesten Staatsdoktrin hartnäckig totschweigen lassen müssen, zweiundzwanzig deutsche Landesfürsten vorhanden sind. Ihnen allen scheint Graf Mirbach die Eigenschaften eines Alexander des Großen zuzutrauen. Ohne dies bestreiten zu wollen, thun wir doch den deutschen Fürsten nicht Unrecht, wenn wir bei ihnen noch ein andres und höheres voraussetzen: deutsche Vertragstreue. Es ist richtig, daß weder sie noch der deutsche Kaiser die Reichsverfassung mit einem Eide besiegelt haben. Aber sie haben, nach den Eingangsworten der Verfassung, seiner Zeit „einen ewigen Bund zum Schutze des Bundesgebiets und des innerhalb desselben giltigen Rechtes, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes geschlossen, der den Namen Deutsches Reich führen und nachstehende Verfassung haben wird." Wollten es die deutschen Fürsten und Freien Städte jemals unternehmen, für sich allein diesen Bundesvertrag, d. h. eben die Reichsverfassung abzuändern, so wäre hierzu doch mindestens dieselbe Einstimmigkeit

notwendig, mit der seiner Zeit der Bund begründet worden ist. Denn eine Mehrheit von 45 über 13 Stimmen im Bundesrat ist nur dann ausreichend, wenn die Verfassungsänderung auf dem verfassungsmäßig geordneten Wege durch Reichsgesetz, somit unter Zustimmung auch des Reichstags, zu stande kommt. Wir halten es nun für ausgeschlossen, daß sich die zweiundzwanzig deutschen Fürsten, ganz abgesehen von den Hansestädten, jemals auf eine gewaltsame Änderung der Reichsverfassung, sei es auch nur durch Oktroyirung eines andern Wahlrechts, durch Vertrag und gütlich einigen werden. Widersprüche aber auch nur einer, wenn auch der kleinsten einer, so wäre die Fiktion einer Erneuerung des Bundesvertrags auf neuen Grundlagen, ohnehin ein äußerst dürftiges Auskunftsmittel, überhaupt nicht aufrecht zu erhalten.

Selbst wenn aber die Vertragstreue nicht hinreichte, die Fürsten von solchen Schritten abzuhalten, so würde es doch die Klugheit thun. Fürst Bismarck hat oft hervorgehoben, daß das Reich die kräftigere Stütze zu Anfang mehr im deutschen Volke, später aber, man kann sagen seit dem Ende der siebziger Jahre, mehr in den deutschen Fürsten gefunden habe. Nun glauben wir zwar nicht, daß der Reichsgedanke — nicht zu verwechseln mit der Zufriedenheit über die jeweilige Leitung der Reichsangelegenheiten in Berlin — im deutschen Volke zurückgegangen sei. Ganz gewiß hat er aber heute auch unter den deutschen Fürsten eine Kraft erlangt, die man früher nicht so unbedingt zu behaupten wagte. Offenbar hat auch bei ihnen im letzten Regierungsjahrzehnt Kaiser Wilhelms I. die Verstimmung über einzelne preisgegebne Hoheitsrechte und das anfängliche Mißtrauen gegen die Zentralgewalt der Erkenntnis Platz gemacht, daß ihre eigne Stellung gerade unter dem Schutze des Reichs unendlich an Sicherheit gewonnen hat. Waren doch die kleinern Bundesstaaten bis zum Jahre 1866 vor ihren mächtigern Bundesgenossen und vor dem Auslande eigentlich keinen Tag ihres Lebens sicher, und wird doch, seit dem Emporkommen der sozialdemokratischen Bewegung, wenigstens den industriellen deutschen Mittelstaaten, deren Bevölkerung zur reichlichen Hälfte den roten Fahnen folgt, auch ihre innere Sicherheit vom Reiche gewährleistet. Wir denken dabei nicht bloß an die Heeresmacht des Reichs, obwohl die Gewißheit, daß hinter dem Rechte jederzeit auch die Macht steht, dem Rechte erst die Anerkennung sichert. Schon die im Laufe der letzten Generation hergestellte tausendfältige Verbindung des Reichs und der Einzelstaaten fast auf allen Gebieten des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens hat zwischen beiden eine so enge und zugleich so wohlthätige Lebensgemeinschaft zu stande gebracht, daß der Gedanke an ihre Wiederauflösung gar keine Stätte mehr hat. Ja so stark ist die geschichtliche Macht einer fast dreißigjährigen ruhigen und verfassungsmäßigen Entwicklung, daß auch die unitarischen Bestrebungen heute allen Boden verloren haben. Niemand denkt mehr daran, auch den kleinen Duodezstaaten, deren Daseinsberechtigung noch bis in die achtziger Jahre hinein

sehr lebhaft bestritten wurde, ihr Sonderleben zu mißgönnen, seit auch sie willig dem Reiche geben, was des Reiches ist.

Es wäre deshalb ungemein kurzsichtig, auch nur einem einzigen der deutschen Bundesfürsten die Geneigtheit zuzutrauen, zu einer gewaltsamen Unterbrechung dieser für sie selbst so segensreichen Entwicklung die Hand zu bieten. Mag sein, daß sie im Augenblicke des Staatsstreichs ihren nächsten, unmittelbarsten Schutz von der Reichsgewalt zu erwarten haben, in deren Händen die militärische Macht der Nation konzentrirt ist. Ist doch dieselbe Reichsgewalt für den ersten Augenblick wenigstens auch stark genug, den etwaigen Widerstand der Bundesfürsten selbst gegen gewaltsame Neuerungen zu überwinden. Man könnte sich daher vielleicht denken, daß die Fürsten einem von der Reichsgewalt auf sie ausgeübten Drucke nicht zu widerstehen wagten und sich deshalb unter Protest einer Neuordnung der staatsrechtlichen Verhältnisse zu fügen gezwungen sähen. Es ist aber ein großer Unterschied, ob sich der Staatsstreich mit einer Gewaltmaßregel nicht bloß gegen die Völker, sondern auch gegen die Fürsten einführen müßte, oder ob die Fürsten selbst auch freiwillig dazu die Hand böten und damit nichts geringeres als ihre eigne Existenz aufs Spiel setzten. Zwar wäre die schließliche Heilung eines solchen Rechtsbruchs ebenso gut denkbar, wie die unzweifelhaften Rechtsbrüche des Jahres 1866 heute als geheilt oder doch nahezu geheilt gelten dürfen, wenn sich die neue Ordnung der Dinge Generationen hindurch zu behaupten verstünde. Wenn das aber, wie wir noch begründen werden, sicher nicht gelingen wird, so würden die ersten Opfer der Restauration wahrscheinlich die Einzeldynastien sein, wenn auf ihnen der Vorwurf lastete, freiwillig an jenem Rechtsbruch teilgenommen zu haben. Auch sie gelten, heute noch mit Fug und Recht, dem deutschen Volke als Träger und Grundpfeiler der Reichsinstitutionen. Hätten sie diese Zuversicht einmal getäuscht, so würden nach Wiederherstellung der Verfassung die jetzt eingeschlummerten Theorien vom deutschen Einheitsstaate zu einer unwiderstehlichen Stärke erwachen.

Nehmen wir aber weiter an, der Reichsgewalt sei es gelungen, die freiwillige oder unfreiwillige Zustimmung sämtlicher deutschen Bundesfürsten und freien Städte zur Oktroyirung einer neuen Verfassung oder auch nur zur Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts zu erlangen, so wäre doch, wenn man die Fiktion eines neugeschlossenen Bundesvertrags nicht ganz und gar preisgeben wollte, hierzu überall die Zustimmung der sämtlichen deutschen Landesvertretungen ganz ebenso unentbehrlich, wie sie seinerzeit bei der Gründung des Reichs für unentbehrlich gehalten worden ist. Die Frage, ob eine solche Zustimmung wahrscheinlich sei, auch nur aufwerfen, heißt zugleich sie verneinen. Es ist schlechterdings undenkbar, daß die Volksvertretungen der fünfundzwanzig konstitutionell regierten deutschen Bundesstaaten übereinstimmende Beschlüsse dieses Inhalts fassen und sie wie seinerzeit die Reichsverfassung in ihren Gebieten

als Landesgesetze verkünden sollten. Und auch hier gälte wieder: fehlte auch nur ein einziger Staat, wenn auch der kleinsten einer, so wäre die rechtlich ohnedies unhaltbare Fiktion auch thatsächlich zerstört. Wollte man aber selbst das Unmögliche für möglich halten, so setzte doch die Geneigtheit, an einem Bruche der Reichsverfassung mitzuwirken, bei den deutschen Landesvertretungen eine solche Schwächung des Reichsgedankens voraus, daß man darauf gefaßt sein müßte, ihre Zustimmung von der Erfüllung der ausschweifendsten partikularistischen Forderungen abhängig gemacht zu sehen. Die Macht des Reichs, durch den Rechtsbruch allein schon im innersten Mark angefressen, würde dann auch äußerlich in ein nur lose verbundnes Gefüge zusammenfallen. Wollten aber die Einzelregierungen gar versuchen, die neue Reichsverfassung über die Köpfe ihrer widerstrebenden Landesvertretungen hinweg zu dekretiren, so würden dem einen Staatsstreich im Reiche fünfundzwanzig Staatsstreiche in den einzelnen Bundesstaaten auf dem Fuße folgen müssen. Es wäre aber doch der helle Wahnsinn, den Einzelregierungen zuzumuten, daß sie ein jahrzehntelanges freundliches oder doch überall wenigstens erträgliches Verhältnis zu den heimischen Landtagen, dem Eide auf die einheimische Verfassung zum Trotze, um den Preis einer höchst unsichern, für sie selbst geradezu lebensgefährlichen Veränderung der Verhältnisse im Reiche aufs Spiel setzen und neben den großen Wirren im Reiche auch im eignen Lande Wirren von unabsehbarer Tragweite heraufbeschwören sollten.

Da unser „vorgetragner Fall nur so ein Spiel des Witzes" sein soll, den es sich gleichwohl „lohnt, im Ernste durchzudenken," so gehen wir auch noch einen Schritt weiter. Wir nehmen an, es sei in Deutschland wirklich gelungen, sagen wir durch einen Machtspruch des Kaisers, mit oder ohne Zustimmung der verbündeten Regierungen, mit oder ohne Zustimmung der einzelnen Landesvertretungen, vielleicht auch nach militärischer Niederwerfung der widerstrebenden Einzelstaaten im Wege der Bundesexekution, die alte Reichsverfassung ganz oder teilweise zu zertrümmern und eine neue wenigstens zu Papier zu bringen. Da wir immerhin im neunzehnten Jahrhundert und inmitten eines Weltteils leben, der, abgesehen von zwei in ihn hineinragenden asiatischen Großmächten, durchweg parlamentarische Einrichtungen genießt, so nehmen wir weiter an, daß die neuen Gewalthaber wenigstens den Schein einer Volksvertretung zu wahren und deshalb eine Art von Reichstag an ihrer Seite oder vielmehr zu ihrer Verfügung zu haben wünschen. Denken wir uns diesen sogenannten Reichstag beispielsweise aus Abordnungen der Einzellandtage, wenn auch vielleicht nur als Rumpfparlament zusammengesetzt, oder nehmen wir selbst an, er sei aus einem vorsichtig beschnittenen Wahlrecht der besitzenden Klassen hervorgegangen. Denn daß die neuen Gewalten den nichtbesitzenden, d. h. den arbeitenden und den bloß gebildeten Klassen als ihren unversöhnlichen Todfeinden keinerlei Vertretung zugestehen würden, wäre

doch selbstverständlich. Wir hätten uns deshalb die neuen angeblichen Volksvertreter in der Hauptsache nur aus der „jubelnden" Umgebung des Grafen Mirbach, d. h. aus dem ostelbischen Großgrundbesitz und aus der westlichen Großindustrie hervorgegangen zu denken. Es würde sich nun für die Regierung darum handeln, dieses Parlament jederzeit so in der Hand zu behalten, daß es zu den Regierungsvorlagen stets ein strammes und gläubiges Ja und Amen sagte. Dazu bieten sich zwei Wege. Entweder die Machthaber verstehen es, die neuen Parlamentarier durch liebevolles Eingehen auf ihre Privatwünsche, als da sind Antrag Kanitz, oder was sonst an großen und durchgreifenden Mitteln zu Gunsten der Landwirtschaft gerade auf der Tagesordnung stehen wird, rabiate Schutzzölle, völlige Unterdrückung des Koalitionsrechts der Arbeiter u. dergl. bei Stimmung zu erhalten. Beiläufig keine ganz leichte Aufgabe, da sich die beiden Regierungsstützen: Großgrundbesitz und Großindustrie in rücksichtslosem Kampfe für ihre Sonderinteressen bald genug in die Haare fahren dürften. Oder man zieht vor, das Reichstagsgebäude dauernd mit einigen Kompagnien zuverlässiger Soldtruppen zu belegen. Jedenfalls würde auch der Scheinparlamentarismus nur eine vorübergehende Erscheinung sein, und man hätte sich die reine Diktatur des Kaisers oder der verbündeten Regierungen als den vermutlich bald eintretenden Normalzustand zu denken. Nun wäre es ja nicht undenkbar, und manche scheinen sich dessen ziemlich sicher zu getrösten, daß eben diese Diktatur die Geschicke der zu ihren Füßen liegenden Nation mit so überlegner Weisheit und Stärke leiten würde, daß den Deutschen wenigstens die innere materielle Wohlfahrt verbürgt wäre und unser Vaterland auch nach außen mächtig und angesehen dastünde. Geschichtlich bietet ja das Protektorat Oliver Cromwells dafür ein Beispiel. Und doch brach auch sein System, da er seine hohe Staatskunst nicht auch auf seinen Sohn und Nachfolger hatte vererben können, fast unmittelbar nach seinem Tode zusammen. Macaulay bezeugt, daß „selbst die Wiederherstellung der alten Unregelmäßigkeiten und Mißbräuche, die immerhin dem Gesetze entsprochen hatten und nur durch das Schwert ausgerottet worden waren, dem englischen Volke eine Genugthuung gewährte. Die ganze Nation war krank vom Säbelregiment und schmachtete nach einer Regierung nach Gesetzen." Auch in Deutschland könnte man die Erfahrung machen, daß dem jetzt so viel geschmähten Reichstag selbst von seinen heutigen geschworensten Gegnern einst blutige Thränen nachgeweint werden würden.

Wie aber, wenn die neue Diktatur jener Weisheit und Stärke entbehrte? Die Teilung der gesetzgebenden Gewalt zwischen Regierung und Volksvertretung wirkt einer unfähigen Regierung gegenüber doch wenigstens nach der negativen Seite günstig, insofern sie das Zustandekommen thörichter und unüberlegter Gesetze hindert. Darf man auch von der eignen Anregung der Parlamente nicht viel Positives erwarten, so können sich die Völker doch

über eine unfruchtbare Periode schließlich damit hinwegtrösten, daß sie jedenfalls langlebiger sind als die Regierungen, und daß einer lebenskräftigen Nation Gott noch immer zur rechten Zeit den rechten Mann für die rechte Stelle erweckt hat. Aber eine unfähige, auf der morschen Grundlage des Verfassungsbruchs aufgebaute Diktatur hat sich auch als Willkür- und Schreckensherrschaft noch niemals behaupten können. Ihr kläglicher Zusammenbruch wäre die Frage einer wahrscheinlich nur ganz kurzen Zeit.

Welch ungeheuern Schwierigkeiten aber würde sich ein verfassungswidriges Regiment innerhalb einer großen Kulturnation von 50 Millionen an Teilnahme am politischen Leben gewöhnter Deutschen von der ersten Stunde an gegenübersehen! Wie man auch immer das Verhältnis zwischen Fürst und Volk definiren mag, im Verfassungsstaat hat es doch soviel von der Vertragsnatur an sich, daß die staatsrechtliche Wissenschaft so gut wie das Rechtsgefühl des Volks die Pflicht zum Unterthanengehorsam soweit für aufgehoben ansieht, als auch der Fürst über die ihm gezognen verfassungsmäßigen Schranken hinwegschreitet. Der Reichsverfassung gegenüber wären nicht einmal die fadenscheinigen Gründe möglich, mit denen eine servile Wissenschaft wohl sonst versucht hat, den Verfassungsbruch zu verschleiern. Einen Alleinherrscher von Gottes Gnaden, der sich der dem deutschen Volke mit der Verfassung verliehenen Rechte einst freiwillig entäußert hätte, und der sie deshalb im Falle der Not auch wieder an sich ziehen dürfte, hat es für Gesamtdeutschland nirgends und niemals gegeben. Der Versuch, auf den frühern Zustand zurückzugreifen, stieße an Stelle der Reichsgewalt auf ein Nichts, und wir hören doch die Feinde der heutigen staatsrechtlichen Ordnung nicht nach der Frankfurter Bundesversammlung, sondern nach einer kaiserlichen Diktatur rufen. Die Rechtsquelle dieser Diktatur könnte, gleich dem Rechte des fremden Eroberers, von vornherein nur die nackte Gewalt sein. Nun haben aber vom Reichskanzler abwärts alle Reichsbeamten geschworen, „die Reichsverfassung und die Gesetze des Reichs zu beobachten.“ Denselben Eid, wiewohl unter Beschränkung auf die Landesverfassung und die Landesgesetze, haben auch alle Landesbeamten und unzählige andre in öffentlichen Pflichten stehende Deutsche geschworen. Sie haben damit auch die Reichsverfassung, die ja Bestandteil jeder einzelstaatlichen Verfassung geworden und auch formell in jedem Bundesstaat als Gesetz verkündet worden ist, eidlich zu halten versprochen. Dem neuen Diktator oder den verbündeten Diktatoren bliebe deshalb eigentlich nichts übrig, als mit einem Schlage die gesamte Büreaukratie einschließlich der kraft des Gesetzes unabsetzbaren Richter zu beseitigen. Da sie daran nicht denken könnten, so müßten sie ihre Herrschaft mit der Zumutung des Eidbruchs an die große Masse der deutschen Beamten beginnen. Vielleicht wird man den untern, wirtschaftlich abhängigen Verwaltungsbeamten mildernde Umstände bewilligen dürfen, wenn sie in diesem Falle das gleichfalls eidlich abgelegte Gehorsamsgelöbnis voranstellen und sich

mit dem freilich recht bedenklichen Satze abzufinden suchen, daß nur der befehlende Vorgesetzte die Verantwortung zu tragen habe. Aber eine, und gerade die wichtigste Beamtengattung, hätte auch diese Ausrede nicht. Von den deutschen Richtern, vom Reichsgericht herab bis zum jüngsten Assessor, muß erwartet werden, daß sie eher ihr Leben lassen oder mit Weib und Kind betteln gehen werden, als daß sie sich dazu herbeilassen, ihre Urteile auf verfassungswidrig zu stande gekommene Gesetze zu gründen. Die Richter sind in Zeiten der Gewaltherrschaft die einzige Verkörperung des niedergetretenen Rechtsgedankens. Selbst die brutale Gewalt treibt die Völker nicht zu so hoffnungsloser Verzweiflung, als eine von feilen Mietlingen geschändete Gerechtigkeitspflege. Noch heute, nach mehr als 200 Jahren, wird in England das Andenken des schurkischen Lordoberrichters Jeffreys und der von ihm geleiteten sogenannten blutigen Assisen einmütig verflucht. Zwar hat eine gefällige Wissenschaft zu behaupten versucht, daß den Richter die Prüfung der Gesetzmäßigkeit der Gesetze selbst nichts angehe, sobald sie vom Monarchen als unter der Zustimmung der Volksvertretung erlassen verkündet worden sind. In der That enthält Art. 106 der preußischen Verfassung die Vorschrift: „Gesetze und Verordnungen sind verbindlich, wenn sie in der vom Gesetze vorgeschriebnen Form bekannt gemacht worden sind. Die Prüfung gehörig verkündeter königlicher Verordnungen steht nicht den Behörden, sondern nur der Kammer zu.“ Aber die Tragweite dieser Vorschrift ist auch wissenschaftlich sehr bestritten, sie gilt doch äußersten Falls nur von preußischen Landesgesetzen, nicht auch von Reichsgesetzen („Reichsrecht bricht Landesrecht“), und um auch nur ihrem Wortlaut genügen zu können, müßte der künftige Diktator Deutschlands im Eingange seiner Gesetze geradezu gegen die Wahrheit versichern, daß er den Gesetzesinhalt hiermit „nach erfolgter Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags“ verordne. Ob er sich aber dabei überhaupt nicht auf die Zustimmung eines Reichstags, oder nur auf die einer nach seiner Willkür zusammengesetzten Scheinvertretung bezöge, das läuft so vollständig auf eins hinaus, daß niemand einen Richter für entschuldigt halten würde, der sein Gewissen mit einer leeren Formel abspeisen ließe. Wir nehmen deshalb bei unsern hypothetischen Erörterungen an, daß jedem der von der Diktatur verkündeten Reichsgesetze vom Reichsgericht wie von sämtlichen deutschen Landesgerichten die Giltigkeit werde abgesprochen werden. Die Folge wäre, daß die neue selbstherrliche Reichsgewalt auf die Mitwirkung der Gerichte bei den drakonischen Strafvorschriften, zu denen sie sich um ihrer eignen Sicherheit willen sofort genötigt sähe, von vornherein verzichten müßte. Es blieben ihr nur der Belagerungszustand und die mit der ganzen Fülle der bürgerlichen Gerichtsbarkeit auszustattenden Kriegsgerichte zur Verfügung. Da aber auch die etwa ergehenden rein zivilrechtlichen Gesetzesbefehle von den Gerichten für nichtig erklärt werden würden — man denke sich z. B. das

neue Bürgerliche Gesetzbuch einfach durch kaiserliche Verordnung eingeführt! —, so würde je länger je mehr eine ungeheure Unsicherheit des alltäglichen Rechtsverkehrs eintreten, die das wirtschaftliche Leben der Nation völlig zum Stocken bringen müßte.

Die sonstigen politischen Folgen eines Staatsstreichs auszumalen, ist kaum nötig. Eins ist gewiß, die vielbeklagte Zersplitterung der deutschen politischen Parteien würde mit einem Schlage aufhören. Am Tage nach dem Staatsstreich würde eine einzige große und gewaltige Partei, die deutsche Verfassungspartei, auferstehen, die von der Sozialdemokratie bis tief in die Reihen der Konservativen hineinreichen würde. In leichten Umrissen war sie dem aufmerksamen Beobachter schon während des Kampfes gegen die jüngst verflossene Umsturzvorlage erkennbar. Ja gerade die Konservativen hätten, wenn ihr Name nicht zum Kindergespött werden sollte, den Beruf, die Kerntruppe einer solchen Verfassungspartei zu bilden. Heißt doch konserviren wörtlich: erhalten, das Bestehende verteidigen, auch wenn es nicht gefällt, jedenfalls aber den Versuchen, die rechtliche und geschichtliche Entwicklung durch unvermittelte sprunghafte Übergänge zu unterbrechen, nach Kräften widerstehen. Die Majestät des Rechts strahlt nie in reinerm Glanze, als wenn versucht wird, es zu beugen. Gilt es schon in der auswärtigen Politik als die beste Diplomatie, den Gegner ins Unrecht zu setzen, so gewinnt auch in innern Kämpfen die Seite, die sich unerschütterlich auf den Boden des strengen Rechts stellt, ein ungeheures und nicht bloß moralisches Übergewicht, das früher oder später, nach allen Erfahrungen der Geschichte, den Gegner zur Sühne des Unrechts zwingt. Auch die christliche Sittenlehre heischt Gehorsam nur gegen die Obrigkeit, die Gewalt über uns hat. Sie gebietet nicht, ihr zu Hilfe zu eilen, wenn ihrer rechtswidrigen Gewalt nun wieder Gewalt entgegengesetzt wird. Und daß es früher oder später zu einer im Namen des Gesetzes und der Verfassung kämpfenden Gegenrevolution von unten gegen die vorausgegangne Revolution von oben kommen würde, ist gewiß. Eine auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht gebildete Armee ist ein gewaltiger und voraussichtlich niemals versagender Schutz der bestehenden Ordnung, so lange sich diese selbst wieder auf die bestehenden Gesetze gründet. Es mag auch sein, daß die eisernen Klammern der Disziplin, von denen das deutsche Heer, wenigstens die aktive Armee, umspannt wird, eine Zeit lang fest genug bleiben, die Nation nach einem Staatsstreich mit militärischer Gewalt niederzuhalten. Aber kein Volksheer wird sich auf die Dauer als Unterdrückungsinstrument gegen die eignen Väter und Brüder gebrauchen lassen, um so weniger, wenn es sich aus einer wehrhaften, an politisches Denken gewöhnten, bis zu ihren gebildetsten Elementen hinauf schwer in ihren Rechten gekränkten Bevölkerung rekrutiren müßte, die vielleicht zu neun Zehnteln den neuen Gewalthabern in offner Feindschaft gegenüberstünde. Die Geschichte kennt Bei-

spiele genug, daß unkriegerische oder sittlich verkommene Nationen durch Palasttruppen oder Prätorianerkohorten niedergehalten worden sind. Eine Diktatur, die am Ende ihres Lateins angekommen, das Säbelregiment proklamiren wollte, wäre schließlich auch zur Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht genötigt. Dies wäre aber, wenn es nicht schon vorher geschehen wäre, für unsre östlichen und westlichen Nachbarn das willkommene Signal, über das ohnmächtig gewordne Deutschland herzufallen und es nach müheloſem Kampfe in Stücke zu schlagen.

Doch fort mit düstern Träumen! Kehren wir wieder zu der tröstlichen Wirklichkeit zurück, daß Deutschlands Verfassung in der geschichtlichen Entwicklung, in den Herzen wie in den Lebensinteressen der deutschen Fürsten und Stämme und in dem klaren, unzweideutig geschriebnen Rechte so fest verankert ist, daß der Versuch, an ihr zu rütteln, weniger als Verbrechen geahndet, denn als Thorheit belächelt zu werden verdient. Eher könnte man bedauern, daß die Reichsverfassung selbst den Weg ihrer Abänderung so leicht gemacht hat. Können doch mit einer Vierfünftelmehrheit im Bundesrat und mit einfacher Mehrheit im Reichstage so wichtige Dinge wie die Ordnung des Reichstagswahlrechts jederzeit auf streng verfassungsmäßigem Wege zu Falle gebracht werden. Gönnen wir jedem, an der Ausklügelung neuer Verfassungsbestimmungen seinen Witz zu üben. Je krauser und bunter die Weisheit der Broschürenschreiber, desto tiefer nur kann sich die Erkenntnis befestigen, welch kostbaren Schatz uns die Männer der That einst mit der Reichsverfassung beschert haben. Die leichtfertigen Planmacher mögen sich die Worte des englischen Erzreaktionärs Edmund Burke gesagt sein lassen: „Die Änderung der Verfassung ist eine Sache voll der größten Schwierigkeiten, in der ein überlegender Mann nicht zu schneller Entscheidung, ein kluger nicht zu raschem Wagen, ein ehrlicher nicht zu raschen Versprechungen geneigt sein kann.“ Dann werden auch unsre Nachkommen einst mit demselben Burke rufen können: „Ich sehe mit kindlicher Ehrfurcht auf die Verfassung meines Landes und werde sie nie in Stücke schlagen, sondern im Gegenteil ihr ehrwürdiges Alter hegen und pflegen!“

List und Carey

(Schluß)

Etwas später als List bekehrte sich der Amerikaner Carey vom Freihandel zum Schutzzoll; 1848 offenbarte er die mit ihm vorgegangne Veränderung in dem Buche The Past, the Present and the Future. „Daß er wesentlich durch List beeinflußt sei, läßt sich nicht behaupten," schreibt Lexis im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Uns scheint das aber doch der Fall zu sein, denn folgende im „Nationalen System" abgedruckte Stelle aus einer Schrift, die List 1828 in Amerika veröffentlicht hat (Outlines of a new system of political economy), enthält Careys System in nuce: „Gesetzt, ihr verstündet die Kunst nicht, das Getreide zu mahlen, was sicherlich seinerzeit eine große Kunst gewesen ist; gesetzt ferner, die Kunst des Brotbackens wäre euch auch verborgen geblieben, wie nach Anderson die echte Kunst des Heringsalzens den Briten noch im siebzehnten Jahrhundert unbekannt war; gesetzt also, ihr müßtet euer Getreide nach England schicken, um es dort zu Mehl vermahlen und zu Brot verbacken zu lassen: wie viel von diesem Getreide würden die Engländer als Lohn für das Mahlen und Backen in den Händen behalten? Wie viel davon verzehren würden die Fuhrleute, die Seefahrer, die Kaufleute, die damit beschäftigt wären, das Getreide auszuführen und das Brot einzuführen? Wie viel käme wieder in die Hände derer zurück, die es gebaut haben? Es ist keine Frage, daß der auswärtige Handel dabei viel zu thun hätte, aber sehr zweifelhaft, ob dieser Verkehr der Wohlfahrt und Unabhängigkeit der Nation besonders zuträglich wäre. Bedenkt nur, welches im Fall eines zwischen diesem Lande (Nordamerika) und Großbritannien ausbrechenden Krieges die Lage derer wäre, die Getreide für die englischen Mühlen und Bäckereien produzirten, und dann die Lage derer, die an den Genuß des englischen Brotes gewöhnt wären. Wie aber die ökonomische Wohlfahrt des Getreidebauers fordert, daß der Getreidemüller in seiner Nähe wohne, so fordert die Wohlfahrt des Landwirts überhaupt, daß der Manufakturist neben ihm wohne, so fordert die Wohlfahrt des flachen Landes, daß sich eine wohlhabende und gewerbfleißige Stadt in ihrer Mitte befinde, so fordert die Wohlfahrt des

ganzen Ackerbaus eines Landes, daß seine eigne Manufakturkraft möglichst hoch ausgebildet sei."

Freilich kann Carey diesen Gedanken auch aus Adam Smith geschöpft haben, und es unterscheidet ihn von List, daß er dem großen Schotten nicht feindlich gegenübertritt, sondern sein neues System auf ihn stützt; Seite 127 des zweiten Bandes beschuldigt er List ausdrücklich, daß er Smith Unrecht thue. Smith hat behauptet und zu beweisen gesucht, daß kein Gewerbe soviel produktive Arbeit in Bewegung setze und sie so reichlich lohne als die Landwirtschaft; er hat (im ersten Kapitel des dritten Buches) ausführlich gezeigt, wie sehr Ackerbau und Gewerbe, Stadt und Land auf einander angewiesen sind, und wie wohlthätig der unmittelbare Verkehr von Stadt und Land für beide Teile ist, und zwar um so vorteilhafter, je näher beide einander liegen; erhalte doch der Bauer, der seinen Weizen zwanzig Meilen weit zu Markte fahren muß, dort nicht mehr dafür als einer, der nur eine Meile hin hat; er ist ferner der Ansicht, daß der Handel das am wenigsten produktive Gewerbe sei, und unter den verschiednen Arten des Handels wieder der Auslandshandel der am wenigsten wertvolle Zweig; der Inlandsverkehr sei weit nützlicher und fruchtbringender. Smith hat den Preis des Landlebens in allen Tonarten gesungen und war der Meinung, die Menschen würden diese schöne Lebensweise niemals verlassen haben, ehe das Bedürfnis dazu zwang, wenn sie nicht vor der Zeit durch eine unverständige Politik vom Lande vertrieben worden wären. Er behauptet endlich, nur das Wohl der Lohnarbeiter, der Landwirte und der Grundbesitzer decke sich mit dem Gemeinwohl, sodaß jede Einkommensteigerung, deren sie teilhaft werden, eine Steigerung des Nationalwohlstandes bedeute; dagegen stehe der Vorteil der Fabrikanten und Händler im Gegensatz zu dem Wohle der Gesamtheit, weil er auf Kosten der Arbeiter und der Konsumenten herausgeschlagen werde; jene beiden Klassen schildert er als eine in steter Verschwörung gegen das Gemeinwohl begriffne Bande, die die Arbeiter ausbeute, die Konsumenten betrüge, die gutmütigen, vertrauensvollen und gleichgiltigen Grundbesitzer übers Ohr haue und sie dazu verleite, grausame und gemeinschädliche Gesetze zu machen; ein Jammer sei es, daß die Gesetzgebung in die Gewalt dieser Räuberbande gefallen sei, nur die Gutsbesitzer sollten eigentlich die Gesetze geben, die würden stets nur beschließen, was dem Volke frommt, weil ihr Wohl mit seinem Wohle zusammenfalle, und ihr argloses, uneigennütziges Herz von Trug und Ränken nichts wisse. Adam Smith, dessen Wealth of Nations seine heutigen Verehrer und Gegner ungefähr ebenso gut kennen wie unsre heutigen Behörden die Bibel, die sie vor den Sozialdemokraten schützen wollen, dieser Adam Smith ist also ein Erzagrarier gewesen. Freilich war er zugleich auch Freihändler, aber das sind ja unsre Agrarier bis vor kurzem auch gewesen. Jetzt allerdings haben sie sich Carey zugewandt, der von jenen Smithschen Anschauungen aus zum Schutzzoll ge-

langte und im Widerspruch mit List sogar für Rohstoffe und Lebensmittel Schutzzölle forderte.

Die Schilderung der Vorteile des Nahverkehrs bei Smith ist es, worauf Carey sein System baut, das er zuerst in einem kleinern Buche: The Harmony of Interests (1852), dann in dem dreibändigen Werke: Principles of Social Science (Philadelphia, 1858) entwickelt hat. Er unterscheidet den Nahverkehr, den er commerce nennt, vom Fernverkehr, den er trade nennt, und leitet aus jenem allen Segen, aus diesem allen Jammer der Menschheit ab. Die Engländer, als die Hauptvertreter des Tradesystems, beschuldigt er, Elend gebracht zu haben über Irland, Ostindien, Portugal, die Türkei, nicht zum wenigsten auch über ihr eignes Volk, die Nordamerikaner in der Entwicklung ihres Wohlstands soviel wie möglich gehemmt und auch an dem Verderben Frankreichs, Deutschlands und der skandinavischen Staaten gearbeitet zu haben, glücklicherweise vergebens, da sich diese Länder beizeiten nach dem Colbertschen System geschützt hätten; wohin der Engländer seinen Fuß setze, da lasse er eine Wüste hinter sich. Carey erzählt die Geschichte der Unterdrückung der Industrie in den nordamerikanischen Kolonien, die durch das berüchtigte Wort des ältern Pitt (Lord Chatham) charakterisirt wird: es müsse so weit kommen, daß die Kolonisten nicht einmal einen Hufnagel für den eignen Bedarf anfertigen dürften. Auch für die grausame Behandlung der Neger macht Carey nicht die Pflanzer, sondern die Kaufleute und Fabrikanten des Mutterlandes verantwortlich. Diese hätten durch ihre Gesetzgebung in Westindien jede Art von Anbau unmöglich gemacht und den Pflanzern nur noch den Zuckerrohrbau übrig gelassen, der mehr als jede andre Art von Kultur die Gesundheit schädige. Zugleich aber hätten sie den Pflanzern das Raffiniren verboten; aller Rohzucker sei nach England gegangen, von wo ihn die Pflanzer, wenn sie raffinirten Zucker essen wollten, um das vierfache des Preises, den sie selbst erhalten hatten, zurückkaufen mußten. Außerdem wurde der Pflanzer durch die Hypotheken englischer Kapitalisten bedrückt, mußte alle Fabrikate, die er brauchte, aus England beziehen und sogar seine Kinder in sündhaft teure englische Schulen schicken, weil es in einem Lande, wo man kein städtisches Leben aufkommen läßt, auch keine Bildung und keine Lehrer geben kann. So vielfach ausgebeutet waren die Pflanzer, wenn sie durchkommen wollten, gezwungen, ihre Neger unmenschlich zu schinden.

Während List nur die glänzenden Erfolge Englands hervorhebt, das englische Arbeiterelend nur an einer einzigen Stelle andeutet und, allerdings im Widerspruch mit der oben angeführten Stelle vom Landwirt und Müller, den Engländern vollkommen Recht giebt in ihrem Streben, ihr Land zum workshop of the world zu machen, zeigt Carey, daß dieses Streben nicht allein für Englands Kolonien und die durch seinen Handel ausgebeuteten Länder, sondern auch für seine eigne Bevölkerung zum Verderben ausgeschlagen sei,

und ergeht sich in breiten Schilderungen des ostindischen, irischen und englischen Volkselends. Natürlich ist das ein einseitiges Verfahren, aber von den Verbreitern der Volksbildung ist die entgegengesetzte Einseitigkeit bis auf den heutigen Tag mit solchem Nachdruck gehandhabt worden, daß die Schattenseite des englischen Nationalreichtums dem größten Teile des gebildeten Publikums noch immer unbekannt ist, von der Entstehung und Bedeutung dieses Reichtums daher ein ganz falscher Begriff herrscht. Careys Angaben verdienen um so mehr Beachtung, als die Stellen aus Parlamentsberichten, Zeitungsartikeln und Büchern, die er anführt, mit den von Marx, Engels, Held, Brentano und Schulze-Gävernitz benutzten nicht zusammenfallen, deren Schilderungen also ergänzen. Wir wollen nur zwei Stellen aus diesen hunderte von Seiten umfassenden Schilderungen erwähnen. Er erzählt, wie die Engländer das indische Handwerk und Kunsthandwerk unterdrückt, die vortreffliche Gemeindeverfassung der Inder, die jedem seine Existenz sicherte, zerstört, zur Erpressung von Steuern sogar die Tortur angewandt haben (Macaulay meinte, nicht wie eine Herrschaft despotischer Menschen, die sie ja gewöhnt waren, sondern wie eine Herrschaft böser Geister müsse den Indern die Herrschaft der Kompagnie vorgekommen sein), wie sie mit dem Gemeindeleben auch das blühende Volksschulwesen Indiens vernichtet hätten, erwähnt, daß sich die Engländer rühmten, Indien zivilisirt zu haben, fragt: was heißt denn das, Indien zivilisiren? und antwortet mit Sir Thomas Munro: „Ich weiß nicht, was man damit eigentlich meint. In der Politik mögen ja die Inder nicht weit her sein; aber wenn tüchtige Landwirtschaft, ein unvergleichliches Kunsthandwerk, wenn die Fähigkeit, alle Güter zu erzeugen, wonach Bildung und Luxus verlangen, wenn allgemeine Schulbildung, wenn allgemein verbreitete Herzensgüte und Gastfreundschaft, wenn ein skrupulös zartsinniges Verhalten dem weiblichen Geschlecht gegenüber Bestandteile der Zivilisation sind, dann können es die Inder mit jedem Volke Europas aufnehmen." (Bd. 1, S. 375. Schriebe Carey heute, so würde er an dieser Stelle den Bericht über ein jüngst abgehaltnes Londoner Meeting anführen, worin über die Grausamkeit der jungen englischen Soldaten gegen die für ihren Bedarf gekauften oder geraubten indischen Mädchen geklagt wird; es wurde in der Verhandlung hervorgehoben, daß die Inder die Prostitution in der rohen Form, die in den „christlichen" Ländern üblich ist, gar nicht kennen.) Bei einer andern Gelegenheit führt er eine Stelle aus Southey an, woraus hervorgeht, daß dieser Dichter das englische Arbeiterelend nicht als ein unvermeidliches Verhängnis, auch nicht als das zufällige Ergebnis einer stürmischen Entwicklung, in der die Menschen vorübergehend die Herrschaft über die wirtschaftlichen Zustände verloren hätten, sondern als die beabsichtigte Wirkung der Politik betrachtet; sollten die Arbeiter die allerwiderlichsten und gesundheitszerstörenden Arbeiten so anhaltend und billig verrichten, daß die Fabrikanten dadurch unermeßlich reich würden, so müßten jene

auf der untersten Stufe der Armut festgehalten werden, die den Menschen nicht allein aller Verteidigungsmittel, sondern auch aller Energie beraubt und ihn dumm macht (Bd. 2, S. 91), Carey selbst sagt, die Kinderarbeit sei nötig gewesen, um die indischen Weber unterbieten und die indische Weberei vernichten zu können; der englische Weber, schrieb damals der London Spectator, works so cheap, that he starves the poor Hindoo, and then starves himself (Bd. 1, S. 349).

Das Kommerzsystem, wie es Carey als Ideal aufstellt, wirkt nach ihm in doppelter Weise wohlthätig. Erstens läßt es keine überflüssigen Vermittler aufkommen. Die Produzenten: Bauer und Handwerker, Schuster und Fleischer, Schafzüchter und Tuchweber, tauschen ihre Erzeugnisse unmittelbar aus, und jeder empfängt als Kaufpreis den vollen Wert seines Produkts. Zweitens entfalte sich nur im Nahverkehr eine in die verschiedensten Berufsarten reich gegliederte Gesellschaft und damit die höchste Kultur; denn von der Menschheit gelte dasselbe, was Goethe von den organischen Wesen sagt, daß jedes desto vollkommner sei, je zahlreicher und verschiedner seine Teile seien. Das Handelssystem wirke in beiden Beziehungen entgegengesetzt. Es lasse den Produzenten nur einen geringen Teil ihres Arbeitserzeugnisses, indem sich allerlei Vermittler des größten Teils bemächtigten. Als solche nennt er, und zwar sehr oft, außer den Händlern, Schiffsbauern und Reedern, die Agenten und Makler, die Bankiers, Geldverleiher und Spekulanten, dann die Advokaten, die sich die aus dem verwickelten Verkehr entstehenden Streitigkeiten zu nutze machen, Büreaukraten, die dieses ganze verwickelte Wesen in Ordnung halten sollen, endlich „die allerunnützeste Klasse: die Säbel- und Musketenträger." Diese würden dadurch nötig, daß zur Durchführung einer solchen Räuberpolitik, die sich natürlich kein Volk gutwillig gefallen lasse, fortwährend Krieg geführt werden muß. Gleichzeitig reiße diese Politik das Zusammengehörige weit aus einander; sie häufe in dem einen Lande (oder in der einen Gegend eines Landes) lauter Spinner und Weber an, und zwinge die Bewohner andrer Länder (oder Provinzen), auf der Stufe des reinen Ackerbaustaats zu verharren. Dazu müsse ihr Ackerbau auf der niedrigsten Stufe zurückbleiben, weil nur der Einfluß städtischer Bildung, die eben fehle, die Landwirtschaft rationell machen könne. So werde zugleich der Fortschritt zu höherer Kultur unmöglich gemacht, indem einerseits die ganz einseitig beschäftigten Fabrikarbeiter, andrerseits die von allen Bildungsquellen ausgeschlossenen Bauern oder ländlichen Arbeiter nicht anders als roh und unwissend sein könnten. Und unter dem Druck der Ausbeutung, der beide Klassen unterlägen, komme es soweit, daß die Fabrikarbeiter die Nahrungsmittel, die ihnen von den Agrarstaaten, die Bewohner dieser die Fabrikate, die ihnen von den Industriestaaten im Überfluß angeboten würden, nicht bezahlen könnten.

Das Kommerzsystem Careys ist aber nur ein Teil oder eine Folge eines

das ganze Weltall umfassenden Systems der Harmonie aller Interessen. Carey ist gottgläubiger Optimist (auch darin mit Smith seelenverwandt) und fühlt sich im innersten Herzen empört durch den Ricardo-Malthusianismus, den er sich bemüht zu widerlegen. Ricardo hatte bekanntlich gelehrt, daß die Menschen mit der Bebauung des besten Bodens anfingen, dann, durch den Bevölkerungszuwachs gezwungen, zu Boden zweiter Klasse übergingen, wodurch die Besitzer von Boden erster Klasse, die nun ihr mit geringern Kosten gewonnenes Getreide zu demselben Preise los würden wie die neuen Ansiedler, einen Überschuß herausschlügen, der Grundrente genannt werde, daß man sich bei weiterm Volkszuwachs genötigt sehe, auch Boden dritter Klasse unter den Pflug zu nehmen, was den Besitzern des Bodens zweiter Klasse Grundrente eintrage und die vom Boden erster Klasse erhöhe u. s. w. Wie nun aber, hatte Malthus gefolgert, wenn auch der schlechteste Boden schon angebaut ist, und die Bevölkerung trotzdem noch steigt? Dann steige auch der Getreidepreis so hoch, daß selbst der schlechteste Boden Grundrente abwerfe, dann blieben eben für den ärmsten Teil der Bevölkerung keine Nahrungsmittel mehr übrig, und die unberechtigterweise ins Leben eingetretenen hätten, durch Hunger hinweggerafft, wieder zu verschwinden. Aus dem, was Malthus in seinem Vaterlande vor Augen sah, schloß er, dieses sei der gewöhnliche Gang der Dinge überall: die Menschen hätten die Tendenz, sich in stärkerm Maße zu vermehren als die Nahrungsmittel, deshalb müsse, wenn nicht vernünftige Überlegung der Volksvermehrung Einhalt thue, das Gleichgewicht zwischen Volkszahl und Bodenfläche immer wieder durch Hungersnöte und Seuchen hergestellt werden.

Carey hält diese Lehre für gotteslästerlich. Sie habe aber darum großen Anklang gefunden, weil Malthus die herrschenden Klassen von aller Verantwortung entlaste und das, was ihre Habsucht verschuldet habe, für die Wirkung eines unabänderlichen Naturgesetzes erkläre. Es sei nicht wahr, daß der Anbau auf dem fruchtbarsten Boden beginne. Dieser liege in der Ebne und sei Überschwemmungen ausgesetzt. Der unzivilisirte, mit sehr unvollkommnen Werkzeugen ausgerüstete, den Naturgewalten gegenüber ohnmächtige erste Ansiedler lasse sich an den vor Überschwemmung geschützten Bergabhängen nieder, deren leichterer Boden zugleich den Anbau erleichtere. Wie in allen Dingen, so sei auch hier der erste Schritt der schwierigste, die erste Arbeit die unergiebigste. Mit fortschreitender Kultur und Volkszahl wachse die Macht der Menschen, werde der schwerer zu bebauende schwere Boden überwältigt, der schlechtere verbessert, steige der Ertrag. Nicht bloß die Industrie, sondern auch die Landwirtschaft werde bei fortschreitender Kultur und Volksdichtigkeit immer leichter und ergiebiger. Deshalb steige die Landrente keineswegs mit steigender Bevölkerung, sondern sie falle. Das heißt, sie falle im Verhältnis zum Arbeitslohn; an sich steige sie, weil der Arbeitsertrag, der Nationalreichtum steige, daher eine kleinere Geldsumme eine größere Gütermasse verschaffe. Wenn

vor tausend Jahren der Gutsherr auch dem Hörigen die Hälfte seines Arbeitsertrages abgenommen, also eine Bodenrente von 50 Prozent bezogen habe, so sei die von ihm so gewonnene Gütermasse doch geringer gewesen als die, die er sich jetzt mit einer Bodenrente von 5 Prozent verschaffen könne. Der Arbeitslohn aber steige nicht bloß absolut, sondern auch relativ, und diese starke Steigerung seines Einkommens mache den Arbeiter unabhängig von der Willkür des Herrn, also die Sklaverei in einem Zeitalter unentwickelter Technik unmöglich. (Rodbertus und die Sozialisten behaupten im Gegenteil, daß der Arbeitslohn bisher wenigstens nicht mit der Produktivität der Arbeit gestiegen sei.) Der Kulturfortschritt verbillige alle Güter, entwerte sie also, denn der Wert sei nichts anders, als die auf ihre Herstellung (Reproduktion, sagt Carey) verwendete Mühe, und diese werde immer geringer. Aber die Entwertung sei kein Verlust, sondern ein Zeichen zunehmenden Reichtums. In einem Volke von Analphabeten habe die Kunst des Lesens und Schreibens einen hohen, in einem gebildeten Volke beinahe gar keinen Wert, darum sei aber das gebildete Volk nicht etwa ärmer als das ungebildete, sondern im Gegenteil reicher. Der natürliche Weg führe also zum größten Reichtum aller Güter, zur höchsten Ausbildung der menschlichen Gesellschaft und zugleich des Einzelnen, da nur die vollkommenste soziale Gliederung die höchste Entfaltung der Persönlichkeit möglich mache. So entwickle sich der Mensch, als höchstes Erzeugnis des Stoffwechsels und der formenden Naturkräfte, nach den allgemeinen Naturgesetzen allmählich zur Krone der Schöpfung. Wir fügen noch ergänzend hinzu, daß Carey, wie sich von seinem Standpunkte aus von selbst versteht, der freien Bodenteilung das Wort redet und den Zuständen des mittlern und westlichen Deutschlands vor denen des nordöstlichen den Vorzug giebt. Zur Utopie ausgestaltet findet man sein Ideal bei William Morris und Hertzka wieder, nur daß diese von Schutzzöllen nichts wissen wollen und überhaupt die Staatsgrenzen aufheben. In einem Punkte war er entschiedner Gegner Smiths. Smith betrachtet das Geld bloß als das Rad, das die Güter umtreibt, und meint, es würde zweckmäßiger sein, das teure Gold- und Silberrad durch ein billiges Rad aus Papier zu ersetzen, auch hält er jede Vermehrung der Tauschmittel über den Bedarf für schädlich. Carey dagegen legt dem Geld einen viel höhern Wert bei; er glaubt, daß die Vorsehung das Gold und Silber besonders für den Verkehr bereitet habe, und lehrt: Metallgeld sei für die Gesellschaft dasselbe, was die Kohle für die Maschine und die Speise für den Menschen sei. So hat er ohne Zweifel viel dazu beigetragen, in Nordamerika die inflationistische Sekte großzuziehen, die so viel Unheil über das Volk gebracht hat. Nur bedingungsweise hat er Recht, wenn er (Bd. 2, S. 394) lehrt, daß hohe Dividenden Sklaverei und Tod für das Volk bedeuteten, und daß steigender Zinsfuß ein Anzeichen sinkenden Volkswohlstandes sei.

Adolf Wagner nennt (Grundlegung der politischen Ökonomie Bd. 1, S. 455)

Carey einen Konfusionarius und Phantasten. Mag er das sein, aber an keimkräftigen Gedanken fehlt es ihm nicht. Das Wesen von Ricardos Rententheorie hat er allerdings verkannt. Darauf kommt nämlich nichts an, ob der gute Boden zuerst oder zuletzt angebaut wird (in Wirklichkeit geschieht je nach Umständen bald das eine, bald das andre), aber daß die Rente der Überschuß des Ertrags des bessern Bodens über den des schlechtern ist, bleibt richtig. In dieser Form allerdings konnte die Rententheorie nicht zur Begründung des Malthusianismus dienen, dazu war die Annahme nötig, die Menschen fingen überall und immer mit dem besten Boden an und gingen nur, durch Not gezwungen, allmählich zum schlechtern über. Wie steht nun die Sache zwischen Malthus und Carey? Wagner schließt (a. a. O. S. 665) den Abschnitt über die Bevölkerung mit dem Satze: „Robert Malthus behält somit in allem wesentlichen Recht!“ Das können wir nicht zugeben. Malthus hat nur Recht für geschlossene Staaten und für Staatensysteme mit Grenzsperre, aber er hat nicht Recht für die Menschheit im ganzen. Gerade in unsern Tagen wird er durch die Thatsachen aufs glänzendste widerlegt, da ja die Landwirte aller Kulturstaaten über die Menge des Getreides klagen. Und dabei sind die fruchtbarsten Gegenden der Erde, die Ebnen des Orinoko und des Amazonas, noch unangebaut, die übrigen fruchtbaren Landschaften Südamerikas dünn bevölkert, die ehedem fruchtbaren Länder Vorderasiens, Nordafrikas, sowie Sizilien, Süditalien und Spanien verwahrlost, und auf den fruchtbaren Ebnen Nordamerikas und Rußlands wird Raubbau getrieben. Der Hunger wird also, wo er heute noch vorkommt, künstlich dadurch erzeugt, daß die Menschen von den Staatsregierungen an der Kolonisation fruchtbarer Länder gehindert und gezwungen werden, das durch hohe Produktionskosten verteuerte Getreide ihres eignen Staates zu kaufen. Unbeschränkte internationale Freizügigkeit kann allerdings nicht gestattet, das Ineinanderfließen aller Völker in einen Allerweltsbrei muß verhütet, insbesondre die Eigenart des deutschen Volkes gewahrt und die Macht seines Staates vergrößert werden, und bei dem allmählichen Vordringen, das durch diese Rücksichten geboten ist, wird sich von Zeit zu Zeit immer wieder eine Spannung einstellen, die die Ansicht des englischen Pessimisten vorübergehend rechtfertigt, aber für die Menschheit im ganzen ist er, wie gesagt, durch die Thatsachen widerlegt.

Darin jedoch irrt Carey wieder, daß er meint, die Produktivität der Landwirtschaft steige mit der fortschreitenden Kultur ebenso unbegrenzt wie die der Industrie. Die Steigerung der Bebauung hat ihre Grenzen, und die natürlichen Unterschiede des Klimas und der Bodenbeschaffenheit sind niemals ganz aufzuheben. Thatsächlich steigt die Bodenrente mit der Volksdichtigkeit nach dem von Ricardo entworfnen Schema. Aber diese Steigerung kann nicht bis ins unendliche gehen. Neu besiedelte Länder treten in die Konkurrenz ein und stoßen den künstlichen, durch die Staatsgewalt aufrecht erhaltnen Vermögens-

bau der alten Länder um. Aussaugung des Bodens und die Notwendigkeit, den Verlust durch fernher bezognen Dünger zu ersetzen, tritt allerdings in Careys Idealstaat nicht ein, da hier die Menschen gleichmäßig über das ganze Land verteilt sind, die Bodenfrüchte an Ort und Stelle verzehrt werden, und der Acker unmittelbar wieder erhält, was er gespendet hat; ein Punkt, auf den Carey mit Recht großes Gewicht legt.

Diese gleichmäßige Verteilung der Menschen nun, diese Mischung der verschiedensten Gewerbe an jedem Orte, dieser unmittelbare Güteraustausch, dieser Ausschluß unnötiger Vermittler, diese gleichmäßige Verstreuung unzähliger kleiner Kulturmittelpunkte über das Land ist auch unser Ideal, wie das von vielen Tausenden unsrer Zeitgenossen. Um seine Verbreitung machen sich namentlich die Bodenreformer verdient und ähnliche kleine Gruppen, die sich im allgemeinen zur konservativen Partei halten, ihr auch wohl mitunter unbequem werden. Denn die Verwirklichung dieses Ideals bei uns würde eine sehr starke innere Kolonisation fordern, die sich nicht auf die Ansiedlung von Gutstagelöhnern zu beschränken, sondern den größten Teil des ostelbischen Großgrundbesitzes durch Bauernschaften zu verdrängen hätte. So muß die konservative Partei bei ihrer Zusammensetzung zwei Seelen in ihrer Brust dulden, und es ist beachtenswert, daß sich die latifundienfeindliche Seele schon einmal in dem Organ des Bundes der Landwirte, in der Deutschen Tageszeitung, hat äußern dürfen. Dies Blatt schrieb vor einigen Wochen: „Der Antrag Kanitz, der dem Bauern die Früchte von dessen Arbeit wieder sichert [das ist freilich Einbildung], setzt einen selbst arbeitenden Landwirtstand von der Art des deutschen voraus. Er wird eine weitergehende Aufteilung der großen, in Abwesenheit der Herren bewirtschafteten Güterkomplexe höchst wahrscheinlich nach sich ziehen müssen, da der Staat im großen und ganzen viel eher das Recht auf Bebauung des heimischen Bodens und Erzeugung der notwendigen Nahrungsmittel durch harte Arbeit (durch Erstattung mindestens der Produktionskosten) als das Recht auf eine arbeitslose Rente gewähren kann." Der Sinn dieses ungeschickten Satzes ist ohne Zweifel: durch künstliche Preiserhöhung dem selbstarbeitenden Bauern die Erstattung der Produktionskosten sichern, ist erlaubt; dagegen würde der Staat ein Unrecht begehen, wenn er durch dasselbe Mittel bloß den Großgrundbesitzern ihre ohne eigne Arbeit gewonnene Rente sichern wollte; die Annahme des Antrags Kanitz setzt daher die Parzellirung des Großgrundbesitzes voraus. Wir bezweifeln, daß die Herren Grafen Kanitz und Mirbach ihren berühmten Antrag in dieser Meinung eingebracht haben. Jedenfalls aber könnten die den Konservativen verhaßten großen Städte nur beseitigt werden, wenn gleichzeitig auch der Großgrundbesitz beseitigt würde. Beide sind Lebensbedingungen für einander, fordern einander gegenseitig, wachsen und verschwinden mit einander: die Großstadt muß ohne den Großgrundbesitz er-

hungern, der Großgrundbesitz hat ohne die Großstadt keine Abnehmer seiner Erzeugnisse. Machen beide einer gleichmäßig über das ganze Land verteilten Anordnung von Dörfern und kleinen Städten Platz, so ist, wenn nur die Volksdichtigkeit die Ertragsfähigkeit des Bodens nicht übersteigt, für die Bauern kein künstlicher Schutz mehr notwendig: mit selbstarbeitenden Bauern, die den größten Teil ihres Bodenerzeugnisses selbst verzehren, den Überschuß in nächster Nähe unmittelbar an die Konsumenten absetzen, kann das Ausland nicht konkurriren. Welche Übel und Gefahren das englische System, wie es Carey nennt, mit sich bringt, haben wir schon zu oft auseinandergesetzt, als daß wir nochmals dabei zu verweilen brauchten.

Nur muß man nicht glauben, daß, wenn einmal in einer Gegend das „Kommerzsystem" hergestellt wäre, wie es das ja in Frankreich und Deutschland ehedem weithin war und teilweise heute noch ist, daß dann das Paradies fertig und für alle Zeiten gesichert sein würde, und noch weniger darf man sich auf die von Carey zur Verwirklichung des Ideals vorgeschlagnen Mittel: Schutzzoll und Inflation, verlassen. Nordamerika hat beide reichlich angewandt, aber der Erfolg ist nichts weniger als befriedigend; nicht zum commerce haben diese Mittel geführt, sondern zur Anhäufung von Riesenvermögen, zur Anhäufung proletarischer Fabrikbevölkerungen in großen Städten, und von Riesenfarmen, auf denen besitzlose Wanderarbeiter für ausländische Kapitalisten schaffen. Und selbst wo die Menschenverteilung noch normal ist — in Amerika wie in Deutschland —, sichert sie den „Kommerz" noch nicht. Die Großbetriebe rücken dem Handwerker bis in die entlegensten Dörfer hinein auf den Leib und machen ihn mit ihrer Fabrikware überflüssig. Carey hat eine Zeichnung entworfen, die er wohl ein Dutzend mal wiederholt. Sie besteht aus zwei konvergirenden Linien, in denen die eine die Urproduktion, die andre die Industrie vorstellen soll. Auf der einen Seite stehen Rohstoffe und Fabrikate einander fern, auf der andern nahe; dort herrschen Armut, Unwissenheit und Sklaverei, hier Reichtum, Bildung und Freiheit. Merkwürdigerweise wählt er zu Vertretern der Rohstoffe und Fabrikate rags and paper. Nun, heute fehlt es in keiner Gegend Nordamerikas an Lumpen und Papier, und beide findet man überall ganz nahe beisammen, aber schöner ist dadurch das Leben der Amerikaner nicht geworden als damals, wo Adam Smith das Glück der Kolonisten pries. Ohne Zweifel haben die Engländer ein schweres Unrecht begangen, indem sie die Gewerbthätigkeit der Kolonisten gewaltsam unterdrückten, aber Smith hatte Recht mit seiner Meinung, die Amerikaner würden unklug handeln, wenn sie durch Schutzzölle die Industrie gewaltsam hervortreiben wollten, anstatt zu warten, bis sie sich im natürlichen Laufe der Dinge von selber einstellen würde.

Es giebt eben in der Volkswirtschaft weder unfehlbare Universalmittel noch ideale Beharrungszustände. Ideale, Zielpunkte seines Strebens, muß ein

Volk auch für sein Wirtschaftsleben haben, aber nicht jedes Ideal paßt für alle Völker, und die anzuwendenden Mittel wechseln mit den Zeitverhältnissen. Den Auslandshandel machen schon die klimatischen Verschiedenheiten, dann auch die verschiednen Kulturstufen der gleichzeitig lebenden Völker unentbehrlich, und je nach Bodengestalt, Lage und Kulturstufe ist das eine Land auf diese, das andre auf jene Handelsartikel angewiesen. Auch Carey rät, vorzugsweise Fabrikate aus- und Rohstoffe einzuführen, namentlich weil mit dem Umfange der Ware die Transportkosten größer und die Gewinne kleiner werden. Aber wenn alle Staaten den Rat befolgen wollten, wo sollten denn da die Fabrikate abgesetzt und die Rohstoffe hergenommen werden? Internationale Arbeitsteilung ist also unvermeidlich. Und durch ihre Lage sind gewisse Staaten vorzugsweise zum Handel berufen; Phönizien, Karthago, Venedig, Holland, England haben jedes nur den durch ihre Lage und die Zeitumstände gewiesenen Beruf erfüllt. Wenn die Bewohner des zuletzt genannten Landes in der Verfolgung ihres natürlichen Berufs Maß und Ziel überschritten und Ungerechtigkeiten verübt haben, die zu ihrem eignen Unheil ausgeschlagen sind und noch ferner ausschlagen werden, so liegt darin eine ernste Mahnung für andre Völker. Auch von den Lehren Lists und Careys heißt es also: Prüfet alles, und das gute, d. h. in diesem Falle das bei unsrer heutigen Lage anwendbare, behaltet.

Zum Schluß wollen wir das Urteil des lange unbeachtet gebliebnen, in neuerer Zeit aber zur Anerkennung gelangten Begründers der historischen Schule der Nationalökonomie, Karl Knies, über List erwähnen. Er erkennt die Verdienste an, die sich List durch seine patriotische Thätigkeit, durch die Hervorhebung der Wichtigkeit der Nationalität und der Politik in der Volkswirtschaft und durch seine historische Methode erworben habe, findet aber, gleich andern bedeutenden Nationalökonomen, seine geschichtlichen Kenntnisse „sehr mittelmäßig“ und beschuldigt ihn, er habe „die Geschichte nach einem von vornherein adoptirten Thema verlaufen“ lassen und, „statt bei ihr in die Lehre zu gehen, ihre Lehren nach dem Bedürfnis seiner Theorie“ eingerichtet. (Die politische Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkte. Neue Auflage 1883. S. 15 bis 16 und S. 284). Lists Stufenfolge der ökonomischen Entwicklung: Fischer- und Jägerleben, Nomadenleben, Ackerbau, Gewerbe, Handel, Agrikultur-Manufaktur-Handelsperiode, erklärt er für falsch. Jäger blieben Jäger und würden niemals Ackerbauer, nicht überall sei dem Ackerbau nomadische Viehzucht vorhergegangen; die edlern Kulturvölker hätten schon auf den frühesten Stufen sowohl Ackerbau als Gewerbe und Handel getrieben. List gehe in Hegelscher Manier von der Ansicht aus, daß die Entwicklung aller Völker demselben Ziele zustrebe, und entnehme dieses Ziel der Gegenwart, indem er die volkswirtschaftlichen Zustände Englands für das höchste erreichbare halte. Aber weder sei ein solches Ziel zu erkennen, noch sei es wahrscheinlich, daß

ein solches den Völkern gesteckt sei, da ihre Entwicklung offenbar nicht nach einer und derselben Schablone, sondern sehr verschieden verlaufe, noch sei es vernünftig, anzunehmen, daß die Völker, nachdem sie die vermeintlich höchste Stufe erreicht hätten, nun in alle Ewigkeit darauf würden verharren müssen. (S. 368 bis 369.) Wir fügen noch hinzu, daß wir die englischen Zustände überhaupt nicht für ideal halten können. Von Careys Ideal meint Knies (S. 442), daß seine Verwirklichung „den Umfang und die geographische Lage eines Landesterritoriums (sic!) voraussetze, wie sie das Gebiet der nordamerikanischen Union mit seiner Erstreckung über die verschiednen klimatischen Zonen aufweist."

Eduard Hanslicks Lebenserinnerungen

(Schluß)

Den größten Raum in Hanslicks Lebenserinnerungen nehmen seine Berichte über bedeutende Männer und Frauen ein, die er persönlich hat kennen lernen. Meist ist das, was er giebt, anekdotischer Art, aber gerade dadurch ist es geeignet, uns die großen Künstler, die uns sonst fast nur aus ihren Werken oder aus ihren Leistungen in der Öffentlichkeit bekannt sind, auch menschlich näher zu bringen. Natürlich ist nicht alles gleich interessant, was Hanslick erzählt. Er selbst weist auf die Schwierigkeit hin, die dem Selbstbiographen daraus erwächst, daß er unmöglich immer wissen kann, ob das, was große Wichtigkeit für ihn persönlich gehabt hat, auch auf gleiches Interesse beim Leser rechnen dürfe. Nach unserm Empfinden hat Hanslick diese Schwierigkeit nicht immer besiegt, er erzählt manches, was in so breiter Form nicht mehr zu fesseln vermag.

Die Galerie seiner Bekanntschaften und Beziehungen reicht von Schumann, Wagner und Berlioz bis zu Mascagni und Leoncavallo, umfaßt also die ganze Periode musikalischer Entwicklung, die wir alle zum Teil mit erlebt und mit durchgekämpft haben.

Vor allem fesselt das, was Hanslick über sein Verhältnis zu Richard Wagner berichtet. Nachdem er Wagner 1845 in Marienbad kennen gelernt hatte, besuchte er ihn bei einem Aufenthalt in Dresden: „Neben dem Glück, Schumann kennen zu lernen, stand mir ein Besuch bei Richard Wagner in angenehmer Aussicht." (Man beachte den feinen Unterschied der Ausdrucksweise.) Schumann und Wagner verstanden aber einander schlecht. Schumann

antwortete auf die Frage, ob er viel mit Wagner verkehre: „Nein, für mich ist Wagner unmöglich; er ist gewiß ein geistreicher Mensch, aber er redet in einem fort. Man kann doch nicht immer reden.“ Wagner aber sagte, als er auf Schumann zu sprechen kam: „Wir stehen äußerlich gut mit einander, aber mit Schumann kann man nicht verkehren, er ist ein unmöglicher Mensch, er redet gar nichts.“

Wagner ist Hanslick weder als Mensch noch als Künstler sympathisch. Dem Künstler zollt er, wenn auch mit einem gewissen Widerstreben oder Mißbehagen, einige Bewunderung, den Menschen aber weist er ganz von der Hand: „Je mehr ich von Wagner wußte und erfuhr, im Laufe der Jahre von ihm und über ihn las, desto mehr verminderte sich mein Respekt vor seinem Charakter.“ Hanslick ist der Ansicht, daß Wagner in seiner leidenschaftlichen Gereiztheit jeder Ungerechtigkeit fähig gewesen sei; er sieht in ihm den personifizirten Egoismus, der rastlos nur für sich selbst thätig und gegen andre teilnahmlos und rücksichtslos ist. Er zeiht ihn der Anmaßung und des Größenwahns, der Ungerechtigkeit und Mißgunst. Daß ihm Wagner nach seiner wenig günstigen Kritik des Lohengrin kühl entgegengetreten sei, habe ihn wenig überrascht; er sei ja an derartigen Wechsel in den Gesinnungen der Künstler gewöhnt. Daß ihn Wagner zum Juden gemacht habe, sei noch weniger kränkend, denn es könne nur eine Ehre sein, mit Mendelssohn und Meyerbeer auf dem gleichen Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Daß aber Wagner seine Abhandlung über das musikalisch Schöne ein „mit außerordentlichem Geschick für den Zweck des Musikjudentums verfaßtes Libell“ genannt habe, sei, gelinde gesagt, so unglaublich kindisch, daß höchstens seine Feinde, nicht aber er selbst Grund habe, sich darüber zu ärgern. In den letzten Punkten hat Hanslick sicher Recht. Wie es aber um Wagners persönliche Eigenschaften bestellt war, ob Wagner wirklich eine in der Hauptsache unsympathische Natur genannt werden darf, ist eine Frage für sich, deren endgiltige Beantwortung erst einer über den jetzt noch streitenden Parteien stehenden Kritik zufallen wird. Hanslick bezieht sich zur Bekräftigung seiner Ansicht auf Ferdinand Prägers Buch: „Wagner, wie ich ihn kannte.“ Aber dieses Buch ist neuerdings aus dem Buchhandel zurückgezogen worden, nachdem Chamberlain nachgewiesen hat, daß es Unwahrheiten und Fälschungen enthält. Dem, der diesen rein persönlichen Fragen fernsteht, bleibt nichts andres übrig, als das Urteil einer sachkundigen und unparteiischen Forschung abzuwarten. Wagners Charakter, so wie er sich in seinen Schriften spiegelt, ist sicher nicht frei von häßlichen Flecken; man sollte aber meinen, der Mann, der an Webers Grab solche Worte gefunden hat, und der seinen Freunden Fischer und Schnorr von Carolsfeld so innige Freundschaft übers Grab hinaus bewahrt hat, kann nicht ganz herzlos gewesen sein.

Wagners Künstlertum zollt Hanslick anfangs hohe Bewunderung. Die

Aufführung des Tannhäuser in Dresden nennt er „ein ersehntes, unvergeßliches Theatererlebnis.“ Die Oper hatte auf ihn eine bedeutende, stellenweise berauschende Wirkung ausgeübt, während Schumann und seine Frau sehr schweigsam daneben saßen. So tief war der Eindruck, daß Hanslick, in Wien angekommen, eine ausführliche Analyse des Werkes schrieb, die sich durch elf Nummern der Wiener Musikzeitung hinzog. Daraufhin erhielt er von Wagner einen schönen Brief, der inzwischen auch bekannt geworden ist, und zwischen dem Komponisten und dem Kritiker schien alles in bester Ordnung zu sein. Auch als es sich später darum handelte, welche Musiker im neuen Hofopernheater durch Büsten geehrt werden sollten, war es Hanslick, der Wagner vorschlug. Innerlich hatte sich aber vieles geändert. Schon der Lohengrin fand nicht mehr Hanslicks vollen Beifall. Was Wagner vollends später veröffentlichte, wurde von ihm als totale Verirrung bekämpft. Über die Meistersinger denkt er allerdings heute günstiger als nach der ersten Münchner Aufführung. Er war damals nervös und abgespannt und hätte, wenn ihm ein Tag der Ruhe und ein nochmaliges Anhören des Werkes gegönnt gewesen wäre, vielleicht weniger scharf geurteilt als in seinem ersten Berichte. Aber von den Kritiken der übrigen Opern nimmt er nicht ein Jota zurück. In Tristan und Isolde ist ihm die Unnatur von Text und Musik nach wie vor „einfach unaushaltbar,“ und auch die Nibelungen erscheinen ihm umso widerwärtiger und verfehlter, je öfter er sie hört. Wagner unter die Spitzen der modernen Musik einzureihen, kann er sich nicht entschließen, da ihn seine Musik nur erhitze, aber nicht erwärme. Er weiß recht wohl, daß er mit diesen Ansichten nur eine kleine Minderheit vertritt, und daß er selbst eine Wandlung des Geschmacks nicht mehr erleben wird. Er hofft aber auf die Zukunft, die sicherlich einst „die Schriften der Wagnerianer als Monumente einer geistigen Epidemie anstaunen wird.“

Wie weit Hanslick mit diesen Urteilen im einzelnen Recht hat, kann hier nicht untersucht werden. Jedenfalls hat sich Hanslick ein bleibendes Verdienst erworben durch die Einsicht und den unbeugsamen Mut, mit dem er der fanatischen Urteilslosigkeit und Unselbständigkeit der Wagnerianer gegenüber immer wieder auf die prinzipiellen Fehler hingewiesen, zu denen Wagner fortschritt, als die Ergiebigkeit seiner schöpferischen Phantasie nachließ, und die er, der Not gehorchend, für ganz besondre Vorzüge, als das lange gesuchte musikdramatische Ideal ausgab.

Mag sich Hanslick in Einzelheiten getäuscht haben, im Prinzip hat er Recht, und die Macht, die unser geistiges Leben lenkt, wird dafür Sorge tragen, daß der von ihm so tapfer begonnene und fortgeführte Kampf von jüngern Kräften aufgenommen und einem guten Ende zugeführt wird. Es wiederholt sich bei den Wagnerianern dasselbe Spiel, das uns in der Kunstgeschichte immer und immer wieder mit fürchterlicher Regelmäßigkeit entgegen-

tritt. Der Meister stirbt, seine Schüler stürzen sich auf seine Irrtümer und seine Manier, die nachzuahmen es nur einiger Technik und gar keiner schöpferischen Kraft bedarf, und glauben, das heiligste Vermächtnis zu verteidigen, während ihnen der Kern der Sache verschlossen geblieben ist.

Zu bedauern ist es, daß Hanslick seinen Gegnern durch sein Urteil über Brahms eine so bequeme Waffe in die Hand gegeben hat. Brahms ist seine Achillesferse. Von Brahms Musik ist bei ihm immer nur mit dem Ausdrucke ungeteilter Bewunderung die Rede. Hier liegt der schwerste Fehler der gesamten kritischen Thätigkeit Hanslicks. Wäre es ihm gelungen, Brahms mit derselben Unbefangenheit zu beurteilen wie Wagner, so wäre sein Lebenswerk durch keinen Flecken getrübt, und künftige Geschlechter würden dem Manne, der sich inmitten einer unklar hin und her schwankenden Zeit nach allen Seiten hin Freiheit des Blickes zu wahren verstanden hat, ihre Bewunderung gewiß nicht versagen. Daß Hanslick Brahms gegenüber schwach gewesen ist, kann niemand mehr bedauern als seine Freunde und Mitkämpfer.

Wesentlich anders als über Wagner urteilt Hanslick über Liszt. Liszts Kompositionen lehnt er freilich ab, aber sein Klavierspiel nennt er „genial, kühn, glänzend, unbegreiflich." Dem Menschen Liszt vollends scheint er in warmer Sympathie zugethan gewesen zu sein. Er ist entzückt von Liszts großherzigem Gemüt, das sich immer hilfreich bewährt habe, wo es gegolten habe, ein junges Talent aufzumuntern oder ein alt gewordnes zu stützen. Bei aller musikalischen Gegnerschaft bewahrte auch Liszt Hanslick gegenüber stets seine volle Liebenswürdigkeit, er besuchte ihn sogar in Wien.

Von Bülow ist nur zweimal die Rede. Das einemal wundert sich Hanslick über Bülows verblüffende Kenntnis der französischen Litteratur, das andremal wird ein Brief erwähnt, worin Bülow schreibt, er freue sich „seines späten, aber nicht allzuspäten Häutungsprozesses," er sei nun geheilt von seiner frühern Nibelungensucht.

Von Robert Franz spricht Hanslick sehr warm. Er schildert ihn als einen „ernsten, hagern Mann von etwas professorenhaftem Zuschnitt und als einen gewandten, auch sarkastischen Plauderer." Liszts und Wagners Musik liebte Franz nicht. Er war ganz erfüllt von der Größe Bachs und suchte auch Hanslick zu seinen Anschauungen zu bekehren. Zwischen beiden wurden zahlreiche Briefe gewechselt; der umfangreichste, „eine förmliche Abhandlung" von Franz über Ziel und Methode seiner Bearbeitung Bachs, wird nach langem Widerstreben des Verfassers schließlich doch als „offner Brief an Eduard Hanslick" gedruckt und erregt allseitig Aufsehen. Seltsam ist nur, daß Franz andern gegenüber doch nicht so günstig über Hanslick geurteilt hat, wie man glauben sollte. In den „Gesprächen mit Robert Franz," die Wilhelm Waldmann neuerdings herausgegeben hat, ist an mehreren Stellen von Hanslick die Rede. Das einemal sagt Franz wörtlich über eine von Hanslicks

Kritiken: „Er geht um den Brei herum, weiß oft nicht recht, was er sagen soll, geht nicht recht mit der Sprache heraus — das macht, weil er vom Kern der Sache eigentlich gar nichts versteht, aber sein Wort gilt in Österreich, was er sagt, ist wie ein Evangelium, und das muß man ihm lassen, er versteht zu schreiben." Eine andre Äußerung lautet: „Hanslick kennt meine Lieder gar nicht, was ihm zu Gebote steht, ist eine große Beherrschung der Sprache, des Ausdruckes, darauf beruht sein ganzes Wirken." Da ist es doch zu verwundern, daß sich Franz so große Mühe gab, Hanslick zu seinen Ansichten zu bekehren. Wahrscheinlich waren seine spätern Urteile über Hanslick beeinflußt durch gekränkten Künstlerstolz, da sich Hanslick nicht dazu verstehen wollte, Franzens Lieder so hoch zu stellen wie die Schumanns, womit er in seinem vollen Rechte war.

Ganz besonders ansprechend und rührend ist, was wir über Schumann und seine stille Art erfahren. Hebbel dagegen tritt uns in Hanslicks Schilderung als reizbarer Sonderling entgegen.

Adelina Patti, bei der Hanslick in England eine etwas förmliche Gastfreundschaft in Frack und weißer Kravatte genoß, wird die „erste lebende Gesangskünstlerin, ein musikalisches Genie" genannt. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Patti neuerdings zu hören, wird dieses Urteil kaum begreifen. Daß die Stimme ihren Schmelz verloren hat, fällt ja nicht ins Gewicht, aber zu einem Genie gehört vor allem Geist, sehr viel Geist. Die Patti bleibt aber mit dem, was sie jetzt an Ausdruck und Vortragskunst bietet, weit hinter den Leistungen der besten deutschen Sängerinnen zurück, und doch machen die keinen Anspruch darauf, Genies zu heißen, sie sind zufrieden, wenn man ihnen einiges Talent zuspricht. Worin der Grund dieser verschiednen Schätzung liegt, ist schwer zu sagen; entweder hat sich die Patti oder es haben sich die musikalischen Anschauungen und Anforderungen geändert, vielleicht auch beides.

Ausführlich erzählt Hanslick von Berlioz und seinem tragischen Geschick, das den stolz und kühn blickenden Mann zum gebrochnen Greise machte; den breitesten Raum aber gönnt er dem Andenken seines Herzensfreundes Billroth, von dem zum Schluß eine Anzahl interessanter und schöner Briefe mitgeteilt wird. So klingen auch Hanslicks Lebenserinnerungen schön aus; nicht er nimmt das letzte Wort, sondern er läßt es dem Freunde, dessen hohe geistige Bedeutung und dessen reines Herz auf ihn selbst wieder ein verklärendes Licht zurückwerfen.

Es wäre zu viel gesagt, wenn man Hanslick einen großen Mann nennen wollte. Er ist eine harmonische Natur, der nach allen Seiten hohe Gaben zu teil geworden sind. Er hat einen scharfen Verstand, musikalisches Urteil von seltener Sicherheit und Kraft, er ist besonnen, aller Affektation feind, wohlwollenden Herzens und von edler Gesinnung. Durch alle diese Eigenschaften zusammen ist er zum ersten Musikkritiker seiner Zeit geworden. Die aber, die

prinzipiell mit ihm auf gleichem Boden stehen und auch den Mut haben, das offen zu bekennen — und dazu gehört heute für den Musiker wirklich einiger Mut —, müssen ihm danken für die Festigkeit, mit der er auf seinem harten, der Verleumdung und der Schmähung ausgesetzten Posten ausgehalten hat, und müssen wünschen, daß er ihnen als rüstiger Vorkämpfer noch lange erhalten bleibe.

Susi

Die Engelhornsche Allgemeine Romanbibliothek, die jetzt ihren elften Jahrgang angetreten hat, bringt von Zeit zu Zeit neben den im ganzen überwiegenden Übersetzungen der „besten Romane aller Völker“ auch ein deutsches Originalwerk. Im elften Jahrgange, der unter anderm Paul Bourgets „Kosmopolis,“ Edmondo de Amicis „Schultragödie,“ Maurus Jókais „Gelbe Rose“ und François Coppés Novellen „Die wahren Reichen“ darbietet, erscheint nun auch Friedrich Spielhagens neuester Roman „Susi,“*) der in Beziehung auf Frische, sorgfältige und sichere Einzelausführung, überzeugende und fesselnde Erfindung sehr vieles, ja das meiste, was Spielhagen in den letzten Jahren geschrieben hat, weit übertrifft. Der verdüsterten Stimmung unsrer Tage zahlt diese Hofgeschichte allerdings auch ihren Tribut, ihr Schluß ist so trostlos und bitter als möglich, der fesselndste und anständigste Charakter des Buches stirbt eines tragischen Todes, der für ihn freilich eine Erlösung ist, und die niedrigsten und verächtlichsten beiden Naturen reichen sich über seiner Leiche verständnisinnig die Hände zum Bunde. Sie, die verwitwete Baronin Susi von Vachta, und der weggejagte Kammerherr und Hoftheaterchef Odo von Brenken, können der Welt trotzen, sie werden zwar im Augenblick von den höchsten Herrschaften, Brenken sogar von einem einfachen Bahnhofsinspektor „geschnitten.“ Aber er sagt sich mit gutem Recht: „Man darf es eben nicht tragisch nehmen. Die Welt ist rund. Und hat ein Gedächtnis wie ein Sieb. Mit einer Susi und ihrer Million — das müßte doch wunderlich zugehen, wenn man in zwei Jahren oder so nicht wieder obenauf wäre.“

Exempla sunt odiosa! Jeder Leser, der auch nur einen flüchtigen Blick in die Welt des materiellen Glücks und des Scheins gethan hat, kann die

*) Susi. Eine Hofgeschichte von Friedrich Spielhagen. Stuttgart, J. Engelhorn, 1895.

greulichen Beispiele, die Modelle zu des Dichters Gestalten an den Fingern herzählen. Freilich wird sich aber auch jeder nachdenkliche Leser sagen, daß die Mauer, mit der sich die beiden Herrschaften brüsten, doch ihre Lücken haben muß und wird, daß unfehlbar eine stumme Nemesis über oder in ihnen waltet, und daß es die Dichter früherer Tage unter anderm zu ihren Aufgaben rechneten, den Leser etwas von dem tiefern Zusammenhang der Dinge oder der verborgnen Weiterwirkung aller Vergangenheit sehen oder ahnen zu lassen. Natürlich meinen wir nicht, daß sich die Tugend zu Tisch setzen solle, während sich das Laster erbricht, nein, wir wissen mit unsern weltklug gewordnen Dichtern recht gut, daß das Laster sehr oft beim Bacchanal des Lebens sitzen bleibt, und daß es ihm weiter schmeckt. Aber dem tiefer dringenden Auge wird die Falte um seinen Mund doch nicht entgehen, und wenn es keiner als der Dichter fühlte, so müßte er die andern fühlen lehren, daß der Schatten Astolfs von Vachta nicht wie der tote Körper in der Familiengruft verweilen wird. Die Artikel des „Volksboten" sind ein trauriges Surrogat für die poetische Wahrheit im höhern Sinne. Volksboten haben es in der Gewohnheit, zu lügen und zu verleumden, Frau Susi und Herrn von Brenken kann gar nichts besseres geschehen, als daß sie, mit bessern Leuten zusammen, dem schnöden Scherbengericht eines Volksboten verfielen. Die poetische Gerechtigkeit, die wir meinen, liegt wo ganz anders. Und es ist eine der bedenklichsten Konsequenzen der herrschenden Manier, die die Einzelstudie an Stelle des Bildes, die Episode an Stelle des Epos setzt, daß in diesem engen Rahmen die Forderung unerfüllt bleiben muß, etwas weiter zu blicken, als nach dem, was gerade zunächst geschehen wird.

Doch unsre Leser, die Spielhagens „Susi" zur Zeit noch nicht gelesen haben, wissen ja gar nicht, wovon eigentlich die Rede ist. Der Roman beginnt auf dem Schlosse Vachta, dem Stamm- und Wohnsitz des Barons Astolf von Vachta, des ersten und in einem tiefern Sinne vielleicht des einzigen Edelmanns eines kleinen mitteldeutschen Herzogtums. Baron Astolf ist mit der schönen Susi, der Tochter eines reichen und ritterlichen ostpreußischen Grafen, vermählt und feiert den ersten Geburtstag seines Töchterchens Alix. Der Landesherr, der Astolfs Jugendfreund ist, macht es über hundert Hindernisse hinweg möglich, seinen Getreuen an diesem Tage mit einem persönlichen Besuch zu beehren und seinem Patchen, Astolfs und Susis Kinde, ein kostbares Diamantkreuz zu überbringen. Aus der „zarten Aufmerksamkeit," unmittelbar von der Bahn nach Schloß Vachta zu kommen, ohne auch nur an seinem eignen Residenzschloß vorzufahren, schließt die ganze versammelte Gesellschaft, daß des Herzogs Leidenschaft für die junge Baronin Susi bedeutend gestiegen sei, und entnimmt die schöne junge Frau selbst, daß sie vor einer Entscheidung stehe. Sie ist ihres braven, vorzüglichen, aber lächerlich idealistischen Gemahls schon vollkommen überdrüssig. Und daß Astolf Vachta die Liebe des Herzogs

zu seiner Frau erkennt, aber in völliger Täuschung über und im blinden Vertrauen auf die Natur seiner Frau wähnt, daß eine edle Neigung und Leidenschaft seinen Fürsten moralisch erheben solle, macht den weltunkundigen Optimisten in ihren Augen nur abgeschmackter und langweiliger. „Tausendmal hatte sie sich gefragt, warum sie von all den Männern, die sie hätte heiraten können, sich gerade diesen ausgesucht habe, der mit seinem Primanerenthusiasmus, seinen absurden Schwärmereien für alle möglichen idealen Luftschlösser so gar nicht für sie passe und dessen brüske Manieren sie tagtäglich beleidigten. Dazu seine stürmische Zärtlichkeit! Und seine Stupidität, niemals zu merken, daß sie nicht erwidert wurde." In Summa, der Herzog findet entschiednes Entgegenkommen, als er während einer Reise, die Astolf Vachta nach Ostpreußen unternehmen muß, Frau Susi als Gast des Hofes nach dem Residenzschloß einlädt. Der ganze Hof merkt, was im Werke ist, und Kammerherr von Brenken, der bis dahin das Verhältnis seines Herrn mit der Opernsängerin Pauline Reinerz hat decken müssen, wird jetzt genötigt, den Marinelli bei der Frau Baronin von Vachta zu spielen, was ihm insofern etwas sauer wird, als er selbst ein Auge auf die Dame geworfen hat und sie ihrem Gemahl wie seinem Herzog gern abjagte. Brenken ist jedoch ein kluger und welterfahrner Mann, der auch aus zweiter Hand nimmt, was man aus der ersten nicht haben kann, und thut einstweilen, was sein erlauchter Herr von ihm fordert. Könnte ihn doch der Herzog jeden Tag aufs Pflaster werfen, und muß sich doch ein pfennigloser Kammerherr aus gutem, altem Hause, der nichts gelernt, aber viel Bedürfnisse hat, strecken und ducken, wie es eben die Verhältnisse mit sich bringen.

Fürs erste kommt der Herzog bei Susi auch ohne diesen Getreuen zum Ziele; die Frau Baronin, die bei dem leidenden Zustande der regierenden Herzogin allerhand Träume von einer künftigen morganatischen Ehe mit dem Herzog träumt, bringt, während sie der Gast besagter Herzogin ist, das Verhältnis zu dem Abschluß, nach dem Serenissimus lechzt. Und „sie war auch nicht einen Augenblick darüber in Zweifel gewesen, daß dies des Spieles Ende sein würde. Weshalb also darüber Reue empfinden?" Sie ahnt auch in ihrer selbstgefälligen Herzlosigkeit nicht, von welcher Gefahr ihr „Verhältnis" bedroht ist. „Seltsamerweise kam ihm (dem Herzog) die Verdunklung seines Glücks von einer Seite, an die seine Geliebte kaum dachte. Für sie war ihre Liebschaft mit dem Herzog eine Art Rache für den Überdruß, den sie in ihrer Ehe empfand, mit einer persönlichen Spitze gegen Astolf; für den Herzog war die Erinnerung an den Freund seiner Jugend bis zur Peinlichkeit unbehaglich. Er hatte ihn in seiner Weise lieb gehabt, hatte ihn noch lieb, und was viel schlimmer war, Astolf war der einzige Mensch, vor dem er innerlich Respekt empfand." Die Märchenherrlichkeit der geheimen Zusammenkünfte über eine geheime Treppe, die nur dem Herzog bekannt ist, kann natürlich nur so lange

dauern, als Astolf Bachta in Ostpreußen und Frau Susi Gast des herzoglichen Hofes ist. Und nun tritt die erste Unbequemlichkeit für die Baronin ein, sie weiß es zwar geschickt zu motiviren, daß das Stadthaus ihrer Familie alsbald bezogen werden muß, aber sie vermag es nicht abzuschlagen, sich mit dem Herzog von Zeit zu Zeit in einem im Park gelegenen Pavillon (wie es scheint, ist das derselbe Pavillon, den Frau Professor Ilse Werner in Freytags „Verlorner Handschrift" bewohnt!) zu begegnen. Und sie kann es auch nicht hindern, daß Brenken ins Vertrauen gezogen wird.

Astolf Bachta kehrt heim, ohne Ahnung von dem an ihm geübten Doppelverrat. Es fällt ihm freilich auf, daß er seinen Fürsten gründlich niedergeschlagen wiederfindet, und daß dieser ihn jetzt mit Gewalt zum Minister machen will. Aber blind und großherzig, wie er ist, zeigt er sich halb und halb entschlossen, auch dies Opfer noch zu bringen und auf die unabhängige Stellung, die ihm auf den Herrschaften seines ostpreußischen Schwiegervaters winken würde, zu verzichten. Doch ehe sich diese Angelegenheit entscheidet, erhellt ihm ein Blitz alles, was wider ihn geschehen ist und noch geschieht. Frau Susi hat zwar schon zuvor erfahren, daß auch die Schlangenklugheit einer herzlosen und würdelosen Frau nicht immer ausreicht, die Dinge nach Wunsch zu lenken. Der Herzog hat mit Schrecken erkannt, daß er weiches Wachs in ihrer kleinen starken Hand ist, daß er seine bisherigen Anschauungen nach den ihren ummodeln soll, es wird ihm Angst bei diesem ganzen Verhältnis, er reist nach Berlin, um sich bei seinem fürstlichen Freunde dort Rats zu erholen. Susi sagt sich, daß ihr fürstlicher Held ein Feigling sei, dem sie mit ihren Zukunftsplänen bange gemacht hat. „Es that ihr das nachträglich leid, aber schließlich mußte man doch wissen, ob diese Liebschaft als eine Episode ihres Lebens zu andern, frühern und spätern Episoden rubrizirt werden sollte oder dazu bestimmt war, sich zu einem regelrechten Drama mit dem glänzenden Schlußtableau eines herzoglichen Hochzeitsfestes aufzugipfeln."

Während sie darüber noch nachsinnt, fällt der Würfel gegen sie in doppelter Weise, ihr Herzog wird in Berlin von seinem Freunde zu einer „Entsagung" bestimmt, die freilich viel zu spät kommt, sie selbst aber wird, als sie sich zu der verabredeten Zusammenkunft in den Pavillon begiebt, wo sie nur Brenken-Marinelli und ein absagendes Telegramm ihres fürstlichen Liebhabers vorfindet, von ihrem Gatten erkannt. Dieser überrascht sie, freilich nicht mit dem Herzog, sondern mit dem Kammerherrn von Brenken, aber als sie vor dem Rasenden flüchtet, verrät Brenken, der sich vor das Ende gestellt sieht, den eigentlichen Zusammenhang der Dinge. „Am Ende ist sich doch jeder selbst der nächste, besonders wenn man es mit einem Verrückten zu thun hat." Und dabei ist er erbärmlich und klug genug, Astolf Bachta das Versprechen abzunötigen, daß dieser seine Angelegenheit mit dem Herzog ordnen werde, „ohne dessen Helfershelfer ins Spiel zu bringen."

Jetzt kann Brenken der Hoheit vorflunkern, daß er das Odium des Treubruchs der Baronin auf sich genommen habe. Der Herzog seinerseits würde sich dadurch sehr erleichtert fühlen, wenn nur Astolf, der an dem verhängnisvollen Abend wieder nach Ostpreußen abgereist ist, aus seinem Schweigen hervortreten und Brenken als Schänder seiner Ehre vor die Pistole fordern wollte. Aber Vachta regt sich zunächst nicht, Brenken läuft lebendig herum, und für den Herzog wird es „positiv unheimlich, einen Menschen zu sehen, mit einem Menschen zu sprechen, der nach dem natürlichen Verlauf der Dinge gar nicht mehr leben konnte." Er hält den Zustand der Dinge nicht länger aus, und da er — freilich eine etwas wunderliche Täuschung für den vielseitigen fürstlichen Herrn — auch nicht einmal auf den naheliegenden Gedanken kommt, daß Brenken, statt sich für ihn zu opfern, ihn verraten haben könnte, so schreibt er schließlich einen Brief an den Jugendfreund, spricht sein Bedauern über den traurigen Fall aus, erklärt, daß er Astolfs Zurückziehen in die Ferne begreife, aber nach einer Aussprache mit ihm verlange, und lädt ihn auf einen bestimmten Tag zu einer Jagd, bei der die bewußte Unterredung stattfinden soll.

Da werden bei Astolf Vachta finstere Rachegedanken, die er seit jenem Abend in sich wälzt, zum Entschluß: „Der Mensch, der nicht einmal den Mut seiner Schlechtigkeit hatte, der feig genug war, seine Schuld einem seiner Sklaven aufzuwälzen, der verdient nicht, zu leben, den durfte man totschlagen wie einen tollen Hund." Mit dem Vorsatz, so zu thun, bricht der Baron nach Vachta auf, fährt durch Schnee und Nebel zu der bestimmten Zusammenkunft bei der großen Eiche am Nödaer Loch und bleibt, nachdem das eigentliche Treiben auf Schwarzwild vorüber ist, mit dem Herzog allein. Der schuldige Fürst hat beim ersten Erblicken des Jugendfreundes gesehen, daß dieser alles weiß, und es kommt zu einer furchtbaren Szene zwischen den beiden Männern. Astolf ruft dem Herzog zu, sich zu wehren, wenn er nicht erschlagen sein wolle. Da, im letzten Augenblick, bricht ein vom Herzog angeschossener Eber durch die Meute und gerade auf den vor Schrecken regungslosen Herzog los; Herr von Vachta, einem Instinkt seiner Natur gehorchend, wirft sich zwischen das rasende Tier und den Bedrohten, nicht anders, „als wie er in einem Kampf auf Tod und Leben seinen Gegner mit Aufopferung des eignen Lebens vor einer heranbrausenden Lokomotive von den Schienen zu reißen versucht haben würde." Er findet dabei sein Ende, ohne zum Mörder und Selbstmörder geworden zu sein, Hoheit kann dem treuen Freunde, der für seinen Landesherrn gestorben ist, einen pomphaften Nachruf widmen, und der Weg zu der schönen und reichen Witwe ist für Herrn von Brenken frei.

Niemand wird behaupten, daß ihm nach der Lesung dieser Erzählung besonders wohl zu Mute sei, oder daß er tragische Erhebung verspüre. Die Katharsis in dieser Tragödie bleibt auch für die bescheidensten Ansprüche zu dürftig, so lebendig und fesselnd auch die Dinge entwickelt und erzählt, so

deutlich die Charaktere gezeichnet sind. Die Lebenseindrücke, aus denen eine Dichtung wie die neueste Spielhagensche hervorgegangen ist, sind ziemlich leicht zu erkennen, sie kontrastiren jedenfalls gewaltig mit dem Byzantinismus einer gewissen patriotischen Historie. Aber ohne die Wahrheit der Erfindung anzufechten, und alle Vorzüge der Ausführung zugegeben, ist es doch ein Verhängnis, was unsre Dichter fortgesetzt treibt, ihre Augen vor allem erquicklichen, wahrhafte innere Theilnahme fordernden Leben zu verschließen und die allgemeine Erkenntnis des gleißenden Scheins, die wahrhaftig schon scharf genug ist, noch zu schärfen. Und die höchste Aufgabe des Dichters liegt trotz allem, und ohne den Drang nach Weltauffassung und Weltdarstellung um eine Linie einengen zu wollen, auf der entgegengesetzten Seite. Die Frage, was uns Hekuba sei, mag völlig unberechtigt heißen, die aber, was uns Susi von Bachta und Otto von Brenken bedeuten sollen, wird ihr Recht behalten.

Der erste Beste

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortsetzung)

Margarete hatte in demselben Augenblick mit Weinen aufgehört, als er sich von ihr abwandte und hinwegging. Plötzlich war es ihr in der Kehle stecken geblieben, gleichsam geronnen in einem kalten Erschrecken. Hastig war sie aufgestanden, um ihrem Mann nachzusehen, der von ihr ging, nachdem sie ihm das gesagt hatte, nachdem sie es ihm ins Gesicht geworfen hatte, daß er ihr zuwider sei, daß sie ihn nicht sehen wolle. Denn das war es ja gewesen, so hatte sie gefühlt, so hatte er es verstanden. Nun wars geschehen, und nun ging er. Sie hatte die Empfindung, als würde er so weiter gehen, geradeswegs, ohne anzuhalten, aus Warnemünde fort, irgendwohin, und sie ein für allemal allein lassen.

In einem unklaren Gemisch von Trotz und beklemmender Angst drückte sie das zusammengeballte, feuchte Taschentuch an die geschlossenen Lippen und schaute mit weitgeöffneten Augen. Jetzt ging er die Stufen jenseits des Knicks hinunter. Jetzt war er auf dem Damm. Jetzt stand er still, wandte sich zur Seite, seewärts und blieb stehen, unbeweglich, das Gesicht ihr zugekehrt.

Margarete atmete tief auf, ging dann an das äußere Ende der Galerie, lehnte sich an die Holzbrüstung und sah angestrengt zu ihm hinüber. Seine Züge konnte sie nicht unterscheiden, aber daß er den Hut abgenommen hatte, sah sie.

Was mochte er vorhaben? Hätte sie ihm wohl seine Gedanken ansehen können, wenn sie näher gestanden hätte? Sollte sie zu ihm gehen und ihn fragen? Sie schüttelte heftig den Kopf.

Es kamen Leute, zwei, drei, noch mehr. Sie nahm ihr Mützchen von der Bank und setzte es auf. Man beachtete sie nicht; sie stand da und schaute wie andre auch. Nach und nach kamen immer mehr Leute. Lachen und Gespräch umschwirrte sie. Sie stand mitten unter den fremden Menschen, ohne jemand anzusehen, ohne sich um jemand zu kümmern, still an die Brüstung gelehnt und bewachte den unbeweglichen Mann dort drüben.

Er sah sie nicht, sie nicht und niemand. In seinem heißen Kopf wühlten und schoben die Gedanken über einander, auch wie Wellen. Was war das? Was hab ich da angerichtet? Ich hab sie verletzt. Ich hab sie verscheucht. Ich war ein Tölpel, ein roher Patron. Von so etwas spricht man ja nicht, natürlich. Jetzt hab ich klug reden. Der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, wie ich das gemacht habe. Ich dachte, sie hätte es verwunden, dachte, der Roman wäre ausgespielt. Ein Roman von zwei Wochen, und ein Ding von siebzehn Jahren. Ich nahm ihn ja nicht ernst, den Roman. Im Frühling! Hab ich nicht lange genug gewartet? Bin ich zu früh gekommen? Hätt ich ganz wegbleiben sollen? Vorm Jahre so klug und jetzt so dumm! Das ist der einsame Winter mit der unsinnigen Hoffnung, mit der hinuntergewürgten Sehnsucht! der hat mich blödsinnig gemacht. Wußte sie denn, wie lang er mir geworden war? Ich hatte beschlossen, nun nicht länger zu warten; ich nahm an, sie müsse nun gesund sein. Ich wollte auch einmal an die Reihe kommen. Hatte es satt, immer nur für andre zu leben. Jetzt einmal Freude, Glück, nur für mich! Glaubte ja auch, in ihrem Gesicht etwas gutes zu lesen, als ich sie wiedersah. Es hat mir aber wohl das Blut in den Augen gesessen. Da sieht man, was man gern sehen will. Es spukte ihr doch noch im Kopfe herum, im „romantischen Köpfchen“ — wie er das so hinschmelzen konnte in Moll, der Herr mit dem Trauring in der Westentasche. Aber warum hat sie mich denn dann genommen? War ich denn blind? War ich denn wirklich so ein heilloser Strohkopf, nicht zu merken, daß sie mich nur — Und diese Mama? Diese Kluge, Gute? Wußte sie das? Warum hat sie mir dann nicht abgewinkt? Wie konnte sie mir diese elende Rolle zuschieben? Oder dachte sie: laß sie sich nur erst haben, dann wird er sie schon in Ordnung bringen? Sollte ich Arznei spielen? Den „bittern aber kräftigen Trank“ auf all das Süße? Ich glaube doch nicht, daß sie sich mit Experimenten abgiebt. Dann wäre es jedenfalls übel abgelaufen. Zwei Wochen verheiratet, und schon so weit aus einander. „Allein sein!“ Kann mich schon gar nicht mehr vertragen. Hab, wie es scheint, mit meinen groben Bauernpfoten schon allerhand feines Gespinst zerrissen. Und hab sie doch so unmenschlich lieb! — Er atmete tief auf; seine Brauen zuckten. — Aussein, einfach aussein kann es doch nicht, das ist undenkbar. Ich geb sie nicht wieder her, ich thu es nicht. Denkt sie vielleicht, ich würde nun sagen: Geh wieder nach Berlin, ich verzichte? Irrtum, Herzenskind! Du mußt bleiben, mußt aushalten, mußt mich liebgewinnen, es hilft alles nichts. Wenn nicht heute, nicht morgen, dann später. Aber einmal muß es kommen. Ich zwinge dich schon, du arme, kleine Dirn. Sagte nicht diese Mama: Alles wird gut, nur Geduld muß man haben? Jetzt heißt es nachholen, was vorher versäumt worden ist: werben. Köstliche

Idee übrigens auch von mir, so daherzukommen und zu denken: So, da bin ich, nun ist die Sache in Ordnung, nun komm mit. Aber viel Geduld — Werben! Und vorsichtig, lautlos, daß sie die Absicht nicht merkt. Ich bin doch wohl auch kein Stichling, der im purpurfarbnen Brautgewand den Strom auf- und abschießt.

Eine Welle, die ihm über die Füße hinspritzte, scheuchte ihn schnell wieder aus dem Revier poetischer Vergleiche heraus. Naß, sagte er halblaut, indem er an sich herunter sah, und schüttelte stampfend einige große Tropfen ab. Thut nichts. — Er warf einen unschlüssigen Blick nach der Molenspitze hin, drückte dann den Hut auf den Kopf, wandte sich und ging weiter. — Werben, das heißt vorläufig in Ruhe lassen.

Langsam schlenderte er geradeaus den Strom entlang. Das Hafentreiben schob sich bunt an ihm vorbei. Fischerjollen fuhren ab und zu; dazwischen das eine oder andre der kleinen norwegischen Ruderboote. Spazierfegler kehrten heim, lustig oder traurig, je nach dem erfrischenden oder bedrückenden Einflusse Neptuns. Ein stattlicher Dreimaster, der vom Lotsen „utbröcht" ward, glitt langsam und majestätisch dahin. Dem sah er gedankenvoll nach, bis ihn die offne See aufnahm, der Wind sich stärker in die Segel legte, und der schwere Rumpf schräg geneigt auf den Wellen in leises Schaukeln geriet. Ein Weilchen stand er auch bei einem der Fischer, die ihre an Pfählen ausgebreitet hängenden Netze vom Seetang reinigten, und fragte so hin und her, nach dem künftigen Wetter, nach dem letzten Fang.

Guten Tag, Herr Hellborn! rief es plötzlich.

Der Tausend, Sellentien, Peter Sellentien! Wie gehts, wie stehts? Immer noch der Alte? — Er war es wirklich, der Graubart, der Seebär, die alte Theerjacke, seit der Knabenzeit Fritzens „ganze Liebe." — Ich wollte schon zu Ihnen kommen. Na, was sagen Sie, daß ich diesmal nicht bei Ihnen wohne? Es kommt mir selbst kurios genug vor, daß ich in Warnemünde bin und nicht mein gewohntes Stübchen habe. 's ist meiner Frau wegen, wissen Sie. Das heißt, Platz hätten wir ja bei Ihnen auch gehabt; aber um ihr eine kleine Überraschung zu machen, nahm ich die Zimmer, in denen sie vorm Jahre mit den Eltern gewohnt hat, bei Hübners. Na, wir bleiben trotzdem die Alten, was?

Ich denke doch, Herr Hellborn. Sie kennen uns ja nu all lange genug.

Ob ich Sie kenne, alter Seefisch. Ich besuche Sie auch bald. Grüßen Sie einstweilen nur zu Hause. Und wenn wir wieder herkommen, bestelle ich meine Stube. Viel Zeit zum Bummeln hab ich ja nie im Sommer, wie Sie wissen; immer in Absätzen, mit Unterbrechungen. Diesmal hab ich mich ein bischen besser versorgt. Acht Tage kann ich gut noch bleiben. Mein Bruder sieht derweile nach meinen Sachen.

Der junge Herr, der Ihnen anfangs so viel Not machte?

Ja ja. Er hat sich besonnen; ist ein ganz brauchbarer Kerl geworden.

Na, da werden Sie aber Ihre Freude an haben.

Hab ich auch, große Freude!

Und die junge Frau? Kennt denn die das Landleben schon?

Nein, das soll erst noch gelernt werden.

Na, wenn sie ihren Mann lieb hat, da wird ihr sein Geschäft ja woll auch gefallen.

Das denk ich auch.

Fritzens Stimme sank ein wenig bei der Antwort; aber der Alte hörte es nicht.

Segeln wir nich mal, Herr Hellborn? Schönes Segelwetter eben jetzt.

Ja, ich möchte schon, aber ich weiß nicht, ob meine Frau Lust hat. Ich müßte mal zusehen —

Da kommt sie ja woll an, sagte Sellentien.

Und wirklich, da kam sie, langsam, zögernd. Als Fritz gegangen war, hatte sie sofort ihren Posten aufgegeben und war ihm nachgefolgt, in demselben Tempo, in einiger Entfernung, von ihm unbemerkt. Immer hatte sie sorgsam nach ihm gespäht. Was wird er jetzt thun? dachte sie. Und als er stillstand, erst mit dem Fischer, dann mit Sellentien sprach: Wenn ich jetzt dazukomme, wie wird er mich zuerst ansehen? Wie wird unsre Begegnung sein? Er weiß jetzt alles. Wie sollen wir nun zusammen leben? Was wird er mir sagen?

Jetzt wandte sich Fritz um und sah sie an — es war ganz sein altes frisches, freundliches Gesicht. Der leichte Farbenwechsel, den Sellentiens Bemerkung „da kommt sie" verursacht hatte, war ihr entgangen, da er ihr den Rücken zukehrte.

Du kommst wie gerufen, Gretel, sagte er so gemütlich, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Du sollst entscheiden, ob wir vor Tisch noch ein bischen segeln wollen. Es ist zwar schon halb eins, aber da wir nach der Karte essen — hast du Lust? Wer weiß, ob wir nachmittags noch so einen feinen Nordwest haben. Was, Sellentien?

Jawoll. Er flaut jetzt meistens ab in der Nachmittagsstunde.

Margarete hatte während der Anrede Zeit gehabt, sich zu fassen. Ihre Beklommenheit war in Staunen, dann schnell in Bitterkeit übergegangen.

Gewiß, sagte sie, ebenso ruhig wie ihr Mann, nur mit etwas bedeckter Stimme, ich segle sehr gern. Warum sollten wir nicht segeln.

Ja, warum sollten sie nicht segeln? Warum sollten sie nicht zu Mittag essen? Warum sollten sie nicht — Also das war alles? Tiefer hatte es ihn nicht getroffen? Wie lange war es denn her, daß er ihr da draußen mit dem blassen, erschrocknen Gesicht gegenübergestanden hatte? Und nun? — Wollen wir segeln? Also das ließ er sich sagen? Das nahm er hin? Und wie hatte sie sich vor dem Wiedersehen gefürchtet! Sie hatte ja wunder gedacht, was nun kommen würde. Mit einem tief heraufgeholten Atemzug stieß sie einen kurzen, scharfen Ton von sich, der so viel heißen sollte, wie: meinetwegen! Dann wandte sie sich achselzuckend zur Seite. Aus halbgeschlossenen Augen warf sie nach einem Weilchen einen raschen Seitenblick auf ihn, während er so ruhig dastand und mit sachlicher Aufmerksamkeit den beiden Schiffern zusah — Sellentien hatte seinen Kameraden hergewinkt —, wie sie den Mast aufstellten und im Takelwerk hantirten.

Brauchen wir bloß den einen Schmack? fragte er ins Boot hinunter.

Ja, und den Butenklüwer. Und der Schmack muß en Reff haben. Es is Wind genug.

Na, das ist ja famos. Da kriegen wir eine feine Fahrt. Wir können wohl einsteigen. Komm, Gretel!

Er sprang ins Boot und hielt ihr die Hand hin. Sie folgte ihm, fast ohne seine Hilfe anzunehmen; kühl glitten ihre Finger wieder aus den seinen.

Da sie an ihm vorbeiblickte, nahm sie den Ausdruck tiefer Zärtlichkeit nicht wahr, mit dem er sie ansah.

Setz dich, sagte er und ließ sich dann neben ihr nieder. Sellentien, der mit seinem Segel fertig war, stieg an ihnen vorbei nach seinem Platz am Steuer. Sie saßen gerade vor ihm. Man stieß ab. Nielsen, weiter vorn, nahm die Ruder; denn aus dem Strome mußten sie erst ohne Hilfe des Windes heraus. Sellentien bückte sich und holte eine Öljacke hervor.

Da, sagte er, indem er sie Fritz hinreichte, wickeln Sie Ihre Frau man en bischen ein; wir kriegen Spritzwasser.

Sie ließ sich schweigend das gelbe Ding umlegen; der Oberkörper war aber noch unbeschützt.

Haben Sie denn keine Jacke mit? fragte Sellentien. Wenn Sie man nich kalt wer'n! Frieren muß man nich auf See; sonst wird man krank.

O, ich werde nicht krank, sagte sie lächelnd; ich bin fest.

Das soll woll sein; das weiß ich noch vom vorigen Jahr. Aber frieren is nie gut. Und da draußen weht es heute tüchtig. Und naß wer'n Sie auch.

Auch Fritz betrachtete ihr dünnes Kleid etwas bedenklich. Wir sind ein bischen leichtsinnig abgereist. Was macht man da? Umkehren? Was holen?

Ach, warum nicht gar, rief Margarete. Ich bin doch nicht so weichlich. Nur nicht umkehren!

Ich weiß was, sagte Sellentien. August, gieb mal den großen Klüwer her.

Im Nu war sie in das Segeltuch eingewickelt.

Wie eine Cigarre, sagte Fritz lachend. Nur die eine Hand darf noch herausgucken, damit du nicht unbehilflich bist.

Er nahm die Hand, es war die rechte, neben ihm, er drückte sie an die Lippen. Es war eine stumme Bitte: Verzeih mir, sei gut, ich hab dich sehr lieb.

Sie fühlte, wie sein warmer Mund zitterte. Wollte er auf diese Weise —? Beklommen saß sie da. Ihre Hand zuckte. Sie sah von ihm weg aufs Wasser; sie wollte ihn nicht ansehen. Da ließ er die Hand los und legte sie sanft zur Seite nieder.

Sie hatten mittlerweile die Hafenausfahrt erreicht, die kürzere Ostmole zur Rechten verlassen. Nielsen zog die Riemen ein, der Wind blähte die Segel, und auf den schon muntrer werdenden Wellen schaukelte das Boot an dem weiter herausgebauten westlichen Damm entlang. Die offne, lebhaft bewegte See nahm es auf. Das sanfte Wiegen ging in lustiges Stampfen über. Gleich die erste große Welle stäubte einen Sprühregen übers Boot. Margarete duckte den Kopf und sah sich dann lächelnd nach Sellentien um; die Tropfen hingen ihr im Haar und liefen ihr übers Gesicht.

Der Alte nickte ihr zu. Davon giebts heute noch mehr.

Da, da! rief Fritz. Achtung!

Herrlich kam eine dahergerauscht, graugrün, schaumgekrönt, hoch, höher — das Boot stieg schräg an ihr auf und tauchte in prachtvollem Bogen wieder abwärts.

Das war aber schön! sagte Margarete entzückt. Wie eine Schaukel! Warum kommt es nicht jedesmal so? Eben hats doch gar nicht gestampft und gezittert, auch kein bischen gespritzt.

Ja, das geht nich immer so gleichmäßig, erklärte Sellentien. Die Wellen sind mal größer, mal kleiner; denn is ne Pause, denn kommen sie wieder doller.

Aber die so wütend thun und einen so frech die Zähne zeigen, das sind nich die schlimmsten; über die steigt man rüber. Bloß wenn sie gerade vorm Boot das Platzen kriegen, denn giebts en Ruck, denn wird man naß — August, paß up!

Klatsch! das war eine.

Nielsen, der am meisten Ausgesetzte, hatte sich schnell hinter seine große Lederjacke geduckt, die er ausgebreitet auf den Knieen hielt.

Der ist schlau, rief Fritz lachend, als ihnen der Fischer sein Hakenprofil zuwandte, während er stumm seine nasse Schutzdecke abklopfte.

Margarete blickte mit strahlenden Augen dem lustigen Wellentreiben entgegen; mit der freien Hand hielt sie sich an der Bank fest, die Füße stemmte sie gegen einen der großen Ballaststeine, und mit dem Oberkörper begleitete sie biegsam jede Bewegung des Bootes. Auf und nieder, auf und nieder, jetzt mit Stampfen und Stoßen, mit Spritzen und Sprühen, jetzt wieder in großem Schwunge auf- und abwärts. So schön war sie noch nie gesegelt. Ein paar mal jubelte sie beinahe laut auf. Alles Herzeleid schien vergessen, alle Bitterkeit von dem frischen, reinen Wind verweht, die heißen Augen gekühlt und geklärt in dem stäubenden Wasserdunst.

Fritz betrachtete sie mit stillem Glück von der Seite. Gottlob, dachte er, sie ist nicht umsonst achtzehn Jahre alt. Heute thuts das große Wasser, ein andermal wirds die liebe Sonne thun. Mutter Natur ist doch der beste Nothelfer. Nur hinein mit dir ins Leben, du Kind, es wird schon gehen. Am liebsten hätte er sie beim Kopfe genommen und abgeküßt. Es lockte ihn, das kleine, strahlende Gesichtchen in beide Hände zu nehmen und die Lippen auf den warmen, roten Mund zu drücken. Aber er hütete sich wohl, den Zauber Neptuns zu stören.

Seht doch, wie schön, rief sie, auf eine breite, hohe Welle deutend, die wirbelnd, schäumend von fern daherkam.

Ja, nickte er, Poseidons Rosse. Wie Recht hatten die Alten mit dem Bild, nicht wahr? Sollte man nicht wirklich glauben, dieses schäumende Gewirbel wäre eine Reihe weißer, langmähniger Rosse, die dahergerast kommen? Ich sehe ordentlich den alten Meergott, der sie führt, mit hochgeschwungnem Dreizack.

Margarete nickte ihm zu. Ja, da hast du Recht. — Es war das erstemal, daß sie ihn wieder ansah. Sie wurde rot.

Aber du wirst ja so naß am Halse, rief sie dann, indem sie ihn unruhig betrachtete. Knöpf doch deinen Rock zu! Ist dir nicht kalt?

Keine Spur, Kindchen.

Knöpf nur zu und schlage den Rockkragen herauf.

Er gehorchte lächelnd. Wenns dir Spaß macht — ich bin zwar nicht von Zucker.

Und dein Hut?

Den hab ich unter die Bank gelegt. Er wäre mir sonst noch weggeflogen. Wetter nochmal, sieh hin, die Welle! Nielsen, es giebt was!

Es gab was, aber etwas Unerwartetes: ein splitterndes, knisterndes Krachen. Der Mast, von oben bis unten schütternd, neigte sich schräg etwas nach vorn.

Wat is dat? rief Sellentien erschrocken.

Nielsen sprang auf. De Mast is broken!

In demselben Augenblick hatte Sellentien die Schote gelöst. Das halb freigelassene Segel flatterte klatschend und bauschte sich dann mächtig auf. Das Boot legte sich auf die Seite. Blitzschnell hatte Nielsen den einen Riemen ausgelegt und wendete das Boot mit wuchtigen Ruderschlägen, während Sellentien, die lose Segelleine in der Linken, das Steuer in der nach rückwärts gestreckten Rechten, aufrecht stehend alle Kraft aufbot, um das Boot in der Richtung zu halten. Noch zweimal legte es sich vor den andrängenden Wellen so schief, daß der Rand das Wasser schnitt, und die Insassen sich ganz niederbeugen mußten, um im Gleichgewicht zu bleiben. Dann war die Wendung vollzogen, und mit Wind und Wellen schoß man heimwärts. Der Mast hatte sich nicht weiter gesenkt.

Während der letzten Augenblicke war im Schiff kein Ton laut geworden. Die beiden Bootsleute verständigten sich gewohntermaßen durch stumme Zeichen. Fritz hatte stumm den Arm um seine Frau geschlungen und sie mit sich nach dem andern Bootsrand hinübergezogen. Sie hatte, eben so stumm, die zweckmäßige Bewegung geschmeidig befolgt und rückte sich nun, tiefaufatmend, auf ihrem Platz zurecht.

Haben Sie sich geängstigt? fragte Sellentien, der die Segelleine immer noch in der Hand hielt, um loslassen zu können, wenn der Mast kippte, aber sonst wieder ruhig auf seiner Steuerbank saß. Dabei beugte er sich neben ihrer Schulter vor und betrachtete sie freundlich besorgt.

Nein, sagte sie, eigentlich geängstigt nicht. Obwohl — ein Spaß wars ja wohl nicht.

Gewiß nicht! rief Fritz, indem er ihr zärtlich ins Gesicht sah. Und tapfer hast du dich benommen und brav, Kleine, famos!

Damit nahm er sie in den Arm und küßte sie auf den Mund — er konnte sich nicht mehr helfen. Sie wußte kaum, wie ihr geschah. Fast heftig machte sie sich los und rückte von ihm weg. Dann schaute sie wieder still geradaus.

Das is recht, Herr Hellborn, sagte Sellentien wohlgefällig lächelnd. Den Kuß hat Ihre Frau verdient. Ich kenne manche, die hätte geschrieen und gezappelt, und denn wirds erst gefährlich, wenn die Menschen im Boot keine Vernunft annehmen. Nu sind wir aber auch schnell zu Haus. Sehr weit weg waren wir ja noch nich, und wir fahren wie en kleiner Kurierzug.

Ja, schön fährt sichs so mit den Wellen. Da! Sehen Sie, wie die da unter uns herauskommt und so riesenmäßig davongeht! Und wie es da schäumt!

Ja, der Schaum und das Rauschen vorm Bug, das is ein Zeichen für die Fixigkeit. Ich bin nur neugierig, ob wir reinkommen, ohne daß uns die Mast über Bord geht.

Was wird denn dann?

Nu, dann müssen wir rudern, und das is bei den Seegang kein Vergnügen. Oder wir müßten das andre Boot dort anrufen, daß es uns ins Schlepptau nimmt.

Also ein richtiges Abenteuer? fragte Margarete, lächelnd zu Sellentien hingewandt, aber geflissentlich an ihrem Mann vorbeisehend.

Ein ganz richtiges, bestätigte er freundlich, da können Sie ordnlich mit prahlen. Zwar — die Mast muß irgendwas abgekriegt haben, wie ich ihr raus hatte zum Anmalen, denn von dem bischen Wind kann sie nich alleine brechen.

Aber auf unsrer Fahrt ist es doch geschehen, und wir haben den Ruhm davon.

So is es. Den haben Sie.

Stolz schossen sie bald darauf mit ihrem „havarirten Schiff“ in den Hafen hinein, leider fast ohne Molenpublikum, da die vorgerückte Mittagsstunde den größten Teil der Badegäste an den Futterplätzen gesammelt hielt.

4

Mein Magen hängt bedenklich schief, sagte Fritz, nachdem sie ausgestiegen waren und er Margarete aus ihren verschiednen Hüllen gewickelt hatte. Hoffentlich kriegen wir nun was Gescheites zu essen.

Aber die frische Harmlosigkeit ihrer Segelfahrtstimmung schien Margarete wieder gänzlich abhanden gekommen zu sein. Sie ging eilig, ohne seinen dargebotnen Arm anzunehmen, behauptete plötzlich zu frösteln und antwortete auf seine Anreden nur karg. Mit verschlossener Miene schaute sie geradeaus. Fritz beobachtete sie von der Seite und ließ sie dann gewähren.

Stumm kamen sie in ihren Zimmern an. Zieh du dich nur zuerst um, sagte Margarete kühl. Du bist ja ganz durchnäßt. Damit setzte sie sich in die Sofaecke und nahm eine Zeitung zur Hand.

Kann geschehen, antwortete Fritz ruhig. Ich bin schnell fertig.

Als er zurückkam, ging sie sofort hinaus. Ich werde mich beeilen, murmelte sie vor sich hin und schloß die Thür hinter sich ab.

Fritz sah ihr nach und seufzte leise. Dann trat er ans Fenster und blickte auf das graue Wasser hinaus, auf seine „alte Ostsee,“ die unter dem verdunkelten Himmel trübselig öde in kurzen, hastigen Wellen rauschte. Was sie etwa eben erzählte, war traurig genug, und frohe Gedanken nahm sie wohl auch nicht hin von dem, der ihr zuzuhören gewohnt war.

Ich bin fertig, sagte Margarete.

Fritz drehte sich schnell um. Also komm!

Sie aßen in der großen Glasveranda, deren Schiebfenster der zunehmenden Kühle wegen geschlossen waren. Außer ihnen saßen noch mehrere Parteien an den kleinen Tischen, die an der Fensterwand entlang standen.

Die Mahlzeit verlief unerfreulich. Trotz Fritzens immer wiederholten Versuchen kam keine gemütliche und harmlose Unterhaltung zu stande. Margarete hörte zu und antwortete, aber ohne Teilnahme; anscheinend nur aus Höflichkeit. In ihrem Gesicht rührte sich nichts.

In Fritz stieg nach und nach ein finstrer Verdruß auf. Wir „machen Konversation,“ dachte er im stillen; reizender Zustand! Er verstummte endlich, und so saßen sie sich gegenüber wie Leute, die sich nichts zu sagen haben, weil sie im Herzen meilenweit von einander entfernt sind. Und das nach vierzehn Tagen, dachte Fritz und sah mit einem Blick, der aus Trauer und Zorn gemischt war, zu der Frau hinüber, die blaß und trübsinnig vor sich hinstarrte. Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht herunter und zog den Bart durch die Finger. Geduld! ermahnte er sich selbst; dann standen sie auf.

Wir gehen wohl am besten wieder zu uns hinauf, nicht wahr? fragte er freundlich. Es hat angefangen zu regnen. Unternehmen können wir ja doch nichts. Vielleicht hast du Lust, einen Brief zu schreiben; ich hätte auch noch einiges zu erledigen. Komm!

Oben angelangt, holte Margarete ihr Schreibzeug, nahm die Feder zur Hand und tauchte ein. Aber dabei blieb es. Es kam kein Wort aufs Papier. An wen hätte sie auch schreiben sollen, als noch einmal an Mama? Und konnte sie ihr das schreiben, was heute geschehen war?

Fritz ging im Zimmer auf und ab und beobachtete sie unbemerkt. Er sah es, wie sie die Feder sinken ließ. Das kleine trostlose Gesicht dauerte ihn. Er ging auf sie zu und streckte ihr über den Tisch die Hand hin.

Margretchen, bat er halblaut, mit warmer Stimme, Herzblatt, mach dir nicht selbst das Leben schwerer, als nötig ist. Komm, schlag ein.

Sie schlug nicht ein, sie schob sich ein wenig im Sofa zurück und sah ihn scheu an. Es kämpfte etwas in ihr. Nach einem tiefen, zitternden Atemzug fragte sie mit heiserer Stimme: Wie denkst du dir denn dieses — Leben nun eigentlich?

Über die Frage erblaßte sie selbst. Sie hatte ihr wie ein schwerer Druck auf der Seele gelegen. Nun war sie heraus, nun mußte irgend etwas kommen, was dieser peinlichen Spannung ein Ende machte; aber zugleich fürchtete sie sich vor dem, was da kommen würde.

Fritz hatte die ausgestreckte Hand wieder sinken lassen und stützte sie nun auf den Tisch. Sein Gesicht war sehr ernst geworden; seine blauen Augen hatten sich gleichsam verdunkelt.

Wie ich mir dieses Leben denke? sagte er langsam, mit einem ganz leichten Beben in der Stimme. Nicht sehr leicht, mein Kind. Nach dieser deiner Frage sogar noch ein bischen schwerer. Ich wollte, du hättest sie nicht gethan. Ich sehe aber, daß dir schlecht zu Mute sein muß. Es verlangt dich nach einer sogenannten „Klarlegung der Verhältnisse." Kind, du bist noch sehr jung; du weißt noch nicht aus Erfahrung, daß dabei selten etwas herauskommt. Sich über seine Stimmungen aussprechen, thut nie gut, nützt gewöhnlich nichts, schadet manchmal sogar sehr. Heute kommen wir aber, wie es scheint, nicht darum herum. Gewissermaßen bin ich ja selbst dran schuld. Meine überflüssige Fragerei heute Vormittag hat dich aus dem Gleichgewicht gebracht, gequält, erbittert. Das thut mir sehr leid. Aus Bosheit geschah es nicht. Ich ging von einer falschen Voraussetzung aus; einer Voraussetzung, zu der ich sozusagen berechtigt war, da du mich ja geheiratet hast. Ich muß die Folgen meiner Dummheit mit in den Kauf nehmen. Daß ich sie spaßhaft fände, kann ich nicht gerade sagen. Daß ich mit ihnen fertig zu werden hoffe, kannst du mir diese Hoffnung verargen? Du weißt eben noch nicht, wie lieb ich dich habe. Oder — da wir ja nun mal im „Aussprechen" sind — wie denkst du dir denn nun dieses Leben?

Margarete antwortete nicht. Langsam wandte sie das Gesicht von ihm ab, zum Fenster. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, die ihr heiß und schwer übers Gesicht liefen. Sie weinte lautlos, ohne sich zu rühren, die Hände im Schoß gefaltet. Draußen strömte der Regen nieder, und manchen Tropfen schlug der Wind ans Fenster. Dazwischen klang unaufhörlich das dumpfe Rauschen der See.

Fritz stand und sah sie an; das Herz schwoll ihm vor Mitleid. Sie sah gar so jung und hilfsbedürftig aus in ihrem Kummer. Er lächelte wehmütig.

Armes Kind, sagte er, ich weiß, wie du es dir denkst. Gar nicht. Angst hast du, Reue. Möchtest nach Hause, möchtest zur Mama. Nicht wahr?

Sie schüttelte den Kopf; aber ein zitterndes Aufschluchzen sagte ja.

Nur, daß das nicht so einfach ist, mein Kind, fuhr er sanft fort. Die Eheschließung ist doch eine gar zu ernsthafte Sache, als daß man so mir nichts dir nichts wieder auseinanderlaufen könnte, wenn man nach vierzehn Tagen — Aber dir ist doch eigentlich noch gar nichts geschehen, was dich berechtigte, die Flinte ins Korn zu werfen. Viel eher könnte ich von einer „Enttäuschung" reden. Aber ich rede nicht davon. Sieh, Kind, ich denke so: wir versuchens mit einander, ganz ernsthaft. Es geht, oder es geht nicht. Wer kann das heute schon wissen? Ich denke aber, es wird gehen; ohne Kampf kein Sieg. Das mit den Flitterwochen, mit dem Honigmond, das ist ein Unsinn. Gerade die erste Zeit ist die schwerste. Wir müssen durch. Das Leben ist kein Spaß. Das Heiraten auch nicht. Aus Spaß hab ich dich auch nicht geheiratet. Aus Spaß haben deine Eltern dich mir auch nicht gegeben. Sie haben im Gegenteil das Vertrauen gehabt, daß ichs ganz ernst mit dir meinte. Was glaubst du wohl, daß deine Mutter für ein Gesicht machen würde, wenn du etwa morgen ankämst und sagtest: da bin ich wieder, es geht nicht mit dem Fritz. Und wenn sie fragte: warum? und du dann sagen müßtest: er hat mich gekränkt mit — dieser Sache. Glaubst du nicht, daß deine Mutter fragen würde: hat er das aus bösem Herzen gethan? Und könntest du dann mit ruhigem Gewissen ja sagen?

Margarete drückte jetzt das Gesicht in die Hände und schluchzte laut auf. Fritz ging um den Tisch herum, setzte sich neben sie aufs Sofa und zog die Widerstrebende sanft an sich.

Kind! glaubst du ernstlich, ich hätte dich kränken wollen?

Sie schüttelte den Kopf.

Nun also. Eine Ungeschicklichkeit, sollt ich denken, kann man aber verzeihen. Hm?

Sie rührte sich nicht. Er sah lächelnd auf sie nieder und strich ein paar mal mit der Hand über ihren blonden Scheitel.

Schweigen ist auch eine Antwort, sagte er dann. Jeder kann sie sich nach Gefallen deuten. Ich nehms für ein Ja, denn dumm ist meine Grete ja nicht. Und jetzt — seine freundliche Stimme senkte sich zu tieferm Ernst — ich denke, jetzt haben wir uns genügend „ausgesprochen," Kind, nicht wahr? Ob es richtig war, bleibe dahingestellt. Mein Wunsch war es nicht. Wir wollen aber doch keine Komödie mit einander aufführen. Wir wollen doch nicht, wie die Leute in den Romanen, jetzt mit allerlei Bitterkeiten und Garstigkeiten um einander herumlaufen. Wir sind doch ein paar gesunde Menschen. Also — Kopf in die Höhe, ja? Sieh mich mal an, Kamerad! Und da sie das verweinte Gesicht noch tiefer neigte: scheint noch Schwierigkeiten zu machen. Auch gut, warten wir damit noch ein bischen. Aber eine Hand kannst du mir schon geben. Da, schlag ein.

Das that sie, wenn auch nicht gerade herzhaft. Er drückte die zögernden kleinen Finger, gab sie dann frei und stand auf.

Ich gehe jetzt auf ein Stündchen zu Sellentiens, sagte er in gewohntem, gemütlichem Ton. Muß mir doch das kleine Enkelkind betrachten, das sie sich diesen Winter zugelegt haben. Die Tochter wohnt noch bei den Alten, da der Eheherr als Steuermann unterwegs ist. Wenn das Wetter nicht so scheußlich wäre, würde ich dir vorschlagen, mitzukommen. So aber bleibst du besser hier. Bestell uns derweile den Kaffee und eine Lampe. Auf Wiedersehen!

Er winkte ihr, während sie immer noch unbeweglich in ihrer Sofaecke saß, freundlich von der Thür aus mit der Hand und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Staatssozialismus. Warum wir die dumme Sozial- und Wirtschaftspolitik nicht endlich einmal beiseite ließen und uns lieber mehr auf Kunst und Wissenschaft verlegten, hat jüngst ein guter Freund der Grenzboten gefragt. Ja, dann müßten wir den ersten der drei Programmgegenstände, die der Umschlag ankündigt, einfach streichen, denn was haben wir denn heute noch Politisches außer der Getreide-, Spiritus-, Zucker-, Margarine-, Schweine-, Tabak-, Eisen-, Quebracho-, Gewerbe- und Arbeiterpolitik? Wer dürfte auf Zuhörer und Leser rechnen, wenn er etwas andres brächte? Und bei Lichte besehen, sind diese nützlichen Gegenstände in unsrer realistischen Zeit, die Schönheit nicht mehr zu den Erfordernissen der Objekte und Modelle rechnet, gar nicht so unästhetisch. Werden sie doch auch mit solchem Pathos und solchem Schwung behandelt, herrscht doch in ihrer Behandlung so viel dichterische Freiheit, daß unsre Parlamente schon längst die eigentliche Geburtsstätte der modernen Poesie geworden sind. Ein reicher Kranz von Liedern, wie das von der Pfeife des armen Mannes und das vom geflickten Strohdache des armen Grafen, schlingt sich um diese neuen Musenstätten, der Roggenpreis ist das neue goldne Vließ, um das der Kampf entbrennt, der, da er nur in Worten geführt wird, gleich selber zum Epos in 24 Gesängen, alias Kommissionssitzungen wird, über Spiritus und Zucker werden jetzt eben die schönsten Novellen gedichtet, und die Verhandlung über die Tabaksteuer hat so reizend mit einem burlesk dramatischen „Bum“ geschlossen wie die Introduktion zum „Versprechen hinter dem Herd.“

Abgesehen von der Tabaksteuer tragen alle andern schwebenden Steuer- und Zollfragen den deutlichen Stempel des Sozialismus an sich. Dem Grafen Kanitz hats in der Kommissionssitzung am 15. Mai Vollmar haarklein bewiesen, daß die Annahme seines Antrags die Verstaatlichung der Landwirtschaft zur Folge haben müßte, und Zentrum und Nationalliberale haben übereinstimmend geurteilt: Vollmar hat Recht! Zwar beteuern unsre Herrn Staatssozialisten in einem fort: Unsre Vorschläge sind bloß sozial, nicht sozialdemokratisch, sie stehen auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung; allein keine neue Ordnung fällt vom Himmel, jede erwächst aus ihrer Vorgängerin, und der Unterschied zwischen agrarisch-sozial und sozialdemokratisch besteht hauptsächlich nur darin, daß es zwei verschiedne Klassen sind, deren jede unter dem sozialen Panier ihr eignes Interesse verficht, und daß die Sozialdemokraten weiter hinaussehen. Das Wesentliche des Sozialismus tritt in den schwebenden Gesetzentwürfen deutlich hervor: sie sollen teils durch Beschränkung der Produktion oder der Einfuhr, teils durch Ausfuhrprämien den Preis der Produkte heben und dem Produzenten das Einkommen sichern, auf das er Anspruch zu haben glaubt, und sie greifen tief in die freie Erwerbsthätigkeit ein

durch allerlei Beschränkungen: Überwachung, Vorschriften für die Einrichtung des Betriebs und für die Art des Verkaufs. In letzterer Beziehung leisten die Herren von der Freien wirtschaftlichen Vereinigung das stärkste, indem sie beantragen, daß jede Anlage zur Herstellung von Butter, Margarine und Käse bei der Ortspolizei angemeldet werden, und diese den Betrieb ständig überwachen soll, sodaß also, wenn es den Herren nach geht, zu jedem Butterfaß ein Polizist gestellt werden wird. Daß die Schutzzollpolitik bankrott und nichts als ein wüster, aussichtsloser Krieg aller gegen alle sei, hat am 13. der Prinz Ludwig, selbst ein tüchtiger Landwirt, auf der Wanderversammlung bairischer Landwirte zu Nürnberg sehr schön klar gemacht; der Landwirt, sagte er unter anderm, wolle gerade so wie der Industrielle Schutzzoll für seine eignen Erzeugnisse und Freihandel für das, was er kaufen muß, und das sei eben unmöglich. Da bleibt denn weiter nichts übrig, als „die anarchische Produktion zu regeln," wie es die Sozialisten verlangen, denn das Ende aller Betrachtungen über die neuen Entwürfe lautet immer (auch in der Reichstagsrede des Staatssekretärs Grafen Posadowsky am 17.): wenn es nicht gelingt, die Produktion einzuschränken, dann nutzt alles nichts. Freilich, gerade darin sind diese Entwürfe nicht sozialistisch, denn nicht die Einschränkung zum Zwecke der Preissteigerung, sondern die Anpassung der Produktion an den Bedarf würde man bei einer echt sozialistischen Regelung im Auge haben müssen; aber aus dem ersten ergiebt sich das zweite mit der Zeit von selbst; nimmt der Staat einen Produktionszweig nach dem andern in die Hand, so kann er auf die Dauer nicht Sonderinteressen fördern, sondern muß zwischen den widerstreitenden Interessen das Gleichgewicht herstellen.

Während so das Reich für die Besitzenden Sozialismus treibt, thut es der Staat Preußen für die Besitzlosen, indem die Regierung dem Landtage die Verstaatlichung der Verpflegungsstationen vorschlägt. Die Präposition „für" hat zwar an der zweiten Stelle einen etwas andern Sinn als an der ersten, indem es bei den „notleidenden" Landwirten wirklich auf ihren eignen Nutzen, bei den walzenden Arbeitern aber mehr auf die Bequemlichkeit der von ihnen Heimgesuchten abgesehen ist, doch ändert das nichts an der Hauptsache. Schön ist diese „Verstaatlichung der Nächstenliebe" ja nicht, darin haben Stöcker, von Heereman und die Christliche Welt Recht; aber was bleibt andres übrig? Die „christliche Liebe," der übrigens schon recht viel Polizei beigemischt war, hat eben nicht hingereicht, und dabei schmilzt die Zahl der Verpflegungsstationen immer mehr zusammen; 1892 gab es in Preußen noch 897, jetzt giebt es nur noch 153, individuelle Bethätigung der Privatwohlthätigkeit aber ist durch das Bettelverbot ausgeschlossen. Wir haben schon vor ein paar Jahren gesagt, es bleibe nur eins von zweien übrig: entweder das Bettelverbot aufheben, oder von Staats wegen für Arbeit sorgen. Gerade so urteilt jetzt auch der Reichsbote: der gegenwärtige Zustand sei unerträglich und unhaltbar; für die Wanderburschen bestehe gesetzlich das Bettelverbot, thatsächlich aber der Bettelzwang. Die Freizügigkeit aufzuheben, sei auch nicht möglich, denn da müßte jedem an seinem Geburtsorte lebenslängliche Arbeit zugesichert werden. Demnach sei der von der Regierung eingeschlagne Ausweg der einzig gangbare und vernünftige. Das Land solle mit einem Netz von Verpflegungsstationen überzogen werden, die zugleich Wanderarbeitsstätten und deren Benutzung obligatorisch sein würde. Dadurch werde dem „Mißbrauch" der Freizügigkeit ein Ende gemacht. „Jedem mittellosen Wanderer ... wird sein Wanderweg ganz bestimmt vorgeschrieben, und das Verlassen dieses Weges macht ihn sofort der Wohlthat verlustig und setzt ihn der verdienten Strafe aus.... Wer sich weigert, eine

ihm nachgewiesene passende Arbeitsstelle anzunehmen, wird straffällig. Wer längere Zeit zwecklos gewandert ist [zwecklos, das wird in den meisten Fällen erfolglos bedeuten], dem wird die weitere Benutzung der Verpflegungsstationen untersagt. Er kann sich in eine Arbeiterkolonie begeben. [Kann? Muß, wenn er nicht ins Gefängnis will.] Sind die Arbeiterkolonien gefüllt, so wird sich weiter Rat finden." Wie wird dieser Rat aussehen? Der Reichsbote meint, die dauernd Überschüssigen würden zur Landwirtschaft zurückzuführen sein. Wie aber, wenn man dort, wo am meisten über den Mangel an ländlichen Arbeitern geklagt wird, die angeblich fehlenden gar nicht ständig, sondern nur „für die Kampagne" brauchen kann und daher nach wie vor Leute aus Russisch-Polen und Sachsengänger vorzieht?

Der Sozialismus ist mit der Gesellschaft gegeben, denn sozial heißt ja weiter nichts als gesellschaftlich. Der Staat selber ist eine soziale, oder was ziemlich dasselbe ist, eine sozialistische Einrichtung, ebenso die Gemeinde. Aber soll die Gesellschaft eine menschliche bleiben und sich nicht in einen Bienenstaat verwandeln, so muß den einzelnen Mitgliedern ihre persönliche Freiheit gewahrt werden, die sehr eng mit der wirtschaftlichen zusammenhängt. Wie weit das gelingt, das hängt nicht vom Belieben und von Theorien, sondern von den wirtschaftlichen Zuständen ab; die Gefahr der Vernichtung der Individualitäten durch den Sozialismus wird dadurch nicht wesentlich größer, daß die Arbeiter grundsätzlich darauf losssteuern, und dadurch nicht wesentlich kleiner, daß sich die Besitzenden dagegen sträuben. Die Grenze zwischen Individualismus und Sozialismus schwankt nach einem unabänderlichen Gesetze hin und her. Je mehr Volksgenossen eignen Grundbesitz haben, je mehr Arbeitsgelegenheit im Überfluß vorhanden ist, je sicherer die Waren auf einem nahen Markte Absatz finden, in desto weiterm Umfange ist die wirtschaftliche Freiheit der Einzelnen gesichert; je größer die Zahl der Besitzlosen ist, je schwieriger es wird, Arbeit zu finden und Waren abzusetzen, desto weiter muß der soziale Zwang greifen, wenn nicht der Krieg aller gegen alle die Gesellschaft vernichten soll.

Religiöse Probleme. Fangen wir mit dem Anfang an und lassen wir uns belehren, daß das, was man bisher für den Anfang gehalten hat, gar nicht der Anfang sei. Arthur Stentzel beweist in seiner Schrift: Weltschöpfung, Sintflut und Gott (Braunschweig, Rauert und Rocco Nachfolger, 1894), daß die Weltschöpfungssagen der Völker nicht Kosmogenien, sondern Erzählungen der Neuordnung der Natur nach der Sintflut seien, und zwar sei unter der Sintflut nicht das Diluvium der Geologie, sondern „eine Katastrophe im Beginne unsrer Zeitrechnung" zu verstehen. Die Tage des Hexaemerons der Genesis seien wirkliche Tage von vierundzwanzig Stunden, nicht geologische Perioden von vielen tausend Jahren, der in den Sagen auftretende Gott aber, dessen Name in den meisten Sprachen eine Lichterscheinung bedeute, sei ein Komet, und zwar wahrscheinlich der zweigeschwänzte von 1807. Solche Katastrophen wie die Sintflut wiederholen sich periodisch, und während sich die letzte wahrscheinlich im September des Jahres 3332 v. Chr. ereignet hat, haben wir die nächste im Jahre 7132 unsrer Zeitrechnung zu erwarten. Schade, daß sie nicht 5200 Jahre früher eintritt! Wie einfach würde sie dann alle unsre brennenden Fragen lösen, und welche Ararate überflüssigen Papiers werden sich noch auftürmen, wenn sie erst so spät kommt! Die wissenschaftliche Prüfung des kleinen Buchs überlassen wir den Geologen, Astronomen und Sprachkundigen; die darin zusammengestellten Weltschöpfungs- und Flutsagen liest auch der Laie gern einmal durch. — Ein Franzose beschert uns ein neues Leben Jesu: Jesus von Nazareth, vom wissenschaftlichen, geschichtlichen

und gesellschaftlichen Standpunkte aus dargestellt von Paul de Regla (Dr. P. A. Desjardin). Aus dem Französischen übertragen von Dr. Albrecht Just (Leipzig, C. E. M. Pfeffer, 1894). Aus einer Anmerkung erfahren wir, daß Desjardin ein Arzt ist, der schon vor sechsunddreißig Jahren mit dem Elekromagnetismus wunderbare Erfolge erzielte. Darin lag für ihn der Anknüpfungspunkt für eine wissenschaftliche Behandlung des Lebens Jesu: er brauchte nach seinen Erfahrungen die Wunder Jesu weder für erlogen noch für Wirkungen einer übernatürlichen Kraft zu halten. (Vor fünfunddreißig Jahren kannten wir einen alten Arzt, der behauptete, das Quantum der Medikamente, die er zur Heilung eines Kranken brauche, richte sich nach dem Grade seiner Gläubigkeit; ein Ungläubiger müsse viele Flaschen voll schlucken, ein ganz Gläubiger werde auf das bloße Wort des Arztes gesund.) Es ist aber nicht bloß das medizinische Interesse, was den Franzosen zum Studium der Evangelien veranlaßt hat, sondern eine der Egidyanischen verwandte Geistesrichtung. Er stellt Christus weit höher, als es Renan thut, noch weniger denkt er daran, ihn mit David Strauß in einen Mythus aufzulösen. Für die Erforschung des neutestamentlichen Materials gilt ihm als Richtschnur der Satz: „Die Unwissenheit leugnet, die Dummheit glaubt, die Albernheit weiß, die wahre Einsicht zweifelt und beobachtet.“ (S. 140.) Er ist von Begeisterung für Jesus und seine Religion erfüllt, von der er sagt, daß sie mit ihrem Urheber gestorben sei; für die Wiederherstellung des echten „Jesustums“ oder „Jesunismus“ soll sein Buch wirken. Jesus, schreibt er Seite 377, „war nicht der Mann einer sich abschließenden Gesellschaft, einer Partei oder auch nur einer Schule. Er war die herrlichste, die erhabenste Verkörperung des Gottesgedankens in seiner umfassendsten und hochherzigsten Bedeutung. Er war der Genius von allem, was die am bestehenden hangenden Verehrer der althergebrachten Bräuche, Vorurteile und Bevorrechtungen den »Umsturz« nennen, um nicht Umschwung sagen zu müssen.“ Mit einem pathetischen Nachwort „an die Märtyrer der Freiheit, an die Unglücklichen und Bedrückten!“ schließt das Buch, das den Kirchgläubigen zum Ärgernis, den Gläubigen Egidyanischer Richtung zur Erbauung dienen wird. Die Übersetzung ist nicht übel. — Die Lebensfragen, aus den Papieren eines Denkers herausgegeben von August Sperl (München, C. H. Beck, 1894), sind religiöse, ethische und philosophische Betrachtungen und Erfahrungen, Regeln gewöhnlicher Weltklugheit und tieferer christlicher Lebensweisheit, die der längst verstorbne Ansbacher Schulrat Christian von Bomhard, ein frommer und geistvoller Mann, vor vierzig Jahren für seinen Sohn aufgezeichnet hat. Die Blätter empfehlen vor allem Selbstüberwindung, Enthaltsamkeit, stilles Wirken in bescheidner Zurückgezogenheit. Von dem Gymnasialunterricht seiner Zeit hält Bomhard nicht viel, aber nicht deswegen, weil die alten Sprachen gelehrt, sondern deswegen, weil sie nicht erlernt werden. Die alten Klassiker, namentlich die Stoiker schätzt er hoch, die neuen desto geringer; den Einfluß Goethes und der übrigen Weimaraner erklärt er für verderblich. — Zu den schwierigsten Problemen gehört die genaue Ermittlung der Art und des Grades der Wirkungen, die das Christentum und seine verschiednen Konfessionen auf die Völker ausgeübt haben und noch ausüben. Die Religiös-sozialen Bilder aus der Geschichte des deutschen Bürgertums von G. Maisch (Leipzig, Reinhold Werther, 1893) wollen zu seiner Lösung einen Beitrag liefern. Sie „verfolgen die Entstehung und Entwicklung des dritten deutschen Volksstandes unter dem religiös-sozialen Gesichtspunkt.“ Der Zweck des Verfassers ist, „in anschaulicher Schilderung darzuthun, wie aus der selbstsüchtigen Feudalgesellschaft heraus die in ihrer Existenz bedrohte Volksmasse durch die Städtegründung Heil und Rettung gefunden hat, und wie das Stadtbürgertum in poli-

tischer und kultureller (!) Hinsicht entscheidend auf die Geschichte des deutschen Volks eingewirkt hat, jedoch nur oder doch vorherrschend unter Mitwirkung der Religion und Kirche als des Ferments der sozialgeschichtlichen Entwicklung." Das Werk bietet der Hauptsache nach dem großen Publikum einen Ersatz für die ihm nicht zugängliche Fachlitteratur, die es, weil auf selbständigen Studien beruhend, in einzelnen Stücken ergänzt; es erinnert namentlich an das große Werk Ludwig von Maurers. Aber für den angegebnen Zweck leisten die uns vorliegenden zwei Hefte, die zwei Drittel des ersten Bandes bilden (ein zweiter soll folgen), eigentlich wenig; denn die Schilderung des Einflusses der Reformation auf Sittlichkeit, Schule und Armenpflege bringt nur allgemein bekanntes. Wäre der Verfasser auf die Geschichte Münzers und der Wiedertäufer, die er mit vier Seiten abfertigt, näher eingegangen, so würde es vielleicht ihm selber einigermaßen zweifelhaft geworden sein, ob wirklich die Religion immer das „Ferment" der sozialpolitischen Entwicklung sei, und ob nicht Umwälzungen der Technik diese Bezeichnung in höherm Maße verdienen. In einer Zeit, wo die Sozialdemokraten die Weltgeschichte vom materialistischen Standpunkte aus behandeln und die sozialen Bewegungen des Reformationszeitalters für ihre Zwecke durchforschen und verwenden (z. B. in der von Bernstein und Kautsky herausgegebnen Geschichte des Sozialismus, deren erste Lieferungen wir in dem vorjährigen Heft 45 besprochen haben), darf ein Historiker, der die deutsche Städtegeschichte vom christlichen Standpunkte aus behandeln will, diese schwierige Frage nicht umgehen.

Litteratur

In dem Verlage von J. Guttentag in Berlin sind folgende drei neuen staatsrechtlichen Bücher erschienen: 1. der erste Band des Staatsrechts des deutschen Reichs von Dr. Philipp Zorn, Geheimem Justizrat, ordentlichem Professor der Rechte zu Königsberg i. Pr., zweite völlig neu bearbeitete Auflage. Der Verfasser behandelt in diesem ersten Bande das Verfassungsrecht in der knappen, scharf logisch zugespitzten und dabei doch den Inhalt völlig erschöpfenden Darstellungsweise, die ihn auszeichnet. Dabei giebt er in den Anmerkungen, in die allein er überdies die Polemik verweist, die vollständige Litteratur. Wertvoll und namentlich für die Gegenwart interessant ist der letzte Abschnitt des Buchs, der über unsre Kolonien (Erwerb, staatsrechtliche Organisation und materielles Recht) handelt. Es wäre zu wünschen, daß die treffende Bemerkung über die der englischen South Westafrican-Company erteilte Damaralandkonzession (vom Jahre 1892) an maßgebender Stelle Beachtung fände: Daß eine fremde Kolonialgesellschaft Staatshoheitsrechte des deutschen Reichs ausübt, in Vollmacht des deutschen Reichs die souveräne Gewalt über Damaraland hat, hält der Verfasser für unvereinbar mit dem Begriff der deutschen Staatshoheit und weder dem geltenden Recht noch der Würde des deutschen Reichs angemessen. Vortrefflich sowohl nach seiner geschichtlichen als nach seiner dogmatischen Richtung ist auch der Abschnitt über das Reichsbeamtenrecht, wenn wir auch die Auffassung über die Begründung des Beamtenverhältnisses durch lex specialis nicht teilen können, sondern mit Laband und Jellinek

zwischen dem Staatsdienervertrag und der Übertragung der Amtsgewalt unterscheiden. Begrifflich unmöglich ist es nicht, Staatshoheitsrechte durch Rechtsgeschäft auf einen andern zu übertragen. Ein Beispiel hiervon ist gerade die Erteilung der Damaralandkonzession, und auch die Begründung der Reichsgewalt beruht auf völkerrechtlichen Verträgen. Ebenso wenig können wir die Richtigkeit folgender Sätze zugeben: „Souveränität ist das erste und oberste begriffliche Merkmal des Staats," „die Einzelstaaten sind seit dem 1. Januar 1871 keine Staaten mehr, weil ihnen das erste Essentiale des Staatsbegriffs, die Souveränität, fehlt," „die den Einzelstaaten verbliebne Rechtssphäre ist staatsrechtlich als eine vom Reich abgeleitete zu betrachten." Es würde zu weit führen, wenn an dieser Stelle eine Widerlegung dieser Sätze versucht werden sollte. Jedenfalls gilt für sie, was Arndt in seinem Vorwort zur „Verfassung des deutschen Reichs" sagt: es blicke noch zu viel Theorie hervor, „das ist: Konstruktion des Rechts aus allgemeinen Begriffen, statt des Aufbaues auf der Beobachtung der geschichtlichen Entwicklung und der Thatsachen."

2. Verfassung des deutschen Reichs, mit Einleitung und Kommentar von Dr. Adolf Arndt, Oberbergrat und Professor der Rechte an der Universität Halle a. S. Der Verfasser, der schon die Verfassungsurkunde für den preußischen Staat in gleicher Weise kommentirt hat, will durch diesen Kommentar „dazu beitragen, die Theorie und die Praxis des deutschen Staatsrechts mit einander noch weiter zu versöhnen." Es ist kein Zweifel, daß seine Arbeit diese Versöhnung wesentlich fördern wird. Beachtenswert ist insbesondre der Nachweis, den er in seiner Einleitung (S. 57 ff.) zu bringen sucht, daß die Einzelstaaten und namentlich Preußen auch jetzt noch souverän seien. Seine Behauptungen belegt er oft durch Zitate aus den Staatsreden Bismarcks oder bedeutender Abgeordneten, und es ist wohl kein Zweifel, daß die Ansichten des Schöpfers der deutschen Verfassung das wertvollste Material für deren Auslegung bilden und bisher zu wenig von den Theoretikern beachtet worden sind. Dem Kommentar sind als Anlagen die der Verfassung vorausgehenden Verträge zwischen den einzelnen Staaten und die Schlußprotokolle angefügt, die gleichfalls für die Auslegung der Verfassung von Bedeutung sind. Der Arndtsche Kommentar ist ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für schnelle Orientirung über einzelne staatsrechtliche Fragen. Daß er dabei nicht in gleichem Maße diese Fragen eingehend behandeln kann wie ein Lehrbuch, liegt in der Natur der Sache. Die Mitteilung der einschlagenden Litteratur hätte vielleicht noch vollständiger sein können. Wir vermissen z. B. Bindings Festschrift über die Gründung des Norddeutschen Bundes.

3. Verfassung des deutschen Reichs. Textausgabe mit Ergänzungen, Anmerkungen und Sachregister von Dr. L. v. Rönne. Siebente neubearbeitete Auflage von Paul v. Rönne, Regierungsassessor. Taschenformat. Mit dieser Textausgabe hat man in der That sämtliche Verträge, Gesetze und Verordnungen, die mit der Verfassungsurkunde in Zusammenhang stehen, in der Tasche. Sie ist daher unentbehrlich für jeden, der sich mit staatsrechtlichen Fragen beschäftigt und dem es nur darauf ankommt, das Material vollständig zu haben. Denn die Anmerkungen enthalten keine Auslegung der gesetzlichen Bestimmungen. Dagegen ist ihr ebenso wie dem Arndtschen Kommentar ein kurzer Abriß der Geschichte der Verfassung des deutschen Reichs beigegeben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Wirren und Wege

Um der Arbeitsvergeudung, die viele kleine Gewerbtreibende zur Bedienung ihrer zersplitterten und ineinandergeschobnen Kundschaftsbereiche nötig haben, sowie um der Notlage der Landwirtschaft zu begegnen, ist kürzlich in den Grenzboten der Vorschlag gemacht worden, die Landwirte sollten sich zusammenthun, die Bäckerei im großen betreiben und sich dadurch ein angemessenes Äquivalent für ihre produktiven Dienste verschaffen; zugleich würde auf diesem Wege die Brotverteuerung vermieden werden, die eine unvermeidliche Folge hoher Getreidezölle oder gar eines Getreidehandelsmonopols sei.

Sehr schön; aber eins scheint der Erfinder dieser Idee übersehen zu haben, nämlich: Wo bleiben dann die durch die Vereinfachung und Regelung von Produktion und Warenvertrieb überflüssig gewordnen Arbeitskräfte? Denn daß dann eine große Zahl Arbeitsloser neu entstehen würde, bedarf doch wohl keines Beweises. Und eine Menge selbständiger, d. h. natürlich nur relativ selbständiger kleiner Leute würde den Zwang, in einen Großbetrieb einzutreten, auch nicht mit Gleichmut ertragen. Außerdem würden auch die Großbetriebe der Bäckerei nicht alle dieselbe Qualität von Ware liefern. Die Konkurrenz würde also selbst unter diesen Umständen wieder zersplitterte Kundschaftskreise erzeugen. Es ist eben in volkswirtschaftlichen Zusammenhängen leichter, das Unsinnige und Anarchische nachzuweisen, als ein Heilmittel zu finden, das nicht seinerseits wieder neue Übel zur Folge hat. Das Unzulängliche der erwähnten volkswirtschaftlichen Ratschläge läßt sich vielleicht noch besser da nachweisen, wo die gleichen Übelstände in größerm Maße erkennbar sind. Welche Arbeits- und Zeitvergeudung leisten sich die großen Geschäfte, die ihren Kundenkreis in allen Städten Deutschlands aufsuchen! Demgegenüber hat man freilich den Wunsch, es möchten sich aus der heutigen zerfahrnen

Wirtschaftsordnung möglichst in sich abgeschlossene Wirtschaftsgruppen entwickeln, die in sich verlaufende Ringe von Produktion und Konsumtion darstellten. Aber von diesem Wunsche bis zur Ausführung ist vorläufig noch kein geebneter Weg vorhanden. Am Ende einer langen und schmerzensreichen Entwicklung werden sich — so viel kann man heute mit Sicherheit voraussagen — solche Wirtschaftsgruppen bilden. Der Wettbewerb der Nationen um die außereuropäischen Märkte kann doch nicht in Ewigkeit dauern. Wenn sich auf dem ganzen Erdball örtliche Industrien gebildet haben werden, wird das Jagen nach auswärtigen Märkten aufhören, und werden sich die Nationen mehr und mehr in ihrem eignen Rahmen bewegen müssen. Und wie sich so die Nationen zu abgeschlossenen — nahezu abgeschlossenen — Wirtschaftsgruppen entwickeln werden, so werden sich innerhalb der Nation kleinere und immer kleinere wirtschaftlich auf einander angewiesene Kreise bilden. Bei allem guten Willen und bei dem herzhaftesten Christentum läßt sich aber so etwas nicht in kurzer Frist bewerkstelligen. Es würden zu viel liebe Gewohnheiten verletzt werden, und die Übergangszeit würde zu vielen Menschen den materiellen Ruin bringen, solange nicht für eine ausreichende Versicherung aller derer gesorgt ist, die, sei es durch staatliche Maßregeln oder durch wirtschaftliche Verschiebungen, um Brot oder Amt kommen. Selbst wenn eine so kolossale Versicherung bestünde, müßte man noch mit einem durch richtige Schulerziehung ausgebildeten Solidaritätsgefühl rechnen können, mit dem in die breite Masse des Volkes gedrungnen und dort zur Überzeugung gewordnen Bewußtsein, daß der kluge, wohlverstandne Egoismus ohne Altruismus, ohne das eigne Wohl in der Förderung des Wohles der andern zu sehen, nicht denkbar ist. Wann aber wird das alles sein? Wird es überhaupt jemals sein? Antwort: wir müssen es zu erreichen versuchen.

Vorläufig scheint mir der Versuch, die Produktion und den Umsatz zu vereinfachen und besonders die Erzeugung von Luxusartikeln einzuschränken, bei dem der Nachfrage vorauseilenden Angebot von Arbeitskräften die Sache nur zu verschlimmern. Die unausbleibliche Folge würde vermehrte Arbeitslosigkeit sein. Schon heute wird kaum eine Frage im Reichstag erledigt, bei der nicht das Gespenst der Arbeitslosigkeit heraufbeschworen würde.

Gäbe es, was wir als Aufgabe einer zukünftigen Erziehung betrachten, ein weit verbreitetes und tief wurzelndes Solidaritätsgefühl, so könnte jetzt schon eine große Anzahl von Familien vor dem Untergange bewahrt werden. Wie häufig kommt es vor, daß bei Krankheit des Familienoberhauptes das ganze Schicksal der Familie vielleicht von lumpigen hundert Mark abhängt! Der Mann brauchte noch acht Tage Schonung, hat aber kein Geld mehr, fängt zu früh wieder mit der Arbeit an und bekommt einen Rückfall; nun arbeitet sich die Frau ab, wird ebenfalls krank, und so fort, bis Siechtum, leibliches oder moralisches, in längern oder kürzern Fristen mit der Familie aufräumt. Um

so gesünder für die Überlebenden, werden die Nietzschianer sagen, in Ahnungslosigkeit über die furchtbaren Leiden, mit denen Menschen heimgesucht werden können, und oft gerade sehr gute Menschen. Diese hundert Mark hat zu derselben Zeit in tausendfacher Anzahl ein Kapitalist, der sie, anstatt bei darbenden Landsleuten segenbringend zu verwenden, in exotischen Werten, argentinischen oder nordamerikanischen Papieren, demnächst wohl auch in chinesischen, anlegt und — zum größten Teil verliert. Ganz gewiß ist es ja für ein Volk als Ganzes ein Glück, wenn es sich durch seine Kapitalisten andre Länder tributpflichtig macht. Bedenkt man aber das Risiko und erinnert man sich an Christenpflicht, so wäre es noch ein größeres Glück, wenn die bei auswärtigen Kapitalanlagen verloren gehenden Summen entweder gar nicht durch deutsche Arbeit aufgebracht oder doch wenigstens zu Nutz und Frommen notleidender Arbeiter gestiftet worden wären. Dem Kapitalisten schadet ja seine Selbstsucht oder sein Mangel an Solidaritätsgefühl zunächst noch nichts. Aber auch der Kapitalist hat seine Kinder lieb, und es ist ihm nicht gleichgiltig, was seine Kindeskinder erleben werden. Sieht er denn aber gar nicht, daß die Kluft, die das Kapital zwischen seinem Besitzer und dem Arbeiter reißt und immer mehr vergrößert, für Kinder und Enkel zum höllischen Abgrund werden kann? Es giebt doch keine einfachere Moral als die, die das Wohlergehen des Kindes zum Grundsatz und Ausgangspunkt des Handelns nimmt. Es kann nicht genug betont werden, daß man zur Lösung der sozialen Schwierigkeiten die Menschen bei der Liebe zu ihren Kindern anpacken muß. Zwar ist das nur utilitaristische Moral, aber es genügt, wenn etwas damit erreicht wird. Gebe ich einem Kapitalisten ein Kompendium der Ethik von 600 bis 800 Seiten, so bemitleidet er mit Recht meine Naivität. Weise ich ihn aber z. B. darauf hin, wie man in Berlin zur Zeit der letzten Cholera in dem vornehmen SW auf einmal inne wurde, daß es doch gut gewesen wäre, wenn man Schmutz und Elend im N nicht so sehr hätte anwachsen lassen (denn bei Epidemien quittirt der Tod für die Unterlassungssünden der Reichen), so lernt der Kapitalist mehr daraus für seine soziale Verantwortlichkeit als aus einem Philosophieprofessorenelaborat, in das er keinen Blick wirft. Von Nutzen und von Vorteilen läßt sich zu den Menschen reden, überschwängliche Gefühlsmoral macht sie lachen. Wenn sich in den größern Städten Deutschlands nur je zehn Kapitalisten fänden, deren soziales Wissen weit und lebhaft genug wäre, die Chancen ihrer Nachkommenschaft allseitig zu erwägen, so könnte sich ein sehr stattlicher Kapitalistenbund bilden, der durch Kapitalgewährung für einen zureichenden Menschenexport aus Deutschland nach den Kolonien sorgte und so die Chancen für die Kapitalistennachkommenschaft verbesserte. Aber jenes lebhafte, den Willen anschirrende soziale Wissen fehlt eben, und darum fehlt es auch an weit verbreiteten sozialen Tugenden. Gerade das Gegenteil scheint heute durch unsre glorreiche Naturwissenschaft als das Richtige verbürgt zu

sein. Man bedenke, wie sittlich verheerend im Volke Schlagwörter wie der „Kampf ums Dasein" wirken müssen! Dieses Gleichnis spiegelt sich in den Köpfen vieler als ein Gesetz, wonach Auffressen und Vertilgen unter den Menschen so gut wie unter den Tieren eine heilige Natureinrichtung sei. Wiederum als Gesetz, und nicht als theoretische Wiederspiegelung vorübergehender und durch den menschlichen Verstand ausmerzbarer Naturverfehltheiten treibt der Malthusianismus sein gespenstisches Wesen. Ferner kann man, sogar von gebildeten Anhängern der Sozialdemokratie, in öffentlichen Diskussionen die Lehre verfochten hören, daß die Verschiedenheit der Menschen ein Produkt der wirtschaftlichen Verhältnisse sei! Noch schlimmer ist, daß man selten eine gründliche Widerlegung solcher plumpen Theorien vernimmt. Wie vergröbernd auf das Denken wirkt ferner jene Naturforscherweisheit, wonach der Mensch ist, was er ißt! Es lohnt wahrlich der Mühe, die Unfähigkeit zu feinerem Denken bei den modernen Käferspießern und Pflanzentrocknern energisch zu beleuchten. Was nützt es, wenn auch in jenen Naturforschermätzchen ein Stückchen Wahrheit enthalten ist — im Volke kursiren diese rohen Begriffe als wahr, so gut wie die unterwertigen Silbermünzen für voll gelten. „Es giebt keine allgemein giltigen Wahrheiten, es giebt keine allgemein anerkannte Ethik," so ruft wissensstolz ein Mensch, der von Nietzsche hat läuten hören oder auch bereits weiß, daß bei dem einen Volk etwas für sittlich, bei dem andern dasselbe für unsittlich gilt. Sieht man denn die Gefahren nicht, die aus solchen ungeklärten Vorstellungen für die Zukunft unsers Volks erwachsen? Aber was kümmert das die Schulmeister! Die reformiren zumeist nach der flachen Seite, der eignen Bequemlichkeit und der der Schüler Rechnung tragend. Eine gesunde Schulreform sollte, denke ich, mit einer Reform in der Erziehung der Lehrer anfangen, und die wiederum erheischt eine Reform der Universitäten, mindestens eine Reform des Handwerks der Philologieprofessoren, die, wie neulich in diesen Blättern sehr richtig bemerkt wurde, die Arbeitslust der jungen Studenten auf eine fürchterliche Probe stellen.

Es ist doch merkwürdig und nicht von ungefähr, daß hervorragende Geister der Gegenwart ihr Mühen nicht auf soziales Flickwerk, sondern auf Beeinflussung der Geister verwandt haben. Dühring, Nietzsche und Tolstoi stimmen darin überein, daß ohne die Heranzüchtung besserer Menschen die gesellschaftliche Not nicht zu heben sei. Bessert die Geister, so bessert ihr die Verhältnisse — wer das übersieht, der begeht einen großen Fehler. Hertzkas Freilandunternehmen war darum verfehlt, weil er den Hebel einzig und allein an die wirtschaftlichen Verhältnisse setzte. Das Meer sozialer und politischer Ungeheuerlichkeiten wäre nicht möglich, wenn nicht Tropfen, Bäche und Ströme menschlicher Schlechtigkeit oder Charakterschwäche in eins zusammenflössen. Darum wird die gründlichste Reform bei dem Einzelnen einzusetzen und dessen Erziehung vor allem ins Auge zu fassen haben.

Die Hauptaufgabe wäre die richtige Erziehung der sozial voraussichtlich brauchbarsten Menschen, derer, in denen der Wille zum Guten und der Unwille gegen das Böse am lebhaftesten geweckt werden und ein zeitgemäßes, gründliches Wissen namentlich hinsichtlich der sozialen Frage am leichtesten Eingang finden kann. Das Rohmaterial, das unsern heutigen Pädagogen unter die klassischen Finger kommt, kann sicher noch viel ergiebiger ausgebeutet werden. Wieviel Intelligenz und Gutwilligkeit geht uns heute noch in den Sackgassen wissenschaftlicher Spezialdisziplinen oder hinter dem Scheuleder des Parteifanatismus verloren! Wenn die soziale Frage das größte Problem der Zeit ist, so muß man bereits in den Schulen, in höherem oder geringerem Grade, den jugendlichen Gemütern den Ernst der Sache näher bringen. Wo er Wurzel faßt, ist nicht nur helfende, sondern auch werbende Kraft für die Zukunft gewonnen. Man wende nicht ein, daß unsre Jugend schon genug zu lernen habe. Die Überbürdungsfrage ist zum Schwindel ausgeartet. Muß denn alles auf die liebe Mittelmäßigkeit zugeschnitten werden? Sollen sich unsre fähigsten Köpfe selber den Weg langsam suchen, oder haben sie nicht auch ein Recht, so früh wie möglich auf den richtigen Weg der besten Verwendbarkeit ihrer Kräfte — nämlich für soziales und politisches Gebiet — gebracht zu werden? Zu den Ursachen des Untergangs des römischen Kaiserreichs gehörte, wie Professor Meyer von Halle auf dem letzten deutschen Historikertag ausführte, der Umstand, daß Erziehung und Bildung auf die Mittelmäßigkeit berechnet waren, nicht aber auf die Gewinnung der vorzüglichsten, dem Volksganzen zu gute kommenden Kräfte. „Noch ein Jahrhundert Leser, und der Geist selber wird stinken," sagt Nietzsche, der ein sehr treffendes Kapitel über die modernste Dutzendbildung in seinem Zarathustra geschrieben hat. Man erschrickt, wenn man die Anmaßlichkeit im Urteilen bei den sogenannten Gebildeten bemerkt, wenn sie die Rute des Schulmeisters nicht mehr zu fürchten haben. Und wie wird von der Presse für Verbreitung des Wissens gesorgt! Welche Verwirrung wird da in Köpfen und Herzen gestiftet! Unglaublich, was z. B. über Nietzsche auf gewalkten Zeitungslumpen gedruckt worden ist. Unglaublich, mit welcher Oberflächlichkeit und Verlogenheit politische oder soziale Tagesfragen in der Presse behandelt werden! Welcher Unfug mit der öffentlichen Meinung getrieben werden kann, das lohnt sich gegenwärtig bezüglich der Währungsfrage zu studiren. Meisterhafte, möchte man sagen, Interessentaktik, das Thema probandum, der Preissturz des Silbers auch bei Doppelwährung, frischweg als probatum zu behandeln, die breite Masse des Volks aber durch das Schlagwort von agrarischen Sonderinteressen zu Gunsten der Goldwährung zu stimmen.*)

Ein großer Teil des Preßschwindels findet ja seine Korrektur durch die

*) Es giebt aber doch Leute, die aus Überzeugung, und ohne die mindeste Verbindung mit der Haute finance, auf dem Boden der Goldwährung stehen. D. R.

Konkurrenz. Aber es sind doch verhältnismäßig wenige, die mit kritischem Geiste mehrere und entgegengesetzte Zeitungen lesen. Anstatt ohnmächtiger Versuche, mit Gesetzgebung dem Preßtreiben beizukommen, sollte doch die Regierung ein Interesse daran haben, auf den Oberklassen der Schulen die Staatsbürgersprößlinge auf die ihrer wartende publizistische Korruption vorzubereiten und durch Mitgabe von Kriterien dagegen zu feien. Über ein so wichtiges Institut wie die Börse zum Beispiel müßte jeder Staatsbürger mindestens knappe, jedenfalls aber klare Vorstellungen haben. Es müßte schon der Jugend klar gemacht werden, daß die Börse, bei all ihrer berechtigten Thätigkeit, doch auch der Ort ist, wo das Nationalvermögen geschröpft wird. Hätte man erst in weitesten Kreisen eine richtige Vorstellung, „wies gemacht wird," so würde sich das Publikum schon selbst in Acht nehmen, und es bedürfte weder der Börsenenqueten, noch eines viel bekrittelten Börsengesetzentwurfs. Wer dann trotz seines Wissens von dem Wesen der Agiotage u. s. w. spielte, der verdiente gar keinen staatlichen Schutz.

Kann die Schule so durch Vermittlung mancher volkswirtschaftlichen Einsichten gesetzgeberische Arbeiten überflüssig machen, so kann sie auch durch eine neue, bisher nicht vorgenommne Thätigkeit an den Verstandeswerkzeugen ihrer Zöglinge noch ungeahnten Nutzen stiften. Diese neue und durchaus nicht schwierige Aufgabe besteht darin, die jungen Menschen auf die gefährlichen Fallstricke des Verstandes aufmerksam zu machen und in ihrer Umgehung zu üben, zu drillen. Der Verstand ist ein zügelloser, ausschweifender Geselle, gleichviel ob groß oder klein. Sein Wille zur Macht besteht in einer fast krankhaften Verallgemeinerungssucht. Er schließt in der unverschämtesten Weise von seiner eignen Unzulänglichkeit auf die aller andern, aus einem einzelnen Fall macht er eine allgemeine Regel, was ihn augenblicklich besonders blendet, das benennt er sofort mit dem Superlativ. Aus „ich" macht er „man" oder „wir," „alle, jeder, keiner, niemals, unmöglich, nur" sind seine berauschendsten Worte, vielleicht die gefährlichsten in der Sprache, weil sie meist krasse Übertreibungen oder Unbeweisbarkeiten enthalten. Bei den berühmtesten und scharfsinnigsten Schriftstellern lassen sich unglaubliche Übertreibungen nachweisen, die den ärgsten Reklamestil erreichen und doch leicht zu vermeiden waren. Wie kann sich z. B. ein hervorragender Schriftsteller zu so unbeweisbaren Behauptungen herbeilassen, daß Aristoteles der größte Philosoph des Altertums, Bacon der größte Naturforscher der Neuzeit sei? Einer behauptet sogar, daß Kant der größte Denker aller Zeiten sei. Warum nicht statt Aristoteles Plato oder Sokrates, statt Bacon Darwin und noch ein Dutzend andrer, statt Kant ebenfalls ein halbes Dutzend andrer? Nietzsche schreibt: „Ich habe der Welt das tiefsinnigste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra." Ein Übersetzer eines pantheistischen indischen Lehrgedichts leistet sich folgendes: „Die Bhagavad Gita (oder das „hohe Lied vom Erlöser") wird von allen, die ihren innern Wert

erkennen, als das wichtigste, großartigste und erhabenste Buch, das in der Welt existirt, geehrt.“ Solche Beispiele ließen sich zu hunderten sammeln. Wenn solches nun in geschulten und scharfsinnigen Köpfen möglich ist, was muß erst in den Köpfen der Masse alles vorgehen! Das Strafgesetzbuch setzt eine Willensfreiheit voraus. Diesen hochstaplerischen, unlegitimirten Begriff sollte man besser durch „Gedankenfreiheit“ oder „Elastizität des rundum prüfenden Denkens“ ersetzen. Die Gefahren für dieses Denken haben wir eben dargethan. Ist es da nicht schon Pflicht der Schule, ihnen entgegenzuarbeiten? Die deutschen Aufsätze unsrer Jungen wimmeln von Übertreibungen. Die Aufmerksamkeit dafür läßt sich leicht eindrillen, wenn sich die Lehrer erst selbst in eine gleiche Zucht genommen haben. Am besten ließe sich das erreichen, wenn den Kandidaten im Staatsexamen eine stattliche Anzahl klassischer Beispiele im Galopp aufzuzählen zur Bedingung gemacht würde. Nicht schaden könnte es, wenn die Examinanden außerdem noch etwa zwanzig Beispiele angeben müßten, wo in der Geschichte der Wissenschaften und Entdeckungen über wichtige Neuerungen anfänglich gelacht und gespottet wurde. Finden solche Beispiele Verbreitung in den Massen, so ist für die Zurückhaltung und Besonnenheit des Denkens ganz sicherlich etwas gewonnen. Die Phrase der Zeitungsleute oder Parteiagitatoren wird leichter durchschaut werden, und mit gereifterem Urteil wird sich das Volk eine klügere Vertretung wählen als die, mit der wir jetzt vorlieb zu nehmen genötigt sind.

Dienstreisen

Inmitten des vielen Traurigen und Besorglichen, das die neuere politische und soziale Entwicklung Deutschlands hervorgebracht hat, ist die durchschnittliche Tüchtigkeit unsers Beamtentums unzweifelhaft ein lichter Punkt. Zwar läuft natürlich in dem ungeheuern Heer des deutschen Beamtentums auch manche Unvollkommenheit und Minderwertigkeit mit unter; aber noch sind Pflichttreue und Redlichkeit Tugenden, die in ihm lebendig geblieben sind, und die den Stand — als Ganzes angesehen — auf einer höhern sittlichen Stufe erhalten haben als das Beamtentum irgend eines andern Landes.

Dennoch ist nicht zu verkennen, daß die Fortdauer dieser Tüchtigkeit für die Zukunft keineswegs gesichert erscheint, daß die ganze Richtung unsrer Zeit auch sie in hohem Maße gefährdet. Während der allergrößte Teil der

Beamtenstellungen die Inhaber zwar gegen Not schützt, ihnen aber doch auferlegt, sich mit einem bescheidnen, ja oft knappen Einkommen zu begnügen, geht durch unsre Zeit ein maßloses Streben nach Erwerb und Genuß, das sich mit einem sichern, aber schmalen Beamtengehalt nicht begnügen will. Da aber hierdurch die Gesundheit des ganzen Standes gefährdet ist, so ist es umso notwendiger, daß die Gesetzgebung und die Regierung jede Maßregel vermeiden, die die Gefahr erhöhen und den alten ehrenhaften und genügsamen Sinn im Beamtentum zu untergraben geeignet wäre. Die preußische und die Reichsgesetzgebung hat aber auf einem Gebiete seit etwa zwei Jahrzehnten Bestimmungen eingeführt, die die Beamten zu rücksichtslosem Geldmachen, zum Aufsuchen von Einnahmequellen, deren Benutzung einem feineren Pflichtgefühl widerstreitet, geradezu herausfordern. Es sind das die Gesetze und Verordnungen über die Tagegelder und Reisekostenentschädigungen, die den Beamten bei Besorgung von Dienstgeschäften außerhalb ihres Wohnorts zustehen. Das ganze Gebiet mag auf den ersten Blick sehr nebensächlich erscheinen; in Wahrheit haben aber die fraglichen Bestimmungen für den Beamtenstand wie für die ganze Ordnung im Staatshaushalt große Bedeutung.

Beamte, die Dienstgeschäfte außerhalb ihres Wohnorts vornehmen, erhalten — wenn ihnen nicht ausnahmsweise eine jährliche Pauschsumme als Entschädigung für alle Dienstreisen oder zur Haltung eines Dienstfuhrwerks gezahlt wird — eine doppelte Vergütung: erstens eine Entschädigung für die aufgewandten Reisekosten, zweitens eine Entschädigung für Unterhalt und Unterkunft während der Reise. Die erste geht unter dem Namen: Vergütung für „Reisekosten“ oder „Fuhrkosten“; die zweite heißt „Tagegelder“ oder „Diäten.“ Bezüglich der Diäten finden wir nun in allen deutschen Gesetzgebungen eine Einrichtung durchgeführt: die Gewährung eines je nach dem Amt oder der Rangstufe des Beamten wechselnden, sonst aber ein für allemal bestimmten täglichen Diätensatzes, der unabhängig davon ist, ob thatsächlich mehr oder weniger verwendet wurde oder verwendet werden mußte. Der Grund hierfür liegt auf der Hand: es würde schwierig, ja kaum möglich und für den Beamten oft peinlich sein, wenn er alle für seinen Unterhalt auf der Dienstreise gemachten Ausgaben, bis zu einer einfachen Erfrischung oder einem kleinen Trinkgeld herab, nicht nur aufschreiben, sondern auch durch Belege nachweisen sollte. Eine Berechnung der Auslagen ohne Belege kann aber der Staat nicht wohl zulassen, da — zumal bei dem Mangel eines objektiven Maßstabes für die Höhe derartiger Ausgaben — die Versuchung zum Mißbrauch, zu unwahren Angaben, zu nahe liegen würde. Die Einführung eines ein für allemal bestimmten Tagegeldersatzes (von dem übrigens, wenn unterwegs nicht übernachtet wird, ein bestimmter Teil abgezogen wird, weil in diesem Fall die Ausgabe für Unterkunft wegfällt) ergab sich demnach von selbst und ist auch in allen Gesetzgebungen der größern deutschen Staaten und

des Reichs durchgeführt worden. Nur über die angemessene Höhe der für die einzelnen Beamtenklassen aufgestellten Sätze kann eine Meinungsverschiedenheit bestehen, wie denn auch thatsächlich in den verschiednen Staaten diese Sätze verschieden sind. Der richtige Maßstab ist in der Forderung enthalten, daß es die Tagegelder jedem Beamten ermöglichen sollen, auf den Dienstreisen anständig und standesgemäß seinen Unterhalt und seine Unterkunft zu finden, daß sie ihm aber keine über den Bedarf hinausgehende Einnahmequelle gewähren sollen. Die in Preußen geltenden Sätze sind folgende: die Staatsminister erhalten 30 Mark, die Beamten der ersten Rangklasse 24 Mark, die der zweiten und dritten 18 Mark, die der vierten und fünften 12 Mark, die Subalternbeamten der Zentralbehörde 9 Mark, die übrigen Subalternbeamten 6 Mark, die Unterbeamten 3 Mark. Im Reichsdienst und in Elsaß-Lothringen sind die Sätze ähnlich. In den deutschen Mittelstaaten sind sie in den obern Klassen durchgängig etwas niedriger. So erhalten in Baden die Minister und die Vorstände der obersten Kollegialbehörden 20 Mark; für die übrigen Rangklassen aber sind die Sätze den preußischen ungefähr gleich. Thatsächlich kann auch nur etwa für die drei obersten Klassen des preußischen Tarifs behauptet werden, daß sie über das „standesgemäß Notwendige“ hinausgingen. Bei der Beurteilung der für die höchsten Beamten aufgestellten Sätze ist aber zu berücksichtigen, daß deren Reisen meist Erkundigung über örtliche Verhältnisse oder Ausübung einer Aufsicht bezwecken und ihnen deshalb gewisse Verpflichtungen der Repräsentation und der Gastfreundschaft auferlegen, sowohl gegenüber ihren Untergebnen wie gegenüber den Bevölkerungsklassen, mit denen sie der Zweck ihrer Reise in Berührung bringt. Ein reisender Minister oder Regierungspräsident wird seinen Zweck, mit Persönlichkeiten, die ihn interessiren, Fühlung zu gewinnen und in ein eingehendes Gespräch zu kommen, oft nur dadurch erreichen, daß er sie in seinen Gasthof zu sich einladet; er wird aus demselben Grunde Anlaß haben, Einladungen anzunehmen, die ihn zu Ausgaben an Wagen, Trinkgeldern u. s. w. nötigen. Die persönliche Berührung der leitenden Staatsmänner mit recht vielen und verschiedenartigen Bevölkerungskreisen ist aber in hohem Maß wünschenswert; sie kann viel dazu beitragen, daß nicht büreaukratisch nach dem „Inhalt der Akten,“ sondern unter Beachtung der im Lande sich zeigenden praktischen Bedürfnisse und Wünsche regiert wird. Deshalb erscheint der preußische Tagegeldersatz, der (über den strikten Bedarf etwas hinausgehend) den hohen Beamten ermöglicht, auf ihren Dienstreisen in bequemen Verkehr mit Privatleuten wie mit Untergebnen zu treten, als gerechtfertigt, umso mehr, als er immerhin nicht so hoch ist, daß er diese Beamten der Versuchung aussetzte, um der Tagegelder selbst willen unnötige Reisen zu unternehmen. Ein preußischer Minister z. B., der auf seinen Dienstreisen den hier geschilderten Verkehr sucht und pflegt (was ja erfreulicherweise die Regel ist), wird von seinem Tagegeld

von 30 Mark schwerlich einen Groschen erübrigen. Wenn einzelne hohe Beamte den Zweck, um dessen willen ihnen hohe Tagegelder bewilligt werden, vernachlässigen, um einen Teil des Geldes zurückzulegen, so wird es immer wieder möglich sein, durch allgemeine Erinnerungen oder durch geeignete Vorstellungen im einzelnen Fall die richtige Praxis wieder zur Geltung zu bringen. Das Ergebnis unsrer Prüfung der in den größern deutschen Staaten wie im Reich bestehenden Bestimmungen ist also, daß die Tagegelder im wesentlichen richtig, der Billigkeit und dem praktischen Bedürfnis entsprechend geregelt sind.

Zu einem ganz andern Ergebnis kommt man hinsichtlich des Ersatzes der Reisekosten (oder Fuhrkosten). Hier stehen sich innerhalb des Gebiets der deutschen Staaten zwei Verfahren gegenüber. Preußen, das Reich für seine Beamte, ferner Elsaß-Lothringen und endlich die Heeresverwaltung haben auch hier, wie bei den Tagegeldern, Pauschzahlungen eingeführt, nur daß diese hier nicht für den Tag, sondern für den Kilometer der zurückgelegten Entfernung berechnet werden. Für jeden Kilometer wird ein bestimmter Betrag gewährt, der hier aber nicht nur nach der Rangstufe der Beamten, sondern auch nach dem weitern Maßstab, ob die Strecke mit Eisenbahn oder Dampfschiff zurückgelegt werden konnte oder nicht, verschieden bemessen ist, in dem letzten Fall natürlich wesentlich höher. Die Gesetzgebung der sämtlichen deutschen Mittelstaaten dagegen gewährt als Entschädigung für Reisekosten nur den wirklich aufgewendeten Betrag. Seine Berechnung ist bei Reisen, die mit der Eisenbahn oder andern öffentlichen Verkehrsanstalten gemacht werden — also bei der großen Mehrzahl aller Dienstreisen —, sehr einfach, da der Preis der Fahrkarten aus den Kursbüchern zu ersehen, nötigenfalls bei den betreffenden Verkehrsanstalten leicht zu erfahren ist; es bedarf dann nur noch der Bestimmung, welche Fahrklasse die einzelnen Beamtenklassen zu benutzen berechtigt sind. Das badische Gesetz enthält dann noch die weitern Vorschriften, daß die obersten Beamtenklassen berechtigt sind, sich anstatt der Personenpost eines Privatwagens zu bedienen, und daß die Unterbeamten gehalten sind, Entfernungen bis zu fünf Kilometer zu Fuß zurückzulegen, wenn keine öffentliche Fahrverbindung besteht. Bei der Benutzung von Privatfuhrwerk sind die Beamten verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß sie nicht mehr als den ortsüblichen Preis zahlen, und einen Nachweis der geleisteten Zahlung beizubringen. Alle diese Bestimmungen haben den Zweck, den sie auch im wesentlichen erreichen, daß die Beamten in einer ihren Verhältnissen entsprechenden (standesgemäßen) Weise die Reise zurücklegen, und daß sie hierfür den vollen Betrag, aber auch nur den Betrag erstattet erhalten, den sie dafür ausgegeben haben.

Das Verfahren in Preußen ist ganz anders. Hier sind die Entschädigungssätze für den Kilometer so hoch berechnet, daß — insbesondre für die Eisen-

bahnreisen — die Entschädigung den Betrag der wirklichen Reisekosten bedeutend übersteigt. Für alle über den Subalternbeamten stehenden Beamtenklassen werden für den Kilometer 13 Pfennige, für die Subalternbeamten 10 Pfennige, für die Unterbeamten 7 Pfennige bewilligt. Dagegen kosten die Fahrkarten auf den preußischen Staatsbahnen für den Kilometer in der ersten Klasse 8 Pfennige (Schnellzug 9 Pfennige), in der zweiten 6 Pfennige (Schnellzug 6⅔ Pfennige), in der dritten 4 Pfennige (Schnellzug 4⅔ Pfennige). Auf kurze Entfernungen ist ja dieser Unterschied nur unbedeutend, auf längern Reisen aber erreicht er eine unverhältnismäßige Höhe. In einem großen Staat aber wie dem preußischen müssen auf den Dienstreisen oft große Entfernungen zurückgelegt werden. Insbesondre haben oft Beamte der Zentralstellen Anlaß, um Revisionen oder anderweite Aufsichtshandlungen vorzunehmen, in die Provinzen zu reisen; da ergeben sich denn unglaublich hohe Mehrvergütungen gegenüber den wirklichen Reisekosten. Nehmen wir z. B. den gewiß nicht selten vorkommenden Fall an, daß ein vortragender Rat aus einem der Ministerien eine Dienstreise nach Königsberg unternimmt. Er wird voraussichtlich, wie er es auf einer Privatreise thun würde, und wie es für ihn standesgemäß ist, den Schnellzug in der zweiten Klasse benutzen. In diesem Fall kostet die Fahrkarte nach Königsberg 40 Mark, hin und zurück also (wenn er wegen der Dauer des Aufenthalts keine Rückfahrkarte benutzen kann) 80 Mark. Die Vergütung aber beträgt für die einzelne Fahrt 77 Mark, für Hin- und Rückfahrt 154 Mark, die Mehrvergütung also 74 Mark! Wird aber die Reise, was doch auch oft der Fall sein wird, in sieben Tagen beendigt, so kann eine Rückfahrkarte benutzt werden, die nur 60 Mark kostet. In diesem Fall steigt die Mehrvergütung auf 94 Mark. Etwas niedriger stellt sie sich natürlich für Beamte, die die erste Klasse benutzen, was wohl nur für die höchstgestellten als Erfordernis standesgemäßen Auftretens angesehen wird; aber auch dann beträgt sie noch 76 oder 46 Mark, je nachdem eine Rückfahrkarte benutzt werden konnte oder nicht. Die Reise von Berlin nach Königsberg ist aber in dem langgestreckten preußischen Staat keineswegs eine der längsten; es giebt noch viel längere, und für die Militärs und Reichsbeamten ergeben sich, bei der Ausdehnung ihrer Reisen über das ganze Reichsgebiet, noch größere Entfernungen. Von der Mehrvergütung werden auch regelmäßig keinerlei Abzüge für Nebenkosten (Droschken, Gepäckträger u. s. w.) gemacht, da hierfür unter der Bezeichnung „Zu- und Abgang“ noch eine Nebengebühr bewilligt ist, die fast immer den Betrag der wirklichen Auslage erreicht oder übersteigt.

Für die Reisen ferner, die nicht in Eisenbahnen (oder auf Dampfschiffen) gemacht werden können, vergütet das preußische Gesetz (und damit übereinstimmend wieder das Reichsgesetz) den höhern Beamten 60 Pfennige, den Subalternbeamten 40 Pfennige, den Unterbeamten 30 Pfennige für den Kilo-

meter. Diese Beträge, auch der höchste, werden, wenn sich ein einzelner Beamter einen zweispännigen Wagen nehmen muß, den Betrag der wirklichen Auslage in der Regel nicht übersteigen, manchmal sogar nicht erreichen. In Fällen aber, wo eine öffentliche und regelmäßige Fahrverbindung (Personenpost oder Omnibus) benutzt worden ist, oder wenn mehrere gemeinsam reisende Beamte denselben Wagen benutzt haben, wird auch hier bedeutend mehr als die wirkliche Auslage vergütet werden. Auch hier sind die in Baden und andern Mittelstaaten herrschenden Bestimmungen, nämlich: 1. Erstattung der für Fuhrwerke wirklich gehabten und nachzuweisenden Auslagen, 2. Verpflichtung mehrerer in demselben Geschäft reisenden Beamten, einen gemeinsamen Wagen zu nehmen, 3. Verpflichtung der mittlern und untern Beamten zur Benutzung der vorhandnen öffentlichen und regelmäßigen Fahrverbindungen auf Landstraßen, weit angemessener und zweckmäßiger.

Bezüglich der mit Privatfuhrwerk zurückzulegenden Strecken kann ja nun zu Gunsten der preußischen Berechnungsweise geltend gemacht werden, daß der Nachweis für die Auslage manchmal schwer zu bringen sein wird, daß er, auch wenn er gebracht wird, noch keine Gewähr giebt für die Angemessenheit oder Ortsüblichkeit des bezahlten Preises, die auch nicht immer leicht zu ermitteln ist, und daß der Beamte einen stärkern Antrieb hat, sich um Beschaffung einer wohlfeilen Fahrgelegenheit zu bemühen, wenn er eine Pauschsumme, sogenannte Kilometergelder, erhält. Wo aber öffentliche Fahrgelegenheiten, sei es Eisenbahn, Dampfschiff oder Personenpost, benutzt werden konnten, also bei der großen Mehrzahl aller Dienstreisen, liegt schlechterdings kein Grund vor, den Beamten einen andern als den wirklich gezahlten (und immer genau feststehenden) Betrag zu erstatten. Die Mehrgewährung ist ein durch nichts gerechtfertigtes Geschenk aus der Staatskasse an die Beamten, ein Geschenk, das für Beamte, die, wie gewisse Aufsichts- und Revisionsbeamte der Zentralstellen, häufiger Reisen auf größere Entfernungen zurückzulegen haben, den Jahresbetrag von ein paar tausend Mark erreichen kann. Unsre heutige Finanzlage ist aber keineswegs dazu angethan, die Gewährung solcher durch keine Leistung verdienten Geschenke aus der Staatskasse, die nur in der Milliardenstimmung der siebziger Jahre eingeführt werden konnten, zu rechtfertigen. Das schlimmste und gefährlichste aber dabei ist, daß die so bevorzugten Beamten vielfach in der Lage sind, sich diese Nebeneinnahmen durch eignen Entschluß zuzuwenden, da die Frage, ob eine Dienstreise unternommen werden soll oder nicht, in zahlreichen Fällen dem pflichtmäßigen Ermessen des reisenden Beamten selber unterliegt. Die höhern Beamten der Zentralverwaltungen und der Provinzialregierungen haben in der Regel selber zu entscheiden, ob und wie oft sie über schwierige örtliche Fragen durch „Einnahme des Augenscheins“ an Ort und Stelle Aufklärung zu suchen haben. Ebenso entscheiden die Gerichte unter dem Schutz ihrer richterlichen Unabhängigkeit

über die Notwendigkeit von Ortsbesichtigungen oder Vernehmungen von Zeugen an Ort und Stelle, die Untersuchungsrichter über die Frage, ob sie in entlegnen Teilen ihres Bezirks die Amtshandlungen selber vornehmen oder die Amtsrichter jener Gegenden um Vornahme ersuchen sollen, und solche Beispiele wären noch manche anzuführen. Es bedarf wohl keiner weitern Ausführung, welche große Gefahr für die Beamten darin liegt, daß sie durch die freie Entscheidung über die Vornahme einer Dienstreise sich selber einen ansehnlichen Geldvorteil zuwenden können. Die Menschen müßten anders sein, als sie es nun einmal sind, wenn nicht eine große Zahl jahraus jahrein der Versuchung erliegen sollte, Dienstreisen amtlich für notwendig zu erklären und zu unternehmen, die ganz überflüssig und nur ein Vorwand zur Erreichung einer Geldeinnahme sind. Auch der redlichste Beamtenstand wird auf die Dauer nicht widerstehen, wenn ihm die Versuchung zum pflichtwidrigen Geldmachen durch das Gesetz nahe gelegt wird. Daß aber eine aus dieser Veranlassung angenommene schlechte Gewohnheit abstumpfend wirkt und manchen verleiten wird, dann auch auf andern Gebieten die Ehrenhaftigkeit einer zu erzielenden Einnahme minder streng zu prüfen, die Richtigkeit einer auszustellenden amtlichen Bescheinigung weniger gewissenhaft zu untersuchen, ist ebenfalls nicht zu bezweifeln. Die in Preußen, im Reich und im Reichslande bestehenden Bestimmungen über die Reisekosten der Beamten müssen demoralisirend wirken, sie sind entschieden geeignet, die in Bezug auf Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit im Beamtenstande herrschenden Anschauungen und Gewohnheiten herabzudrücken.

Aber diese Bestimmungen haben noch eine zweite bedenkliche Wirkung. Die Entscheidung über Vornahme einer Dienstreise steht vorzugsweise bei den höhern Beamten; Subalternbeamte sind meist nur als Sekretäre oder sonstige Gehilfen der höhern Beamten an der Reise selbst beteiligt, nicht aber an der Entscheidung über ihre Vornahme. Dagegen erfahren sie gewöhnlich ganz genau, welche Dienstreisen von den höhern Beamten ihrer Behörde unternommen und welche Gebühren dafür bezahlt werden, da die Aufstellung und Prüfung der Rechnungen meist durch ihre Hände geht. Sie sind oft auch über den Gegenstand, um deswillen die Reise unternommen wird, ausreichend unterrichtet, um es ganz genau zu merken, ob und wann eine Dienstreise ohne hinreichenden sachlichen Grund unternommen wird. Wenn sie zu solchen Wahrnehmungen gelangen, so wird nicht nur ihre Achtung vor den Vorgesetzten leiden, sondern es wird auch das Gefühl des Neides, das in unsern Tagen ohnehin in der Luft liegt, reichlich Nahrung erhalten; und dieser Neid wird, wenn er einmal Wurzel gefaßt hat, oft dahin führen, daß die untern Beamten (insbesondre die von Dienstreisen ganz ausgeschlossenen) bei jeder Dienstreise eines Vorgesetzten, auch der notwendigsten, den Verdacht hegen, sie werde nur aus Geldgier unternommen. Also auch die Rücksicht auf die Disziplin des Beamtentums, auf

ein friedliches und angemessenes Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebnen, gebietet die Umgestaltung der preußischen Bestimmungen.*)

Welche Bestimmungen an ihre Stelle treten sollen, darüber kann kein Zweifel sein, da sich das Verfahren der deutschen Mittelstaaten durchaus bewährt hat. Gegen dieses Verfahren bestehen gar keine Bedenken, wenn öffentliche Verkehrsgelegenheiten benutzt werden konnten; sollten für die Fälle, wo Privatfuhrwerke benutzt werden müssen, die oben angeführten Bedenken überwiegen, so würden wir es für zulässig halten, hier die preußische Berechnungsweise aufrecht zu erhalten, doch mit den dem badischen Gesetz entnommenen Zusätzen, daß für mittlere und untere Beamte die Benutzung der Personenposten (und in diesem Fall natürlich die Berechnung des Preises der Fahrkarte) vorgeschrieben, und daß bei einer gemeinsamen Dienstreise mehrerer Beamten die Benutzung eines gemeinsamen Wagens verlangt würde.

Die Staatsmittel, die durch diese Verbesserurg in Zukunft erspart werden würden, könnten ja zur Aufbesserung unzureichender Beamtengehalte verwendet werden. Denn darüber besteht doch wohl kein Zweifel, daß manche Klasse der preußischen und Reichsbeamten recht unzureichend bezahlt wird. Als vor einigen Jahren die hier behandelte Frage im preußischen Abgeordnetenhause angeregt und die Notwendigkeit einer Umgestaltung von allen Parteien im Hause anerkannt wurde, verharrte der Regierungstisch in tiefem Schweigen. Das war ja begreiflich; wollte man aus falscher Rücksicht für ein angebliches Interesse des Beamtentums (das in Wahrheit, wie ich hier nachgewiesen habe, sein größter Schade ist) das Bestehende erhalten, so war völliges Schweigen die einzige mögliche Waffe, da es eben keine sachlichen Gründe giebt, die die heutigen Bestimmungen rechtfertigten. Neuerdings ist im elsaß-lothringischen Landesausschuß vom Regierungstisch aus erklärt worden, es schwebten in Preußen wie im Reich Ermittlungen und Verhandlungen zur Abänderung der Grundsätze über die Reisekostenentschädigungen. Möchten diese bald zu einem praktischen Ergebnis führen! Die Regierungen sollten begreifen, wie viel stärker und würdiger ihre Stellung ist, wenn sie zu einer unabweislichen Reform aus eignem Antrieb den Entschluß fassen, als wenn sie sich erst durch Presse und Volksvertretung dazu nötigen lassen.

Freiburg i. B. Friedrich von Oertzen

Nachtrag. Seit die vorstehende Erörterung den Grenzboten eingesandt wurde, sind die hier behandelten Mißstände im Reichstage zur Sprache gekommen. Dabei ist die Unhaltbarkeit der für die Reichsbeamten geltenden

*) Beiläufig sei erwähnt, daß die Rechtsanwälte im ganzen Reich nach § 78 der Gebührenordnung von 1879 die Reisekostenentschädigungen der höhern preußischen Beamten beziehen. Diese Sätze müßten natürlich gleichzeitig mit denen der Beamten abgeändert werden, was eine sehr wohlthätige Verminderung der Prozeßkosten zur Folge haben würde.

Bestimmungen über die Reisekosten von allen Seiten, auch von den Regierungsvertretern zugestanden werden. Es ist nur zu bedauern, daß der Staatssekretär Graf Posadowski ihre Ersetzung durch Zubilligung eines für das ganze Jahr gewährten Pauschquantums an die zu häufigeren Reisen verpflichteten Beamten in Aussicht gestellt hat. Das zu erstrebende Ziel einer Übereinstimmung zwischen den wirklichen Ausgaben und der gewährten Entschädigung würde hierdurch in keiner Weise erreicht werden. Es bleibt unverständlich, warum man sich an den leitenden Stellen sträubt, das Verfahren, das sich in den deutschen Mittelstaaten völlig bewährt hat, auch im Reich und in Preußen einzuführen.

Knabenerziehung und Knabenunterricht
im alten Hellas

Von Gustav Benseler

(Schluß)

Eine wichtige Rolle im Schülerleben spielen die Ferien und die schulfreien Tage. Wie stand es damit in Hellas? Von eigentlichen Ferien nach römischer Sitte, wo der Schulunterricht vom Juli bis zum Oktober ausgesetzt wurde, scheinen die Hellenen nichts gewußt zu haben. Dagegen gab es, wenigstens später, als bestimmte schulfreie Tage zur Erholung jedesmal den siebenten (ἑβδόμη) und den zwanzigsten (εἰκάς) des Monats, was kaum ein halber Ersatz für unsre Sonntage ist. Dafür sorgte für den von Plato dringend nötig erachteten Wechsel von Anstrengung und Erholung, Arbeit und Vergnügen eine Menge mehrtägiger religiöser Feste, an denen die Knaben und Jünglinge meist selbstthätig teilnahmen in Prozessionen, gymnischen und musischen Wettkämpfen, Fackelläufen und gottesdienstlichen Reigentänzen. Als die Behörden von Lampsakos, hochgeehrt und erfreut, daß ihr berühmter Ehrenbürger, der Philosoph Anaxagoras, seine letzten Jahre bei ihnen verlebt hatte, den im Sterben liegenden fragten, welche Ehre sie ihm zum Danke erweisen sollten, da bedang er sich nur aus, daß sein Todestag fortan für die Schuljugend der Stadt ein schulfreier Tag sein sollte, und wirklich wurde dieser Tag noch ein halbes Jahrtausend später als solcher in Lampsakos heilig gehalten. Anaxagoras gehörte eben wie Plato und, was schon dem Römer Cicero auffiel, wie der gelehrte Aristoteles, zu der großen Zahl jener griechischen Weisen, die sich auch als Graubärte gern in die Kinderseele hinein-

dachten und nicht vergessen hatten, daß sie auch einmal Kinder gewesen waren. Daß an den zahlreichen Festen der Unterricht ausfiel, ist selbstverständlich, wird aber für die spätere Zeit auch ausdrücklich durch eine Inschrift aus demselben Lampsakos bestätigt, worin die Einrichtung eines zweimal jährlich zu feiernden Asklepiosfestes angeordnet und dabei bestimmt wird, daß an den Festtagen die Sklaven nicht arbeiten und die Kinder vom Unterricht frei sein sollen.

Aber auch an Belohnungen, und zwar nicht nur an Ehrenkränzen für die gymnastischen Leistungen und die Reigenaufführungen, sondern auch an Auszeichnungen aller Art, wie Kränzen, Prämien, öffentlichen Belobigungen, Ehrenplätzen, ja selbst Spielzeug für die Jüngern, hat es im griechischen Schulleben nicht gefehlt. Ebenso wenig freilich an mancherlei Strafen. Die Schulzucht war streng in der Palästra, streng im Didaskaleion, und trotz Platos Verlangen, daß der Unterricht keine Knechtschaft sein und aller Zwang und jede Unlust sorgfältig zu vermeiden, dagegen ein mehr spielendes Erlernen anzustreben sei, hat Menanders oft angeführtes Wort: „Der Mensch, der nicht geschunden wird, wird nicht erzogen“ und der Ausspruch des Aristoteles: „Lernen ist kein Spiel, sondern mit Schmerz verbunden“ im Schulleben unbestritten Geltung gehabt. Des Isokrates Wort von der Wurzel der Bildung, die bitter, und ihrer Frucht, die süß sei, wurde ein beliebtes Aufsatzthema im rhetorischen Unterricht; und dem Aristoteles sind die Schulstrafen notwendige Heilkuren. Wenige mögen es gemacht haben wie jener Lehrer Plutarchs, der, wenn er beim Nachmittagsunterricht bemerkte, daß einige seiner Schüler zu reichlich gefrühstückt hatten, seinen Sklaven auspeitschen ließ, indem er ihm schuld gab, zu üppig getafelt zu haben, und dabei die Schuldigen ins Auge faßte. Und wenn ferner derselbe Plutarch in einer Schrift über die Erziehung der Knaben der wohlhabendern Stände statt der Schläge und Beschimpfungen nur Lob und Tadel angewendet haben will, so zeigen andre Stellen, daß die meisten Lehrer gegen Knaben und Jünglinge jeder Altersklasse von Rute und Stock fleißig Gebrauch gemacht haben. So stand namentlich die alte attische Kinderzucht vor dem peloponnesischen Kriege nach Platos Zeugnis ganz unter der Herrschaft der Rute, nachdem sie schon vorher in der häuslichen Erziehung von den Eltern fleißig geschwungen worden war, zumal wenn die Knaben vorlaut waren, statt den Erwachsenen schweigend zuzuhören, oder wenn sie sich beikommen ließen, musikalische Weisen und Lieder durch neumodische Schnörkel zu verhunzen. Weiht doch gelegentlich einer, der aus dem Jünglingsalter austritt, dem Hermes unter andern Erinnerungen an seine Jugendzeit auch die Rute, mit der er Schläge bekommen hat. So kamen denn oft genug die Kinder weinend aus der Schule, oder es hieß beim Nachhausekommen des Knaben: „Der Junge hat bei Gott schön geschrieben, gebt ihm zu essen; er hat Fehler gemacht, gebt ihm nichts zu essen!“ So fürchten auch in Xenophons Anabasis die Soldaten den immer rauhen und strengen Klearchos „wie die

Schulkinder den Lehrer.“ Ist es da ein Wunder, wenn in pessimistischen Schilderungen des menschlichen Elends der Eintritt des Knaben in die Schule als eine neue Stufe auf der Bahn des Jammers geschildert wird, die den armen kleinen Erdenbürger zahllosen Lehrern als ebenso viel Tyrannen überantworte? Erst den praktischen Römern war es vorbehalten, diesen Eintritt in die Schule durch die Erfindung der Zuckertüten zu versüßen. Aber die Schulstrafen wurden wohl auch nach römischem Vorbilde später immer grausamer und zuletzt geradezu barbarisch. Bei Themistios, der im vierten Jahrhundert n. Chr. lebte, bindet ein Lehrer, dem ein Knabe das Schulgeld nicht richtig eingehändigt hat, diesen über dem Boden an einen Pfahl fest und schlägt ihn mit Lederriemen. Ein solches Durchprügeln eines allerdings sehr schlechten Früchtchens von etwa zwölf bis vierzehn Jahren hat Herondas in einem seiner vor kurzem aufgefundnen Mimiamben sicherlich zur Augenweide seiner alexandrinischen Zuhörerschaft dramatisch dargestellt.

Hatten die Knaben das Didaskaleion und die Palästra bis zum Eintritt ins Jünglingsalter besucht, so hörte für die Kinder der Unbemittelten der wissenschaftliche Unterricht auf, da sie sich etwa mit dem fünfzehnten Jahre für irgend einen praktischen Beruf entschieden. Bevorzugt wurde dabei womöglich ein Gewerbe, das, wie die Bildhauerei, ein nicht gar zu handwerksmäßiges, auf griechisch: banausisches Gepräge hatte. So machte es Sokrates, der, wie er selbst sagt, nur den gewöhnlichen Schulunterricht für monatlich eine Drachme genossen hatte; so machte es später auch Lukian, der in seinem „Traum“ die Gründe dieser Wahl und die vorausgehende Beratung seines Vaters mit Verwandten und Freunden schildert. Auch das Orakel wurde wohl zu Rate gezogen. Dagegen setzten die Söhne der Bemittelten den Unterricht länger fort. Wie dabei gute athenische Väter Sorge trugen, daß ihre Söhne durch solchen Unterricht nicht etwa sittlich Schaden erlitten, sehen wir aus Platos Theagenes, wo Sokrates von dem besorgten Vater des Theagenes „in dieser wichtigsten und göttlichsten aller Fragen“ um Rat angegangen wird. Dabei wählten die jungen Leute selbst die Lehrer, deren Unterricht sie zu genießen wünschten, oft gegen den Wunsch des Vaters, der ihnen aber freie Hand ließ. Zu Platos Zeit waren diese Lehrer meist jene Wanderlehrer, die unter dem Namen Sophisten bekannt sind. Die großen Verdienste dieser Männer um die Erweiterung und Ausbreitung wissenschaftlichen Strebens und wissenschaftlicher Kenntnisse im Hellenenvolke dürften kaum mehr bestritten werden, seit der englische Geschichtschreiber Grote in seiner griechischen Geschichte die eigentümliche Wirksamkeit dieser Männer vom heutigen Gesichtspunkt aus einer unbefangnen Prüfung unterzogen hat. Läßt ihnen doch ihr erbitterter Gegner Isokrates in dieser Hinsicht volle Gerechtigkeit widerfahren, und hat doch Sokrates selbst wiederholt jungen Leuten alles Ernstes geraten, bei dem einen oder andern Sophisten in dem oder jenem Gegenstande Unterricht zu

nehmen. Was diese Männer meist für ein sehr hohes Honorar lehrten oder sich doch zu lehren anheischig machten, umfaßte thatsächlich den ganzen Kreis des Wissens: Philosophie, Naturwissenschaften, Staats- und Gesetzeskunde, Moral, Grammatik, Etymologie, Litteraturgeschichte und Dichtererklärung, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Mythologie, Geschichte, Politik und praktische Lebensweisheit nicht minder als Musik, Zeichnen, Malen, Militärwissenschaft, Fechtkunst und Gymnastik. In Athen, das für sie und für Philosophen der günstigste Platz war und deshalb von Protagoras als das Prytaneion griechischer Weisheit gefeiert wird, wimmelte es von Sophisten. Meist waren es Ausländer, daher wohl Platos Forderung in den „Gesetzen," der Staat solle Ausländer, aber nicht unter vierzig Jahren als besoldete Jugendlehrer anstellen.

Weniger vielseitig als diese Sophisten waren die Rhetoren und Sophisten der Kaiserzeit, Redekünstler und Redelehrer, sowie die Grammatiker, die zuweilen auch Kritiker genannt werden. Von diesen übernahmen die erstern den Unterricht in der Beredsamkeit, die auch in Hellas seit der Römerherrschaft immer mehr Wichtigkeit erlangte, die andern den Sprachunterricht an der Hand nationaler Litteraturwerke, besonders des Homer. Daneben lehrte der Geometer Mathematik und Astronomie, während die Philosophen, soweit sie ihre Lehrthätigkeit der Jugenderziehung im öffentlichen Unterrichte widmeten, als Lehrer der Moral etwa die Stelle unsrer Religionslehrer einnahmen. Von solchen Rhetoren und noch mehr von Grammatikern war das römische Reich voll vom Ostgestade des Schwarzen Meeres und den Katarakten des Nils bis zu den Säulen des Herakles und der Grenze des heutigen Schottlands. Aber besonders in Rom selbst wimmelte es von ihnen schon seit den Tagen des Polybios. Reiche Ehren in Gestalt von Statuen, Bildern, Kränzen, Geld, später, seit Vespasian und Hadrian, gut bemessene feste Gehalte für die vom Staate in jeder Stadt nach dem Verhältnis der Bewohnerzahl angestellten unter ihnen, schließlich gegen den Beginn der Byzantinerzeit auch Titel und Orden blühten den tüchtigen oder vom Glück begünstigten Gliedern dieses Standes. Aber es fehlte unter ihnen auch nicht an armen Teufeln, die froh waren, wenn sie die bei der schlechten und oft vorenthaltenen Bezahlung nur wenig einbringende Homererklärung an den Nagel hängen und in einem andern Gewerbe einen Unterschlupf finden konnten, oder die schließlich ihre Bücher zu Geld machen mußten, um nicht Hungers zu sterben. So wurde der Grammatiker Helvius Pertinax, als ihn die Schulmeisterei nicht vorwärts brachte, Soldat und zuletzt — Kaiser des Römerreichs, und Kaiser Bonosus war der Sohn eines Lehrers. Für den griechischen Witz bildeten diese Grammatiker zu allen Zeiten eine beliebte Zielscheibe, ein Schicksal, das sie mit den Ärzten teilten. Wenn es die Ärzte nicht gäbe, heißt es bei Athenäos, so wären die Grammatiker die größten Thoren. In ein paar Dutzend Epigrammen der griechischen Anthologie werden sie wegen Recht-

haberei, Zanksucht, Zornmütigkeit, Kinderquälerei und ganz besonders wegen ihrer Pedanterie in der Homererklärung durchgehechelt. Eins dieser Epigramme lautet z. B.:

Ihr vergebliches Gesindel,
Jünger ihr der Grammatik,
Mit pedantischem Gegründel
Wühlt in Fremdem euer Blick.
Unglücksmotten, spintisirend,
Kritikaster großer Geister,
Selbstbewußt einherstolzirend
Auf das Bischen Wortgekleister.
Ledern, streng und Fehler suchend,
Schatten ihr der sonn'gen Jugend,
Falsche Stänker, biss'ge Zänker,
Trollt euch insgesamt zum Henker!

Und wie in einem bekannten Studentenliede eine gewisse Art des Homerunterrichts parodirt wird: Der Professor erklärt uns die Epexegeſ', — das Hendiadyoin, die Aposiopeſ', — das Hysteronproteron gar vollends, — pro Antecedente das Consequens, — das Zeugma, Homoioteleutikon, — das Anakoluth und die Attraktion u. s. w., so fordert ein andres Epigramm die Jünger Aristarchs auf, aus Hellas zu fliehn, sie, die Winkelsummer, die Liebhaber einsilbiger Wörtchen, die nur für *σφίν* und *σφωΐν*, für *νίν* und für *μίν*, sonst aber für nichts Interesse hätten. Daß es aber auch damals tüchtige, ihres Berufs verständig waltende und segensreich wirkende Jugendlehrer gegeben hat, zeigt ein Grabepigramm auf einen städtischen Lehrer in einem lokrischen Städtchen:

Fremdling, sieh, des teuern Philo Totenhügel hier ist dies,
Er, der in der Musen Lehren unsre Jugend unterwies;
Der voll Einsicht sie erzogen, der gesorgt hat treu und mild,
Daß in unser aller Herzen eine Zucht und Sitte gilt.
Ach zu früh ist er geschieden für die Stadt, die nun vereint
Auf des Frühgestorbnen Hügel ihre Trauerthränen weint.

Den Unterricht erteilten diese Grammatiker und Rhetoren teils wie die meisten Philosophen in eignen, oft sehr vornehmen und mit Büchern, Statuen, Karten und Globen wohl ausgeschmückten Hörsälen, und zwar in Früh- und Nachmittagskursen, teils schon seit Platos Zeit in den Museen, d. h. in den für den musischen Unterricht bestimmten Räumen der Gymnasien, hier aber unter Aufsicht des Gymnasiarchen, der ihren Vortrag kontrollirte und, wenn dieser die Moral der jungen Hörerschaft zu schädigen drohte, ihnen das Wort entzog, ja sogar zur Geißel greifen durfte. Als Schulen im modernen Sinne dürfen diese griechischen Gymnasien aber nicht angesehen werden. Zwar waren sie teilweise, wie die athenische Akademie, mit Staatsmitteln gegründet, oder es waren Stiftungen reicher Privatleute; aber erstens dienten sie in der ältern

Zeit nur zum Betrieb von Leibesübungen, und zweitens waren sie nicht ausschließlich für die reifere Jugend bestimmt, sondern Turnstätten für alle Bürger. Wurden sie doch schließlich in Kleinasien zu Gesellschaftslokalen, zu „Bürgerkasinos und Ressourcen,“*) in Syrien zu Lokalen für Schmausereien und Gelage.

Diese Gymnasien, deren Umfang immer mehr zunahm, waren im Freien gelegen, wenn auch meist nahe bei der Stadtmauer, und zwar so, daß Gelegenheit zum Baden und Schwimmen in der Nähe war. Sie waren reich geschmückt mit Götterbildern und den Statuen verdienter Bürger, Gelehrten, Lehrer und Wohlthäter, die oft auch in ihnen ihre Grabstätte hatten. Gärten mit schattigen Baumgängen, besonders von Platanen, umgaben sie. Sie galten mit Recht als besondre Zierden der griechischen Städte und fehlten wohl in keiner; Athen z. B. zählte schließlich sieben. Sie hatten auch Bibliotheken, die wie die Bibliothek im atheniſchen Ptolemäosgymnasium wohl alljährlich durch bestimmte Bücherzuwendungen von seiten der Epheben vermehrt wurden, ferner Tempel und Räume, wo Naturmerkwürdigkeiten aufbewahrt und gezeigt wurden. Benutzt wurden sie außerdem zu Volksversammlungen, zur Abhaltung gymnischer Wettkämpfe und öffentlicher Schulprüfungen, zu Schulfesten und zu Musterungen der kriegspflichtigen Mannschaft.

Von besondrer Wichtigkeit aber waren in Athen und überall, wo die Einrichtung der Ephebie bestand — und wir haben Ephebenlisten selbst aus den fernen Kaukasusländern und andern Endpunkten griechischer Kolonisation —, die Gymnasien als Ausbildungsstätten der Epheben, d. h. der Jünglinge zwischen achtzehn und zwanzig Jahren. Ursprünglich hatten alle atheniſchen Bürgersöhne dieses Alters den Epheben angehört; erst in der makedonischen und römischen Zeit werden Epheben nur noch die Söhne wohlhabender Bürger und angesehener Fremden, deren Eltern entweder dauernd in Athen wohnten, oder die ihre Söhne dort studiren ließen. Zu Ciceros Zeit finden wir unter den attischen Epheben sogar die beiden Söhne eines kappadokischen Königs. Den Bewohnern der Insel Kos sollen die Athener, um der Verdienste des berühmten koischen Arztes Hippokrates willen, als ersten Fremden die Erlaubnis erteilt haben, ihre Söhne unter die atheniſchen Epheben aufnehmen zu lassen. So lange Athen seine Bürger zum Kriegsdienste aufbot, dauerte die Ephebie zwei Jahre; später, als neben die militärische und leibliche Ausbildung dieser Jünglinge die geistige mittels eines geregelten Besuchs von Vorlesungen dazu angestellter Grammatiker, Rhetoren und Philosophen trat, d. h. spätestens seit Beginn des ersten Jahrhunderts vor Christus, erschien ein Jahr genügend, den Ephebenkursus durchzumachen. Jeder, der antike

*) Mommsen, Römische Geschichte, Band 5. Vergleichen läßt sich die ähnliche Entartung unsrer mittelalterlichen „Ballhäuser.“

Vasen, Gemmen, Trinkgefäße gesehen hat, kennt die äußern Abzeichen, die den attischen Epheben sofort kenntlich machen: das kürzere, eigentümlich gestutzte, mit einem Band umgebne Haar, den breitrandigen Filzhut und vor allem den kurzen, schwarzen, erst seit Hadrians Zeit weißen Mantel, die Chlamys, in die der Ephebe beim Ausgehn die rechte Hand eingehüllt trug. Die Fülle künstlerischer Darstellungen, die uns Epheben in allen denkbaren Lagen vorführen: laufend, ringend, kämpfend, rossetummelnd, fackeltragend, den Diskos werfend, leierspielend, tanzend, lesend, trinkend, sind der deutlichste Beweis ihrer Bedeutung für das altgriechische, besonders für das athenische Leben. Selbst ein athenisches Kriegsschiff der makedonischen Zeit führte den Namen *Ἔφηβος*. Kein öffentliches Opfer, an dem sie nicht beteiligt gewesen wären; keine Prozession, an der sie nicht in kriegerischer Rüstung zu Fuß und zu Roß teilgenommen hätten. Galt es später auswärtige Fürsten oder hohe römische Beamte feierlich zu empfangen, so stellten die Epheben die Ehrenwache und geleiteten die hohen Gäste in die Stadt. Einen ähnlichen Ehrendienst hatten sie bei Volksversammlungen. Diese tagten sozusagen unter dem Schutze dieses erlesenen Lenzes der Stadt, wie Demades die Epheben nennt; in ihrem kriegerischen Waffenschmuck bürgten sie gleichsam für Ruhe und Ordnung. Die neu aufgefundne Politie des Aristoteles giebt uns über die ältere attische Ephebie, eine Fülle von Inschriften, die von 280 v. Chr. bis tief in die christliche Zeit reichen, über die spätere Form dieser eigentümlichen Einrichtung genügenden Aufschluß. Mit dem achtzehnten Lebensjahre geschieht nach Aristoteles die Aufnahme der Jünglinge, die frei und echte Bürgersöhne sind, unter die Epheben. Hat der Rat diese Aufnahme in einer neuen Prüfung bestätigt, so wählen die Väter dieser Epheben — hier kommt das Wort zuerst vor, bei Thukydides heißen sie noch „die Jüngern“ — drei über vierzig Jahre alte Männer aus jeder Phyle, die ihnen am besten und tauglichsten scheinen, die Epheben zu leiten. Von diesen Vorgeschlagnen wählt dann das Volk aus jeder Phyle einen zum Sophronisten und aus allen Athenern für alle Epheben einen Kosmeten. Diese Sophronisten und der Kosmet ziehen dann mit den Epheben zuerst von Tempel zu Tempel und opfern da; dann gehen sie in den Peiräeus und thun dort, in Munychia und sonst in Attika Garnisondienste. Das Volk wählt aber auch zwei Turnlehrer für sie und vier andre Lehrer, die sie im Kampf mit Hoplitenwaffen, im Bogenschießen, im Wurfspeerschleudern und in der Bedienung der Geschütze (Katapulten) unterrichten. Als täglichen Unterhalt giebt das Volk dem Sophronisten eine Drachme, jedem Epheben vier Obolen. Indem nun jeder Sophronist die Epheben seiner Phyle nimmt, kauft er für alle gemeinsam das Essen ein, denn sie essen phylenweise zusammen, und trägt für alles andre Sorge. Das erste Jahr also verleben sie so. Im zweiten haben sie zunächst in einer Volksversammlung vor dem Volke eine Prüfung ihrer militärischen Ausbildung abzulegen; dann erhalten sie Schild und Lanze

vom Staate, durchstreifen das Land und garnisoniren in den festen Plätzen. So thun sie beide Jahre Garnisondienst in der Chlamys und sind frei von allen Abgaben. Sie können auch weder verklagen noch verklagt werden und haben keinen Anteil am öffentlichen Leben, außer wenn einem ein in seiner Familie erbliches Priesteramt zufällt. Nach Ablauf der zwei Jahre, also mit dem vollendeten zwanzigsten Jahre, werden sie dann selbständig und treten in den Besitz aller bürgerlichen Rechte. Damit ist natürlich die Zeit des Unterrichts auch für die wohlhabenden jungen Athener abgeschlossen, immerhin um drei bis vier Jahre früher als bei unsern Studenten.

In dem Eide, den die Epheben wahrscheinlich nach Ablauf des ersten Jahres unmittelbar vor der feierlichen Belehnung mit Schild und Lanze zu leisten hatten, schwuren sie, die heiligen Waffen niemals zu schänden, das Vaterland nicht kleiner zu hinterlassen, sondern größer und stärker, als sie es überkommen hätten, der bestehenden Obrigkeit und den Gesetzen zu gehorchen, sich allen Umsturzversuchen zu widersetzen und die vaterländische Religion in Ehren zu halten. Wie die jungen Spartaner durch ihre gesetzlich vorgeschriebnen heimlichen Streifzüge, κρυπτεῖαι, so gewannen auch die attischen Epheben, selbst noch während der Kaiserzeit, durch die in bestimmten Zeitabständen unter Führung ihres Kosmeten unternommnen Auszüge und Streifereien nach der Grenze und im Lande herum eine genaue Kenntnis der Wege und der Bodenbeschaffenheit ihres Heimatlandes. Der alljährliche gemeinsame Besuch des marathonischen Schlachtfeldes verbunden mit einem Opfer an dem Massengrabe der in der Schlacht gefallenen Athener war dabei ebensowohl geeignet, ihr patriotisches Gefühl zu wecken, als das ebenfalls alljährlich von ihnen veranstaltete Seemanöver, das eine Nachahmung der Seeschlacht von Salamis sein sollte und deshalb an der Stätte des Kampfes abgehalten wurde. Aber auch sonst fehlte es nicht an Ruderwettfahrten und Regatten der Epheben, besonders bei Gelegenheit des in Salamis gefeierten Ajasfestes (Αἰάντεια). Selbst Schiffe ins Meer zu lassen und seeklar zu machen und wiederum sie ans Land zu ziehen und abzutakeln, gehört zu den Fertigkeiten, um deretwillen sie in spätern Inschriften gelobt werden. Welches Gewicht dabei darauf gelegt wurde, daß die junge Schar ihren Lehrern und besonders dem Kosmeten willigen Gehorsam leistete, sich bei solchen Auszügen und Regatten ordnungsliebend und gesittet betrug und besonders unter sich einträchtig und kameradschaftlich verkehrte, zeigen die dem Kosmeten zuerst vom Rate und vom Volke, später vom Rate allein darob gespendeten Lobsprüche und die Ehrengeschenke, die von den Epheben selbst in Gestalt von Kränzen, Büsten, Statuen ihren Leitern nach Ablauf der Ephebenzeit dargebracht wurden. Auch daß der Kosmet den Vorlesungen bei den Grammatikern, Rhetoren und Philosophen, zu deren Besuch die Epheben der spätern Zeit verpflichtet waren, selbst mit beiwohnte, wird rühmend anerkannt, ebenso seine Fürsorge für das leibliche

Wohlergehen und die Gesundheit der ihm anvertrauten Jünglinge und seine Sorge dafür, daß die später sehr beträchtlichen Ausgaben und Kosten des Ephebenjahrs wenigstens teilweise von den Wohlhabendern unter ihnen getragen und die weniger Bemittelten dadurch entlastet wurden. Ließen sich die Epheben Verstöße gegen die Zucht oder Versäumnisse in den Leistungen zu schulden kommen, so hatten sie Geldstrafen zu bezahlen; in einer Inschrift aus römischer Zeit wird der Kosmet gepriesen, weil er es durchgesetzt hatte, daß diese Strafgelder, statt an die in jener Zeit stets leere Staatskasse abgeführt zu werden, im Interesse der Epheben selbst verwendet wurden. Verwehrt war es den jungen Leuten während der Ephebenzeit ins Ausland zu reisen; waren sie dort, so hatten sie mit Beginn des Ephebenalters in die Heimat zurückzukehren.

Aus allem Gesagten wird wohl eins klar und deutlich geworden sein: daß die athenischen und dann überhaupt die hellenischen Knaben eine wahrhaft volkstümliche Erziehung genossen haben. Diese Erziehung hat sie, wie die Geschichte von Hellas lehrt, in den Stand gesetzt, im Krieg wie im Frieden ihrem Vaterlande als opferwillige Bürger und todesmutige Krieger zu dienen, ein offnes Auge für alles, was schön und edel ist, zu zeigen, einen anständigen und heitern Lebensgenuß, wie ihn Gesundheit und körperliche Rüstigkeit ermöglichen, zu schätzen und auf allen Gebieten menschlichen Wissens und geistiger Arbeit die Bahnbrecher für künftige Geschlechter zu werden. Das wird aber jederzeit das Ziel aller erzieherischen Thätigkeit bilden, wenn auch über die Wege, dahin zu gelangen, immer abweichende Meinungen herrschen werden. Wer ein warmes Herz für unsre deutsche Jugend hat — und wer hätte es nicht! —, wird sicherlich wünschen, daß auch die jungen Deutschen so erzogen werden möchten, daß körperliche und geistige Tüchtigkeit sie gleichmäßig befähige, sich den Aufgaben gewachsen zu zeigen, die das Vaterland einst an sie stellen wird und muß.

Die Auffindung der Gebeine Johann Sebastian Bachs

Als vorigen Herbst die alte Johanniskirche in Leipzig abgebrochen wurde, um einem Neubau Platz zu machen, und dabei das alte Gräberfeld, das die Kirche umgiebt, zum Teil mit aufgegraben wurde, entstand die Frage, ob man nicht bei dieser Gelegenheit einmal ernstlich nach der Grabstätte Bachs forschen solle. Eine angebliche, leider nicht glaubwürdig vertretne Tradition bezeichnete eine Stelle

an der Südseite der Kirche, etwa sechs Schritt geradeaus von der dort befindlichen kleinen Seitenthür als die Stätte, wo einst Bach begraben worden sei.

Ich unterzog mich sofort der Aufgabe, zunächst einmal archivalische Nachforschungen über Bachs Begräbnis anzustellen, um für etwaige Nachgrabungen Anhaltepunkte zu gewinnen. Das Ergebnis habe ich in diesen Blättern in der Nummer vom 18. Oktober veröffentlicht in einem Aufsatze: „Bachs Grab," der mit den Sätzen schloß: „Unter diesen Umständen darf wohl der Versuch, bei dem Neubau der Johanniskirche nach Bachs Gebeinen zu forschen, als aussichtslos bezeichnet werden. Will man ihn dennoch unternehmen, um so besser: der Erfolg wird nur bestätigen, was ich hier dargelegt habe."

Vier Tage darauf wurden Bachs Gebeine gefunden.

Denn so darf, ja muß man jetzt wohl sagen nach dem fesselnden Bericht, den soeben Professor His im Auftrage einer mit der Angelegenheit betraut gewesenen Kommission veröffentlicht hat, und der nicht bloß in Leipzig, sondern in ganz Deutschland und weit darüber hinaus Aufsehen erregen wird.*) Ja, es kann wohl kaum mehr ein Zweifel darüber sein: Bachs Grab, das für verloren galt, ist gefunden, seine Gebeine sind gefunden, und was noch mehr ist: es ist mit ihrer Hilfe gelungen, von der äußern Erscheinung, von dem Antlitz des großen Leipziger Thomaskantors ein Abbild zu schaffen, das alle, die es sehen werden, aufs freudigste überraschen wird. Doch ich will dem Gange der Ereignisse folgen und berichten, wie alles gekommen ist.

Das wenige Sichere, was sich über Bachs Begräbnis und Grabstätte hatte ermitteln lassen, war das, daß er in einem eichenen Sarg in freier Erde bestattet worden war, und zwar nicht in einem tiefen (d. h. für zwei Leichen berechneten), sondern in einem gewöhnlichen flachen Grabe. Da nun die Bestattung in einem eichenen Sarg eine verhältnismäßig seltne Ausnahme war — von den in Bachs Todesjahr, 1750, in Leipzig beerdigten 1400 Personen sind nur 12 in eichenen Särgen in freier Erde begraben worden; in den ausgemauerten Grüften der reichen Leute mag es wohl öfter vorgekommen sein —, so ergriff der Kirchenvorstand, an seiner Spitze Herr Pastor Tranzschel, mit Eifer diesen einzigen sichern Anhaltepunkt und beauftragte die Bauleitung, beim Grundgraben auf der Südseite der alten Kirche sorgfältig darauf zu achten, ob etwa eichene Särge zum Vorschein kommen würden, und in jedem einzelnen Falle sofort Herrn Professor His, dem Anatomen der Leipziger Universität, davon Mitteilung zu machen.

Am Vormittag des 22. Oktober stieß man zum erstenmale auf Sargteile

*) Johann Sebastian Bach. Forschungen über dessen Grabstätte, Gebeine und Antlitz. Bericht an den Rat der Stadt Leipzig im Auftrage einer Kommission erstattet von Professor Wilhelm His. Nebst Schlußurteil der Kommission. Mit 1 Situationsplan und 9 Tafeln in Kupferätzung. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel, 1895.

aus Eichenholz. Die zugehörigen Gebeine wurden mit möglichster Sorgfalt aus dem Erdreich herausgehoben. Professor His, der herbeigerufen worden war, erkannte darin die Reste eines jungen Weibes. Während man noch mit dem Sammeln der Gebeine beschäftigt war, kam nahe dabei ein zweiter eichener Sarg zum Vorschein. Da aber inzwischen die Mittagspause eingetreten war, wurde die Aushebung dieses zweiten Sarges auf den Nachmittag verschoben. Auch hier wieder wurden — trotz des schlechten Wetters, es war ein Regentag —, nachdem der Schädel freigelegt war, auch alle übrigen Teile des Skeletts sorgfältig gesammelt. Wie sich herausstellte, waren es diesmal die Gebeine eines ältern Mannes. Um sie genauer prüfen zu können, wurden sie nach der anatomischen Anstalt gebracht und dort gereinigt, getrocknet und in der richtigen Ordnung auf einem Brett zusammengestellt.

Der Schädel war sehr auffällig. Mit einem Dutzendkopfe hatte man es nicht zu thun. Er zeigte namentlich vier Eigentümlichkeiten: die mäßig lange und in ihrer hintern Hälfte breite Gehirnkapsel hatte eine etwas zurückweichende, eine sogenannte fliehende Stirn; die Augenbrauenbogen gingen nach der Mitte in einen starken Stirnnasenwulst über, sodaß die Nasenwurzel einen tiefen Einschnitt bildete, aus dem der Nasenrücken in scharfem Winkel hervorsprang; die Augenhöhlen waren verhältnismäßig niedrig, mehr breit als hoch; endlich das eigentümlichste: der Unterkiefer trat etwas über den Oberkiefer vor.

Es galt nun zunächst Bildnisse Bachs zur Stelle zu schaffen, um sie mit dem Schädel zu vergleichen, vor allem Originalbildnisse. In Leipzig giebt es deren zwei: das allbekannte Bild von Hausmann in der Thomasschule, das Bach mit dem sechsstimmigen Kanon in der Hand zeigt, und das namentlich durch die Lithographie von Schlick (1840) und durch den Sichlingschen Stich (1851) bekannt geworden ist, und ein bisher weniger bekannt gewordnes, angeblich auch von Hausmann gemalt, im Besitz des Herrn Dr. Abraham, des Verlegers der weltbekannten „Edition Peters." Die beiden Bilder sind einander sehr unähnlich; wenn sie in dem Porträtzimmer eines öffentlichen Museums ohne Bezeichnung neben einander hingen, würde schwerlich jemand darauf verfallen, sie für ein und dieselbe Person zu halten. Bei näherm Zusehen entdeckt man aber doch gemeinsame Züge, und zwar — genau dieselben wie an dem Schädel; weil sie so auffällig sind, hat sie der Maler auf keinem der beiden Bilder verfehlen können. Das sind die niedrigen Augenhöhlen mit ihren engen Lidspalten, die unter einem deutlichen Stirnwulst kräftig vorspringende Nase und ein leises Vortreten des Unterkiefers über den Oberkiefer. Nur die „fliehende" Stirn scheint zu fehlen; aber darüber läßt die Perücke kein Urteil zu.

Um sich zu vergewissern, daß hier auch keine Täuschung vorliege, schlug nun Professor His einen Weg ein, der bisher noch nie betreten worden war. Er sagte sich: wenn ein Künstler imstande ist, über einen Gipsabguß des

Schädels eine porträtähnliche Büste Bachs zu formen, so ist eine Täuschung ausgeschlossen.

Er wandte sich deshalb an den Leipziger Bildhauer Seffner, der sich in den letzten Jahren besonders durch eine Reihe lebens- und geistvoller Büsten und Medaillons hervorragender Leipziger Persönlichkeiten einen Namen gemacht hat. Mancher andre hätte vielleicht über die Aufgabe gelacht und die Achseln gezuckt; Herrn Seffner reizte sie, er begriff sofort die doppelte Bedeutung des Unternehmens und ging bereitwillig auf die Sache ein. Und wunderbar: gleich der erste Versuch gelang; schon nach zwei Tagen hatte der Künstler über den Abguß ein Porträt geformt, das durch seine Ähnlichkeit mit den bekannteren Bildern Bachs alle überraschte, die es sahen.

Damit war nun freilich auch noch kein Beweis geliefert. Aber eins war gewonnen: die Überzeugung, daß es der Mühe lohne, den so überraschend gelungnen ersten schnellen Versuch noch einmal genauer und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln einer methodischen wissenschaftlichen Untersuchung zu wiederholen. Dazu gehörte aber 1. eine genaue Prüfung des aufgefundnen Schädels und der dazu gehörigen Gebeine; 2. eine genaue Untersuchung der vorhandnen Bildnisse Bachs und ihres Verhältnisses zu einander; 3. eine genaue Erörterung der Frage, bis zu welchem Grade von Sicherheit sich über einen gegebnen Schädel die zugehörigen Weichteile rekonstruiren lassen. Nr. 1 und 3 waren anatomische Aufgaben, Nr. 2 eine philologisch-kunstwissenschaftliche. Als vierte mußte dann nochmals die künstlerische des Bildhauers dazukommen.

Bei diesem Stande der Sache glaubte aber Professor His die Angelegenheit nicht länger als eine private behandeln zu dürfen; er machte am 31. Oktober dem Rate der Stadt Leipzig Mitteilung von den bisherigen Vorgängen, worauf der Rat zur Weiterführung der Angelegenheit eine aus sechs Mitgliedern bestehende Kommission ernannte, zu denen außer den Herren His und Seffner auch der Verfasser dieses Aufsatzes gehörte.*)

Eine genaue Untersuchung des Schädels und der Gebeine ergab, daß das Skelett unzweifelhaft einem bejahrten Manne angehört hat. Über das Gebiß hat Professor Hesse in Leipzig ein besondres Gutachten abgegeben, worin es heißt: „Wenn die Mitte der sechziger Jahre als das mutmaßliche Alter beim Tode bezeichnet werden sollte, so würde dem der Befund an den Kiefern in keiner Weise widersprechen.“ Von den Zähnen sind leider nur noch neun erhalten, drei im Oberkiefer, sechs im Unterkiefer; ein paar mögen wohl bei der Ausgrabung verloren gegangen sein. Aber trotz der Unvollständigkeit läßt sich die Stellung, die die beiden Kiefer während des Lebens zu einander eingenommen haben, mit Sicherheit bestimmen: an der auffälligen Art, wie die

*) Die andern waren: Herr Pastor Tranzschel, Herr Professor Jungmann, der Rektor der Thomasschule, und Herr Dr. Vogel, der Bibliothekar der Petersschen Musikbibliothek.

Kauflächen abgeschliffen sind, sieht man, daß während des Lebens in der That der Unterkiefer etwas über den Oberkiefer vorgestanden haben muß. Als wahrscheinliche Körperlänge hat Professor Emil Schmidt in Leipzig 166,8 Centimeter berechnet, den Raumgehalt der Schädelhöhle hat er auf 1479,5 Kubikcentimeter bestimmt. Beides entspricht ziemlich genau den Mittelmaßen.

Eine nicht ganz leicht zu entscheidende Frage war die über den Wert und das gegenseitige Verhältnis der vorhandnen Bildnisse Bachs. Wir haben von vier Ölbildnissen Bachs Kunde: außer den beiden Leipzigern von einem in Erfurt und einem in Berlin.

Das Erfurter Bild besaß Ende des vorigen Jahrhunderts der Organist an der Predigerkirche in Erfurt, Kittel, ein Schüler Bachs. Er soll es 1798 aus Langensalza, „vielleicht aus der Verlassenschaft der Herzogin von Weißenfels" erhalten haben. Gerber, dem wir diese Nachrichten verdanken (vgl. sein Neues Lexikon der Tonkünstler. 3. Teil. Leipzig, 1813. Sp. 57 und Sp. 735), teilt noch mit, daß das Bild über Kittels Klavier gehangen und „zu einer eigenen Art von Belohnung und Strafe für seine Schüler" gedient habe. „Zeigte sich der Lehrling in seinem Fleiße des Vaters der Harmonie würdig, so wurde der Vorhang, der es bedeckte, aufgezogen. Für den Unwürdigen hingegen blieb Bachs Angesicht verhüllt." Nach Kittels Tode sollte das Bild an seiner Orgel in der Predigerkirche aufgehängt werden. Die Herkunft des Bildes aus Weißenfels ist gar nicht unwahrscheinlich. Bach hatte den Titel „Herzoglich Weißenfelsischer Kapellmeister" und stand mit dem dortigen Hofe in Verkehr. Die genannte Herzogin kann niemand anders sein, als Friderike, die seit 1734 mit dem letzten Herzog von Sachsen-Weißenfels, Johann Adolf, vermählt war, Leipzig zu Bachs Lebzeiten oft besucht hat und 1775 auf ihrem Witwensitz Langensalza starb. Dann ist es aber auch sehr wahrscheinlich, daß das Bild, das sie besaß, ein Originalbild war. Um so mehr ist zu bedauern, daß es jetzt verschollen ist; alle Nachforschungen darnach sind bis jetzt vergeblich gewesen. Kittel starb 1809. Ob das Bild nach seinem Tode überhaupt an die Predigerkirche abgegeben worden ist, weiß niemand. Hilgenfeld macht in seiner 1850 erschienenen Biographie Bachs ein paar Angaben darüber, die nicht aus Gerbers Lexikon stammen; er nennt es das „mutmaßlich älteste" — es sei „etwa um die Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts angefertigt worden" —, sagt, es stelle Bach „im Staatskleide" dar, und spricht von einem „schweren, vergoldeten Rahmen." Woher Hilgenfeld diese genauern Angaben gehabt hat, ist unbekannt. Erfunden hat er sie aber schwerlich, denn er war ein genauer und zuverlässiger Arbeiter. Man möchte fast annehmen, daß er das Bild selbst noch gesehen habe, wenn auch schon längere Zeit vorher, denn er sagt, daß es „wahrscheinlich noch existire." Augenblicklich weiß in Erfurt niemand mehr etwas davon. Und doch ist kaum anzunehmen, daß es vernichtet sein sollte; ein Bild, von dem auch nur zwei oder drei

Menschen wissen, daß es Bach darstellt, geht nicht zu Grunde, das ist undenkbar. Wo mag es also sein?

Das Ölbild, das die Leipziger Thomasschule besitzt, ist ihr von ihrem ehemaligen Kantor Müller geschenkt worden, als dieser 1809 einem Rufe nach Weimar folgte. Es soll das Bild sein, das Bach 1747 der „Societät der musikalischen Wissenschaften in Deutschland" übergeben hat. Diese Societät war 1738 gestiftet worden, Bach ließ sich (als vierzehntes Mitglied) im Juni 1747 aufnehmen, nachdem 1746 Graun beigetreten, 1745 Händel zum Ehrenmitgliede ernannt worden war. Der 21. Paragraph der damaligen Gesetze der Societät — die ursprünglichen von 1738 enthalten noch nichts davon — schrieb vor: „Auch soll ein jedes Mitglied sein Bildnis, gut auf Leinwand gemalet, nach seiner Bequemlichkeit zur Bibliothek einschicken, woselbst es zum Andenken wohl aufbehalten und seinem Lebenslaufe, wenn solcher in den Schriften der Societät erzählet wird, in Kupfer gestochen vorgesetzet werden [soll]." (Vgl. L. Mizlers Musikalische Bibliothek I, 4, S. 73. III, 2, S. 346. IV, 1, S. 103.) Dieser Bestimmung soll Bach mit dem Bilde der Thomasschule nachgekommen sein. Die Societät löste sich schon 1755 auf, und dabei beging sie leider den Fehler, ihre Bibliothek und ihr sonstiges Besitztum nicht an eine öffentliche Sammlung abzugeben, sondern in Privathänden zu lassen. Infolgedessen ist gänzlich unbekannt, was aus ihr geworden ist. Bachs Bild taucht zuerst in den Händen des Kantors Müller wieder auf, wenn die gewöhnliche Angabe Recht hat; einen Beweis dafür giebt es nicht. Es ist aber auch nirgends gesagt, daß sich Bach 1747 für die Societät habe malen lassen; er könnte ihr ebenso gut ein bereits vorhandnes Bild übergeben haben. Auffällig ist es, daß Bachs Familie bei seinem Tode kein Bild des Vaters hatte. Da er kein Testament gemacht hatte, so wurde sein Nachlaß gerichtlich verzeichnet, abgeschätzt und verteilt. Das Verzeichnis nennt alles mögliche: Geld, musikalische Instrumente, Möbel, Kleider, Bücher; Bilder werden nicht genannt. (Vgl. das Nachlaßverzeichnis in Ph. Spittas Bach Bd. II, Anh.) Es kommt dazu, daß 1747 Bach im zweiundsechzigsten Jahre stand, das Bild der Thomasschule aber keinen Zweiundsechzigjährigen, sondern höchstens einen Fünfziger darzustellen scheint. Nun steht aber auf dem Stiche darnach, den Weger 1865 für den ersten Band der Bitterschen Biographie Bachs angefertigt hat: Nach dem Gemälde v. Hausmann 1735. Woher hat Weger diese Jahreszahl gehabt, die genau zu dem Fünfzigjährigen passen würde? Hausmann pflegte auf die Rückseite seiner Bilder zu setzen: Hausmann pinxit und die Jahreszahl. Das Bild der Thomasschule ist vor einiger Zeit auf neue Leinwand geklebt und dann mit der Jahreszahl 1746 versehen worden, für die gar nichts spricht.

Ebenso unaufgeklärt ist die Geschichte des Petersschen Bildes. Es wurde 1886 in Wien Herrn Alfred Grenser abgekauft, dessen Vater, der Leip-

ziger Flötist Karl Grenser, es „um 1828“ von „einer Enkelin Bachs“ in Leipzig erworben haben soll, und soll dasselbe sein, das einst Philipp Emanuel Bach besessen hat. Der starb aber schon 1788; es würden also vierzig Jahre in der Geschichte des Bildes fehlen, 1788 bis 1828. Außerdem soll das Bild Philipp Emanuel Bachs ebenfalls von Hausmann gemalt gewesen sein; das Petersssche aber sieht gar nicht aus wie Hausmann. Auch über seine Entstehungszeit wissen wir nichts; es ist jetzt auch auf neue Leinwand gespannt und hat nirgends eine Malerinschrift. Auf dem Petersschen Bilde trägt Bach die lange, auf dem der Thomasschule schon die kurze Perücke. Aber daraus läßt sich nicht viel schließen, denn die Wolken- oder Allongeperücke wurde noch lange als Staatsperücke getragen, als schon die kurze Mode geworden war.

Ohne eigne Bedeutung ist das Berliner Bild, das sich in der Amalienbibliothek im Joachimsthalschen Gymnasium befindet und aus dem Besitz der Prinzessin Anna Amalie, der Schwester Friedrichs des Großen stammt, die 1787 als Äbtissin von Quedlinburg gestorben ist. Es ist von Lisiewski gemalt, aber erst siebenundzwanzig Jahre nach Bachs Tode, schließt sich in freier Behandlung an das Bild der Thomasschule an und kann nach dem Urteil derer, die es gesehen haben — ich selbst habe es nicht gesehen — für die Lösung der vorliegenden Aufgabe nicht in Frage kommen.

Außer den drei erhaltnen Ölbildern giebt es eine Anzahl Stiche und Lithographien. Wäre unter diesen ein Originalstich, so würde der natürlich dieselbe Bedeutung zu beanspruchen haben, wie die Originalgemälde. Gingen sie aber alle nur auf das eine oder andre der vorhandnen Ölbilder zurück, so wären sie natürlich alle bedeutungslos. Wie der Philolog bei der Gestaltung eines Textes abweichende Lesarten unberücksichtigt läßt, wenn sie sich in spätern Handschriften finden, die nachweislich auf vorhandne ältere Handschriften zurückgehen, wie der Philolog solche Abweichungen einfach als Lese- oder Schreibfehler betrachtet, so wird sich auch der Kunstgelehrte bei der Beurteilung eines Porträts nicht um abweichende Gesichtszüge kümmern, die sich auf spätern Stichen finden, wenn er die Originale in den Händen hat, auf die die Stiche zurückgehen. Nun gehen aber, wie man sich leicht überzeugen kann, die vorhandnen Stiche und Lithographien sämtlich auf das eine oder andre der beiden Leipziger Ölbilder zurück. Freilich zeigen sie mehr oder minder große Abweichungen davon. Der Sichlingsche Stich z. B. nach dem Bilde der Thomasschule zeigt eine etwas sorgfältigere Modellirung des Gesichts als das sehr en gros gemalte Original. Noch stärker weicht von dem andern Ölbild ein 1774 erschienener Stich von Kütner ab, auf den wieder andre Stiche zurückgehen. Der Stecher, damals ein junger, wohl noch unfertiger Schüler Bauses, hat sich offenbar stark verzeichnet, so stark, daß sein Stich beinahe eine Karikatur des Originals geworden ist. Der Unterkiefer und das Kinn sind so

häßlich weit vor- und dabei nach der Seite gerückt, der Mund, im Original leicht gewellt, ist so häßlich zu einer geraden Linie verzerrt, daß ein ganz andres Gesicht mit einem unwilligen, fast wütigen Ausdruck daraus geworden ist.

Um jedoch ganz sicher zu gehen und sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob es sich hier wirklich nur um Stichfehler oder um Wiedergabe von Zügen der Originale handle, die etwa durch spätere Übermalungen verloren gegangen wären, that die Kommission noch ein übriges: sie ließ mit Bewilligung der Besitzer die beiden Leipziger Bilder durch einen sachkundigen und zuverlässigen Gemälderestaurator, Herrn Schönfelder in Berlin, reinigen, den alten, braun gewordnen Firniß herunternehmen und die Bilder auf etwaige Übermalungen hin untersuchen. Das Ergebnis war, daß das Bild des Herrn Dr. Abraham keine Spur einer Übermalung zeigte. Das Bild der Thomasschule war allerdings an ein paar Stellen schon früher einmal ausgebessert worden; diese Ausbesserungen hat Herr Schönfelder heruntergenommen und die verletzten Stellen (eine an der Stirn, die andre am Munde) seinerseits wieder mit peinlichster Gewissenhaftigkeit nachgebessert. Im übrigen war aber auch dieses Bild völlig frei von Übermalungen. Weder der Sichlingsche noch der Kütnersche Stich also kann den Originalen gegenüber irgend welche Bedeutung beanspruchen. Die sorgfältigere, elegantere Modellirung bei Sichling kommt eben auf Rechnung der Stechertechnik und des Bestrebens, ein „schönes" Blatt zu liefern, und bei Kütner handelt es sich um nichts als grobe Verzeichnungen. Es bleibt also auch nach der sorgfältigsten Prüfung dabei, daß die beiden Leipziger Ölbilder für eine Rekonstruktion von Bachs Antlitz die Hauptgrundlage abzugeben haben.*)

Einiges Interesse kann noch ein Bild eines Enkels von Johann Sebastian Bach und Sohnes von Philipp Emanuel Bach beanspruchen, Johann Samuel Bach, der als Landschaftszeichner 1778 in Rom gestorben ist. Er war ein Schüler Öfers, und Öfer hat ein Porträt von ihm gezeichnet, das, in einem Stich von Grießmann, auch einem Schüler Bauses, dem dreiundvierzigsten Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (Leipzig, 1791) als Titelbild beigegeben ist. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß körperliche und geistige Eigenschaften oft viel deutlicher beim Enkel als beim Sohne wiederkehren. Das trifft auch hier wieder zu. Johann Sebastian Bach war kurzsichtig; der Enkel ist hier in einem Buche lesend dargestellt mit den deutlichen Zeichen der Kurzsichtigkeit. Er hat auch die engen Lidspalten und die große Nase des

*) Professor His ist andrer Ansicht, er ist geneigt, dem Kütnerschen Stich eine selbständige Bedeutung zuzuschreiben. Das wäre aber doch nur dann möglich, wenn man annehmen dürfte oder müßte, daß er nicht auf das Abrahamsche Bild, sondern auf ein andres, nicht nachweisbares Original zurückginge, von dem dann das Abrahamsche Bild eine abweichende und verschönernde Kopie wäre. Vorläufig spricht nichts für diese Annahme.

Großvaters, und vor allem: er hat die „fliehende“ Stirn, die an dem ausgegrabnen Schädel so auffällig ist.

Wir kommen nun zu der zweiten anatomischen Aufgabe. Als Herr Seffner seinen so überraschend gelungnen ersten Rekonstruktionsversuch gemacht hatte, wurde von verschiednen Seiten behauptet, darauf sei nicht viel zu geben, denn ein geschickter Künstler müsse imstande sein, jedes verlangte Gesicht über einen einigermaßen formverwandten Schädel zu bilden; es wurde auch an Herrn Seffner geradezu das Ansinnen gestellt, das Gesicht Bachs einmal über einen beliebigen andern, nicht allzu verschiedenartigen Schädel zu bilden, und umgekehrt über den vorliegenden das Gesicht irgend eines andern berühmten Mannes, etwa Händels. Herr Seffner mit seinem sichern Künstlerauge wehrte sich gegen dieses Ansinnen als gegen etwas ganz Unmögliches und Unausführbares. Und mit Recht; auch ohne Künstler zu sein, begreift man, daß über einen hohen Schädel mit schmaler Stirn nicht ein Gesicht von der Breite des Beethovenschen gebildet werden kann. Dennoch verstand sich schließlich Herr Seffner, mehr um den Leuten den Willen zu thun, zu dem Versuch, über den vorliegenden Schädel einmal das Gesicht Händels zu formen. Der Versuch gelang — äußerlich; inwendig war er eine anatomische Lüge, denn an der Stirn, wo die Weichteile den Knochen nur dünn aufsitzen, hatte der Künstler auf den Schädelabguß eine dicke Thonschicht auflegen müssen, und am Kinn, das beim Lebenden dick mit Fleisch gepolstert ist, lag der Schädelabguß beinahe zu Tage. So entstand denn die Frage, die in der That in dieser ganz bestimmten Fassung vom Künstler an den Anatomen gestellt wurde: Giebt es gewisse Gesetze über die Dicke der Weichteile in den einzelnen Bezirken des Gesichts?

Auf diese Frage ließ sich nicht ohne weiteres antworten. Obwohl in den letzten beiden Jahrzehnten Anatomen wiederholt vor die Aufgabe gestellt worden sind, sich über die Echtheit bestimmter Schädel auszusprechen — so Professor Kupffer in Königsberg 1881 über den Schädel Kants, Professor Welcker in Halle 1883 über den angeblichen Schädel Schillers in Weimar und neuerdings Professor Virchow über einen in Menidi gefundnen Schädel, den man für den des Sophokles (!) halten wollte — diese Frage hat keiner gestellt und noch weniger beantwortet; Professor His hat sie im vorliegenden Falle zum erstenmale zu beantworten gesucht. Er hat im Laufe des letzten Winters an 37 menschlichen Körpern an 15 bestimmten Punkten des Gesichts (oberer Stirnrand, unterer Stirnrand, Nasenwurzel, Nasenrücken, Wurzel der Oberlippe, Oberlippengrübchen u. s. w.) Messungen vorgenommen, um über die Frage ins Klare zu kommen. Das Ergebnis war, daß in der That für jede Stelle des Gesichts eine gewisse Normaldicke der Weichteile angenommen werden kann, die bei gesunden Menschen innerhalb ganz enger Grenzen schwankt. Größere Abweichungen von den Mittelmaßen fanden sich nur bei Menschen,

die entweder infolge langer Krankheit abgemagert oder die mit Fettsucht behaftet waren. Diese Mittelmaße wechseln aber natürlich nach Geschlecht und Alter. Um ganz genau zu gehen, hat Professor His schließlich nicht die Mittelmaße aus allen angestellten Messungen, sondern nur aus denen, die er an acht gesunden Männern zwischen 50 und 72 Jahren vorgenommen hatte, dem Künstler als Norm übergeben, außerdem ihm für jede Norm den Spielraum bezeichnet, innerhalb dessen er sich bei seiner Arbeit bewegen dürfe.

Nachdem alle diese Vorbereitungen getroffen waren, machte sich nun Herr Seffner noch einmal ganz von frischem an die Arbeit. Er hielt sich dabei einerseits genau an die ihm von Professor His vorgeschriebnen Maße, andrerseits an die hervorstechenden und übereinstimmenden Eigentümlichkeiten der beiden Leipziger Ölbilder. Ein wenig hat er sich allerdings auch durch den Kütnerschen Stich beeinflussen lassen; doch wäre, auch wenn er das unterlassen hätte, das Ergebnis seiner Arbeit nicht wesentlich anders ausgefallen. Dieses Ergebnis aber ist, daß Herr Seffner eine Büste Bachs geschaffen hat, die alle, die sie bis jetzt gesehen haben, mit höchster Freude und Bewundrung erfüllt hat, da sie alle wesentlichen Züge der Bilder Bachs in sich vereinigt, an Lebenswahrheit aber und Glaubwürdigkeit die Bilder weit übertrifft. Ja! so ruft unwillkürlich jeder aus, der vor die Büste tritt, so hat er ausgesehen, so muß er ausgesehen haben, der gewaltige Meister, aus dessen Kopf die Matthäuspassion und die Hohe Messe entsprungen sind, so groß und erhaben und so mild und freundlich zugleich muß er aus seinen tiefen kleinen Augen in die Welt geblickt haben. Erst jetzt, erst mit dieser Büste Seffners, haben wir ein wirkliches Abbild Johann Sebastian Bachs!

Die Art, wie sich Wissenschaft und Kunst hier zur Ausführung einer wissenschaftlichen Untersuchung die Hände gereicht haben, steht bis jetzt wohl einzig da. Und einzig in seiner Art ist auch das Doppelergebnis der gemeinschaftlichen Arbeit: die Wissenschaft hat der Kunst die Mittel gewährt zur Schaffung eines Kunstwerks, das überall, wohin es dringen wird, die Herzen erfreuen wird, und die Kunst hat der Wissenschaft einen Beweis führen helfen, der ohne ihre Hilfe ein bloßer Wahrscheinlichkeitsbeweis geblieben wäre, nun aber bis dicht an die Grenze der Gewißheit geführt worden ist: den Beweis, daß die am 22. Oktober vorigen Jahres auf dem alten Leipziger Johanniskirchhof ausgegrabnen Gebeine eines alten Mannes wirklich die Gebeine Johann Sebastian Bachs sind. Nur ein ganz unwahrscheinlicher Zufall hätte an jener Stelle einen Schädel ans Tageslicht bringen können, der alle Bedingungen der Echtheit in solchem Maße erfüllt wie der vorliegende und doch — nicht Bachs Schädel wäre.

Wenn irgend jemand Anlaß hätte, diesem Ergebnis gegenüber nach Zweifelsgründen zu suchen, so wäre ich es, da ich die Tradition angefochten und auf Grund archivalischer Forschungen als unwahrscheinlich hingestellt habe.

Und zur Not ließe sich ja auch jetzt noch ein Häkchen finden, an dem ein Zweifelsüchtiger Anstoß nehmen könnte: die Tiefe des aufgedeckten Grabes nämlich. Bach ist unzweifelhaft in einem flachen, nur für eine Person berechneten Grabe beerdigt worden. Nun hat man aber unmittelbar über Bachs Gebeinen noch die Gebeine einer andern Person gefunden. Das stimmt nicht mit dem alten Doppelgräberbuche. Dennoch fällt es mir nicht ein, mich an dieses Häkchen zu stoßen. Wir wissen nicht, wie sich die Vorschriften über die Tiefenmaße der Gräber seit 1750 geändert haben, oder ob man sich nicht in Zeiten großer Sterblichkeit bisweilen mit geringern Tiefen begnügt und in Gräber, die ursprünglich für eine Person bestimmt waren, noch eine zweite gelegt hat. Ich zweifle nicht an der Echtheit des Schädels, gebe also zu, daß die Tradition in diesem Falle einmal Recht gehabt hat. Genau an der von ihr bezeichneten Stelle sind die Gebeine freilich nicht gefunden worden, aber doch auch nicht allzu weit davon.*) Gemeint, kann man sagen, hat die Tradition die richtige Stelle. Daß sie angezweifelt worden ist, darüber kann sie sich nicht wundern; es geht ihr wie dem Hirten in der Fabel: Wer einmal lügt u. s. w.

Die Hissche Veröffentlichung ist, der Würde des Gegenstandes entsprechend, von der Verlagshandlung aufs vornehmste ausgestattet und reich mit Abbildungen versehen worden. Die wichtigsten in Frage kommenden Bildnisse sind, ebenso wie die Seffnersche Büste, in Heliogravüren beigegeben, außerdem Abbildungen des Schädels in der Vorder- und in der Seitenansicht. Nicht die schönste, aber ohne Zweifel die wichtigste und überzeugendste Abbildung und die, die bei Anatomen, Künstlern und Laien das größte Interesse erregen wird, ist die, die den Längsdurchschnitt der Seffnerschen Büste wiedergiebt und zeigt, wie gewissenhaft und naturgetreu der Schädel vom Künstler mit den Weichteilen bekleidet worden ist. Wer vor dieser Tafel noch zweifelt, der wird durch eine Untersuchung wie diese überhaupt nicht zu überzeugen sein.

Die Gebeine Bachs sollen — nach dem Wunsche des Kirchenvorstandes — in der im Bau begriffnen neuen Johanniskirche wieder beigesetzt werden, neben ihnen die Gebeine Gellerts, dessen Ruhestätte 1850 bei der Aufhebung des alten Johanniskirchhofs unberührt gelassen worden ist, der man aber heute, wo sich der gleichgiltige Straßenverkehr an ihr vorübertreibt, einen stilleren Platz wünschen möchte. Ein schöner Gedanke: der fromme Kirchenliederdichter und der größte Meister der protestantischen Kirchenmusik vor dem Altarplatze des neuen Gotteshauses neben einander ruhend. Möge er freundliche Förderer finden.

Leipzig G. Wustmann

*) Der Zufall hat es gefügt, daß eine Gedenktafel, die 1885 an der Kirche angebracht wurde und die die Inschrift trug: „Auf dieser Seite des ehemaligen Johanniskirchhofs wurde Johann Sebastian Bach am 31. Juli 1750 begraben," sich fast genau der Fundstätte der Gebeine gegenüber befand.

Der erſte Beſte

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortſetzung)

5

n Malchin am Bahnhof ſtand die Kutſche mit den beiden Füchſen. Kriſchan, der Roſſelenker, ſaß ſtramm mit ſteil aufgerichteter Peitſche und wartete. Seine blauen Augen traten ordentlich hervor, wie er da ſo ſchräg von der Seite guckte, als jetzt Fritz mit Margarete am Arm, vom Kofferträger begleitet, herankam. Schnell nahm er die Peitſche in die linke Hand, zog den Hut und lächelte mit ſeelenvergnügtem Grinſen aus ledernen Falten und grauen Bartſtoppeln ſeinem Herrn entgegen.

Tag, Kriſchan, du ollen Kirl, nickte Fritz ihm freundlich zu. Kik, dat is mine Fru.

Kriſchan grinſte noch ausdrucksvoller.

Und während ſie einſtiegen und das Gepäck aufgeladen wurde: Warüm is min Brauder nich mitkamen, Kriſchan?

Hei het keen Tid, antwortete der Alte, ſich wie ein Schraubenzieher auf ſeinem Bock herumdrehend, in den Wagen hinunter, mit geheimnisvollem Augenrollen. Hei mutt för de Äwerraſchung ſorgen, ſeggt hei.

J, de Deuwelskirl! rief Fritz laut auflachend. Na, denn man tau!

Die Füchſe zogen an, und fort rollte der Wagen in die leiſe ſinkende Abenddämmerung hinein. Fritz wandte ſich zu ſeiner Frau.

Sitzeſt du auch gut, mein Herz? fragte er mit zärtlichem Lächeln. Kühl iſt dir doch nicht? — Damit zog er die große, weiche Decke beſſer über ihre Kniee herauf. — Einſtweilen gehts ja noch, aber wir haben über eine Stunde zu fahren; ehe wir ankommen, iſt es beinahe dunkel. Wir hätten deine Jacke haußen behalten ſollen. Aber halt, hier — er zog ein Plaid aus den Falten des zurückgeſchlagnen Verdecks, in die er aufs Geratewohl hineingegriffen hatte —, das hat jedenfalls Hans mitgegeben. Da haben wir alſo was für nachher. Gott, Kind — er nahm die Hand ſeiner ſtillen Gefährtin —, ich freue mich ſo unmenſchlich aufs Nachhauſekommen! Am liebſten wäre ich ja gleich mit dir nach dem alten Neſt gefahren; Hochzeitsreiſen ſind gar nicht nach meinem Sinn. Aber da war ſo allerlei noch zu thun — na, nun ſind wir ja ſo weit.

Er wies auf Krischans breiten Rücken.

Da hast du den ersten von meinen Sklaven; gleichzeitig den ältesten. Er war als junger Kerl schon bei meinem Vater auf dem Hofe. Die andern wirst du nachher in corpore aufziehen sehen. Fährt es sich nicht fein in unsrer alten Kalesche? Modern ist sie ja nicht sehr; aber die Federn sind gut, und die Polsterung auch. Und überzogen und angemalt haben wir sie jetzt dir zu Ehren.

Margarete nickte und strich mit der Hand über das dunkelgrüne Tuch. Sehr schön, sagte sie.

Und fein gehen unsre Füchse, was? Ein paar tüchtige Kerle. Krischans Stolz und Wonne.

Sehr schön, sagte Margarete. Aber ich verstehe nichts von Pferden.

Kann ich mir denken, Liebchen; brauchst du auch noch nicht. Aber von der Landschaft verstehst du was. Sieh dir einmal die Gegend an, da rechts den kleinen Höhenzug und den Wald, ob das nicht hübsch ist. Man nennt die Strecke hier herum, besonders aber zum Malchiner und Kummerower See hin die Mecklenburgische Schweiz. Gleich Schweiz! Wir bilden uns nämlich auf das bischen Hügelland, das wir hier haben, riesig viel ein. Hoch zu steigen braucht man ja in ganz Mecklenburg nicht. Aber hübsch ist es, das mußt du doch zugeben, was?

Sehr hübsch, sagte Margarete.

Er sah sie von der Seite an. Sehr hübsch — sehr schön — eine recht anregende Art, auf die Unterhaltung einzugehen. Und in so einem matten, ergebnen Ton, der andeutete: Was soll ich sonst antworten? Es ist ja alles einerlei. Und aus dieser Tonart ging es nun schon tagelang, seit der großen „Aussprechung": keine Heftigkeit, keine Abwehr, kein Versagen. Aber eine Duldung, die mehr verweigerte als ein leidenschaftliches Nein. Sollte das die Art sein, auf die sie es mit ihm „versuchte"? Dabei konnte nicht viel Gescheites herauskommen. Er seufzte leise. Geduld! tröstete er sich dann wieder selbst.

Ohne ferner ihre eintönigen Antworten abzuwarten, plauderte er nun weiter, nannte ihr die Namen der „Berge," machte sie auf diese Aussicht, auf jenen Durchblick aufmerksam, freute sich über den herrlichen Abend, dessen sterndurchfunkelte Dämmerung tiefer und tiefer sank, und brach erst ab, als am Ende der langen, prachtvollen Lindenallee, durch die sie jetzt fuhren, ein seltsames, farbiges Leuchten auftauchte.

Was ist das da bei uns? fragte er, sich vorbeugend.

Krischan schraubte sich bald zurück.

De Ämerraschung, murmelte er geheimnisvoll, mit aufgerissenen Augen.

I was! — Siehst du, Kindchen, das sind wir nämlich, da unten. Das ist Lindenhof. Das hier herum gehört alles dazu; jetzt kannst du die Umgebung nicht mehr genau erkennen. — Aber was hat der Junge gemacht? Das glänzt ja nur so!

Krischan schnalzte mit der Zunge; die Füchse griffen stärker aus. Ordentlich dumpf klang ihr Getrappel unter den dichten, mächtigen Baumkronen, die wohl auch am Tage keinen Sonnenstrahl durchlassen mochten. Jetzt herrschte tiefes Dunkel. Aber größer wuchs der farbige Glanz, wurde heller, deutlicher, endlich erkennbar. Papierlaternchen waren es, eine Unzahl Papierlaternchen. Das ganze Haus war besetzt damit; unter der Dachfirst hin, um jeden Fenster-

rahmen herum, auf und ab an den hölzernen Verandapfeilern. Die zwei großen Linden vor der Thüre von oben bis unten behängt, an allen Büschen und Bäumchen des vordern Gartens buntes Geflimmer; ein hoher Bogen über dem weitgeöffneten Einfahrtsthor, bunte funkelnde Ketten von Stab zu Stab gereiht um den großen runden Grasplatz herum — jedes für sich ein armes Flämmchen; alle zusammen eine warme Glut von farbigem Licht.

Famos! Großartig! rief Fritz entzückt.

Auch Margarete richtete sich aus ihrer Versunkenheit auf und staunte lächelnd dem bunten Wunder entgegen.

Wie ein Märchen, sagte sie.

Der Wagen hatte das Ende der Allee erreicht. In dem Augenblick, als er aus ihrem Schatten auftauchte, gingen — zisch — eine, zwei, drei mächtige Raketen in die Luft, platzten und fielen als farbige Kugeln weit drüben nieder. Margarete war zusammengefahren, mußte nun aber doch lachen.

Bist erschrocken? fragte Fritz lustig. Ich beinahe auch. Teufelskerl, der Hans.

Da fuhren sie durchs Thor, unter dem bunten Lichterbogen hin.

Hurra! schrie ein Haufen Leute, Männer und Weiber, die vor der Hausthür standen, dem Wagen entgegen, und wieder: Hurra!

Die Kutsche hielt, ein schlanker, junger Mann sprang in einem Satz die Verandastufen herunter und warf sich Fritz, der eben ausstieg, in die Arme. Stumm strich ihm der ein paar mal übers Haar.

Hans, mein alter Junge! sagte er dann halblaut. Na?

Der „alte Junge" brachte keinen Ton heraus, er hielt den Bruder umklammert und drückte das Gesicht an seinen Hals. Knechte und Mägde sahen sich an, lächelten, schmunzelten.

Na, Jung, sagte Fritz kräftig, gieb mir'n Kuß, und dann weiter im Text.

Das geschah denn. Hans wischte sich verlegen ein paar „unmännliche" Thränen von dem braungebrannten Gesicht und streckte Margarete, die noch in ihrer Wagenecke saß, strahlend beide Hände entgegen.

Willkommen, Gretelchen, kleine Schwester! rief er, steig aus! Weiter im Text, hat er gesagt? Damit nahm er sie ohne Umstände beim Kopf und küßte sie mitten auf den Mund.

Hurra! brüllte der Chorus.

Fritz streckte eine Hand in die Höhe; sofort verstummte alles.

'N Abend, Lüd! sagte er laut und herzlich.

'N Abend, Herr! rief es vielstimmig zurück.

Ick bün nu wedder dor, fuhr Fritz fort, un ick heww ji dor ok wat mitbröcht. Dat is uns junge Fru.

Hurra! Uns junge Fru sall lewen! Hoch! gings wieder los. Fritz hielt sich lachend die Ohren zu und nahm dann Margarete, die ganz benommen daneben stand, am Arm.

Nu is't naug, rief er, för hüt Abend is't naug! Wi sünd mäud, und ji söllt ok slapen gahn. Morrn is ok noch en Dag.

Irst möten wi eten, Herr, sagte der Vorarbeiter schmunzelnd. Wi hebbt ok uns „Festmahl." Achtern in de graute Schün.

Na, denn man tau, Kindings, antwortete Fritz, un gauden Apptit.

Schwatzend und lachend entfernte sich der Schwarm, von dem bunten Geflimmer romantisch beleuchtet, zur Seite durch den Garten. Die zum

Wohnhaus gehörigen Dienstboten rannten zur Thür hinein. Fritz sah sich noch einmal lächelnd ringsum.

Famos hast du das gemacht, Alter, einfach genial, sagte er zu Hans, der vergnügt diesem Rundblick gefolgt war. Riesig hast du dich angestrengt. Was, Gretchen? Wenn ich an das Aufhängen von all den Dingern denke! Und nun gar ans Anstecken! So schauderhaft viel!

Mit dem Aufhängen, sagte Hans, konnten wir uns ja Zeit lassen; das ging schon. Aber das Anstecken! daß mir da nicht die ersten halb zu Ende brannten, ehe die letzten angezündet waren. Sämtliche Leute hab ich aufgeboten, auch alle unsre Tagelöhner samt den Frauen. Ich hatte sie mir ordentlich eingeteilt; es ging wie am Schnürchen. Nur zwei sind dabei angebrannt, zwei Laternchen.

Ich dachte schon, zwei Männer, sagte Fritz lachend. Komm, Gretel.

In dem hellerleuchteten, breiten Flur, der das Haus in zwei gleiche Hälften teilte, trat ihnen ein weißhaariges Frauchen entgegen.

Aha, Mamselling! rief Fritz und streckte ihr die Hand hin. Guck, Liebchen, das ist unser Drache, der das ganze Haus unter der Fuchtel hat, der den Hühnern die Eier nachzählt, jedes Küken beim Namen kennt, an jedem Schwein die feinsten Charakterzüge herausfindet —

Na, nu lassen Sie man sein, Herr Hellborn, unterbrach ihn das Frauchen lachend und näherte sich Margarete. Schön willkommen, Frau Hellborn, ich wünsch einen gesegneten Eingang. Für den Schweinen und den Küken is morgen noch Zeit. Sie werden hungrig sein; der Tisch is aber schon gedeckt, und mein Abendbrot is gleich fertig.

Ich bin hauptsächlich müde, sagte Margarete leise.

Mein Herzblatt! rief Fritz besorgt und zärtlich, komm herein, was stehn wir aber auch noch hier herum. Komm, nimm deinen Hut ab, setz dich erst im Wohnzimmer ein bischen hin, bis aufgetragen ist.

Er öffnete die erste Thür rechter Hand. Das gemütliche Zimmer, durch dessen weitgeöffnete Fenster man die bunte Märchenbeleuchtung von draußen hereinschimmern sah, war von Blumenduft erfüllt. In der Ecke vor dem Sofa, das mit seinen altväterisch hohen gepolsterten Lehnen sehr zum Ausruhen einlud, brannte auf dem runden Tisch eine große Lampe.

Ist Licht drinnen? fragte Fritz leise seinen Bruder und deutete auf die angelehnte Mittelthür gegenüber den Fenstern.

Natürlich. Allenthalben.

Na dann, Kindchen, sagte Fritz lächelnd, ruhst du dich am Ende erst mal in deinem Zimmer aus.

Mein Zimmer, dachte Margarete mit wehmütiger Bitterkeit, mein liebes Zimmer zu Haus! Gewiß, sagte sie dann freundlich ergeben, ist es das?

Das ist es.

Sie trat über die Schwelle, blieb stehen und schrie laut auf. Das war ja ihr Zimmer! Ihr Zimmer von zu Haus! Ihr Sopha, ihr Schreibtisch, ihr Glasschrank, ihr großer Schaukelstuhl, ihr Teppich, ihre Tapete, ja auch die Tapete war da, hellgrün mit den zarten Ranken. Alles war da von zu Haus! Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie wandte sich zu Fritz, der hinter ihr stand.

Wie ist das alles — brachte sie schluchzend heraus.

Wir haben dein Zimmer dort ausgeräumt und hier wieder ein, Liebchen. Ich dachte, es würde dir Freude machen.

O Fritz!

Sie lag an seiner Brust, sie schlang die Arme um seinen Nacken und küßte ihn auf den Mund. Der erste freiwillige Kuß! Fritz hielt sie an sich gepreßt, als wollte er sie nicht wieder loslassen. Seine ganze Zärtlichkeit, die von „Geduld, Geduld und wieder Geduld!" eingedämmt worden war, strömte aus in diesem Kuß.

Hans wandte sich ab und ging leise ans Fenster. Gott sei Dank, dachte er, ein Lebenszeichen! Ich fing schon an zu fürchten, sie wäre eine Wachsfigur.

Sowie Margarete eine leise Bewegung machte, löste Fritz die Umschlingung und ließ sacht die Arme sinken. Sie sah ihn mit noch thränenfeuchten Augen an. Du bist sehr gut, Fritz, ich danke dir, sagte sie leise.

Er nahm ihre dargereichte Hand: Wenns dir nur Freude macht, Liebling! Dann führte er sie vollends in das Zimmer.

Sieh, alles konnte man nicht so wiederholen, weil die Räume nicht ganz gleich sind. Schon die Fenster, siehst du. Dann ist diese Stube im ganzen größer. Es blieb also Platz übrig, der ausgefüllt werden mußte. Ich hab mir heimlich von all deinen Sachen die Maße genommen, um, so gut es ginge, die Einteilung hier nachzumachen. Einiges hab ich dazugeschafft, der Lücken wegen. Deinen Fenstertritt hab ich zur Ausfüllung des Erkers zurechtschneiden lassen. So ist es doch noch das alte Stück, wenn auch ein bischen kleiner —

Ja, ja, sagte Margarete. Hastig und glücklich lief sie von einem Gegenstand zum andern, gab dem Schaukelstuhl einen Ruck, drehte den Schlüssel im Glasschrank hin und her, strich mit beiden Händen über die Tischdecke und klappte den Truhendeckel auf. Der Schreibtisch stand nicht, wie zu Haus, vor dem zweiten Fenster, sondern schräg zu Füßen des großen Erkers. Auf der Platte stand und lag alles in gewohnter Ordnung. Auch aller sonstige Kleinkram im Zimmer war wie durch Zauberei hergeschafft. Im Schrank all die Sachen und Sächelchen, die Andenken aus dem Schwarzwald, aus dem Riesengebirge, aus Warnemünde, alles, als wenn sie es eben erst selbst eingeräumt hätte. Auf dem Sofatischchen ein Buch — wirklich, Heyses Gedichte, in denen sie gerade noch am letzten Tag geblättert hatte, auch das Zeichen noch darin. Sie schlug es halb auf, legte es aber errötend wieder hin. Gerade jetzt wollte sie das nicht lesen.

Nur das Büchergestell — sagte sie dann suchend.

Ja, da hab ich mir eine kleine Neuerung erlaubt, bemerkte Fritz, der ihr in stiller Befriedigung mit den Augen gefolgt war. Sieh her. Er führte sie zu einem breiten, mit weichen Kissen belegten Divan in der andern Ecke neben dem Erker, dem Schreibtisch gegenüber. An der Wand darüber zog sich ein großes, schön geschnitztes Bücherbret entlang, bequem vom Sitz aus zu erreichen.

Hier findest du all deine alten Bekannten wieder, Kindchen. Ich habe sie noch vervollständigt mit ein paar gescheiten Leuten. Dein Büchergestell hab ich ganz eigenmächtig für mich genommen, denke nur! Ich wollte etwas haben, was in deinem persönlichen Gebrauch gewesen ist. Ein Nadelkissen oder so was konnte mir doch nichts nützen. So habe ich mir das gewählt

und stelle nun die Bücher drauf, die ich gern beisammen und zum häufigsten Gebrauch in der Nähe des Schreibtisches habe. Es ist dir doch recht?

Sie gab ihm die Hand.

Bei alledem ist mir eins unbegreiflich, fügte sie hinzu, indem sie sich von neuem umsah. Wie hat dein Bruder das alles machen können? Denn wenn du auch alles vorher bestimmt und abgemessen hattest, es war doch jedes Stück noch an seinem Platze zu Hause, als wir abreisten, und wie konnte er alles so genau wissen, wo und wie alles hingehörte? Er kam ja doch erst zur Trauung angefahren, und nachher wird ihm auch nicht viel Zeit geblieben sein.

Hans, der wieder in der Thür stand, lächelte. Allein hätte mir das auch schwer fallen sollen. Aber mit Hilfe deiner Mama ging das famos —

Mama! schrie Margarete auf — Mama ist hier? Sie hat sich versteckt, wo ist sie?

Ungestüm riß sie die Thür zum nächsten Zimmer auf. Niemand drin. Ein stiller, schlichter Raum, von einer grün beschirmten Lampe auf dem großen Schreibtisch matt erleuchtet. Bücher, Kupferstiche an den Wänden, ein paar Ledersessel, ein lederner Divan. Tiefe Stille, keine Mama.

Wo steckt sie? fragte Margarete von neuem, sich umwendend. O Fritz, das ist die schönste Überraschung —

Die verlegnen Gesichter der beiden Brüder unterbrachen sie jählings.

Liebes Kind, sagte Fritz, das hast du mißverstanden. Deine Mutter war hier während unsrer Reise und hat Hans geholfen.

War hier, wiederholte Margarete mit wankender Stimme. Ihr freudeglühendes Gesicht hatte alle Farbe verloren; sie lehnte sich an das Sofatischchen, das sie hinter sich fühlte, und sah stumm und starr geradaus.

Es entstand eine ungemütliche kleine Pause; Fritz runzelte die Stirn. Dann hob Margarete den Kopf. Wann war Mama hier? fragte sie ziemlich tonlos und ohne jemand bestimmt anzusehen.

Sie reiste mit mir zusammen hierher, antwortete Hans, zwei Tage nach eurer Hochzeit, nachdem wir alles verpackt und als Eilgut aufgegeben hatten. Hier haben wir uns dann ordentlich drangehalten, um alles so gemütlich und nett zu machen, daß man glauben konnte, du wärest nie weg gewesen. Fritz wollte, daß es nicht wie neu eingezogen aussehen sollte, und ich denke, es ist uns geglückt. — Fritz gab seinem Bruder freundlich die Hand. — Wenn ich mich nun auch im großen an Fritzens sorgsam aufgezeichneten Pläne halten konnte, so fehlte es mir doch im kleinen, und bei den inwendigen Dingen war ich ganz ratlos. Ich hätte mich nimmermehr mit all dem Krimskrams zurechtgefunden. Da hat denn Fritz beizeiten alles mit deiner Mutter besprochen, und sie war auch sehr einverstanden, mit mir herzufahren.

Und wie lange war sie hier? fragte Margarete, wieder ohne jemand anzusehen.

Bis vorgestern früh.

Und warum ist sie dann abgereist? Warum hat sie mich nicht mehr erwartet?

Sie wollte nicht.

Wieso? fragte Margarete schroff.

Liebes Kind, nahm Fritz jetzt das Wort, das alles war zwischen deiner Mutter und mir besprochen und abgemacht. Ihr Aufenthalt hier war kein

Besuch. Der entgeht dir nicht. Aber es war ihr Wunsch, daß du dich erst ohne sie hier einleben solltest. Und mir scheint, das ist ein ganz gesunder Gedanke. Du sollst doch jetzt eine selbständige Hausfrau werden —

An der Flurthür wurde geklopft; Hans ging schnell hinaus. Fritz trat auf seine Frau zu, die mit tief gesenktem Kopf an ihrem Platze blieb.

Komm, Margretchen, bat er halblaut, komm, sei munter.

Sie sah mit dunkelm Blick zu ihm auf. Daß du mir das anthun konntest, murmelte sie.

Fritz antworte nicht gleich. Mit leisem Kopfschütteln sah er von seiner stattlichen Höhe auf die kleine Frau herab. Sein freundlicher Mund drückte sich einen Augenblick fest zusammen. Ich glaube, es ist besser, sagte er dann bedächtig, wir unterhalten uns hierüber, wenn du dich ausgeruht hast; also morgen, oder übermorgen, oder irgendwann. Heute Abend — ich denke, wir gehen jetzt essen.

Hans kam zurück. Kinder! Mamselling hat gekräht, wir sollen schleunigst kommen, die Fische würden sonst kalt. Sie scheint uns mit unerhörter Üppigkeit bewirten zu wollen.

Fritz machte eine tiefe Verbeugung vor seiner Frau und bot ihr mit komisch ernster Würde den Arm. Es blieb Margarete nichts weiter übrig, sie mußte mitthun.

Gegenüber der Wohnstube, auf der andern Seite des breiten Flurs öffnete sich die Thür zum Speisezimmer. Ein großer, heller Raum, mit mächtigem Büffet, Kredenztisch, vielen Stühlen und dem wunderhübsch gedeckten, mit Blumen geschmückten Tisch in der Mitte.

Zwei Jünglinge von siebzehn bis achtzehn Jahren, die plaudernd am Fenster beisammen gestanden hatten, machten von weitem ihre Verbeugung.

Jaso, sagte Fritz, Sie hätte ich ja bald vergessen. Schönen guten Abend. Also, Gretchen — Schneider und Rademacher, unsre „Herren Eleven." Auf gut Deutsch müßte man sagen: Lehrlinge. Aber das klingt wohl nicht so fein, was? — Er zwinkerte gutmütig-spöttisch die beiden halbwachsenen Herrlein an, von denen sich der eine mit einer gewissen Schneidigkeit, der andre um so linkischer aufs neue verneigte.

Margarete begnügte sich mit einem verbindlichen Kopfnicken und einem gemurmelten: Freue mich sehr.

Ich falle um vor Hunger, sagte Fritz; setzen wir uns also schnell. Du, Gretel, hier oben an. Sie, Schneider, bleiben hier auf meiner Seite; Rademacher kommt da drüben neben meinen Bruder. Mamselling entzieht sich uns heute Abend. Stine scheint ihr nicht vertrauenswürdig genug gegenüber unserm „Festmahl." Gesegnete Mahlzeit! — Er küßte Margaretens Hand und nickte den übrigen zu. — Zum erstenmal in meiner neuen Würde. Ich fühle mich! Aber, Hansbruder, wo sind unsre Humpen?

Giebts heute nicht, Alter. Mamselling sagt, heute Abend zum Empfang muß alles einen „nobeln Anstrich" haben; da sind die Humpen „zu gewöhnlich." Wir trinken zum Willkommen nur Wein, kein Bier. Bier höchstens nachher, „wenns Abendbrot alle ist." So ist es fein, so hat sies bestimmt, und so wirds gemacht.

Fritz lachte. Diese Feinheit hat sie offenbar bei Sternfeldts aufgeschnappt. Aber sie soll ihren Willen haben.

Er schenkte ein. Meine Herren Jünglinge, Sie haben gewiß gegen die

„Nobligkeit“ nichts einzuwenden. Lassen Sie sich die Gelegenheit schmecken. Prosit! Auf unsre liebe Frau!

Die Gläser klangen zusammen.

Margarete begegnete dem warmen Blick ihres Mannes, und sie nickte ihm zu. Sie mußte das thun, schon der übrigen wegen, das fühlte sie wohl. Aber die Augenlider zitterten ihr, und sie wandte sich schnell zu Hans, der ihr auch sein Glas hinhielt.

Auf gute Freundschaft! sagte er herzlich.

Gewiß, erwiderte sie, verlegen durch den seltsamen Ernst, der ihr aus seinen dunkeln Augen entgegensah. Und von ihr gingen sie zu Fritz hinüber und kehrten wieder zurück. Es lag eine Frage in dieser Bewegung: Bist dus, oder bist dus nicht? Für meinen Bruder die Rechte nämlich.

Sie fühlte, sie witterte förmlich die Worte. Eine Blutwelle stieg ihr ins Gesicht. Was mischt der sich da ein? Sie winkte den hochachtungsvoll ergebnen Gruß der beiden Lehrlinge zurück und setzte dann ihr Glas hin, ohne getrunken zu haben.

Fritz sah es wohl, sagte aber nichts.

Als die Fische in Angriff genommen wurden, klopfte er mit dem silbernen Messer an die Gabel. Das ist das hübsche Besteck von Lehnert. Deine Mutter muß ihm das gelegentlich doch sagen, daß es gleich am ersten Abend eingeweiht worden ist. Dann zu Hans: Habt ihr denn auch all unsre Hochzeitsgeschenke eingeräumt, eingereiht und so weiter?

Selbstverständlich, ihr werdet eure Freude an dem Anblick haben. Mamselling weiß Bescheid; die kann Gretchen morgen alles zeigen. Übrigens du, Fritz, um von was ganz anderm zu reden — denke dir: zwei Kälber heute dir zu Ehren!

Alle Wetter! rief Fritz, laut auflachend. Das nenn ich aufmerksam! Die Bleß?

Die Bleß und die Schwarze. Die Bleß ein famoses Stierkalb, urkomischerweise ganz schwarz, nur mit einem weißen Fleck auf der Stirn. Ein Prachtvieh!

Aber ein unsymmetrisches, erlaubte sich Rademacher, der Schneidige, einzuwerfen. Der weiße Fleck ist über dem Auge, statt mitten auf der Stirn. Kann mir nicht imponiren!

Lieber Rademacher — Fritz winkte begütigend mit der Hand — haben Sie nur erst einmal ein Jahr lang gelernt hier draußen, dann fragen Sie den Teufel nach der Symmetrie, dann begucken Sie sich so ein Ding auf ganz andre Art. Lassen Sie sich morgen mal ordentlich zeigen, worauf es ankommt, ja?

Rademacher zupfte verlegen lächelnd an seinem eingebildeten Schnurrbart und gab sich dann mit Andacht seinen Fischen wieder hin.

Margarete betrachtete flüchtig das kecke, runde, jetzt dunkel errötete Gesicht des Jünglings, auch das seines völlig schweigsamen Genossen, der die Augen noch nicht vom Teller erhoben hatte. Von seiner ehrbar gescheitelten, tadellos artigen Frisur ging ihr Blick zu Fritzens ungeduldigen blonden Haarwellen zurück.

Die Brüder waren schnell in eine eifrige sachliche Unterhaltung geraten, ohne sich freilich im Essen dadurch stören zu lassen. Margarete, die schon an ihrem bischen Fisch wie ein Vogel herumgepickt hatte, that auch den ge-

bratnen Hühnchen keine besondre Ehre an. Sie legte bald Messer und Gabel nieder und hörte gedankenlos und gelangweilt dem Gespräch der beiden Männer zu. Was lag ihr daran, daß der Roggen „schon drin“ war, der Weizen nächste Woche „drankomme“; was verstand sie von Esparsette und Serradella, von Klee und Rüben, von Weideland und Sturzacker! Sollte das etwa jetzt und künftig das Thema bei ihren Mahlzeiten sein?

Du lieber Gott! Sie gähnte leise durch die Nase und betrachtete Hansens feines, dunkles Gesicht, das, nach einem flüchtigen Blick, dem des zwölf Jahre ältern Bruders ganz unähnlich war. Unter der großen Hängelampe erschien es heute Abend zum erstenmal in heller Beleuchtung, und zum erstenmale fand Margarete Zeit, es aufmerksam zu betrachten. Ihre Augen gingen langsam zwischen den beiden Brüdern hin und her.

Doch, sie glichen sich. Zwar, worin die Ähnlichkeit bestand, war nicht so schnell gesagt. Dort blondes, hier dunkelbraunes Haar, aber derselbe Ansatz über der geraden Stirn, dieselbe weichlockige, kräftige Fülle. Dort blaue, hier braune Augen, aber im Schnitt einander gleich, wenn auch die sprühende Flamme der zweiundzwanzigjährigen noch Zeit brauchen mochte, bis sie sich zu dem stillen, wachsamen Feuer der andern gesammelt hatte. Fritzens blonder Vollbart umgab einen energisch geschwungnen Mund mit dem Ausdruck schlichter Güte, während die weichen Linien der vom schwarzen Schnurrbärtchen flüchtig beschatteten Lippen des Jüngern noch der Entwicklung warteten. Aber derselbe Humor trieb sein Spiel in Augen und Mundwinkeln beider Brüder. Im Lachen waren sie einander gleich. Von der gesunden Quelle dieses Lachens wußte Margarete noch nichts. Sie begnügte sich damit, eine „allgemeine Familienähnlichkeit“ festzustellen, der nachzuspüren nicht besonders interessant war.

Du langweilst dich wohl, mein Kind, fragte Fritz mitten aus seiner Unterhaltung heraus und streckte ihr die Hand hin, in die sie zögernd die ihre legte.

O — erwiderte sie mit halbem Lächeln und zuckte leise die Achseln.

Ja siehst du, das kann nun nichts helfen, daran mußt du dich gewöhnen, das gehört nun einmal dazu. Nach und nach lernst du das auch. Übrigens brauchst du nicht zu fürchten, daß die Landwirtschaft unser einzigster Gesprächsstoff sein wird. Wir haben auch andre Interessen, was, Hans? Aber es ist doch natürlich, daß man, wenn man ruhig beisammensitzt, von dem spricht, was man den Tag über gethan hat. Denn Bauern sind wir ja nun einmal. Und besonders heute Abend, wo ich nach so langer Abwesenheit wieder heimkomme. Briefe allein thuns nicht. Ich bin ja ganz aus der Ordnung. Bins auch nie gewöhnt gewesen, so zum Vergnügen spazieren zu reisen. Bin mir schon alle die Zeit ganz verrückt vorgekommen.

Na, du konntest aber doch diesmal, rief Hans vorwurfsvoll, sonst hättest dus doch nicht gethan.

Das ist richtig, ich konnte, erwiderte Fritz mit einem liebevollen Blick; du warst da, Hansbruder.

Hans wurde sehr rot, sagte aber nichts mehr.

Sind das noch von unsern? fragte Fritz, indem er auf die große Schüssel mit Erdbeeren deutete, die jetzt herumgereicht wurde.

Jawohl, sie tragen massenhaft. Mamselling hat schon eingemacht davon in allen möglichen Arten; es ist eine wahre Pracht. Auf dem Felde, wo wir mit dem Wagnerschen Salz gedüngt haben, ist geradezu der doppelte Ertrag gegen sonst. Das Zeug bewährt sich famos.

Als die Jünglinge die Erdbeeren „intus“ hatten, erhoben sie sich.

Sehr richtig, nickte ihnen Fritz zu. Gehen Sie flink ins Nest; morgen früh wird Ihnen das Aufstehen so wie so saurer werden als sonst. — Wie macht sich denn Schneider jetzt? fragte er den Bruder, als die beiden hinaus waren.

Ganz gut. Ein riesiges Genie ist er nicht, das hatten wir ja bald heraus. Aber die Sache freut ihn, und er arbeitet unverdrossen. Wenn er nur als Mensch ein bischen frischer wäre! Man wird nicht draus klug, ist er nur so verschüchtert und traut sich nicht aus sich heraus, oder hat er überhaupt nicht mehr von sich zu geben.

Sein Aussehen hat sich aber in diesen Wochen gebessert, find ich.

Nu ja, das soll es wohl. Er hat auch in sich hineingefuttert — da is ja das Ende von weg, sagte Mamselling immer. Das war so was für ihr gutmütiges Herz, den armen verhungerten Kerl herauszumaustern. Sehen Sie man bloß, wie er achelt, flüsterte sie mir strahlend zu, wenn er so in sein Butterbrot einhieb.

Was war denn mit ihm? fragte Margarete.

Ach, er hatte eine schlechte Stelle als Lehrling, mußte zu viel arbeiten und bekam zu wenig zu essen.

Warum blieb er denn da?

Ja, das war eben seine Dummheit. Er hätte schon viel eher melden müssen, wie es ihm ging. Aber er traute sich nicht, fürchtete, von seinem strengen Vater, der als alter Militär nicht viel mit sich reden läßt, für weichlich gehalten zu werden, und frettete sich so durch, bis er liegen blieb. Zufällig kam ich wegen eines Pferdekaufs dahin, sah den Bengel, nahm ihn mir allein vor und stach dann dem alten Herrn den Star.

Kanntest du den Vater?

Nein. Ich schrieb ihm einfach: so und so. Er reiste dann hin, besah sich die Sache, und es gab einen Krach, an den die Herrschaften wohl denken werden.

Und wann kam er zu dir?

Vor reichlich vier Wochen, also kurz vor unsrer Hochzeit. Der Alte brachte ihn mir einfach her; der Junge hätte ihn so gebeten. Ich muß in der Geschwindigkeit einen bestrickenden Eindruck auf ihn gemacht haben. Papachen erklärte mir denn auch seine Liebe.

Dem hatte wieder dein kurz angebundner Brief gefallen, warf Hans ein. Das war so was für den alten Soldaten.

Scheint so. Na — und so behielten wir ihn gleich da. Mußte natürlich vor allen Dingen erst herausgefüttert werden. Für den Zweck war er hier draußen auch besser aufgehoben als in der räuchrigen Stadt, wo er mit fünf kleinern Geschwistern in der Mietwohnung hätte hocken müssen. Du scheinst müde zu sein, Kind?

Margarete hatte wieder unterdrückt gegähnt.

Ja, ich bin etwas abgespannt, ich möchte mich wohl —

Zurückziehen? Können wir machen.

Er stand auf. Auch Hans erhob sich; seine erstaunten Blicke gingen zwischen Fritz und Margarete hin und her. Das war ja ein netter Abend, dieser erste „Daheim.“ Sie war „abgespannt,“ sie „zog sich zurück“ jetzt, nachdem die Jungen zu Bett waren und man anfangen konnte, gemütlich zu

werden. Und das Haus, das ganze Haus, wo in allen Stuben die Lichter brannten, und das man nun zusammen ansehen wollte, das man ihr feierlich übergeben wollte! Und nun ging sie abgespannt ihrer Wege, wie jemand, der auf vier Wochen zu Besuch gekommen ist.

Hans ging schnell zur Thür.

Ich will Mamselling Bescheid sagen, antwortete er über die Achsel zurück, auf Fritzens erstauntes Nun? Als er gleich darauf wieder ins Zimmer kam, waren die beiden schon im Begriff zu gehen. Ernst und steif verabschiedete er sich von Margarete.

Ich begleite dich hinauf, sagte Fritz, und zeige dir den Weg zur Schlafstube. Du warteſt auf mich, Hans; wir haben noch einiges zu besprechen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Auf Wiedersehn. Gott sei Dank! werden dem scheidenden Reichstage die Herren nachrufen, die über schwarzen Plänen brüten, wir aber sagen: Auf Wiedersehn! Die Politik ist kein angenehmes Geschäft, aber in der reichstagslosen Zeit wird sie außerdem auch noch unheimlich. Denn es geht in den obern Regionen immer allerlei vor, „man weiß nur nicht was," bloß so viel weiß jedermann, daß die untern und mittlern Schichten die Kosten von dem zu bezahlen haben, was beschlossen wird. Ist nun der Reichstag beisammen, so kommt das beschlossene heraus, und es hört wenigstens die Beunruhigung durch gespenstische Ahnungen auf.

Daß es Leute giebt, die gern ohne Volksvertretung herrschen möchten, versteht man ganz gut; was aber diese selben Leute, solange sie den Staatsstreich noch nicht wagen, gerade an dem jetzigen Reichstage auszusetzen haben, das errate, wer kann. Etwa daß er nicht genug Gesetze „fertigstellt"? Aber alle Welt, die konservative Welt am meisten, schimpft ja schon seit Jahren über die ewige Gesetzmacherei, und auch in den Grenzboten hat ein Mitarbeiter vorm Jahre einmal den Wunsch ausgesprochen, wer ein neues Gesetz vorschlagen wolle, der solle es, wie Dikaiopolis in den Acharnern, nur mit dem Kopf auf dem Richtklotz thun dürfen. Oder daß er nicht die richtigen Gesetze mache? Was soll er denn im Sinne der Staatsstreichler schöneres und richtigeres machen als agrarische Zucker- und Spiritussteuernovellen? Auch das „reichsfeindliche" Zentrum ist in allen solchen Sachen hilfreich und eifrig dabei und stets bereit, Schutzzölle, Liebesgaben, Hemmungen des Gewerbebetriebs, Freiheitsbeschränkungen und was es sonst frommes, konservatives und staatserhaltendes giebt, zu bewilligen. Beim jetzigen Spiritussteuergesetz hat es sogar eine Opferwilligkeit bewiesen, die ans Harikiri grenzt. Am 18. Mai kam die Germania auf Grund einer genauen und völlig überzeugenden Rechnung, die von niemand angefochten worden ist, zu dem Schluß: „Man darf, ohne zu übertreiben, behaupten, daß das Branntweinsteuergesetz eine schwere Schädigung der Konsumenten, einen gewaltigen Vorteil für die [meist in

Ostelbien residirenden] großen Gutsbrenner und die Vernichtung der bairischen Genossenschaftsbrennereien herbeiführen würde," und am 21., 22. und 24. hat das Zentrum dieses Gesetz, das ihm einige bairische Mandate kosten kann, bewilligt. Freilich, den Tabak noch mehr bluten zu lassen, ist auch diesmal noch nicht gelungen, aber nur Geduld! Kein Baum fällt auf den ersten Schlag, und mancher auf den zehnten noch nicht. Tabak und Bier sind nun einmal dem Deutschen ans Herz gewachsen, dem Deutschen ohne Unterschied der Konfession und Parteistellung, und kein wie immer zusammengesetzter Reichstag würde eine Auflage auf diese seine teuersten Güter ohne langes und heftiges Sträuben bewilligen. Auch die Umsturzvorlage ist gefallen, aber daran war doch nicht die vom besten Willen beseelte Mehrheit, sondern nur die Ungeschicklichkeit der Regierung schuld. Auch das Getreidemonopol haben wir noch nicht, aber es ist doch die Frage, ob, wenn es keinen Reichstag gäbe, die verbündeten Regierungen mit so rührender Geduld acht Wochen lang über den Antrag Kanitz beraten würden, wie die Reichstagskommission; der Staatsrat, dem das Haupt der verbündeten Regierungen präsidirte, hats kürzer gemacht. Ein Organ der Staatsstreichler fragt, was denn werden solle, wenn dieser Reichstag die zum Fortbestande des Reichs erforderlichen Geldmittel nicht mehr bewilligt? Ja, was wird wohl werden, wenn dereinst die Sonnenwärme so weit wird abgenommen haben, daß ganz Europa vergletschert? Ein Vorwurf, den man dem Reichstage macht, ist freilich begründet; seine meisten Mitglieder sind faul im Besuchen der Sitzungen. Nur muß auch hinzugefügt werden, daß die konservative Seite die faulste ist. Von den Mitgliedern des Reichstags, schrieb die Germania nach den viel getadelten Auszählungen der dritten Maiwoche, gehören 133 dem Bunde der Landwirte an. Von diesen 133 waren am 16. nur 32 anwesend, am 17., wo das Zuckersteuergesetz beraten wurde, 53.

Oder besteht das Verbrechen des Reichstags vielleicht darin, daß es ihm an hervorragenden Männern, an großen Rednern fehlt, daß seine Sitzungen arm sind an Geniebliţen und seine Beratungen ohne Schwung verlaufen? Ihm daraus einen Vorwurf machen, das wäre denn doch mehr als lächerlich. Was hätten denn große Männer in einem Steuerbewilligungsautomaten zu suchen? Wo soll denn in der Beratung von Polizeigesetzen und von Steuerkünsteleien der Schwung herkommen? Und wie könnten über kleine Gegenstände Reden im großen Stile gehalten werden? Schuljungen sagt man zwar manchmal, der richtige Redner müsse auch über einen Besenstiel einen glänzenden Vortrag halten können. Allein das ist ein schlechter und undeutscher Grundsatz; der echte Deutsche ist vor allem wahr und putzt nicht einen kleinen Gegenstand mit großen Worten heraus. Die Zeiten, in denen die großen Redner wachsen und das politische Leben in hohen Wogen einherbraust, sind die Zeiten des nationalen Aufschwungs; und dieser Aufschwung vollzieht sich stets in einer von drei Formen: entweder als Revolution, oder als Eroberungskrieg, oder als Befreiungskrieg; die Weltgeschichte kennt keine vierte Form, denn auch die Kolonialgründungen und die Begründungen großer Handelsmächte sind stets Ketten von Eroberungskriegen gewesen. Heute ist die dritte Form glücklicherweise nicht nötig, und was die ersten beiden anlangt, so ist uns schon der Gedanke daran verboten. Die Habsburger loben, den russischen Kaiser bei guter Laune erhalten, damit er uns nichts thue, dabei aber trotzdem bis an die Zähne gerüstet dastehn, weil die Gefahr eines Überfalls auch durch noch so große Liebenswürdigkeit und Dienstbereitschaft gegen unsre hohen Gönner nicht ausgeschlossen wird, und gleichzeitig unsre Lohnarbeiter mit geladner Flinte bewachen, damit sie nicht aufbegehren, das ist unsre Zukunft. Wir fügen uns ja in aller Demut der

überlegnen Weisheit der Staatsmänner von Fach und lassen willig all unsre Ketzereien gegen dieses Zukunftsprogramm Kindereien schelten, aber dazu bedarf es keiner Fachkenntnis, um einzusehen, daß unter diesen Umständen von schwungvoller Politik keine Rede sein kann, und daß unsre Parlamente nicht Geburtsstätten der Genies, sondern nur Stätten handwerksmäßiger Geschäftsbesorgung sein können.

Und die Geschäfte besorgt er ja leidlich, der Reichstag; mindestens so gut, wie irgend ein andres der europäischen Parlamente, die sämtlich, wie eben die ganze politische Welt, am marasmus senilis dahinsiechen. Und dabei sind wir, was immerhin etwas wert ist, weder mit einem Panama noch mit einem Panamino behaftet. Schleicht sich ja einmal der böse Geist der Börse ein und legt ein Basiliskenei in der Gestalt des Artikels 2a in die heiligen Hallen, so steht der witzige Alexander Meyer als getreuer Eckart auf der Wacht, und auf seinen Warnerruf wirft die hohe Versammlung einmütig das Scheusal zum Tempel hinaus. Leibniz hat mit einem sehr anfechtbaren Syllogismus bewiesen, daß die bestehende Welt von allen möglichen Welten die beste sein müsse; wir vermuten, gestützt auf reifliche Überlegung und umfassende Umschau, daß von allen gegenwärtig möglichen Reichstagen der, den wir haben, der erträglichste ist. Vor allem die Sozialdemokraten, meinen seine Gegner, müßten hinaus. Nun denke man sich, wir hätten statt der 46 Sozialdemokraten 46 Agrarier mehr, eifrige Agrarier, die im Vierteljahr 46 Silberreden, 46 Zuckerreden, 46 Spiritusreden, 46 Getreidepreisreden hielten! Nein, es giebt auch für vertrocknete Philister, wie wir sind, ein Maß im Ertragen des Unerträglichen! Also: auf Wiedersehn!

Die Marinerundschau. Zu Anfang dieses Jahres brachten die Grenzboten einen Aufsatz, worin darauf hingewiesen wurde, daß die deutsche Marineverwaltung selbst nicht ganz ohne Schuld sei, wenn ihr die Volksvertretung beharrlich die Mittel zum Neubau von Kriegsschiffen verweigere; sie thue nichts, um die unglaubliche Unwissenheit des deutschen Volks auf dem Gebiete des Flottenwesens zu bekämpfen, sei vielmehr ängstlich darauf bedacht, daß ja keine bemerkenswerte Mitteilung über Fahrzeuge unsrer jungen Marine an die Öffentlichkeit gelange. Auch das Erscheinen der Marinerundschau*) habe daran nicht viel geändert. Die Grenzboten richteten dann an die Marineverwaltung die Aufforderung, den geheimnisvollen Schleier zu lüften und die Marinerundschau zu einer Fundgrube marinetechnischer Nachrichten für die deutsche Presse zu machen. Heute können wir zu unsrer Freude und Genugthuung mitteilen, daß sich die Marineverwaltung entschlossen hat, die Wege einzuschlagen, die die Grenzboten empfohlen haben.

Schon im Februarheft der Marinerundschau erschien die Ankündigung, daß die Rundschau vom 1. April an getrennt vom Marineverordnungsblatt als selbständige Monatsschrift erscheinen werde. Dann heißt es weiter: „Gleichzeitig besteht die Absicht, ihren Umfang zu erweitern und bezüglich ihres Inhalts Änderungen eintreten zu lassen, die geeignet sind, den Seeinteressen des Reiches in weiterm Sinne zu dienen. In erster Linie hat sich die Redaktion entschlossen, in Form einer monatlich erscheinenden Beigabe eine Übersetzung des berühmten Werkes von Mahan: Influence of Seapower upon History, herauszugeben, dessen klare, lichtvolle Darstellung des tiefgehenden Einflusses der Seegewalt auf die Wohlfahrt und Machtstellung der Völker fast bei allen Nationen gleich durchschlagende Wirkung ausgeübt hat.“ Das Werk Mahans gehört in der That zu den Büchern,

*) Herausgegeben vom Nachrichtenbüreau des Oberkommandos der Marine.

von denen unmittelbar nach ihrem Erscheinen eine mächtige Wirkung ausgegangen ist. Der lebhafte Antrieb zum Bau von Kriegsschiffen, den wir seit einer Reihe von Jahren nicht nur in den Vereinigten Staaten, deren Seeoffizierkorps Mahan angehört, sondern fast bei allen seefahrenden Nationen der Welt wahrnehmen, ist durch das Mahansche Buch gewaltig gesteigert, zum guten Teil erst hervorgerufen worden. An zahlreichen, der alten und namentlich der neuern Geschichte entnommnen Beispielen weist Mahan unwiderleglich nach, welchen entscheidenden Einfluß die Übergewalt zur See auf den Ausgang von Völkerkämpfen geübt hat, die auf Jahrhunderte hinaus die Geschicke von Nationen bestimmt haben. Es ist deshalb ein guter Gedanke der Redaktion der Marinerundschau, dieses bedeutende Werk dem deutschen Publikum auf bequeme Weise zugänglich zu machen; wenn sich erst die Mehrzahl der gebildeten Deutschen die Lehren Mahans zu eigen gemacht hat, so wird damit den „Seeinteressen des Reichs“ allerdings in hohem Grade gedient sein.

Die Grenzboten hatten aber den besondern Wunsch ausgesprochen, die Marinerundschau möchte den spärlichen Quell der Nachrichten über unsre eigne Marine etwas reichlicher fließen lassen, denn wenn der Deutsche an der Entwicklung seiner Flotte Anteil nehmen soll, dann muß er doch auch gelegentlich etwas über sie erfahren. Wir sahen deshalb dem Erscheinen der Aprilnummer, mit dem die Rundschau ihr selbständiges Leben beginnen sollte, mit einiger Spannung entgegen. Aber das Heft ließ nicht erkennen, daß nach der von uns gewünschten Seite hin „Änderungen bezüglich des Inhalts“ eingetreten seien, und wir fürchteten schon, daß die Redaktion der Zeitschrift nach wie vor der Ansicht zuneige, es sei den Seeinteressen des Reichs nicht förderlich, wenn der Deutsche mit den Schiffen seiner eignen Marine genauer bekannt gemacht werde. Da werden wir nun durch das vor kurzem herausgegebne Maiheft aufs angenehmste enttäuscht. Dieses Heft bringt nämlich genauere Mitteilungen über die Panzerschiffe vierter Klasse „Hildebrand,“ „Heimdall“ und „Hagen,“ vor allem aber über den Kreuzer „Gefion“ (mit Abbildung). Diese Mitteilungen enthalten so ziemlich das, was man wissen muß, um sich von der Art dieser Schiffe eine klare Vorstellung machen zu können, und die Ergebnisse der Probefahrten werden in lobenswerter Ausführlichkeit mitgeteilt. Besonders zu rühmen ist, daß auch die kleinen Mängel nicht verschwiegen werden, die sich bei der Erprobung der Schiffe herausgestellt haben; die Kunst des Schiffbaus steht in Deutschland auf einer so hohen Stufe, daß unsre Marineverwaltung sich schon erlauben darf, offen zu sein. Wir beglückwünschen die Marineverwaltung zu ihrem Entschlusse, aus der bisher geübten Zurückhaltung herauszutreten, und zweifeln nicht daran, daß die Marinerundschau nun das Arsenal werden wird, aus dem der bessere Teil der Tagespresse das Rüstzeug nimmt, um damit die Gleichgiltigkeit und die Vorurteile des Publikums zu bekämpfen und ein besseres Verständnis für die Bedeutung der Seegewalt anzubahnen.

Wie notwendig das ist, das haben wieder die Reichstagsverhandlungen über den letzten Marineetat gezeigt. Welches Kraftaufwands hat es von seiten der Regierung bedurft, um die Bewilligung der verlangten vier Schiffe durchzusetzen! Daß an der Regierungsforderung keine großen Abstriche gemacht worden sind, ist wesentlich der ausgezeichneten Rede des Staatssekretärs von Marschall zu danken. Trotzdem glauben wir, daß die Notwendigkeit einer Flottenverstärkung am schlagendsten durch die Rede des Herrn Eugen Richter dargethan worden ist. Diesem Herrn ist das gedankenlose Ablehnen jeder die Verstärkung unsrer Wehrkraft bezweckenden Regierungsforderung schon längst zur Gewohnheit geworden; das Verwerfliche eines

solchen Ansinnens an die Volksvertretung steht ihm von vornherein fest, da spart er sich jedes Nachdenken, es handelt sich für ihn bloß noch um die Begründung der Ablehnung. Liest man nun die Richtersche Rede (uns hat sie in der Fassung der Freisinnigen Zeitung vorgelegen) mit ihren Trivialitäten, albernen Witzen und von gröbster Unkenntnis zeugenden Ausführungen, so hat man die Empfindung, daß die Vermehrung unsrer Kreuzerflotte doch wohl nötig sein müsse, wenn ein im Opponiren und Ablehnen so geübter Wortfechter nichts besseres dagegen zu sagen weiß, als was er in dieser dürftigen Rede vorbringt. Wandte sich doch sogar sein früherer Parteifreund Rickert gegen ihn! Herrn Richter wird nun wohl niemand so überschätzt haben, daß er von ihm eine andre Haltung erwartet hätte. Überraschender ist jedenfalls das gleiche Verhalten bei andern Abgeordneten. Man hatte es während der vorigen Legislaturperiode als eine Schmach empfunden, daß die Vertretung der Interessen unsrer großen Seehandelsstädte lediglich Sozialdemokraten anvertraut sei. Infolgedessen raffte sich der gebildete und besitzende Teil der Bremer Bürgerschaft bei den letzten Wahlen zu einer außerordentlichen Kraftanstrengung auf und erreichte es auch, daß sein Kandidat aus der Urne als Sieger hervorging. Der Herr hieß Frese und schloß sich der Freisinnigen Vereinigung an. Dieser erleuchtete Volksvertreter, der seine Wahl hauptsächlich nationalliberalen Stimmen verdankt, der Vertrauensmann der Stadt des Norddeutschen Lloyd, hat nun ebenfalls gegen die Bewilligung der Kreuzer gestimmt! Nach diesem Beweise staatsmännischer Einsicht werden sich wohl die Bremer Patrioten gesagt haben, daß das ein Sozialdemokrat auch gekonnt hätte. Welche Ironie: die leidenschaftlichsten Verfechter der Handelsvertragspolitik versagen ihre Zustimmung zum Bau der Schiffe, die bestimmt sind, Handel und Ausfuhr zu schützen und zu fördern, und die Regierung hat ihre vier Kreuzer den Stimmen der Agrarier zu danken, deren Nöte doch sicherlich nicht durch das Bauen von Kriegsschiffen geheilt werden können! Auch die jüngsten Ereignisse in Ostasien und ihre Rückwirkungen auf Europa haben die Dunkelheit in den Köpfen unsrer freisinnigen Nachtwächter nicht zu erhellen vermocht: sie tadeln die Stellungnahme der deutschen Regierung, die doch endlich wieder einmal mit herzerfrischender Entschiedenheit und schönem Erfolge in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen hat.

Aus den evangelischen Arbeitervereinen. Nur wenig bringt aus dem Stillleben dieser wackern Vereine, die, von rechts und links bedrängt, unter furchtbaren Schwierigkeiten ihre segensreiche Thätigkeit entfalten, an die Öffentlichkeit. Drum heißen wir zwei kleine Schriften willkommen, die von ihnen Kunde geben: Die Arbeit vom Pfarrer O. Schultze, dem Vorsitzenden des Leipziger Vereins, und: Großindustrie und Sozialreform. Vortrag, gehalten im evangelischen Arbeiterverein zu Gera von Julius Becker (beide von Reinhold Werther in Leipzig verlegt, 1895). Sie ergänzen einander, indem Schultze den Sozialdemokraten, Becker den Großindustriellen und den Nationalliberalen den Text liest. Becker fügt im Anhange das evangelisch-soziale und das katholisch-soziale Programm bei, sowie die Berichte der Zeitung „Das Volk“ über die Protestversammlungen der Christlich-Sozialen gegen die Auslassungen des Freiherrn von Stumm und über den „Wagner-Schmoller-Kommers.“

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Stehendes Heer und Miliz

Wenn man einen Rückblick auf die letzten das Militärbudget behandelnden Reichstagsverhandlungen wirft, so sieht man, daß es sich in der Hauptsache um ein Redeturnier zwischen den Führern der sozialdemokratischen Partei und dem Kriegsminister handelte, einen Zweikampf, der von der Sozialdemokratie hervorgerufen wurde, um außerhalb des Reichstags Aufsehen zu erregen und möglichsten Erfolg zu erzielen, und der damit endete, daß der Vertreter der Regierung die Angriffe der Sozialdemokraten gegen die Heeresverwaltung ohne Ausnahme widerlegte. Es würde sich unter diesen Umständen kaum verlohnen, noch einmal auf diese Verhandlungen zurückzukommen, wenn es nicht der Umstand, daß gleichzeitig die Militärdebatten in der französischen Nationalversammlung stattfanden, bei denen ebenfalls die Sozialdemokraten das große Wort führten, nahelegte, einmal zu untersuchen, was diese vaterlandslosen Gegner der Staatsordnung im Bereiche des Militärwesens eigentlich erstreben, und wie weit sie mit ihren Wünschen und Beschwerden Recht haben.

Zunächst unterscheidet sich der deutsche Sozialdemokrat dadurch unvorteilhaft von seinem französischen Gesinnungsgenossen, daß er meist nur Beschwerden vorbringt, die den Zweck haben, Unzufriedenheit in die Reihen des Heeres zu tragen, dadurch sozialdemokratische Ideen zu züchten und die im deutschen Volke haftende Liebe zu Fürst und Vaterland und zu unsern bewährten militärischen Einrichtungen zu untergraben. Anders der französische Gesinnungsgenosse. Er kämpft weit sachlicher, verschmäht es, jeden einzelnen mehr oder weniger berechtigten Beschwerdefall auf der Tribüne der Nationalversammlung breitzutreten, und wagt es höchst selten, geradezu gegen das Heer oder das Vaterland aufzutreten. Der Abgeordnete Faberon, der in der Sitzung vom

9. März das Vaterland als ein „bloßes Wort“ bezeichnete, mußte dem Sturm der allgemeinen Entrüstung weichend sofort die Rednertribüne verlassen.

Der Vorstoß der deutschen Sozialdemokraten teilte sich in zwei Abschnitte: in den Antrag auf Organisation eines Milizheeres und in eine größere Anzahl von Beschwerden. Die Debatten begannen damit, daß in der Sitzung vom 2. März die Abgeordneten Auer und Genossen den Antrag einbrachten, die verbündeten Regierungen möchten einen Gesetzentwurf vorlegen, durch den die Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit und die Umwandlung der jetzigen Heeresorganisation in eine Milizwehrordnung angebahnt werde. Zur Begründung dieses Antrags verwies der Abgeordnete Liebknecht auf die Verhältnisse in der Schweiz und auf das dort eingeführte Milizsystem. Als dessen Vorzüge bezeichnete er hauptsächlich folgende. Das Milizsystem erzieht eine weit größere Wehrmacht als das stehende Heer, denn es stellt die gesamte Wehrmacht des Landes in den Dienst des Vaterlandes. Die Dienstzeit in der Schweiz umfaßt die Altersklasse vom zwanzigsten bis zum vierundvierzigsten Lebensjahre, beginnt aber streng genommen schon mit dem zehnten Jahre, nämlich mit dem Turnunterricht in der Schule. Ziemlich alles(!), was jetzt in der Kaserne gelernt werden muß, würde bei richtiger Ausgestaltung des Turnens in der Schule gelernt werden und dadurch ein großer Teil der Dienstzeit entbehrlich werden. Einen Unterschied zwischen Heer und Bürgertum kennt man nicht in der Schweiz. Der Schweizer Soldat steht ganz auf der Höhe des deutschen; in der Schießfertigkeit ist er ihm sogar überlegen; seine Marschfertigkeit ist bewundernswert. Der „militärische Geist“ (den der Redner also im deutschen Heere zugiebt) bildet nicht die geringste Gewähr für militärische Tüchtigkeit. Im stehenden Heere wird der junge Mann durch die längere Dienstzeit seinem bürgerlichen Beruf entrissen und findet sich nach seiner Entlassung oft nicht wieder hinein; er hat einen Teil seiner Handgeschicklichkeit eingebüßt und verbummelt. In der Schweiz wird durch die Dienstzeit niemand seinem bürgerlichen Beruf entrissen, und schon deshalb dient jedermann gern. Während in Deutschland das Beschwerderecht des Soldaten für die meisten kaum anwendbar ist, steht es in der Schweiz, wo das Milizsystem auf gesunder demokratischer Unterlage beruht, jedem zur Verfügung. Einen ganz besondern Nachdruck legt Liebknecht auf den Kostenpunkt, weil er weiß, daß er damit außerhalb des Reichstags, bei den Steuerzahlern, den meisten Eindruck machen kann, und daß sich nicht so leicht jemand findet, der im Reichstage selbst das erforderliche Material zur Hand hat, um ihm das Irrtümliche seiner Behauptungen nachzuweisen. Er sagt, daß in der Schweiz die jährlichen Kosten für das Heer zwanzig Millionen Mark betrügen, was für Deutschland einer Summe von 340 Millionen entsprechen würde; das wäre weniger als jetzt, obgleich Deutschland nur die Hälfte der Mannschaft aufstellt, die ein Milizheer nach schweizerischem Muster zur Verfügung stellen würde.

Dies waren etwa die Gründe, die Liebknecht ins Treffen führte. Im nachstehenden wollen wir versuchen, seine Behauptungen etwas näher zu beleuchten.

Vor etwa zwei Jahren standen ein paar Aufsätze unter der gleichlautenden Überschrift: „Etwas vom Musterheere der Sozialdemokraten," der eine in den Preußischen Jahrbüchern (September 1893, S. 385 ff.), der andre in der Allgemeinen Zeitung (Morgenblatt vom 3. November 1893), die sich beide eingehend und auf amtliche Quellen gestützt mit der Frage des schweizerischen Milizheeres befaßten. Da in beiden Aufsätzen auf Äußerungen und Veröffentlichungen Liebknechts besonders Bezug genommen ist, so ist es bedauerlich, daß er von diesen Berichtigungen seiner immer wiederkehrenden Empfehlung der schweizerischen Militärverhältnisse anscheinend nicht Kenntnis genommen hat, ehe er in diesem Jahre seinen Antrag erneut empfohlen hat.

In beiden erwähnten Aufsätzen ist schon darauf hingewiesen, daß es ganz irrtümlich ist, wenn man die im Militäretat der Eidgenossenschaft veröffentlichten Zahlen als die Summe dessen annimmt, was für das Militärwesen ausgegeben wird; es giebt zahlreiche Ausgaben für militärische Zwecke, die im eidgenössischen Budget in andern Etats als im Militäretat erscheinen, während sie im deutschen Budget ausnahmslos zu diesem gerechnet werden. Für das Jahr 1892 z. B. wurden von der Eidgenossenschaft für militärische Zwecke gefordert — einschließlich zweier Nachkredite —: 54359738 Franks, von denen etwa 15 bis 16 Millionen als außerordentliche Ausgaben zu betrachten wären, und hiervon wurden 50600000 Franks wirklich ausgegeben. Dies beträgt für den Kopf der Bevölkerung von drei Millionen Einwohnern nach dem Budget über 18 Franks und nach den wirklich geleisteten Ausgaben 16 bis 17 Franks, während in Deutschland etwa 12 bis 13 Franks auf den Kopf der Bevölkerung kommen.*)

Aber nicht genug damit: die sozialdemokratischen Redner übergehen auch stets geflissentlich zwei wichtige Posten, auf die namentlich in dem Artikel der Allgemeinen Zeitung hingewiesen wurde: erstens die kantonalen Ausgaben für Militärzwecke, die teils in Barausgaben, teils in Zinsverlusten — Beschaffung und Unterhaltung von Militärgebäuden, Übungsplätzen u. s. w. — bestehen, und die Beträge der Militärpflichtersatzsteuer, die in der Schweiz sehr hoch

*) Für das Jahr 1893 betrugen nach dem Gothaischen Kalender die Ausgaben für das eidgenössische Heer 32320076 Franks. Es fehlen aber hier die in frühern Jahren ganz richtig angeführten Ausgaben für militärische Anstalten (Pulververwaltung, Pferderegieanstalt, Konstruktionswerkstätte, Munitionsfabrik, Waffenfabrik), die für das Jahr 1893 16493547 Franks betrugen, sodaß sich das Gesamtbudget auf 46831351 Franks belief. Thatsächlich ausgegeben wurden 48813622 Franks. Für das Jahr 1894 betrugen nach der eidgenössischen Staatsrechnung die wirklich geleisteten Ausgaben für die Heeresverwaltung 24780828 Franks und für die militärischen Anstalten außerdem 8460942 Franks, also zusammen 33241770 Franks.

sind. Kämen nicht diese Summen (im Jahre 1894 2978000 Franks) dem eidgenössischen und den kantonalen Militärbudgets zu gute (wie z. B. in Österreich, wo sie in der Hauptsache zu Unterstützungszwecken verwendet werden), so würden die betreffenden Etats um diese Beträge höher sein müssen.

Endlich möchten wir aber noch auf einen Punkt hinweisen, der gewöhnlich übersehen wird. Die Einrichtung des nur zur Verteidigung zu verwendenden und relativ ungenügend ausgebildeten Milizheeres hat die Schweiz genötigt, ganz gewaltige Kosten für die Landesbefestigung aufzuwenden. Nach schweizerischen Quellen waren bis Ende 1893 allein für die Gotthardbefestigung $11^1/_2$ Millionen Franks bewilligt und beinahe 11 Millionen ausgegeben worden. Für die Befestigung von St. Maurice waren 2350000 Franks bewilligt, für Vorstudien zur Befestigung des Luzienſteiges 15000 Franks. Für das Jahr 1894 war für die Unterhaltung der Gotthardbefestigungen ein Kredit von 50000 Franks und für andre dort nötige Ausgaben ein Kredit von weitern 75000 Franks beantragt. Damit sind aber die Ausgaben für Landesbefestigung sicherlich noch nicht zu Ende. Die Befestigung der im Jahre 1892 vom Bundesrate genehmigten Grimselstraße von der Kantongrenze Bern bis Gletsch im Kanton Wallis ist nur eine Frage der Zeit; die Vorarbeiten haben nach einer „Botschaft" des Bundesrates vom 30. März 1895 ergeben, daß die nötigen Bauten hohe Summen erfordern werden, und zwar mehrere Millionen für Verteidigungsanlagen auf der Grimsel selbst und etwa 1 Million für den Fall, daß man sich damit begnügte, die Grimselverteidigung in einer angemessenen Verstärkung der Furkastellung zu suchen. Aus diesen Gründen soll zur Zeit die Frage der Grimselbefestigung nicht weiter verfolgt, sondern nur kleine Arbeiten vorgenommen werden, die es ermöglichen, von der Furka aus den Übergang über die Grimsel von Wallis in das Berner Oberland zu verwehren. Bei nächster Gelegenheit wird man aber darauf zurückkommen. Berücksichtigt man endlich, daß auch die Herstellung von Befestigungen im Jura schon oft erörtert und dringend empfohlen, nur ebenfalls aus finanziellen Gründen verschoben worden ist, so drängt sich gewiß die Frage auf: Wäre es nicht billiger und zweckentsprechender, ein stehendes Heer zu halten, als diese außerordentlich hohen Kosten für Landesbefestigung auszugeben? Das Milizheer ist nur zur Verteidigung zu brauchen, darüber herrscht kein Zweifel; von der alten bewährten Regel, daß die beste Verteidigung im Angriffe besteht, oder anders, daß die beste Parade der Hieb ist, muß in der Schweiz abgesehen werden; aus diesem Grunde ist nichts übrig geblieben, als die Benutzung des außerordentlich günstigen Terrains, das die Schweiz bietet, zu Befestigungen und Straßensperren. Immerhin machen diese großen Anlagen schon jetzt die Aufstellung einzelner stehenden Truppenteile notwendig. Wie würden sich für Deutschland die Verhältnisse gestalten, wenn wir kein zuverlässiges stehendes und militärisch gründlich geschultes Heer hätten, das jederzeit und in jeder

Weise verwendbar wäre? Man vergegenwärtige sich die Kosten, die alsdann die unerläßlichen Befestigungen längs der Ost- und Westgrenze verschlingen würden! Ohne diese würde aber ein noch so starkes Milizheer, auch nur zu Verteidigungszwecken, schlechterdings keinen Wert haben.

Wenden wir uns nun zu der Frage des militärischen Vorunterrichts. Auch hier stoßen wir bei Liebknecht auf eine große Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse. Wenn uns auch die Verhältnisse in Deutschland in ihren Einzelheiten nicht bekannt sind, so glauben wir doch behaupten zu dürfen, daß für die Vorbildung der Jugend durch Turnunterricht und sonstige gymnastische Übungen in Deutschland mindestens ebenso gut gesorgt ist wie in der Schweiz, wo vieles zu wünschen übrig bleibt. Wir entnehmen dem Berichte des Bundesrats an die Bundesversammlung über seine Geschäftsführung im Jahre 1894 einige hierauf bezügliche Angaben.

Von 3882 Primarschulgemeinden der Schweiz haben 72,3 Prozent genügende Turnplätze, 14,8 Prozent ungenügende und 12,9 Prozent gar keine. 38,3 Prozent dieser Gemeinden haben alle vorgeschriebnen Geräte; 43,2 Prozent nur einen Teil, 18,5 Prozent gar keine. Eine Turnhalle haben nur 17,2 Prozent aller Primarschulgemeinden. Von 5145 Primarschulen wird nur in 1229 (= 24 Prozent) das ganze Jahr über Turnunterricht erteilt; in 3344 (= 65 Prozent) nur einen Teil des Jahres, und in 572 (= 11 Prozent) noch gar nicht. Die Ansprüche, die das Gesetz an die Zahl der Turnstunden stellt, sind sehr bescheiden; das Geringste sind jährlich 60 Stunden, und doch wird in 73,6 Prozent aller Primarschulen diese Zahl nicht erreicht. Der Turnunterricht der Ergänzungs- und Fortbildungsschulen — die es übrigens nicht in allen Kantonen giebt — ist ein freiwilliger. In den Kantonen Zürich und Glarus z. B. wird an diesen Schulen kein Turnunterricht erteilt. Der ebenfalls freiwillige sogenannte „militärische Vorunterricht," für dessen Erteilung vom Austritt aus der Schule bis zum zwanzigsten Lebensjahre die Kantone zu sorgen haben (Artikel 81 der Militärorganisation von 1874) findet nur in einigen Kantonen, nämlich in Basel, Zürich, Bern, Luzern und neuerdings St. Gallen statt. Über seinen Wert hört man verschiedne Urteile; sehr schwierig ist es, geeignete Lehrkräfte zu finden. Daß aber solche nur in einzelnen Kantonen nach Belieben stattfindende Übungen keinen Einfluß auf die militärische Ausbildung eines Heeres haben und nicht einen großen Teil der Dienstzeit entbehrlich machen können, das wird wohl auch Herrn Liebknecht einleuchten.

Die Behauptung, daß der einem stehenden Heere angehörende Soldat seinem bürgerlichen Beruf entrissen werde, der Milizsoldat hingegen nicht, und daß deshalb der Milizsoldat seiner militärischen Dienstpflicht lieber nachkomme, ist schon in dem Aufsatz der Allgemeinen Zeitung sehr richtig widerlegt. Dort heißt es etwa: In Deutschland weiß der junge Mann, der ausgehoben wird, daß er nun für zwei oder drei Jahre Soldat ist; er giebt seinen bürgerlichen

Beruf auf, und der Staat sorgt während seiner Dienstzeit für ihn durch Beköstigung, Löhnung, Kleidung u. s. w. Hat er aber seine Dienstleistung beendet — wir sprechen hier beispielsweise vom Infanteristen, der als Landrekrut ausgehoben worden ist —, so hat er während der nächsten vier oder fünf Jahre nur noch zwei Übungen zu machen, die längstens je acht Wochen dauern, aber meist mit vierzehn Tagen bis vier Wochen abgemacht werden. Dann tritt er fünf Jahre in die Landwehr ersten Aufgebots und hat während dieser Zeit nur noch zweimal acht bis vierzehn Tage Dienst zu leisten. Mit Erreichung des zweiunddreißigsten Lebensjahres ist er aber im Frieden von jeder Einberufung befreit. Infolge dieser günstigen Umstände wird es dem jungen Mann, der seinen aktiven Militärdienst geleistet hat, in der Regel nicht schwer werden, eine Anstellung zu finden, umsomehr als diese aktive Dienstleistung mit Recht für eine vorzügliche Lehrzeit gehalten wird, in der sich der junge Mann an Ordnung, Pünktlichkeit, Gehorsam gewöhnt, andrerseits sich aber auch einen gewissen Grad von Selbständigkeit und Selbstbewußtsein aneignet. Demgegenüber erscheinen die Schweizer Verhältnisse durchaus nicht günstiger. Die zweijährige ununterbrochne Dienstleistung unmittelbar nach dem Eintritt giebt es dort nicht. Infolge dessen giebt der Einberufne seine Stellung oder seine Thätigkeit nicht auf, um Soldat zu werden, d. h. um für ein paar Jahre einen andern festen Beruf zu ergreifen, sondern er ist nur genötigt, für fünfundvierzig oder sechzig Tage seine Berufsthätigkeit zu unterbrechen. In vielen Fällen aber, namentlich im Handwerk, verliert er dadurch seinen Posten und muß sich nach dem Militärdienst eine neue Stellung suchen. Bleibt er nun Gemeiner, so hat er während der nächsten elf Jahre noch fünfmal einen Wiederholungskurs von je zwanzig Tagen durchzumachen; mit zweiunddreißig Jahren tritt er für zwölf Jahre in die Landwehr und hat während dieser Zeit noch drei Übungen von je fünf Tagen zu leisten. Erst mit vierundvierzig Jahren tritt er in den Landsturm, in dem er bis zum fünfzigsten Jahre verbleibt; wahrscheinlich werden aber auch da noch Einberufungen, wenn auch nur für einen Tag, stattfinden.

Sollten hiernach wirklich die Anforderungen, die man an den Deutschen stellt, soviel härter und störender für den bürgerlichen Beruf sein als in der Schweiz? Wir glauben es nicht. Von den Vorteilen aber, die der Militärdienst in Deutschland bietet durch die Erlangung der Unteroffizierscharge, die die Gründung einer eignen Häuslichkeit gestattet und nach einer Reihe von Jahren die Berechtigung zur Anstellung im Zivilstaatsdienst mit Pensionsanspruch verschafft, muß der Schweizer Wehrmann ganz absehen.

Das Lob, das Liebknecht dem schweizerischen Heere damit zu spenden glaubt, daß er in ihm keinen Unterschied findet zwischen Heer und Bürgertum, wird von sachverständiger schweizerischer Seite nicht geteilt; im Gegenteil, die Sache wird vielmehr als eine ernste Gefahr für die Ausbildung und

Kriegstüchtigkeit betrachtet. Major Gertsch*) schreibt: „Wir brauchen in der Armee Soldaten, die gehorchen; nicht uniformirte Menschen, in denen überall der souveräne Bürger respektirt werden muß."

Die Behauptung vollends, daß der „militärische Geist" nicht die geringste Gewähr für militärische Tüchtigkeit bilde, ist so absurd, daß sie eigentlich einer Erwiderung nicht bedarf; ein Heer ohne militärischen Geist ist eben kein Heer mehr, denn alle die Tugenden, die die Tüchtigkeit eines Heeres ausmachen: Disziplin, Tapferkeit, Selbstverleugnung, Genügsamkeit, Gehorsam, Ehrgefühl u. s. w. werden eben unter „militärischem Geist" verstanden. Wenn die Vorwürfe, die Major Gertsch dem Heere seines Vaterlandes macht, wahr sind oder, sagen wir, wahr wären, so läge das daran, daß ihm bis zu einem gewissen Punkte der „militärische Geist" fehlt. Gertsch hätte alle seine Klagen und Beschwerden in den einen Ausspruch zusammenfassen können: Es fehlt unsrer Miliz an militärischem Geiste! Und über diesen Geist im deutschen Heere beklagt sich Herr Liebknecht!

Aber auch den weitern Ausspruch des sozialdemokratischen Redners, daß der Schweizer Soldat ganz auf der Höhe des deutschen Soldaten stehe, verlohnt es kaum der Mühe, zu widerlegen. Die Beurteilung eines Heeres ist nach dem, was man im Frieden sieht, sehr schwer, die Vergleichung mehrerer Heere nach ihren Leistungen auf Exerzir- und Manöverplatz noch weit schwerer. Fast unmöglich aber wird sie, wo es sich um zwei so verschiedne Organisationen handelt, wie die des deutschen und des schweizerischen Heeres, und wir könnten Herrn Liebnecht zahlreiche Aussprüche aus schweizerischen Militärkreisen mitteilen, die hiermit vollständig übereinstimmen. Es liegt auch gar nicht in der Absicht der schweizerischen Heeresverwaltung, sich mit den stehenden Heeren der Nachbarstaaten zu vergleichen. Damit soll an der Tüchtigkeit des eidgenössischen Soldaten durchaus nicht gemäkelt werden, wir erkennen seine guten Eigenschaften und seine trefflichen Leistungen vollständig an, aber zu einem Vergleich mit dem ausgebildeten deutschen Soldaten eignet er sich nicht; dazu liegen alle Verhältnisse gar zu verschieden. Oberst Gutzwiller, einer der bekanntesten und tüchtigsten der eidgenössischen Truppenführer, hat im Bernischen Offiziersverein einen Vortrag über die Manöver des sechzehnten deutschen Armeekorps gehalten, denen er im vorigen Herbst beiwohnte. Er hebt darin besonders hervor die „herrliche Disziplin," die Tüchtigkeit und Bescheidenheit unsrer Führer und ihre Sorge für die Untergebnen, das große Vertrauen der Soldaten zu ihren Führern, die Klarheit der Befehle in schwierigen Lagen und ihre rasche und genaue Ausführung, die innige Verbindung aller Waffen beim Gefecht u. s. w. „Fast in allen Punkten, sagte er vom schweizerischen Heere, stehen wir zurück; vor allem muß es bei den Führern anders werden,

*) Fritz Gertsch (Major im Generalstabe), Disziplin oder Abrüsten! Bern, 1894

da viele nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen; der militärische Vorunterricht muß durchgeführt werden, nachdem er seit 1874 auf dem Papier gestanden hat; ein energisches Vorwärts auf der ganzen Linie ist notwendig." Der Waffenchef der Kavallerie, Oberst Wille, hat vor ein paar Jahren eine Schrift veröffentlicht: „Die Ausbildung der Armee."*) Darin heißt es: „Das, was uns [in der Schweiz] fehlt, ist einstweilen noch nicht die Dauer des Dienstes, sondern es ist die Auffassung und die Anschauung über das ganze Heerwesen." Über das deutsche Heer sagt er: „So ungeheure Fortschritte auch die französische Armee in den letzten zwei Jahrzehnten gemacht haben mag, der große und entscheidende Unterschied zwischen ihr und der preußischen Armee besteht zur Stunde noch. Ein einfacher Blick auf eine preußische und eine französische Truppe läßt dies auch den oberflächlichen Beobachter erkennen: der preußische Soldat ist in erster Linie erzogen und dann ausgebildet, der französische Soldat ist nicht erzogen, er ist nur ausgebildet und gedrillt."

Endlich sei noch den Soldatenmißhandlungen und dem Beschwerderecht ein Wort gewidmet, einem beliebten Thema, dem in den Reichstagssitzungen namentlich der Abgeordnete Bebel seine Aufmerksamkeit zuwendete. Es liegt auf der Hand, daß in einem Heere mit zwei- bis dreijähriger Dienstzeit, in der die jungen Leute kasernirt und unausgesetzt der Aufsicht und Ausbildung von Berufsunteroffizieren unterworfen sind, mehr Gelegenheit zu allzu strenger und auch unerlaubter Behandlung gegeben ist als in einem Milizheere mit sechzigtägiger Ausbildungszeit und ohne Berufsunteroffiziere; es ist aber ganz unrichtig, wenn die sozialdemokratischen Volksvertreter behaupten, daß in der Schweiz eine Mißhandlung von Soldaten nie vorkomme und an und für sich unmöglich sei. Wir verweisen einfach auf die Thatsache, daß sich das eidgenössische Militärdepartement wiederholt veranlaßt gesehen hat, Verordnungen zu erlassen, die vor solchen Ausschreitungen warnen, und ferner auf eine vor ein paar Jahren erschienene Broschüre aus sozialdemokratischer Feder, die den Titel führt: „Freie Bürger oder Militärsklaven," in der nicht allein über die Mißhandlung der Soldaten, sondern auch über ungenügendes Beschwerderecht geklagt wird, beides natürlich in der bekannten sozialdemokratischen Übertreibung. Wenn aber das Beschwerderecht, nach der Ansicht des Abgeordneten Liebknecht, in der Schweiz verwendbarer sein soll als in Deutschland, so möchten wir dem aus der mehrerwähnten Broschüre des Major Gertsch nur den einen Ausspruch entgegenhalten: „Wir dürfen nicht mehr zaudern, der Beschwerdesucht der Mannschaft Einhalt zu gebieten."

Man sollte doch denken, daß solche Urteile über unsre Heereszustände einerseits und über die schweizerischen andrerseits geeignet wären, einen gewissen Eindruck hervorzurufen und auch den sozialdemokratischen Volksvertretern

*) Oberst Wille, Die Ausbildung der Armee. Frauenfeld, 1892.

die Frage nahe zu legen: Blamiren wir uns nicht, wenn wir von der Tribüne des Reichstages herab Urteile über militärische Dinge fällen, von denen wir im Grunde genommen nichts verstehen und mit denen kein Fachmann, weder hier noch im Auslande, einverstanden sein kann? Aber nein; es kommt ja nicht auf Überzeugung und Feststellung der Wahrheit an, sondern auf Agitation, auf die Verbreitung von Unzufriedenheit — wenn irgend möglich auch in den Kasernen —, und auf rednerische Leistungen für die große Masse, der das eigne Urteil fehlt, und der das im Reichstag gesprochne Wort bis zum Beweise des Gegenteils als Wahrheit erscheint.

Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik

5. Australien

(Schluß)

Die Zeit, wo die Schafschur besorgt wird, ist beschränkt. Das Geschäft leidet keinen Verzug, die auf den engsten Raum zusammengetriebnen Schafe müssen bald wieder auf ihre Weiden zurück, und so wandern denn die Scherer von einer Hürde zur andern, und die tüchtigsten unter ihnen scheren ihre 115 Schafe täglich. Die durchschnittliche Bezahlung ist 20 Reichsmark für 100. Durch harte Arbeit können sich diese Leute also eine schöne Summe verdienen, wenn sie von einem Bezirk in den andern ziehen, wobei sie wohl auf eine Arbeitszeit von vier Monaten kommen können. Aber das wandernde Leben demoralisirt sie, neun Zehntel von ihnen haben weder Weib noch Kind noch Haus, und wenn die Arbeitszeit vorbei ist, verfügen sie sich in das nächste Städtchen und verjubeln ihren Verdienst, indem sie die ganze Summe dem Kneipwirt übergeben, der sie so lange speist und tränkt, als das Geld reicht, und dann auf das Pflaster wirft. Nun tritt die Not an sie heran, sie suchen vergebens Arbeit, sie sind auch zu wenig Beschäftigungen geeignet, viele haben auch jede Lust zu etwas anderm als Schafscheren verloren. Daher der riesige Erfolg der Sozialdemokraten in dieser verwilderten Gesellschaft, von der jedes Jahr einige, die umherwandernd verdurstet oder erfroren sind, im Busch als Skeelett gefunden werden. Auch das Delirium hält furchtbare Ernten unter ihnen. Es ist eine der seltsamsten Erscheinungen des heutigen Wirtschaftslebens, halb barbarisch und halb überkultivirt, dieses kraftverwüstende, jedes Behagens bare, dem Nichts zutreibende Leben einer großindustriellen Arbeiterschar mitten in der freien Natur einer

unabsehbaren Steppe, wo soviel Raum für Glück und Frieden wäre. Die wenigen bessern Elemente dieser Gesellschaft sind die, die das gemeinsame Lager unter dem Wellenblechdach des Schlafschuppens verschmähen, um ein einsames Kamp draußen in der Steppe aufzuschlagen, wo sie beim Petroleumlämpchen die Evangelien von Henry George und die Phantasien von Bellamy lesen. Nirgends in der Welt sind diese Schriften so verbreitet wie hier. Aber freilich, es führt auch der letzte Großstadtarbeiter ein genußreiches Leben im Vergleich mit dem wandernden Schafscherer Australiens. Von diesem, jeder gesunden Freude baren, zwischen Abhetzung und Langweile schwankenden Dasein sagt ein englischer Beobachter: Dieses Leben ist so roh, daß das Hinabsinken zur vollen Brutalität ganz unbewußt eintritt.

Diese Arbeitermassen sind keine kleine Gefahr in einem so dünnbevölkerten Lande, dessen Haupterwerb sich gerade dadurch auszeichnet, daß er mit wenig „Händen," aber mit großem Kapital gewonnen wird. Es ist der alte Nomadismus, der für wenig Menschen viel Raum verlangt. Eine kleine „Station" hat auf einem Raum von 500 bis 600 Quadratkilometern, also auf dem eines deutschen Fürstentums, bei einem Schafbestand von 70000, acht Angestellte. Eine Erhebung vom Jahre 1893 wies als die größte Station eine in Queensland nach, die mit 8 Millionen Mark Kapital und — siebzig Angestellten arbeitete. Was darüber hinaus nötig ist, bringt der Zuzug jener Wanderer. Wie anders schon die Zuckerrohrpflanzungen, die durchschnittlich auf dem Quadratkilometer zwanzig bis fünfundzwanzig Arbeiter dauernd nötig haben! Der ganze weltgeschichtliche Unterschied zwischen dem Ackerbauer und Hirten, dem sich eingrabenden und dem sich ausbreitenden, dem friedlichen Hüttenbauer und dem erobernden Zeltbewohner liegt in diesem gewaltigen Abstande. Natürlich kann er in demselben Lande nicht dauernd sein. Nichts ist berechtigter als der Wunsch dieser in die Steppe hinausgeworfnen Arbeiter, daß zwischen die Weideländer Ackerbezirke gelegt werden, wo sich der Mann, der dort drei Monate im Jahre mit Schafscheren 2000 Mark verdienen kann, ein Heim und eine Familie gründet, der er auf freiem Lande seine übrige Arbeit widmet. Die Lösung des Problems ist allerdings nicht ausschließlich sozial, sie hängt mit der Bodenbeschaffenheit Australiens dadurch zusammen, daß der für Ackerbau passende Boden und besonders das unentbehrliche Wasser höchst unregelmäßig verteilt sind. Die Aussichten der artesischen Brunnen, die oft viele hundert Meter tief das Wasser suchen müssen — der tiefste scheint jetzt der von Muchadilla in Queensland zu sein, der (1893) Wasser bei 3262 englischen Fuß gewann —, werden wahrscheinlich, wie im Anfang überall, zu optimistisch betrachtet, zweifellos wird aber ihre Verbindung mit großen künstlich aufgedämmten Seen, von denen aus der Überfluß des Regenwassers verteilt werden kann, vielen jetzt noch öden Strichen Fruchtbarkeit zuführen. Haben die Wanderer erst einmal auf einem anbaufähigen Stück Boden Fuß gefaßt, so haben

sie damit den festen Punkt gewonnen, von dem aus sie den Hebel für eine Verbesserung ihrer Stellung mit ganz andrer Kraft ansetzen können. Vor allem wird sich dann die Wahlrechtsfrage für sie von selbst entscheiden, denn als Freeholders haben sie das Wahlrecht von selbst, das in der Mehrzahl der australischen Kolonien an keine Steuerzahlung gebunden ist. Es ist nur zu befürchten, daß die immer weiter fortschreitende Schafzucht diese Arbeitermassen nicht losläßt. Vonseiten der Maschinen ist gerade bei diesem Prozeß keine Arbeitsersparnis mehr zu erwarten; diesen ist auch beim Schafscheren bereits alles übertragen, wozu Menschenhände nicht unbedingt nötig sind.

Ein noch ganz unerklärtes Erzeugnis des sozialen Lebens Australiens, eine Art krankhafter Ausscheidung, sind die „Larrikins" — ein australisches Originalwort, wie die Sache selbst australisch ist. Man versteht darunter gewerbsmäßige Lumpen und Tagediebe von einer unbeschreiblichen Roheit und Gemeinheit, die nur arbeiten, wenn sie die äußerste Not zwingt, im übrigen um die Branntweinschenken „herumhängen" und zu jeder Unthat bereit sind. Auf offner Straße verüben diese Lotterbuben, zu denen auch bemooste Häupter von vierzig Jahren gehören, Gewaltthaten, gegen die oft genug die Polizei ohnmächtig ist, bis sie anfängt, mit dem Totschläger und der Peitsche zu arbeiten. Der Gedanke liegt ja nahe, daß man es hier mit den Abkömmlingen der Zucht- und Arbeitshäusler zu thun habe, die früher nach Australien abgeschoben wurden. Die Erblichkeit wird auch hier wohl ihre unheimliche Rolle spielen. Aber in diesen Banden hat man auch ein eigentümliches Ausscheidungsprodukt eines sozialen Organismus zu sehen, der jung und doch schon überreif ist. So leicht es dem ehrlichen Arbeiter wird, sich in die Höhe zu heben, um so tiefer sinkt der Arbeitsscheue, den die Möglichkeit des schrankenlosen Mißbrauchs der Freiheit und des kolonialen Ellbogenraumes immer weiter hinabführt. Nicht viele Großstädte der alten Welt haben einen Pöbel aufzuweisen wie Melbourne.

In den obern Klassen herrschen in Stadt und Land die Geschäftsleute, die Erfolg gehabt und „Geld gemacht" haben, die praktischen Köpfe, nicht die feinen Geister. Das einzige Privileg kommt vom Geld, allerdings jetzt schon in großem Maße von dem in Land angelegten. Das Streben des Kapitals, sich im Lande festzulegen, nimmt natürlich in diesen weiten Räumen gewaltige Maße an. Das Land ist ungefähr so wohlfeil wie in der merowingischen Zeit in Ostfranken, und so ausgedehnt sind denn auch die Besitztümer Einzelner. Es ist sehr begreiflich, daß Henry Georges Ansichten über das Grundeigentum bei den nichtbesitzenden Australiern den größten Anklang gefunden haben, ohne daß sie aber in der praktischen Politik zu einem Ergebnis geführt hätten. Lange vor ihnen hat Neusüdwales durch freigebige Landschenkungen an unbemittelte Einwanderer die Bildung von großen Landgütern, die systematisch zum Besten englischer Aristokratenkinder betrieben wurde, zu verhindern

gesucht. Der Geldbedarf hat aber dann doch zu großen Landverkäufen geführt, die manchmal 20 Prozent der Jahreseinnahme einer Kolonie bildeten, sodaß sich die Politiker daran gewöhnten, das noch freie Land einfach als Einnahmequelle zu betrachten. Die gewaltigen Landvergebungen an Eisenbahngesellschaften haben, wie in Amerika, verderblich gewirkt, und merkwürdigerweise ist in der Praxis keine einzige Partei über diese kurzsichtige Auffassung von dem politischen Werte des Landes hinweggekommen. Es ist fraglich, ob die Arbeiterparteien, die allerdings den Schutzzoll auch im finanziellen Interesse des Staats begünstigt haben, der Versuchung widerstehen würden, diesen unschätzbaren Besitz, der den kommenden Geschlechtern bewahrt werden sollte, wie ein „Eselein streck dich" zu behandeln. Der riesige Geldbedarf der jungen Länder scheint keinen politischen Grundsatz undurchlöchert zu lassen.

Niemand wird sich unterfangen, die politische Zukunft dieser jungen Länder zu deuten. Im Vollgefühle schwelgend, „ein neues Volk auf neuem Land zu stehn," sind sie mit Neuerungen rasch bei der Hand. Sogar den Vereinigten Staaten sind sie in manchen Maßregeln vorangeschritten, so in der energischen Behandlung der Chinesenfrage und in dem Verbot der Einwandrung Kranker und Mittelloser, in der Wahlgesetzgebung und in den Arbeiterfragen. Durch die Behandlung der Landfrage haben sie sich aber die Reform auf dem soizalen Gebiete schon jetzt außerordentlich erschwert. Mit dem Kapitalbedarf hängt sie zusammen, und durch ihn wird sie auch immer noch weiter abwärts geführt werden. Daß die politisch so selbständig sich entfaltenden Kolonien wirtschaftlich und sozial so ganz hilflos in das alteuropäische Fahrwasser geraten sind, wird immer ein merkwürdiger Beweis für die Zähigkeit der gesellschaftlichen Gedanken und Einrichtungen im Vergleich mit den politischen bleiben. Freilich hat dazu auch von der politischen Seite her das echt jugendliche Übermaß des Parteitreibens mitgewirkt. Diese Kolonien haben nicht die in vielen Beziehungen so heilsame Einrichtung der Vereinigten Staaten, daß nur der Präsident den parlamentarischen Körperschaften verantwortlich ist, von denen seine Minister demgemäß gar nicht abhängen, sondern die englische Parteiregierung. Daher ein beständiges Schaukeln der Machtverteilung, wobei sehr häufig kleine mittlere Parteien den Ausschlag geben; dem Ehrgeiz der Unreifen und Halbgebildeten ist dadurch ein allzu weites Feld geöffnet, und die Staatsangelegenheiten werden leicht nach der Schablone behandelt. In den wichtigsten Fragen spielen die persönlichen Neigungen und Feindseligkeiten der Parteiführer eine große Rolle. Die auswärtigen Angelegenheiten werden aus beschränkten Parteiansichten heraus behandelt. Als Deutschland seine Hand auf einen kleinen Teil von Neuguinea legte, entfachten die Politiker und Zeitungen Australiens einen Sturm, wie ihn über eine auswärtige Frage das Land noch nie erlebt hatte, glücklicherweise ebenso kurz wie heftig. Die unglaubliche Anmaßung, in der Entfernung von 2000

englischen Meilen von Melbourne einen Staat, der Australien mit die tüchtigsten Einwandrer gesandt hatte, mit einer jungen, natürlich schwachen Kolonie nicht dulden zu wollen, erschien selbst den Engländern zu stark. Damals sagte einer der leitenden Politiker in London einem Australier — es war in der Zeit nach den ersten Beratungen über die Vereinigung der Kolonien —: Wie gut, daß ihr eure konföderirte Flotte noch nicht beisammen habt, ihr hättet ein paar Schiffe nach Neuguinea geschickt auf die Gefahr hin, daß das Reich in Stücke ginge! Wo Deutschland mit den thörichtsten Schimpfreden bedacht wurde, wurden die englischen Minister nicht geschont. Diese ungerechtfertigte Entrüstung reicht bis zu den höchsten, verantwortungsvollsten Staatsmännern der Kolonien hinauf, deren von Unwissenheit und Vorurteil strotzende Reden glücklicherweise in Europa nicht die Beachtung fanden, auf die sie Anspruch erhoben. Es war so ziemlich derselbe Ton, der gelegentlich gegen China bei einer Chinesenhetze angeschlagen wird, und das trotz des entscheidenden Anteils, den Deutschland an den ersten australischen Ausstellungen gehabt hat. Dabei fehlt, auch bei der immer wiederholten Anfeindung der französischen Niederlassung in Neukaledonien, jede vernünftige Rücksicht auf die Machtverhältnisse. Es ist die Form des jugendlichen, beschränkten insularen Egoismus. Wir haben früher die Erklärung des neuseeländischen Premierministers Sheldon gestreift, der im Dezember 1894 vor einer Versammlung in Hokidada sagte: „Alle australischen Kolonien wünschen die Verwaltung Samoas durch Neuseeland, auch die Deutschen in Australien(!); Amerika ist gleichgiltig, England scheint widerstehen zu wollen, weil es Deutschland nicht verletzen will, aber es wird einsehen müssen, daß es für die Gegenwart und Zukunft Australasiens höchst wichtig ist, daß die Inseln des Stillen Ozeans von der britischen Rasse bewohnt werden und nicht, wie Neukaledonien, den verbrecherischen Abschaum aller Völker aufnehmen." Das beste an den brutal-egoistischen Äußerungen dieses Staatsmanns war seine Hervorhebung des Lächerlichen und Beschämenden des Zustandes in Samoa, wo die Kriegsschiffe dreier großen Nationen den dummen Parteistreitigkeiten der Eingebornen folgen müssen, als ob es ein Stück Weltgeschichte wäre. Der englische Premier hatte vorher ebenfalls in einer öffentlichen Versammlung die Ansicht ausgesprochen, Neuseeland wünsche nicht die Verwaltung von Samoa zu übernehmen. Nicht genug also, daß er sich in einem Briefe an die Zeitungen selbst berichtigen mußte, es wurde ihm zugemutet, Deutschland und den Vereinigten Staaten gegenüber noch ganz andre Forderungen dieses künftigen Großbritanniens der Südsee zu vertreten, das allerdings einstweilen nur 650000 Einwohner aufzuweisen hat.

Im stillen mag das Mutterland solche weitgehenden Forderungen willkommen heißen, denn sie entsprechen ja der Grundströmung seiner eignen Politik, in allen Ländern und auf allen Inseln Fuß zu fassen, wenn auch keine Not-

wendigkeit dazu treibt, nur um des Vorrechts halber. Ihrer Durchführung stehen aber Rücksichten auf andre Mächte im Wege. Wenn auch die Kolonien selbst schon in solchen weitausschauenden Fragen mit Abfall drohen, die großen Mächte in Europa, Asien und Amerika halten sich an England, das dann zuletzt nachgiebt, da es auf ernste Verwicklungen in den Kolonien durchaus nicht vorbereitet ist. Kein deutlicherer Beweis für die Sicherheit Englands in seinem überseeischen Besitz als die Schutzlosigkeit der wichtigsten Stellungen in Australien und Neuseeland. Der ostasiatische Krieg, der bis nach Australien hin die Machtverhältnisse im Stillen Ozean verschieben wird, wird auch zum erstenmal das Bedürfnis einer australischen Kriegsmacht so dringend machen, daß es gehört werden muß. Einen schwachen Anfang haben die Kolonien mit der Ausbesserung der Befestigungen im König-Georgssund und in der Torresstraße gemacht, die bald nach dem Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges vorgenommen worden sind. Das aus gemeinsamen Mitteln des Mutterlandes und der Kolonien begründete australische Kolonialgeschwader (fünf Schnellkreuzer und zwei Torpedoboote) bedeutet noch nicht viel. Die britischen Garnisonen sind aus den autonomen Kolonien zurückgezogen. Eigentlich bleibt also auch heute wie seit Jahren nur das südpacifische Geschwader der englischen Kriegsflotte der einzige zuverlässige Schutz dieser einen Erdteil umfassenden Kolonien samt Neuseeland, Britisch-Neuguinea und den übrigen Inseln des südlichen Stillen Ozeans, über denen die britische Flagge weht. Man braucht nur diese Thatsache zu erwägen, um den Eindruck zu begreifen, den die japanischen Seesiege auf England gemacht haben. Auch wird mit jedem Jahre das Schutzbedürfnis stärker auf die Kolonien drücken, die sich dem Föderationsgedanken etwa noch verschließen sollten. Der beliebte Spruch: Die Flotte hat das Reich gegründet, die Flotte muß das Reich erhalten, hält auch hier nicht mehr Stich. 1300 Reguläre und 7800 Milizen reichen aber nicht hin, Ansprüche zu vertreten, wie sie von den jungen Ländern Australiens erhoben werden. Man hat von der Befestigung von Thursday Island gesprochen, dem Gibraltar der Torresstraße, aber woher die Garnison der geplanten Seefeste nehmen? Es wird Australien nicht erspart bleiben, auch in Kriegssachen einen Schritt rückwärts zu den Einrichtungen des alten Europas zu machen, um so weniger, als es den Gedanken einer Flotten- und Heersteuer an England für bestimmte Leistungen, der ja praktisch aussieht, entschieden zurückweist. Man darf gespannt sein, wie die Föderation diese Aufgabe lösen wird.

Australien ist durch die Natur selbst zur Selbständigkeit und zu einer großen Stellung im Süden berufen. Während Südafrikas Entwicklung durch die ausgedehnte Wüsten- und Steppenbildung beschränkt ist, öffnet Australien durch sein tieferes Hineinragen in die gemäßigte Zone der Südhalbkugel den europäischen Kulturablegern ein weiteres Feld, das besonders im Südosten

und Osten günstige Bedingungen bietet. Zugleich ist es im Norden ein Gebiet tropischer Kultivation, von dessen Entwicklungsfähigkeit das junge Queensland im Nordosten des Erdteils eine sehr günstige Meinung erweckt. Die Entwicklung Südamerikas ist älter und in Chile, Argentinien und Uruguay weiter fortgeschritten als in den meisten Teilen von Australien, sie ist aber durch einen so weiten Raum von Australien getrennt, daß diese Selbständigkeit gleichwohl wenig dadurch beeinträchtigt ist. Die beiden Gebiete wirken auffallend wenig auf einander ein, wie überhaupt die Länder der Südhalbkugel alle immer noch viel mehr nach Norden blicken, von dorther Anregungen empfangen und dorthin Wirkungen zu üben suchen. Was Südamerika dem Stillen Ozean zukehrt, ist räumlich beschränkt oder bereits in der Kultur entwickelt. Australien mit Tasmanien und Neuseeland ist ganz auf den Stillen Ozean angewiesen. So steht Australien in seinem riesigen Bezirk so gut wie allein. Aus dieser besondern Lage heraus erhebt es mit Recht den Anspruch auf besondre Geltung in diesem Gebiet, die ihm niemand verdenkt. Wenn er sich freilich dazu versteigt, alle Inseln dieses Riesenmeeres in Anspruch zu nehmen, wird er zu jugendlichem Überschwang, den niemand politisch ernst nimmt. Daß aber zunächst einmal wirtschaftlich Australien im Verkehr mit andern Ländern des südlichen und äquatorialen Stillen Ozeans einen natürlichen Vorsprung hat, liegt auf der Hand und ist auch schon längst nicht bloß mehr Anspruch.

Der Selbständigkeit des Landes steht die Kulturabhängigkeit des jungen Volkes gegenüber, dessen festes Halten an englischen Überlieferungen auf solche Entfernung den stärksten Beweis für deren Lebenskraft liefert. In dieser Beziehung sind Englands Leistungen gerade in Australien bewundernswert. Trotz häufiger Trübungen ist das Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonie so, daß das Mutterland stolz darauf sein kann. Australien hat bis jetzt dem Mutterland am wenigsten Verdruß bereitet. Es teilt ja mit ihm die insulare Lage, die das Glück des einen wie des andern ist, die Verbindung von Aufgeschlossenheit und Selbständigkeit, und außerdem hat es nur eine englische Geschichte, nicht wie Südafrika eine holländische Vorgeschichte oder wie Kanada eine französische, deren Spuren sich nicht ausrotten lassen. In den zwei ältern Kolonien, Neusüdwales und Viktoria, findet man wohl die englischste Bevölkerung, die es überhaupt außerhalb Englands giebt. Die grundbesitzende Aristokratie, die sich hier gebildet hat, kommt dem englischen Landsquiretum außerordentlich nahe, viel mehr als den Bürgern und Farmern Australiens lieb ist. Manche „Squatterstation“ ist wie die Kopie eines alten englischen Landsitzes. Selbst die Sprache der Angloaustralier weicht viel weniger als die der Nordamerikaner von dem Englischen ab, wie es in London gesprochen wird. England ohne die Schranken des Raumes! schrieb Froude in Adelaide in sein Tagebuch. Wenn wir aber in den Briefen dieses Weltreichschwärmers von der Enttäuschung lesen, daß die Eichen Englands neben den

Eukalypten nicht gedeihen, und daß sich das Büffelgras in den zarten englischen Rasen parasitisch hineinfrißt, lassen wir uns von der Natur daran erinnern, daß diese andre Welt eines Tages auch andre Menschen tragen wird, und daß die Bevölkerung antipodischer Länder und Inseln mit den wohlerzogensten Engländern und den bestgekleideten Engländerinnen doch nicht das letzte und höchste Ziel der Weltgeschichte sein kann. Allerdings glaubte das der Pfarrer, den Froude in Melbourne predigen hörte, die Engländer seien das Salz der Erde und dazu bestimmt, der übrigen Welt das wahre Christentum zu vermitteln. Aber dieser nichtaustralische Zuhörer, ein enthusiastischer Großbrite, schrieb dann in sein Tagebuch: Einst war eine Geradheit im englischen Charakter, ein Haß der Unaufrichtigkeit und Halbunaufrichtigkeit, eine Verachtung allen Humbugs. Wo ist sie? Verschwunden, oder nur eingeschlafen? Wer Australien kennt, weiß, daß dieser Humbug von vielen geglaubt wird. Daß ein so energisch englisches Tochtervolk hier entstanden ist, bedeutet aber für lange hinaus eine der größten, förderlichsten Thatsachen der englischen Weltpolitik, wie die politischen Formen auch gestaltet und umgestaltet werden mögen.

Zum Schluß noch ein Wort über die Deutschen. Sie sind am zahlreichsten nach den Engländern, man schätzt sie auf 100000, ihre Stärke tritt aber nur in Südaustralien und einigermaßen noch in Queensland konzentrirt auf. Es hängt das damit zusammen, daß die deutsche Auswanderung nach Südaustralien früh eingesetzt hat. Daß sie sich nicht mit der schon Ende der dreißiger Jahre begonnenen Begründung der ersten Ackerbaukolonien verkrümelt hat, wie in den beiden andern ältern Kolonien Australiens, besonders dem in der Goldzeit stark von Deutschen bevölkerten Viktoria, beweist die Thatsache, daß die Australische Zeitung von Adelaide jetzt in ihrem siebenundvierzigsten Jahrgange steht und das deutsche Hauptorgan für Australien überhaupt geworden ist. Eine besondre deutsche Zeitung hat unsers Wissens nur noch Queensland aufzuweisen. Die Versuche dazu in Melbourne sind niemals recht gediehen. Woran liegt das bessere Gedeihen der südaustralischen Kolonisten? Wir meinen, als Deutsche, denn gediehen sind unsre Landsleute anderwärts auch, aber nicht so deutsch geblieben. Die erste Ursache war, daß von Anfang an unter deutschen Geistlichen und Lehrern, die gleich mit herüberkamen, feste Gemeinden gegründet wurden, wie Bethanien, Hoffnungsthal, Lobethal. Die Einwanderer kamen zum größten Teil aus engen Bezirken des protestantischen Nord- und Mitteldeutschlands, paßten zu einander, verständigten sich leicht. Dann folgte aber seit 1848, ähnlich wie in Nordamerika, ein Zufluß gebildeter Elemente, der in Adelaide zeitweilig eine ganze Reihe hervorragender Vertreter deutscher Bildung versammelte, deren Namen auch in der alten Welt einen guten Klang haben, wie Richard Schomburgk und v. Müller, Dr. Mücke, Basedow, Dr. Hermann Behr (später in San Franzisko). Einer zog den

andern nach. Der berühmte Leichhardt, einer der bedeutendsten unter den ersten Erforschern des Innern Australiens, weilte hier schon in den vierziger Jahren, und von Adelaide aus nahm Viktor Streich, ein Württemberger, dem wir treffliche wissenschaftliche Berichte verdanken, als Geolog und Mineralog an der großen Expedition des Sir Thomas Elder nach Westaustralien teil. So lehrt Südaustralien, was Nordamerika lehrt, daß die Deutschen am besten gedeihen, wo mit einer Bevölkerung von Bauern und Gewerbtreibenden eine intelligente Minderheit von Geistlichen, Lehrern, Ärzten und Politikern — denn auch das ist dort ein Beruf — eng zusammenhängt.

Der deutsche Kaufmann hat gerade in Australien für das Deutschtum weniger geleistet. Doch das ist überall ähnlich und liegt zum Teil im Berufe. Er tritt weder in großer Zahl auf, noch wurzelt er sich tief ein, und seine Arbeit ist kosmopolitischer Natur. Daß aber der Aufschwung, den der deutsche Handel neuerdings in Australien genommen hat, den dortigen Deutschen überhaupt zu gute kommen wird, wenn sie bei der geringfügigen Zuwanderung nicht aus andern Gründen zurückgehen, darf man wohl hoffen. Daß Deutschlands Handelswelt so spät erst auf Australien aufmerksam wurde, und daß es erst einer energischen Agitation, die nicht von den Seestädten, sondern von Landratten, wie Jung und Jannasch, ausging, gelang, für die ersten großen internationalen Ausstellungen von Sydney und Melbourne (1878 und 1880) in Deutschland ein thatkräftiges Interesse wachzurufen, spricht übrigens nicht sehr für den Weitblick unsrer Großkaufleute. Es ist hier im kleinen dieselbe Geschichte wie einst mit Amerika, mit dem unsre Seestädte erst lange nach den Spaniern, Portugiesen, Franzosen, Holländern und Engländern Verbindungen anknüpften, die sich sehr langsam entwickelten. Diesmal ist es mit Hilfe der Regierung rascher gegangen. Der Klage über den Mangel direkter Verbindungen mit Australien ist 1881 durch eine hamburgisch-australische Linie abgeholfen, und seit 1886 ist die mit Staatsunterstützung arbeitende Postdampferlinie des Norddeutschen Lloyd dazugekommen, die allerdings in viel höherm Maße der Einfuhr der australischen Erzeugnisse nach Deutschland als der deutschen Ausfuhr nach Australien genützt hat, wie es denn im allgemeinen bezeichnend für das Festhalten der Australier an den englischen Beziehungen ist, daß sich trotz der Zollschranken und der Wettbewerbung die Einfuhr aus England nach Australien viel langsamer vermindert als die Ausfuhr von dort nach England und die beherrschende Stellung des Londoner Marktes für australische Waren.

Auf der Hohen Salzburg

Unſre Zeit ſteht außer in manchen andern Zeichen in dem der Vereine. Sie ſteht nämlich wie jede Zeit in einer beträchtlichen Anzahl von Zeichen. Wozu ſind Vereine da? Die Frage iſt nicht klein. Es läßt ſich viel bedeutendes, gedankenſchweres darüber ſagen: wie ſich die Menſchheit dadurch über die Mitgeſchöpfe erhoben hat, daß ſie ſich von jeher zu Vereinen zuſammengethan hat, und dergleichen mehr. Nach meiner Meinung haben Vereine jeder Art nur die Beſtimmung, daß Reden in ihnen gehalten werden. Denn alles andre, ſingen eingeſchloſſen, kann der Menſch beſſer allein — wenn er es überhaupt kann. Umgekehrt hält man Reden umſo beſſer, je größer die Zahl der Zuhörer iſt; am beſten, wenn ſich unter dem lieben freien Himmel ſo viele zuſammendrängen, daß niemand etwas andres als vereinzelte, ſtark hervorhobne Kernwörter verſteht, als da ſind „unentwegt“ und das treffliche „voll und ganz.“ Vielleicht die angeſehenſten Vereine von allen ſind die Geſchichts- und Altertumsvereine. Es gab eine Zeit, wo Gelehrte ſeitab von der Welt ſaßen, forſchten und ſannen und viel gutes und wahres erdachten; aber was kann der Einzelne leiſten? Die Panacee iſt auch hier der Verein. Die Leiſtungen des Einzelnen ſind begrenzt, die der Vereine ohne jedes Maß. So ein Geſchichtsverein hat etwas demokratiſches, weil hier nicht etwa nur die Zunftgelehrten, ſondern jedermann zu Worte kommt, der kraft ſeiner geſellſchaftlichen Stellung die nötige Bildung hat und ſeinen Beitrag bezahlt. Dies wird dadurch ermöglicht, daß jeder Vortrag rechtzeitig vorher angekündigt werden muß, ſodaß ſich jeder aus Büchern über den Gegenſtand gehörig unterrichten kann und keine Überrumpelung zu befürchten hat. Es läßt ſich nicht verkennen, daß dieſe Art des Geſchichtsſtudiums etwas ungemein behagliches hat. Die Vereinsabende unterſcheiden ſich nur dadurch von den gewöhnlichen Bierabenden, daß man ſich hier über die Erlebniſſe und den guten oder ſchlechten Ruf von Leuten unterhält, die lange begraben und vermodert ſind, während man ſich ſonſt lieber mit den lebendigen Menſchen beſchäftigt. Ich habe es mit angehört, daß an einem ſolchen Abend einige Stunden lang darüber disputirt wurde, ob ein gewiſſer Herr, der im ſechzehnten Jahrhundert Abt eines gewiſſen Kloſters war, den Plan gehabt habe,

es einmal bis zur Bischofswürde zu bringen, oder ob ihm solcher Ehrgeiz fern gelegen habe. Nicht daß die Erörterung dieser Frage zum Verständnis der Lebensweise und Anschauungen unsrer Ahnen, der Ereignisse der großen Welt oder der Entwicklung der Kultur irgend etwas hätte beitragen können. Es wurde alles ängstlich vermieden, was nicht streng sachlich zur Lösung der wichtigen Frage gehörte, besonders fiel es niemand ein, sich mit jenen kleinen Zügen zu befassen, die das Leben der Zeit so anschaulich vor Augen führen; das wäre ja ganz unwissenschaftlich gewesen. Auch die Persönlichkeiten des Abts und seiner Mönche waren nicht geeignet, irgend welches menschliche Interesse zu erregen. Was wäre nun damit gewonnen gewesen, wenn man sich wirklich über die Absichten des seligen Abts geeinigt hätte, was sich natürlich nur durch Abstimmung hätte erreichen lassen? Ist diese Art des Geschichtsstudiums irgend etwas andres als die Befriedigung einer gewissen Neugierde, eine Art von Wichtigthuerei, oder höchstens ein unklarer Drang, sich mit gelehrten Dingen zu beschäftigen? Sie mag sein, was sie will, jedenfalls hat sie wenig oder nichts zu thun mit ernstem Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis; ganz sicher ist, daß man sich so niemals auch nur einen Funken Begeisterung aus der Geschichte holt, die doch Goethe bekanntlich für das beste erklärt, was wir von der Geschichte haben. Nun freilich fehlt es auch nicht an solchen, die sich gerade aus der Geschichte des Mittelalters Begeisterung genug holen, um dann das Geschlecht der Gegenwart im Vergleich mit unsern kraftvollen Vorfahren als entnervt, verkümmert, kläglich ansehen zu können. Und gewiß wendet sich der Blick nur allzu gern von so manchem, was uns das Leben der Gegenwart in hunderttausendfacher ekler Wiederholung an jedem Ort und zu jeder Stunde zudringlich vor die Augen führt, zu einer nebelhaft leuchtenden Vergangenheit zurück. Ein Grauen befällt den Beobachter, wenn er sieht, wie es überall und überall die allerniedrigste, allergemeinste Schlauheit ist, die zuletzt über alles Edle und Schöne triumphirt, die alle Früchte tausender von ernsten, arbeitsvollen Menschenleben zu wüstem Genuß und geblähtem Dünkel um sich anhäuft, und er atmet auf, wenn er von einer andern Seite her einen frischen, fröhlichen Kampfruf gegen diese Rotte geschwollener Molochs vernimmt; aber auch von da, wo er diesen Trompetenstoß hört, wendet er den Blick mit Grausen, denn vor ihm auf springt die wohlbekannte Gestalt des Rektors aller Deutschen, sie hüpft aus der Höhle des Gefängnisses, wie ein Kobold aus dem Kasten, sie steht in der Volksversammlung und läßt sich auf hohem Podium von Weib und Kind in die Arme schließen, vor vielen hunderten von gerührten Zuschauern, die ihr Eintrittsgeld bezahlt haben, und wieder wird die Brust des Beobachters mit Schmerz und Abscheu erfüllt, er richtet den Blick nach oben, wo die Auserwählten wohnen, die Tag und Nacht über des Volkes Wohlfahrt grübeln in heißem Bemühen, nicht sorgend der eignen Beförderung

und noch weniger des Sturzes der Amtsgenossen, hoch über dem kleinlichen und verabscheuungswürdigen Gewebe der Mißgunst, der List und der heimlichen Ränke; dahin richtet er den Blick und — verzweifelt. Da kommen ihm dann wohl die hohen Ahnen wie eherne Gestalten vor, gewaltig aus einem Gusse geformt, hartherzig, wo es not that, aber fest und mit ganzer Person zu ihrer erwählten Sache stehend, und das, was sie nun einmal waren, es sei, wie es wolle, ohne Umschweife und ohne Verstecken festhaltend und nicht zaghaft verhüllend.

Ich habe vor kurzem das Glück gehabt, das schöne Salzburg nicht im Regen, sondern unter goldner Sonne und tiefblauem Himmel zu sehen. Als Mitglied eines Geschichtsvereins durfte ich sehr viel mehr Genuß erwarten, als ein harmloser andrer Reisender. Ich konnte die hohe, alte Feste beleben mit Gestalten, die mich nicht vage Phantasie, sondern exakte Geschichtskenntnis sehen ließ. So wandelte ich denn einen schmalen Waldweg hinauf zur hohen Feste, voll Empfindungen, die jeder wissenschaftlichen Kritik Stand halten sollten. Ich sah auf das träumende Gemäuer, das so manches Geschlecht gesehen hatte, manchen glänzenden Zug und manches verlorne Opfer des unsteten Krieges; die Geschlechter sind gealtert und gestorben, die Jahre haben neue Menschen und neue Zeiten vorübergeführt, aber dieser majestätische Bau liegt gewaltig und unerschütterlich im Glanze der Sonne, im Regen und im Schnee, wie er seit grauer Vergangenheit liegt und in nebelhafter Zukunft liegen wird. Ob der Anblick der modernen Prunkbauten mit ihrer pygmäenhaften Unruhe den Enkeln auch den Atem nehmen wird, wie uns die steinerne Wucht der Ahnenburg? In die pelasgischen Mauersteine, unerreichbar hoch, sind die Wappen adlicher Geschlechter eingehauen, trotzig und kühn — heute meißelt, schnitzt und gravirt man sie gar zierlich an Cigarrentäschlein, Gigerlstöcke und ähnliche niedliche Dingerchen. Entzückt schweift von oben der Blick in die Runde, folgt dem silbernen Strom, weilt über prangenden Feldern und hängt in duftiger Ferne an mächtigen Bergen. So sollten alle Herrschergeschlechter sitzen, von stolzer, einsamer Höhe die Lande überblicken, daß sich kein eitler Gedanke an sie heranwagt. Das hohe Festgefühl wird nicht verstimmt, wenn wir die innern Prachträume der Burg betreten. Gewiß, ein edles Geschlecht hat diesen Sälen den Schmuck gegeben, der Würde, Einfachheit und köstliches Behagen vereint. Nur der allervornehmste Geschmack konnte die Wände mit diesem bräunlichen Leder bekleiden, und darüber mit dem tiefschwarzblauen Sammet, freundlich durchzogen von Silberstreifen. Ist es nicht, als säßen tausend Geister der Vergangenheit in diesen ehrwürdigen Öfen aus grünem Porzellan, und wer nun ein lustiges Feuer in ihnen entzündete, dem klängen seltsames Summen und phantastische Geschichten im Ohre? Aber auch eine Spur aus wilden Tagen kann uns nicht stören, eine arg beschädigte Säule, die von einer Steinkugel anstürmender Bauern ge-

troffen ist. Nur zu! Kraftvoll war der Kampf, und edel die Kriegsweise im Vergleich mit unsern Massenmordmaschinen, unsern tückischen Maxim-geschossen, unsern höllischen Torpedos.

Da geleitet uns der unvermeidliche Führer eine steile Wendeltreppe hinauf in Räume, in denen das Blut zu Eis erschauert: es sind die Folterkammern. Hier hinauf schleppte man aus jenen grausigen Gewölben da unten unselige Menschen, längst geschieden von aller Hilfe und aller Hoffnung, um sie zu schlachten, nachdem man ihre Glieder mit Qualen auseinandergereckt hatte, deren jede einzelne von einer ganzen Hölle ersonnen scheint! Ist es möglich? Diese Sonne verhüllte nicht ihren Glanz, der helle Fluß rauschte so munter wie heute durch die Felder, wenn hier so namenlos grausiges von Menschen gelitten wurde? Und nicht das allein: wenn das Menschen von andern Menschen angethan wurde? Und die es gethan, sie konnten noch in den blauen Himmel sehen, sie sahen noch etwas andres als in Martern zuckende Menschenleiber, freuten sich noch klingender Worte, tönender Musik, und hörten nicht ewig nur das Stöhnen und Jammern der Verdammten, das nicht mehr menschlich klang? Hinab in die Stadt, weg von dieser Stätte, damit ich weiß, daß ich unter meinesgleichen bin, und mich nicht die Angst befällt, die toten Henker und ihre Opfer könnten wieder lebendig werden und mir das Grauen des Wahnsinns in die Seele jagen!

Die geängstete Seele hascht nach Vorstellungen, die das Entsetzliche mildern könnten. Gewiß haben jene kraftvollen Gestalten, nicht so zart besaitet wie unser nervenschwaches Geschlecht, Todesangst, Qual und Folter weniger deutlich empfunden. Gewiß, es muß so sein. Hieße es nicht an der Güte menschlicher Natur verzweifeln, wenn man glauben wollte, daß Menschen mit Bewußtsein so außermenschliche Qualen für ihresgleichen erdacht haben? Aber doch! Sollten die Nerven unsrer Ahnen unempfindlicher gewesen sein als die eines Ochsen? Und wenn jemand die Glieder eines Ochsen mit diesen Werkzeugen auseinanderreißen wollte, so würde der Ochse vor Qual brüllen, daß jeden, der es hörte, ein Entsetzen befiele. Aber sie haben ausgelitten. Die knirschenden Glieder haben sich zur ewigen Ruhe gestreckt, das Geschrei der letzten Qualen ist verstummt im Schweigen des Todes. Jahrhunderte sind darüber hingezogen. Und doch, warum wollen mich diese Vorstellungen nicht loslassen! Was frommte es den Unseligen, daß die Zeit jede Qual einmal beenden muß? Wurde ihnen dadurch eine Minute ihrer Marter erspart? Was frommte es ihnen, daß heute mildere Sitten jene Folterwerkzeuge in die Museen zurückgedrängt haben, wo sie mit behaglichem Schauder betrachtet werden? Sie haben gelebt. Blauer Himmel, goldne Sonne und alle Lebensluft war für sie in ihre Zeit eingeschlossen. Wenn sie im Kampfe des Lebens unterlegen sind, so sind sie es für immer. Wenn sie hinabgeschleppt wurden in jene schauerlichen Verließe, dann ging für sie die ganze goldne Welt unter in

Grauen und Todesnot. Aber gewiß wenigstens nicht ohne Schuld haben sie gelitten; wenigstens ist es nur der verworfne Abschaum der Menschheit, den hier sein überhartes, aber doch nicht ganz unverdientes Schicksal ereilt hat.

Im Jahre 1525 saß auf der Hohen Salzburg der Kardinal Mathäus Lang. Der war ein gelehrter und gescheiter Herr, wohlunterrichtet in humanistischer Wissenschaft und ein Gönner der schönen Künste. Er war freilich ein Herr, der nicht gerade idealen Gütern nachjagte, sondern des Lebens höchstes Ziel im Genusse sah. Aber diesen Lebensgenuß fand er nicht im gewöhnlichen, nicht im grob materiellen. Er liebte freilich eine gute Tafel und feurige Weine, aber auch schöne, edel geformte Geräte, und was sonst die Kunst im besten Sinne hervorbrachte. Dazu war er ein kriegerischer Herr, der es liebte, in prunkender Rüstung edle Rosse zu besteigen, die er wie nur ein Rittersmann zu tummeln verstand. In diese feine Atmosphäre des guten Geschmacks durfte natürlich die grobe Ausdünstung des gemeinen Volkes nicht eindringen; das wäre Entweihung gewesen: odi profanum vulgus et arceo! Der dickköpfige Bauer, der in der schmutzigen Erde wühlt und jedes Sinnes für etwas höheres ermangelt, hatte gewiß kein Recht, sich zu beschweren, daß er in den Augen des edeln Herrn unendlich tiefer stand als zum Beispiel ein guter Jagdhund. In seinen Augen hatte die Bauernschaft nur einen Grund zur Berechtigung ihres Daseins aufzuweisen: Geld und wieder Geld aus sich herausquetschen zu lassen, damit der hochedle Kardinal seine fürstlichen Liebhabereien bezahlen konnte. Es ließ sich dagegen auch nichts einwenden, denn es war die Sitte der Zeit. Während in den Burgsälen der edeln Herren köstliche Speisen und Weine im Überfluß genossen wurden, konnte ein junger Bauer, der in dieser Zeit als Aufrührer mit dem Schwerte gerichtet wurde, den entsetzlichen Jammerruf ausstoßen: „Nun soll ich schon sterben und habe mich kaum zweimal satt Brot gegessen!“ Diese Bauern hatten einmal als freie Männer auf ihren Höfen gesessen. Aber im Laufe der letzten Jahrhunderte hatten Adel und Geistlichkeit sie zu Hörigen herabgedrückt, wobei ihnen das römische Recht treffliche Dienste geleistet hatte; denn wenn die Bauern prozessiren wollten, mußten sie erst sehr viel Geld bezahlen, und dann wurde ihnen an der Hand des römischen Rechts klar gemacht, daß sie Unrecht hatten; waren sie auch mit Gewalt und wider alles Recht in die Knechtschaft gezwungen, so war doch zu bedenken, daß sie diese Knechtschaft hundert und mehr Jahre erduldet hatten. Darum war dieser Zustand zu einem wohlerworbnen Rechte geworden — natürlich für die Herren. Das geschah ihnen recht, diesen widerspenstigen Bauern! Warum wollten sie sich gegen die milde Herrschaft des Adels sträuben, und gar gegen die väterliche Hand der Geistlichkeit? Schwer legte sich diese väterliche Hand besonders in diesem entzückenden Lande auf die unglücklichen Bauern. Steuern, und immer wieder Steuern wurden auf sie gelegt, nicht zu gemeinem Wohle, sondern um den fürstlichen Glanz der edeln

Bischöfe zu bezahlen. Was half ihnen die Frucht ihres Ackers, deren goldner Segen allen Erdgebornen blinken soll? Sie hungerten. Und wenn ein Bauer starb, mußte er in Sorge dahinscheiden, ob nicht Seine fürstliche Gnaden der Herr Erzbischof der Witwe und den unmündigen Waisen das ererbte Gut einfach wegnehmen würde; denn so geschah es häufig. Von Zeit zu Zeit machte sich die grimme Not der Gedrückten in einem kleinen Aufstande Luft. Dann wurde Kriegsvolk herbeigerufen, und die Empörer wurden gespießt, gerädert, gevierteilt: von Rechts wegen. Denn die Unterthanen waren immer schuldig, die Zechen der großen Herren zu zahlen.

Während der Regierung des Herrn Mathäus Lang hatte sich nun freilich ein bischen viel Verzweiflung und Haß angehäuft, und es sah hier bedrohlich genug aus, als im Jahre 1525 in den deutschen Landen der Aufstand der Bauern raste. Unter anderm hatte man es dem guten geistlichen Herrn übelgenommen, daß er an einem schönen Frühlingsmorgen zwischen sechs und sieben Uhr hinter seinem Schlosse, wo eine Stiege in die taufrische Abtswiese führt, zwei junge Bauern in aller Stille enthauptet hatte. Und er war doch ganz in seinem Rechte, der arme Erzbischof! Denn die beiden Bauern hatten einen Priester befreit, den der Hochfürstliche Kardinal auf ein Pferd hatte binden lassen, um ihn für den Rest seiner Erdentage in den Faulturm zu Mitterfill zu werfen. Und das hatte der böse Priester wohl verdient, denn er hatte lutherisch gepredigt. Sogar in der Stadt Salzburg war die ehrsame Bürgerschaft der vielen Willkür und Gewaltthat der fürstlichen Gnaden so überdrüssig, daß sie es offen mit den aufständischen Bauern hielt. Da erweichte sich der große Kardinal und sandte Botschaft an die Bauern, die im Felde hielten, daß sie ihm etwaige Beschwerden vertrauensvoll unterbreiten sollten; er wollte ihnen, soweit sie begründet wären, sein landesväterliches Herz weit öffnen. Als weiser Mann hielt er aber zwei Eisen im Feuer, hatte zu rechter Zeit Stadt und Land mit schwerem „Umgeld" geschätzt, und als er genug Geld beisammen hatte, ein Fähnlein von fünfhundert Mann geworben, das er in der Stadt Salzburg unterbrachte. Da sich nun die gottlosen Bauern bei seinen schönen Worten nicht beruhigten, zog er diese Söldner in seine Burg und saß hier wie ein Adler auf hohem Felsenneste, während ringsum der Aufruhr tobte. Aus dieser Zeit stammt die Spur der Steinkugel in einer Säule des Prunksaales. Er wurde nach drei Monaten des Aufruhrs Herr, mit Hilfe des schwäbischen Bundes und des Erzherzogs Ferdinand, der damals von Innsbruck aus verkündete, man solle „gegen alle Hauptleute und Rädelsführer, wo die ankommen oder betreten werden, mit Spießen, Schinden, Vierteilen und aller grausamen Straf handeln und verfahren," nicht ohne daß er mehrere Zugeständnisse machen mußte, die er nachher nicht hielt. Inzwischen war ihm auch schon eine kleine Treulosigkeit untergelaufen: er hatte um einen Waffenstillstand gebeten, den ihm die dummen

Bauern auch gewährten. Als er aber Kunde erhielt, daß der schwäbische Bund heranzog, ließ er unversehens von der Feste das schwere Geschütz schießen, sodaß eine große Anzahl Männer und Frauen erschossen wurde.

Da Ihre Hochfürstliche Gnaden den Friedensvertrag nicht hielt, brach im nächsten Jahre der Aufstand wieder aus, unter Michael Geißmeyer, dem tapfern, weitblickenden, vielgewandten Sohn der Alpen, der dann in die Dienste der Republik Venedig trat, Michael Geißmeyer, dem der Fürstbischof zu Brixen aus Furcht vor weitern Umtrieben durch zwei gedungne Meuchelmörder in Padua im Schlafe das Haupt abschlagen ließ. Natürlich wurde auch der neue Aufstand niedergeschlagen, und der Kardinal Mathäus Lang saß wieder in aller Gemütsruhe in seinen behaglichen, geschmackvollen Sälen, trank edeln Wein und würzte das Mahl durch Pflege der schönen Künste. Inzwischen knirschten die Glieder der besiegten Bauern in gräßlichen Martern, und weit in den Landen floß das Blut der Gerichteten. Das war die Zeit, wo zu Frankenhausen Thomas Münzer, der jugendliche Schwärmer mit der warmen Liebe für die Unterdrückten und dem heißen Zorn gegen die Unterdrücker in der Brust, zum Ergötzen zuschauender Fürsten so gefoltert wurde, daß sein Gesicht und der Ton seiner Schmerzen das Aussehen des Lachens annahmen.

Genug und übergenug! Sind das die großen Empfindungen, zu denen mir meine schönen Geschichtskenntnisse verhelfen sollen? Es ist Zeit, sich zu besinnen, daß diese Schreckgestalten der Vergangenheit angehören. Wie lieblich und milde leuchtet mir dagegen mein Jahrhundert. Es ist ein Vergnügen, Zeitgenosse zu sein. Es hat ja noch so lange Zeit, bis ein späteres Geschlecht unsre Zuchthäuser mit dem Grausen ansehen wird, das wir bei dem Anblick der Folterwerkzeuge unsrer Vorfahren empfinden; bis sie die unselige Menschheit bejammern werden, die ihresgleichen in die Hölle langjähriger Freiheitsstrafen gestürzt haben, in dem Wahne, damit etwas gutes zu erreichen. Das hat, wie gesagt, noch gute Weile. Und wie die Ahnen das Drücken, Schinden und Foltern der Bauern ganz in der Ordnung fanden, so erscheint es uns als recht und billig, wenn ein armer Sünder wegen eines Verbrechens gegen das heilige Eigentum nach den Paragraphen des unsterblichen Strafgesetzbuchs zu vielen Jahren Zuchthaus verurteilt wird. Ja, es ist eine schöne Zeit! Kein Bauer kann heute behaupten, er hätte sich in seinem Leben kaum zweimal satt Brot essen können; der Bauer sagt selbst, er hätte viel zu viel Brot! Das hätten sich seine Vorfahren im Jahre 1525 nicht träumen lassen, daß ihre Enkel einmal zu viel Brot haben würden. In den mehrerwähnten Zuchthäusern freilich mögen wohl Leute sitzen, die sich recht selten in ihrem Leben haben satt essen können; aber man macht nicht so viel Wesens davon, daß man es nach Jahrhunderten noch wissen könnte.

Ich aber rate jedem, der die Hohe Salzburg oder andre mittelalterliche

Herrensitze besucht, sich nicht mit so unerfreulichen Betrachtungen den Naturgenuß zu verderben, wie sie mir sehr gegen meinen Willen gekommen sind. Ich rate, sich an einer schönen Stelle ins Gras zu legen und mit blinzelnden Augen durch grüne Bäume nach oben zu sehen. Dann erscheinen dem Träumer vielleicht ritterliche Helden in strahlender Wehr und minnigliche Jungfrauen auf milchweißen Rossen, wie man sie in schönen Bilderbüchern bewundern kann. Oder wenn er ein Mensch von politischer Einsicht ist, erscheint ihm vielleicht ein Mann, der „voll und ganz" der „Jetztzeit" angehört, und weist ihn hin auf lauter lustige, buntscheckige Gestalten, die vorübertanzen, sich überkugeln und possirliche Gesichter schneiden, sodaß nicht zu erkennen ist, was sie eigentlich vorstellen. Der „Mann der Jetztzeit" aber ruft „unentwegt" mit Stentorstimme: „Immer heran, meine Herrschaften! Hier sehen Sie die allerneuesten Errungenschaften: eine Errungenschaft, noch eine Errungenschaft, lauter schöne, bunte Errungenschaften!"

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

7. In Pfarrhäusern*)

Endlich kam das heiß ersehnte Anstellungsdekret. Der Nachbar Julius lud mich und meine Siebensachen auf sein Planwägelchen und fuhr mich nach Rehberg, wobei er unterwegs fortwährend auf die Pfaffen schimpfte, denn er hatte sich mit seinem Pfarrer verfeindet. In Finsternis und Schneesturm — es war November — kamen wir an der Pforte des Pfarrhofs an. Ich zog die Glocke, und ein wütendes Hundegebell antwortete. Den Stimmen nach mußten es außer einem großen Köter ein halb Dutzend kleine sein. Dazwischen ein kräftiger, scharfer Mezzosopran: Still, ihr Bestien! Wer ist da? — Der neue Kaplan! — Johann! Wo steckt denn der Tölpel wieder! Johann! Leg den Nero an die Kette! Ali, kusch! Wirst du zurück, du Aas! Hierher, Peter! Marsch ins Haus, Fips!

Na, das ist die richtige Pfaffenwirtschaft, sagte mein Begleiter; hier bleib ich keinen Augenblick, ich werde bloß die Sachen abladen und mache mich dann fort. Adieu!

*) Aus naheliegenden Gründen werden viele der von jetzt an zu nennenden Personen teils unter erdichteten Namen, teils nur mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen eingeführt.

Gelobt sei Jesus Christus! grüßte ich, als sich endlich die Pforte öffnete, denn das Jahr Achtundvierzig hatte mit den übrigen Bestandteilen der katholischen Restauration auch diesen bis dahin in Schlesien unbekannten Gruß gebracht.

Guten Abend, antwortete die Dame mit scharfer, spöttischer Betonung. Sie führte mich in meine Stube, wo ich eine Bettstelle, einen Tisch und zwei Stühle fand, und dann in das Eßzimmer. Hier wurde mir eine sehr reichliche und vorzüglich zubereitete Mahlzeit aufgetischt, während deren Fräulein Elise erschien, um mich ein wenig zu unterhalten, d. h. natürlich, zu examiniren. Sie sagte mir, der Herr Pfarrer habe seinen gewöhnlichen Abendausgang gemacht (wie ich später erfuhr, saß er jeden Abend von sechs bis neun Uhr und jeden Morgen von zehn bis zwölf bei einem alten Ehepaare und trank dort seinen Kornschnaps), und ich würde stets allein zu Abend essen. Dann darf ich wohl bitten, sagte ich, daß Sie mir nicht jeden Abend so ein Souper vorsetzen; ich brauche bloß ein Butterbrot. — Ganz wie Sie wünschen.

Es ist für einen, der daran gewöhnt ist, eine sehr leichte Art von Askese, außer der Hauptmahlzeit sehr wenig zu genießen, wenn diese Hauptmahlzeit so reichlich und gut ist, wie das Mittagessen stets auf dem Rehberger Pfarrhofe war. Der Pfarrer Bär, der die Askese nicht einmal dem Namen nach kannte, aß den ganzen übrigen Tag buchstäblich nichts. Das einzige, was er genoß, war außer dem Morgen- und Abendschnaps eine halbe Tasse Kaffee zum Frühstück und eine zweite nachmittags; die andre Hälfte suppten seine Hunde aus. Weit schwieriger ist es, sich an ein schlechtes Mittagessen zu gewöhnen oder mit verbindlichem Dank und freundlichem Gesicht einen scheußlich schmeckenden Cichorienkaffee hinunterzuwürgen, den man als Besuch von guten Leuten vorgesetzt bekommt.

Den Hauptstoff des Gesprächs, zu dem ich wenig beitrug, bildete eine Skandalgeschichte von einem benachbarten Pfarrhofe. 'S ist eine Schande, rief die Wirtschafterin blitzenden Auges, einen so prächtigen Herrn wegen einer solchen Gans zu suspendiren! Mir sollten sie nur kommen, die Breslauer Herrn! Ich wollte sie — wenn ich der Pfarrer wäre! Und dabei ballte sie die Faust und schlug auf den Tisch. Es war eine sehr kräftige Faust. Elise war ungefähr vierzig Jahre alt, sehr kräftig gebaut, von üppigen Formen. Ihr Gesicht war frisch und wäre hübsch zu nennen gewesen, wenn es nicht aller Augenblicke durch höhnische Verziehung des Mundes, Zornrunzeln und stechende Blicke einen unheimlichen Ausdruck erhalten hätte. Haare und Augen waren pechschwarz.

Am andern Morgen stellte ich mich dem Pfarrer Bär vor. Was ist es denn für ein Mann? hatte ich zu Hause einen Kaufmann gefragt, der ihn kannte. Das will ich Ihnen sagen, hatte der erwidert. Ich hatte ihn mehrere Jahre nicht gesehen, da kam ich vor einiger Zeit durch Rehberg und besuchte

ihn einmal. Ich trat in sein Wohnzimmer, wo er, mit dem Rücken gegen die Thür, an seinem Schreibtisch saß. Guten Morgen, Bär, sagte ich, nahm mir vom Tisch eine Cigarre, zündete sie an, setzte mich aufs Sofa und rauchte sie zu Ende. Nachdem ich mir eine zweite angezündet hatte, drehte sich Bär um und sagte: Guten Morgen, Pohl! Hast du deine Hühner noch?

Bär war mittelgroß, starkknochig und breitschultrig, zwar nicht unförmlich fett, aber doch hinlänglich beschwert, um beim Gehen wie ein Tanzbär zu watscheln, hatte einen Stiernacken, die nach Unteroffizierart vor die Ohren gekämmten Haare waren an den Enden stark auswärts gekrümmt, die Augen, gewöhnlich schläfrig und halb geschlossen, verrieten mit dem Munde zusammen Pfiffigkeit; Augen und Lippen waren gewöhnlich feucht, und die erstern strömten bei Predigten und namentlich bei Grabreden leicht von Thränen über, die Gesichtsfarbe endlich bekundete den täglichen Alkoholgenuß. Na, sein Se willkommen, beantwortete er meine Anrede; nächsten Sonntag haben Se hier Gottesdienst; Dienstag und Freitag um achte geben Se Religionsunterricht in der kleinen Klasse, jeden Mittwoch fahren Se nach Elisenbrunn, wo Se Messe lesen und Religionsunterricht geben, im Sommer halten Se dort jeden Sonntag Gottesdienst, und hier haben Se im Sommer um halb acht Uhr Schulmesse. Im Winter können Se auch um dieselbe Zeit zelebriren, wenn Se wollen. Adjee!

Es war eine lange und anstrengende Rede gewesen, wie er schon lange keine gehalten hatte, und er hatte augenscheinlich genug. Das Mittagessen verlief sehr einsilbig; doch ereignete sich dabei etwas, wovon ich erst später erfuhr, daß es für meine Stellung in Rehberg entscheidend gewesen sei. Zum Rindfleisch wurde eine saure Gurke gegeben. Bär zerschnitt sie mit feierlicher Bedächtigkeit in Scheibchen und schob mir das Tellerchen hin. Natürlich nahm ich einige Scheibchen. Nun war mein Vorgänger ein cholerischer und magenleidender Mann gewesen, der sich täglich mit der Wirtschafterin gezankt hatte, teils wegen des gottlosen Treibens auf dem Pfarrhofe, teils wegen der sauern Gurken, die er nicht vertrug, und dem Pfarrer war gar manches Mittagessen durch heftige Szenen verdorben worden, soweit einem solchen Phlegmatikus irgend etwas durch Aufregung verdorben werden kann. Der Krieg war noch heftiger entbrannt, als die andächtigen Weiblein der Gemeinde von den Seelen- und Magenleiden ihres verehrten Seelsorgers Kunde erhielten und nun anfingen, ihm mit gebacknen Pflaumen beizuspringen. Wie ein Cerberus pflegte die böse Elise die frommen Pflegerinnen anzufallen, und mancher Topf voll Süßigkeiten ging auf dem gefährlichen Wege zu seiner Bestimmung in Scherben. Acht Jahre lang hatte dieser Pflaumenkrieg gedauert. Nach jenem meinem ersten Mittagmahle nun wurde der Pfarrer, als er nach dem Mittagschlaf wie gewöhnlich zum Kaffee in der Küche erschien, von Elisen gefragt: Na, wie gefällt er Ihnen? — 'S wird giehn, a ißt Saures. Und es ging! Ich

ärgerte weder ihn noch die Elise, und er fühlte sich in dem ungewohnten Friedenszustande so behaglich, daß er manchmal, wenn es in der Küche großen Krach setzte, bat: Liese, polter, wie du willst, bloß thu dem neuen Kaplan nischt! Sie that mir auch wirklich nichts. Ich trat gewöhnlich, wenn ich vom Spaziergang zurückkam, auf ein Viertelstündchen bei ihr ein, plauderte ein wenig, machte einen Scherz — auf ihre Scherze einzugehen, über die wir beide, das Dienstmädchen und ich, manchmal rot wurden, war nicht immer möglich —, und nach einem halben Jahre waren wir so gute Freunde, daß, als ich erkrankte, sie mir ohne weiteres täglich Obstkompott gab und mein Verzicht auf die sauern Gurken nicht übelgenommen wurde.

Auch die Dienstmagd hielt aus, obwohl sie es bedeutend schwerer hatte als ich. Denn sie wurde oft geohrfeigt, und nicht selten flog ihr ein Topf oder Teller an den Kopf. Wenn das Tellerwerfen anging, dann zog Bär, der mitten drin saß im Tumult und unter den Hühnern — denn im Winter logirten die damals noch nicht akklimatisirten Cochinchinahühner in der Küche —, seinen Schafpelz über den Kopf, und so schlug ihm der Hagel keine Beulen. Die Magd war verständig; weil sie blutarm war, mochte sie den in andrer Beziehung guten Dienst nicht aufgeben. Die Kutscher dagegen wechselten fast jedes Vierteljahr; welcher junge oder ältere Mann mag sich von einem Weibe prügeln lassen! Die Sache war sogar nicht ungefährlich, denn zuweilen warf sie mit Messern oder ging mit gezücktem Messer auf ihre Opfer los. Mit der Zeit wurde mir ihr Wesen verständlich. Nachdem sie Zutrauen zu mir gefaßt hatte, kam sie manchmal zu mir, setzte sich auf meinen Koffer, brach in Thränen aus und klagte sich selbst mit derselben leidenschaftlichen Heftigkeit an, mit der sie ihre Umgebung mißhandelte. Sie hatte in der Jugend schreckliches erlebt; einiges davon erzählte sie, andres deutete sie an. Jetzt hatte sie zwar eine gute Stelle, aber es gab doch auch hier dunkle Punkte. So war z. B. der Pfarrer sehr lässig im Lohnzahlen und damals ein paar Jahre rückständig; sie zweifelte, ob sie, wenn er plötzlich stürbe, zu ihrer Sache kommen würde (sie hat zehn Jahre später als Universalerbin 20000 Thaler bekommen). Dann war ja überhaupt sein Phlegma und seine Gleichgiltigkeit dazu angethan, eine hitzige Person vollends rasend zu machen. Die Kirche besuchte sie fast nie, weil sie sich für eine Verworfne hielt, und zum Abendmahl war sie seit vielen Jahren nicht mehr gewesen. Als einmal ein Jesuit zum Besuch kam, faßte sie nach heftigem Kampf den heldenmütigen Entschluß, einmal zu beichten und zu kommuniziren, und wohl eine volle Woche verging ohne Krach. Sie war, wie böse Weiber häufig, eine ausgezeichnete Wirtschafterin, Reinlichkeits- und Ordnungsfanatikerin und Meisterin der Koch- und Backkunst; mein Lebtag habe ich nicht wieder so gut gegessen wie bei ihr.

Am Abend vor Dreikönigstag — die Reihe zu predigen war am Pfarrer — trat dieser, als er vom Schnapse zurückkam, bei mir ein und sagte: Sein Se

gebeten und predigen Se morgen für mich. Morgen kann ich nicht aus der Stube; denn da kommen die Bauern mit der Ackerpacht, und wenn ich da nicht zu Hause bin, haben wir im nächsten Jahre nichts zu leben!

Das erschreckte mich zwar ein wenig, denn auf so kurze Vorbereitungszeit war ich damals noch nicht eingerichtet, aber die Ackerpacht erregte doch angenehme Gedanken. Aha, dachte ich, da wird es wohl endlich einmal Geld setzen. Denn Neujahr war vorübergegangen, ohne daß ich etwas erhalten hätte. Als Weihnachtsgeschenk hatte ich 5 Thaler bekommen. Es kam aber auch die nächsten Tage noch nichts. Endlich fragte ich einmal beim Mittagessen: Giebts hier auch Gehalt? Und wie viel wohl? — Fufzen Tholer postnumerando. — Na, dachte ich, das ist ja ein recht bequemer Dividendus. Da kannst du fünf Thaler der Mutter geben, fünf aufs Schuldenbezahlen verwenden und behältst fünf übrig, was reichlich für Kleider, Bücher und Taschengeld langt. Als dann aber das Geld endlich kam, waren es 15 Thaler aufs Vierteljahr, und mein schöner Einteilungsplan ging in die Brüche.

An und für sich sind 60 Thaler im Jahr bei ganz freier sehr guter Station für einen jungen Geistlichen kein schlechtes Einkommen, obwohl nicht sehr standesgemäß, weil schon damals jeder Großknecht ebensoviel bezog. Aber wenn man Schulden zu bezahlen und arme Verwandte zu unterstützen hat, würde man ein paar Thaler mehr bei einer weniger üppigen Beköstigung vorziehen. Übrigens erhöhte sich das Einkommen mit der Zeit durch Meßstipendien beinahe auf das Doppelte. In Rehberg gab es keine; aber ein Freund schrieb mir, man bringe ihm soviel, daß er den Verpflichtungen nicht genügen könne, ob ich ihm die überschüssigen abnehmen wolle. Natürlich war ich bereit, obwohl mir diese Art Bankgeschäft wunderlich und anstößig vorkam. Allein ich erfuhr, daß das allgemein üblich sei.

Da ich den ganzen Tag allein war mit den Büchern, die ich aus verschiednen Bibliotheken bezog, der Mittagstisch, das Viertelstündchen in der Küche und der Spaziergang die einzige Abwechslung bildeten, so wurde mir jede der spärlichen Amtshandlungen zum Feste. Das Predigen macht in der ersten Zeit um so mehr Freude, als man eine Menge Weisheit aufgestapelt hat, die man doch gern an den Mann bringen möchte. Und daß es auch den nicht zahlreichen Zuhörern Freude mache, erfuhr ich gelegentlich vom Glöckner Menzel. Menzel war ein alter Unteroffizier: lang, dürr, steif, von stets kerzengerader Haltung, in allem streng militärisch. Beim Hochamt trat er mit dem Klingelbeutel in die Sakristeithür, sobald der Geistliche das Credo in unum Deum anstimmte, und genau gleichzeitig mit der Silbe um fiel sein ausgestreckter linker Fuß aufs Pflaster nieder, und es wurde losmarschiert. Jeden Morgen Punkt $^1/_4$8 Uhr erschien er in unsrer Wohnung, um die Kelche zu holen und zu fragen, ob wir Messe lesen würden, was bei mir überflüssig war, da ich nie aussetzte; aber er wich nicht vom Herkommen. Zum Pfarrer sagte er:

Guten Morgen, Herr Pfarrer, wern Se rüber kommen? Zu mir: Gelobt sei Jesus Christus, Herr Kaplan, wern Se rüber kommen? Er tyrannisirte seine kleine Frau, die hölliſche Angſt vor ihm hatte und, wenn er mit jemand ſprach, beſtändig ſcheu zu ihm aufblickte und unter beſtätigendem Nicken das Echo bildete. Ich danke für die Nachfrage (wir danken für die Nachfrage); es geht mir heute gut (es geht ihm heute gut); ich habe keinen Atem (er hat keinen Atem); Sie müſſen nämlich wiſſen (Sie müſſen nämlich wiſſen), ich hab ſeit zwanzig Jahren den Gallenſtein (er hat ſeit zwanzig Jahren den Gallenſtein), und wenn die Schmerzen kommen (und wenn die Schmerzen kommen), da kommt auch der Atem (da kommt auch der Atem), und wenn der Atem weg iſt (und wenn der Atem weg iſt), da ſind auch die Schmerzen weg u. ſ. w. Er hatte eine Nichte ins Haus genommen, auf die die Frau um ſo eiferſüchtiger war, als das Mädchen von Menzel mehr aus Bosheit als aus Wohlwollen bevorzugt wurde. Einmal, als der Mann darniederlag, beſuchte ich ihn. Ach, der arme Mann, flüſterte die Frau im Hausflur; wenns nur uf eene Art würde; lange kann ers nicht mehr aushalten! Er ſelbſt aber ſagte: O es geht mir ganz gut, denn hier die Thereſe, was meine Nichte iſt, die pflegt mich ausgezeichnet, und wenn du, Weib, wirſt geſtorben ſein, und das Mädel führt mir die Wirtſchaft, da wird das ein ſchönes Leben ſein.

Alſo eines Tages, da wir zu einem Kranken fuhren, fing Menzel an, mich zu loben. Und die Predigten, nee, alles was wahr iſt, die Leute ſagen alle, ſo was — hier ſtockte er und wurde kreideweiß, denn der Kutſcher drehte ſich um —, wenn ders gehört hat und klatſcht — nicht etwa beim Pfarrer, der über ſo was erhaben iſt, aber bei der Lieſe! Ä — ä — fuhr er mit gehobner Stimme fort, aber natürlich, ſo wie der Herr Pfarrer, nee, daran iſt ja nicht zu denken; die langen Jahre, und die Übung, und die vielen Bücher! Nee, der Herr Pfarrer war ja ſchon vor dreißig Jahren ein berühmter Redner!

Einen Genuß eigner Art bereitete das Beichtehören. Nicht etwa, daß es mir Vergnügen gemacht hätte, über die Sünden zu ſchelten; aber bei geplagten Frauen, bei Dienſtboten, die eine böſe Herrſchaft haben, und bei prügelſatten Lehrjungen bildet das Sündenbekenntnis nur die Hülle ihrer Klagen, und es iſt etwas ſchönes, ſie mit ein paar herzlichen Worten ein wenig tröſten zu können. Die Worte thuns ja nicht, die ſind ziemlich gleichgiltig, nur daß ſie wiſſen, es iſt noch jemand auf der Welt, ders gut mit ihnen meint, darin beſteht die tröſtende Kraft deſſen, was man ſpricht. Dagegen die Männer! Das iſt ein greuliches Geſchäft, da ſich keiner einer Sünde bewußt iſt. Eines Tages lernte ich ein Prachtexemplar kennen: Im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes. Ich bin Sie nämlich der alte Schwärtner, und hab ene junge Frau, und die hat immer gern a biſſel Unterhaltung, und da läßt ſe Sie bitten, Sie möchten doch heute Nachmittag um dreie zu uns zum Kaffee kommen. Dieſe und alle meine andern Sünden ſind mir von Herzen leid

u. s. w. Ich weiß nicht mehr, wie ich meiner Entrüstung über eine solche Beichte Luft gemacht habe, nur soviel weiß ich, daß ich um Punkt drei Uhr bei Schwärtners anklopfte. Als ich die Thür öffnete, fielen zu meinem Schrecken sämtliche Anwesende auf ihre Kniee nieder, und ein junger Mann sagte: Ihr Herr Vorgänger hat uns jedesmal beim Kommen und beim Gehen den Segen gespendet, wir bitten, daß Sie es auch so halten. Mir war das furchtbar peinlich, aber es blieb mir nichts übrig, als mich zu fügen. Dem Vater Schwärtner half man dann wieder auf die Beine und setzte ihn in die Ofenecke, wo er seinen Kaffee bekam und darauf einnickte, wir andern aber setzten uns um den Tisch herum, auf lauter Rosen. Die Frau Schwärter nämlich, eine schlanke Frau mit einem kindlichen frischen Gesichtchen, die reine Unschuld und Herzensgüte, hatte die einzige Leidenschaft, auf Kaffeesackzeug Rosenbouquets und Rosenguirlanden zu sticken und damit die Sofas, die Stühle, die Fensterpolster, die Kommoden zu überziehen. Der junge Mann, namens Fuchs, hatte ein bartloses runzliges Gesicht, wie ein älterer Bauer. Bauer war er auch, indem er zwar das Handwerk seines Vaters, die Sattlerei gelernt hatte, damals aber die Ackerwirtschaft seiner Eltern besorgte. Außerdem war noch ein Bahnmeister mit seiner Frau anwesend. Das war eine lebhafte hübsche Person, die Scherze und Gedichte in schlesischer Mundart aus dem Ärmel schüttelte, gleichzeitig aber — sie war Konvertitin — zusammen mit dem jungen Fuchs dafür sorgte, daß der kleine Zirkel die Religiosität im streng ultramontanen Sinne pflegte und der in der Gemeinde herrschenden Lauheit und Gottlosigkeit durch das Beispiel fleißigen Kirchenbesuchs, öfterer Beichte und auffälliger Andachtsübungen entgegenwirkte, und ihr Mann, ein kreuzbraver Kerl „von der Artollerie," mußte eben wohl oder übel mit. Gar zu schlimm hatte ers ja nicht dabei, da ihn vor übermäßigem Kirchenbesuch sein Dienst behütete, bei den Zusammenkünften aber für gute Naturalverpflegung und im allgemeinen verständige Unterhaltung, die mit harmlosem Scherz gewürzt wurde, gesorgt war. Wenn der überspannte Fuchs, der, ebenfalls Konvertit, die Frömmigkeit von seiner Wanderschaft, und zwar aus Tirol mit heimgebracht hatte und sich bemühte, dieses exotische Gewächs auf dem kalten Herzensacker der derb realistischen Rehberger zu akklimatisiren, wenn dieser junge Schwärmer auf Flügeln der Mystik ins Blaue zu enteilen Miene machte, holte ihn die Frau Bahnmeisterin, die ihn fest an der Strippe hielt, immer wieder mit einem kräftigen Ruck auf die Erde herunter. Essen Sie doch, fuhr sie ihn an, als er mit andächtig gefalteten Händen verzückten Blicks bald auf die Heiligenbilder an der Wand bald auf mich starrte. — Wie kann man sich mit dem Erdenkot befassen, der nur mit Füßen getreten zu werden verdient, wenn man himmlisches Manna erwartet! — Das war ein Wink mit dem Zaunpfahl für mich, daß ich etwas erbauliches loslassen sollte. — Sie dämlicher Kerl, antwortete sie, wie können Sie so von Gottes Gaben sprechen; überhaupt Sie, der Sie

wie ein Scheunendreſcher eſſen [das war er ja auch] und den Kot, wie Sie es nennen, gar zu gern in den Mund ſtecken! — Und er gehorchte, und ließ ein Stück Kuchen nach dem andern in ſeinem geräumigen Schlunde verſchwinden.

Der Religionsunterricht, auf den ich mich ganz beſonders gefreut hatte, fiel mir nicht leicht. Ich traf den für die kleinen Kinder paſſenden Ton nicht recht; daß eine volle Stunde Katechismusunterricht bei kleinen Kindern ein pädagogiſches Unding ſei, wußte ich damals zum Glück noch nicht, und verlor alſo bei der Siſyphusarbeit, an ſich unüberwindliche Schwierigkeiten zu überwinden, den Mut nicht. Als ein großes Glück empfand ich es, als mir der Pfarrer den Konfirmandenunterricht übergab, denn bei dieſen größern Knaben und Mädchen fand ich doch ſchon Verſtändnis. Bald waren mir dieſe Stunden mehr als das halbe Leben, und es wurde mir angſt, als ſie zu Ende gingen. Ließe er dir doch den Religionsunterricht der Oberklaſſe! dachte ich. Das geſchah aber vorläufig nicht, obwohl ich wußte, daß er ihn oft ausſetzte. Eines ſchönen Maimorgens jedoch ertönte ſeine Stimme aus dem Garten herauf: Herr Kaplan, ich bin gerade beim Okuliren (er war ein großer Roſenzüchter), Se könnten mal für mich in die Schule gehn.

Wer war froher als ich! Seitdem wartete ich jeden Montag und Donnerstag mit einer Art Fieber auf ſeinen Ruf, der zu meinem Verdruß manchmal erſt um halb neun ertönte, ſodaß ich um die Hälfte der Stunde kam. Und als er einmal nach halb noch im Garten ſchaffte, ohne zu rufen, da ging ich unaufgefordert; von da ab trat ich durch ſtillſchweigende Übereinkunft an ſeine Stelle. Daß ich mich gar nicht um den Garten kümmerte, war, wie ich ſpäter habe einſehen lernen, eine große Dummheit. Der humaniſtiſche Idealismus, den ich auf dem Gymnaſium, und der theologiſche, den ich in Breslau eingeſogen hatte, erzeugten zuſammen die thörichte Vorſtellung, daß jede andre als die rein geiſtigen Beſchäftigungen des Geiſtlichen unwürdig ſei.

Der von allem Idealismus freie Bär hat mich, wie ich an ſeinem ironiſchen Lächeln manchmal merkte, ſicherlich für den größten Eſel gehalten, der ihm bis dahin im Leben vorgekommen war, aber weil ich in keiner Weiſe ſeine Bequemlichkeit ſtörte, war ihm der Eſel lieber, als ihm ein Fuchs oder eine Haderkatze geweſen ſein würde. Er ſelbſt war ein großer Philoſoph, ein ſo großer, daß man drei daraus hätte machen können. Denn er hatte für alle Fälle drei Sprüchlein, von denen jedes eine ganze Philoſophie enthält. Eines Feſttages, wo er auswärts geweſen war, erzählte ich ihm: Heute hat der Kantor wieder einmal erſt eine halbe Stunde mit dem Leimtiegel hantiren müſſen, ehe die Orgel den erſten Ton von ſich gab; er meinte, die Reparatur werde ſich doch wohl nicht länger aufſchieben laſſen. Da ſagte der dreimal Weiſe: Die dummen Schulmeiſter denken, das liege an der Orgel; das liegt bloß am Wetter; das muß man a ſu (ſo) austemperiren loſſen. Das muß

man a su austemperiren lossen — das war sein Bescheid, mochte jemand krank oder ein kirchliches Gebäude baufällig geworden, oder eine Revolution ausgebrochen sein, oder die Liese wettern, oder der vor beständiger Ungeduld zappelnde Kantor erklären, daß er mit seinem Gehalt nicht mehr auskomme und seine Lage nicht mehr vierundzwanzig Stunden lang ertragen werde. Diese Weisheit hatte ihn auch in der Revolution von 1848 gerettet. Als ein wütender Hause den Pfarrhof umtobte und schwur, daß man den verdammten katholischen Pfaffen mitsamt dem bösen Weibsbilde verbrennen wolle, war er vor die Thür gewatschelt und hatte gefragt: Na Kinder, was wollt ihr denn eegentlich, wollt ihr en Schnops? Darauf hatten sie alle gelacht über das drollige Gesicht, das er dazu schnitt, und er hatte mit gelacht, und hatte die Schnapspulle herumgehen lassen, und die Revolution war vorläufig zu Ende. Und wird nicht selbst ein europäischer Großstaat seit vierhundert Jahren nach dem Grundsatze regiert: austemperiren lassen, dem Grundsatze, den Kaiser Friedrich III. (oder IV.) zur habsburgischen Familientradition gemacht hat, von der eigentlich nur die temperamentvollern Führer der Gegenreformation abgewichen sind? Und wohl dem Hause Habsburg, daß es an dem bewährten Grundsatze festhält! Hätte man an der Donau andre Methoden versucht, so wäre der Kaiserstaat wohl längst aus dem Leime gegangen. Die Völker freilich fühlen sich nicht immer behaglich dabei und geberden sich manchmal wie der Rehberger Kantor.

Als ich den Pfarrer für den Borromäusverein zu pressen unternahm, schnitt er die Diskussion mit der Bemerkung ab: 'S is ja alles bloß Geldschneiderei! 'S ist ja alles bloß Geldschneiderei — so hieß es, wenn ein neuer Verein gegründet, eine Eisenbahn gebaut, ein Gesetz beraten, eine neue Beleuchtungsart erfunden oder ein Fest veranstaltet wurde. Und so hat er schon vor Karl Marx das Wesen des Kapitalismus durchschaut und den Grund zur materialistischen Geschichtsphilosophie gelegt. Übrigens gelang es mir, den Beitrag aus ihm herauszupressen, nur sträubte er sich aufs neue, als er sich aus der Liste, die ich ihm vorlegte, ein Buch auswählen sollte: 'S ist ja alles bloß Geldschneiderei, ächzte er fortwährend, indem er das Blatt, das er verkehrt in der Hand hielt, hin und her wendete. Habsüchtig war er nicht, aber geizig. Es kostete unendliche Mühe, ihm einen Thaler zu entwinden, auch wenn er ihn zu zahlen verpflichtet war, dagegen that er nichts, seine Einkünfte zu erhöhen. Die Stolgebühren, die freilich unbedeutend waren, trieb er nicht ein, wenn sie nicht von selber eingingen, und mit dem Pachtzins, den er für seine drei Widmuten forderte, waren seine Pachtbauern — ausnahmslos Protestanten — sehr zufrieden; aus Dankbarkeit schickten sie Berge von Kirmeskuchen auf den Pfarrhof.

Sein dritter Weisheitsspruch war: Jedes Ding hat seine zwei Seiten; den bekam ich zu hören, so oft ich jemanden oder irgend etwas lobte. Und

dieſe Zwei- oder Mehrſeitigkeit oder Relativität alles Seienden bildet ja wohl das Weſentliche der heutigen Weltanſchauung im Unterſchiede von der der frühern mehr dogmatiſchen Zeiten. Leider muß ich bekennen, daß Bär den ſchönen Grundſatz von der allgemeinen Zweiſeitigkeit nur einſeitig anwendete. Wenn geſchimpft wurde, hütete er ſich wohl, an die Lichtſeite des getadelten Gegenſtandes zu erinnern, und namentlich vom geiſtlichen Amte, wie man in der Diözeſe Breslau das Generalvikariatamt nennt, würde er niemals zugegeben haben, daß es mehr als eine Seite, die verabſcheuungswürdige, habe.

(Fortſetzung folgt)

Der erſte Beſte

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortſetzung)

6

Draußen, als ſie an der jetzt halboffnen Thür ihres hergezauberten Stübchens vorbeikamen — Mamſelling löſchte drinnen die Lampen aus —, ging wieder eine weiche, warme Welle über Margaretens Herz.

Das war doch ſehr gut von ihm, dachte ſie und ſchob leiſe ihre Hand unter ſeinen Arm.

Er that aber nicht, als hätte er ihren Blick ins Zimmer hinein geſehen.

Hier hinauf, ſagte er ruhig, den Arm beugend, damit ſie ſich beſſer an ihm anhalten könnte. Gleich neben der Thür ging die in dem breiten Flur freiliegende Holztreppe in die Höhe.

Mamſelling, rief Fritz von den erſten paar Stufen zurück, bitte ſchicken Sie doch die Lieſe herauf, daß ſie meiner Frau ein bischen beim Auspacken hilft.

Das iſt ja nicht nötig, ſagte Margarete, was hab ich denn viel auszupacken heute Abend?

Laß nur; du kannſt ſie wegſchicken, wenn du ſie nicht mehr brauchſt.

Im obern Stock, deſſen geräumiger Mittelflur dem zu ebner Erde entſprach, öffnete er die Thür zu der über dem Speiſezimmer gelegnen Stube. Zwei Wandleuchter zu beiden Seiten des großen Spiegels und eine Lampe auf der Kommode erleuchteten das hellfarbige, luftige Gemach.

Fritz blieb auf der Schwelle ſtehen.

So. Gute Nacht, Gretchen, ſagte er freundlich. Ruh dich recht aus. Auf Wiederſehen beim Frühſtück. Laß dir was ſchönes träumen dieſe erſte Nacht unter deinem Dache.

Margarete ſah ihn verlegen an. Er war wieder ganz der gleichmütig

liebenswürdige Mann der letzten Tage nach jener Unterhaltung im Warnemünder Hotelzimmer. Ganz sanft und leicht faßte er ihren Kopf in beide Hände und küßte sie auf die Stirn, nicht auf den Mund. Das war seitdem allabendlich sein Gutenachtgruß gewesen. In dem freundlichen Blick, mit dem er ihr zunickte, als er ihr dann noch die Hand gab, war nichts mehr zu lesen von der leidenschaftlichen Innigkeit, die ihm unten in ihrem Zimmer aus den Augen geleuchtet hatte. Er schien vergessen zu haben, daß er sie vor noch nicht einer Stunde so fest in den Armen gehalten und geküßt hatte. Ein leiser Schauer lief ihr über die Haut, als sie jetzt an diesen sehnsüchtigen Kuß dachte. Und hatte nicht auch sie selbst — sie atmete tief und beklommen auf — da hatte Fritz schon sacht von außen die Thür angedrückt.

Langsam ging er einige Stufen hinunter; dann blieb er stehen und sah zurück, aber mit einem gar nicht gleichmütigen Blick. Zwischen seinen Brauen stand eine tiefe Falte. Er schüttelte die Hand gegen die geschlossene Thür.

Das hilft nichts, meine kleine Dirn, murmelte er, nun mußt du — er sprach den Gedanken nicht zu Ende und ging weiter treppab.

Unten im Speisezimmer, wo ihn Hans erwartete und ihm mit einem Gesicht entgegensah, das ganz in leidenschaftlichem Mitgefühl über diesen „verkrachten" Abend aufgelöst war, hatte er sich schon längst wieder gesammelt, und Hans folgte einigermaßen verblüfft seinen ruhigen sachlichen Fragen und Besprechungen für den nächsten Tag.

Margarete war noch an der geschlossenen Thür stehen geblieben. Sie hörte seine Schritte auf der Treppe; als sie anhielten, legte sie die Hand auf die Klinke. Ihr verblaßtes kleines Gesicht färbte sich rot.

Zurückrufen — noch einmal danken — sie zögerte noch. Da gingen die Schritte schon weiter, entfernten sich und verhallten. Es ging ihr ein kleiner Ruck durch die Glieder; dann aber ließ sie aufseufzend die Hand sinken und lehnte sich mit dem Rücken an die Thür. Flüchtig war es ihr durch den Kopf geblitzt: ihm nachlaufen, ganz schnell, ihn auf der Treppe festhalten! Aber mutlos gab sie in demselben Augenblick den Gedanken auf. Wieder aus dem Zimmer heraus müssen, über den hellen Flur? Sie schüttelte den Kopf. Es war ihr bange in dem fremden Hause; sie fühlte sich so beklommen darin, so gar nicht, als wenn sie die Herrin wäre. Da unten in ihrem Zimmer freilich — o ja, da war ihr das Herz aufgegangen. Und wenn nicht gleich darnach die jämmerliche Enttäuschung gekommen wäre, der Abend hätte so hübsch werden können.

Und nun stand sie da, trübselig, allein. Sie fröstelte. War denn die Luft, die da zu den geöffneten Fenstern eindrang, so kühl geworden? Die Vorhänge wehten leise, eine Thür knarrte. Nervös fuhr Margarete zusammen und sah sich um. In der Ecke der Wand, die den Fenstern gegenüberlag, und an der die beiden großen Betten standen, war eine Tapetenthür halb offen. Wohin mochte die führen? War am Ende jemand da drinnen? Mit weit geöffneten Augen, ohne sich zu bewegen, starrte Margarete nach dem breiten, hellen Spalt hinüber. Ihr Herz schlug ordentlich schwer.

Ich fürchte mich wohl wahrhaftig, dachte sie.

Da klopfte es an die Thür hinter ihr, an der sie noch immer lehnte. Erschrocken und erleichtert zugleich that sie einige Schritte ins Zimmer hinein.

Fritz, hauchte sie.

Es war aber nur die Liese mit den feuerroten Backen und dem blonden

Scheitel, die Liese, die sie gar nicht brauchte; denn um die paar Dinge für heute Abend aus dem Handkoffer zu nehmen —

Soll ich nich im Toilettenzimmer das Fenster zumachen? fragte das Mädchen im breitesten Mecklenburgisch. Es zieht ja woll?

Ja, das können Sie.

Also das „Toilettenzimmer"! Sie atmete auf. Sie hatte jetzt viel Mut und ging der Liese nach. Wovor war ihr denn auch bange gewesen? Zu dumm!

Es war ein hübsches Zimmer. Die Wände pompejanisch rot, große Schränke, einer mit Spiegel in der mittleren, breiten Thür, ein riesiger Doppelwaschtisch. Zwischen den Schränken, der Wand mit der Tapetenthür gegenüber, eine breite, hochgewölbte Öffnung mit einer niederhängenden, dunkelroten Portiere. Auch hier schimmerte Licht hindurch. Margarete hob die Gardine — das Badezimmer, mit allen Bequemlichkeiten hübsch ausgestattet.

Liese, die das Fenster geschlossen hatte, trat heran.

Die Lampen kann ich woll ausmachen? fragte sie, auf die bunte Laterne im Baderaum und die große Mittellampe im Ankleidezimmer deutend.

Ja gewiß; ich habe Beleuchtung genug da drinnen.

Sie ging in die Schlafstube zurück, ganz verwirrt. Wie eigentümlich und hübsch das alles war! Die Helligkeit allenthalben ließ vermuten, daß ihr auch diese Räume noch hatten gezeigt werden sollen. Nun schlich sie da allein herum, nur mit dem dummen Mädchen, das man nach nichts fragen mochte. Die ging nun auch hinaus.

Margarete hockte auf dem Sesselchen an einem der Betten. Alles war wieder still, die Tapetenthür geschlossen. Nun konnte sie sich ja ausziehen, schlafen legen. Sie war aber gar nicht mehr müde.

Ihre Augen wanderten zögernd durchs Zimmer, von den zartgeblümten, duftigen Vorhängen zu der großen Spiegelkommode zwischen den Fenstern, nieder auf den weichen Teppich zu ihren Füßen und wieder hinauf zur Wand. Dort hingen zwei Bilder in dunkeln Rahmen; große Brustbilder. Sie erhob sich und trat die zwei Schritte näher bis dicht an die Truhe, die darunter stand, dann atmete sie schnell und tief auf.

Mama und Papa, sagte sie halblaut und faltete die Hände. Aber wie denn? Von diesen großen Bildern wußte sie nichts; so große hatten sie nicht zu Haus. Und doch kannte sie sie. Es waren also Vergrößerungen, die Fritz heimlich hatte machen lassen.

Sie fühlte, wie ihr das Blut heiß ins Gesicht stieg; sie drückte die Hände an die glühenden Wangen und drehte sich langsam um. Über die Betten hinweg sah sie nach der Flurthür. Wenn Fritz jetzt hereingekommen wäre! Aber er kam nicht. Dann gingen ihre Augen weiter an der Wand entlang, die hell beleuchtet war von der Lampe auf der großen, altväterischen Kommode mit den Messingbeschlägen. Darüber hingen auch zwei Bilder, zwei Brustbilder in dunkeln Rahmen, wie an der andern Wand. Margaretens scharfe Augen unterschieden deutlich den breiten, silberhaarbuschigen Kopf des alten Herrn mit dem langen Bart, Fritzens weißgewordnem Bart. Also seine Eltern. Diese Wahrnehmung beruhigte ihre hastigen, zittrig gewordnen Atemzüge; sie ließ die Hände sinken und lächelte wieder.

Jeder hat also seine Wand für sich, murmelte sie, keins kommt zu kurz. Das ist also meine Seite.

Sie stand dicht an ihrem Bett. Da schimmerte vom Kopfkissen ein weißes Viereck, ein Brief. Daß sie den nicht schon eher gesehen hatte! Er leuchtete ja ordentlich. An meine Grete, stand darauf.

Mama! sagte sie, und die Augen gingen ihr über. Meine einzige Mama!

Mit den Thränen kam der ganze Enttäuschungsjammer wieder. Hastig riß sie den Brief auf.

Wenn nun Fritz hereinkommt, ehe ich gelesen habe!

Mein liebes Kind!

Diesen Gruß findest du, nachdem du an Fritzens Hand durch das ganze Haus gewandert bist. Ich sehe ordentlich eure strahlenden Gesichter —

Das Blatt zitterte leise in Margaretens Hand.

— ich sehe, wie du gerührt bist von seiner Liebe, die sich mit soviel Zartheit äußert. —

Margarete wurde wieder glühendrot und warf einen scheuen Blick nach der Thür —

Es war ein recht beglückendes und beruhigendes Gefühl für mich in diesen letzten Wochen, die vielen Beweise dieser Liebe einzusammeln. Manchmal that es mir förmlich leid, daß du von all den leisen, schweigsamen Vorbereitungen nichts wissen solltest. Dieser gute, brave Mann wäre dir dann auch in der Brautzeit schon näher gerückt. Aber da das eigentliche Leben nun erst anfängt, thut es auch nichts.

Ganz ohne meine Beihilfe aber konnte er mit seiner Heinzelmännchenwirtschaft doch nicht zustande kommen. Besonders da in deinem Zimmer nichts vor der Zeit angerührt werden durfte. Nur von der Tapete habe ich hinter dem Sofa ein Stück zur Probe lostrennen lassen. Mit wahrem Behagen bin ich dann, Fritzens sorgsam und liebevoll aufgezeichnete Pläne in der Hand, von Hans und dem köstlichen Mamselling begleitet, hier in allen Winkeln herumgekrochen. Ich denke, das Werk lobt den Meister, den Meister Fritz und uns, seine Gesellen.

Wie ich meine Grete kenne, denkt sie jetzt, ich hätte dableiben und sie mit empfangen sollen. Aber das denkst du doch wohl nicht im Ernst, mein Kind, nicht wahr? Das wäre ja ein saubrer Anfang, wenn du gleich wieder der Mutter an der Rockfalte hingst; denn darauf käme es nämlich hinaus. Nein, als Frau deines Mannes, als Herrin deines Hauses mußt du einziehen und deine Wirtschaft selbständig in die Hand nehmen. Unsichtbar freilich wäre ich gern Zeuge deines Glücks bei diesem Einzug gewesen. Aber die Zeiten, wo das Wünschen geholfen hat, sind vorbei. Sonst hätte ich mich etwa in eine Fliege verwandeln lassen; die sehen bekanntlich ausgezeichnet.

Und nun gute Nacht, mein Herzenskind. Schlaf gut. Ich schlaf auch wieder gut, denn ich weiß dich wohl behütet.

Deine Mama.

Eine Weile stand Margarete noch so, den Brief in der niederhängenden Hand. Ihre Thränen flossen; sie fühlte sich sehr unglücklich, sehr bedrückt. Wie anders war dieser „Einzug" geworden, als sich ihn Mama vorgestellt hatte! Aber sie wußte ja auch nichts von jenem schlimmen Tag in Warnemünde. Trotz der anscheinend unbekümmerten Freundlichkeit Fritzens war doch ein Schatten zwischen ihnen. Sie wenigstens sah einen Schatten. Fritz hatte ja Recht: sie hatte Angst. Und wie sollte sie fröhlich und vertrauensvoll sein

mit dieser Angst im Herzen. Heute Abend hätte noch vieles gut werden können, wenn das nicht gekommen wäre mit Mamas Verschwinden. Du denkst das nicht im Ernst, mein Kind? Doch, sie dachte es im Ernst. Wenn Mama hier gewesen wäre, hätte sie sich wirklich freuen können, von Anfang bis zu Ende. Dann wäre man auch „durch das ganze Haus gewandert," dann stünde sie nun nicht so trübselig allein da herum, dann wäre man noch behaglich beisammen. Es war ja noch gar nicht spät.

Aber jetzt wollte sie zu Bett gehen, wollte nichts mehr sehen und hören, wollte sich zusammenducken, mit Mamas Brief unter dem Kopfkissen und die Augen zumachen.

Sie löschte die Lampe und die Kerzen an den dreiarmigen Wandleuchtern aus. In dem matten Licht des Mondes, der zum Fenster hereinsah, kleidete sie sich hastig aus und huschte ins Bett.

7

Die Sonne schien, so gut sie konnte, durch die zugezognen Gardinen. Ein feiner Strahl hatte sich durch eine Spalte hereingeschlichen und spann seinen lichten Faden über die Bettdecke, über Margaretens Schulter, über die warmgeschlafne Wange und das blonde Haar. Die Schläferin wischte mit der Hand übers Gesicht, er mochte sie stören. Als er aber zudringlich weiterleuchtete, öffnete sie die Augen und setzte sich mit einem Ruck aufrecht.

Was ist denn? fragte sie verwirrt, verträumt. Einige Augenblicke lang mußte sie sich besinnen, wo sie wäre. Dann legte sich ihr gleich wieder ein dumpfer Druck auf die Brust. Sie warf einen scheuen Blick zur Seite: das Bett neben ihr war leer. Nun strich sie mit beiden Händen das Haar aus der Stirn und atmete tief auf. Dann griff sie nach ihrer Uhr auf dem Nachttischchen. Acht vorbei. Auf Wiedersehen beim Frühstück, hatte er gestern Abend gesagt. Ein Gefühl, aus Scheu und Beschämung gemischt, schlich ihr übers Herz. Wie sollte dieser Tag sein, nachdem gestern der Abend so ganz anders geworden war, als er — und Mama — sich ihn ausgedacht hatten? Wenn nur dieses erste Wiedersehen schon überstanden wäre! Sie legte sich wieder zurück und zog die Decke bis ans Kinn hinauf. So eingewickelt und zusammengeduckt fühlte sie sich gleichsam noch geborgen, versteckt. Dann hob sie aber doch wieder unruhig den Kopf. Gott mochte wissen, wie früh man am Ende auf dem Lande frühstückte. Und nun die sogenannte Hausfrauenwürde — man war ja nicht mehr auf Reisen, jetzt wurde alles mögliche von ihr verlangt. Und wenn auch dieses Mamselling vielleicht für den Frühstückstisch sorgte — Wer weiß, wie lange die da unten fertig sind, und ich muß nachsitzen. Dann lachen womöglich die verschiednen Jünglinge über mich.

Sie sprang schnell aus dem Bett. Die Bilder der Eltern sahen ihr entgegen, jetzt im hellen Tageslicht.

Dafür muß ich ihm auch noch danken!

Zögernd und vorsichtig öffnete sie dann die Thür zum Ankleidezimmer; es war leer. Zum Überfluß schob sie aber noch den Riegel an der Flurthür zu.

In dem großen Schrank mit der Spiegelthür fand sie ihre Kleider, von der Hand der Mutter geordnet. Sie huschte flink in ein helles, leichtes Gewand.

Auf dem Flur begegnete ihr niemand. Aus dem untern Stock herauf

hörte sie Mamselling sprechen; irgend eine andre weibliche Stimme antwortete. Teller oder Tassen klapperten, eine Ofenthür schlug zu.

Leise und zögernd ging sie Stufe für Stufe hinunter. Die Hausthür stand weit offen, und eine Flut blendenden Sonnenscheins lag auf den gemusterten Steinfliesen und dem braunen Kokosläufer. Jetzt öffnete sich die Thür zum Wohnzimmer, und Fritz trat heraus.

Sieh, da bist du ja! rief er, als er ihrer ansichtig wurde. Eben wollte ich bei dir anklopfen.

Entschuldige, daß ich so spät komme, sagte sie verlegen und streckte ihm die Hand hin.

Rede mir doch nichts von entschuldigen, mein Dirning, erwiderte er freundlich. Er strich ihr leicht über die Wange und küßte sie auf die Stirn, wieder mit der brüderlichen Freundlichkeit. Du bist ja nicht in eine Kaserne gekommen. Über unsre Tageseinteilung werden wir uns in Gemütsruhe einigen. Jetzt wollen wir frühstücken. Hans, komm! rief er ins Wohnzimmer zurück.

Sie saßen nun zu dritt am Tisch. Die beiden Eleven waren offenbar schon abgefertigt.

Hans war schweigsam und steif. Er konnte die Enttäuschung, die ihm für den geliebten Bruder widerfahren war, noch nicht verwinden. Er bewunderte Fritz, der sich so beherrschte, obwohl es ihm gestern Abend „tüchtig an die Rippen gegangen" war; das wußte er, er kannte ihn ja. Besonders seit diesem letzten Jahr kannte er ihn, wie kein Mensch in der Welt. Er spürte aber keine Verpflichtung, gleichfalls freundlich unbefangen zu sein. In stiller Verdrossenheit betrachtete er von der Seite das „Prinzeßchen," das offenbar wieder ohne jeden Appetit an seinem Weißbrot herumkrümelte.

Wie hast du denn geschlafen? fragte Fritz und klopfte sie auf die Hand. Die Frage hätt ich schon eher thun können.

Gut, danke! Bei dem „danke" fielen ihr die Bilder wieder ein. Sie faßte zaghaft seine Finger.

Ich muß dir übrigens noch sehr danken, Fritz — ich hab mich sehr, sehr über die Bilder gefreut —

Laß das nur, sagte er gleichgiltig ablehnend. — Es lag jetzt ein Schatten auf seinem Gesicht. — Du „mußt" mir gar nicht danken. Reden wir nicht mehr davon.

Margarete schwieg und biß sich auf die Lippe. Er war verletzt; er hatte sie zurechtgewiesen. Sie hätte das ja wohl auch anders ausdrücken können. Sie hätte ihn ja einfach um den Hals nehmen und ihm nach einem Kuß ganz leise vier fünf Worte sagen können. Nun wars verfehlt. Was vorbei ist, ist vorbei, dachte sie seufzend.

Es fiel ihr nicht ein, daß es noch Zeit genug gewesen wäre, das wieder gut zu machen. Sie hätte nur zu sagen brauchen: verzeih, lieber, guter Fritz, ich wollte dich nicht kränken, das mit dem „muß" war dumm. Aber das fiel ihr eben nicht ein.

So saßen sie schweigend zwei lange Minuten. Dann stand Hans auf.

Also du siehst nach der Maschine, sagte Fritz, dessen Blick aus irgend einer weiten Ferne wiederkehrte, und erhob sich auch.

Gewiß. Schneider beaufsichtigt die Hacker, und Rademacher habe ich vorhin auf die Kälberkoppel geschickt.

Recht so.

Fritz winkte dem Hinausgehenden nach.

Und wir beide, Gretchen, wollen nun dein Reich besichtigen, damit du anfängst, dich zurechtzufinden. Hast du Lust?

Aber freilich, versetzte sie eifrig. Es wird mir sehr lieb sein, alles kennen zu lernen. Ich fühle mich noch gar nicht so recht — sie stockte.

Gemütlich, heimisch, meinst du. Ja ja! Er nickte vor sich hin. In seinem nachdenklichen Blick, der wieder weit hinaus sah, stieg ein schwaches, wehmütiges Lächeln auf. — Ja ja, wiederholte er, ich hab mir schon so im stillen gedacht, daß es wohl ein Fehler von mir gewesen ist, dich während der Brautzeit so geflissentlich von allem ferngehalten zu haben. Vielleicht wärs besser gewesen, wenn du einigemale vor der Hochzeit einen Blick hier hinein gethan hättest. Du hättest dich sozusagen „orientirt," gegen manche Einrichtungen auch wohl dein Veto eingelegt. Nun kommst du in gegebne Verhältnisse und mußt dich mit ihnen abfinden. Thut mir leid. Ich habs gut gemeint, indem ich dich überraschen wollte. Na, alles geht nicht immer so aus, wie man sichs gedacht hat.

Nein, sagte sie schnell und faßte mit beiden Händen seine niederhängende Rechte. Rede nicht so, Fritz! Es ist ja alles so schön, und es gefällt mir auch alles sehr, und das mit meinem Zimmer war sehr lieb von dir. Ich meinte nur gestern Abend — ich dachte nur — es war mir nur so —

Er streifte sie mit einem kurzen Blick und zog nach leisem Druck seine Hand aus ihren Fingern. Laß nur, sagte er ruhig, als sie völlig verwirrt aufhörte zu sprechen. Das ist nun erledigt. Über geschehene Dinge, an denen nichts mehr zu ändern ist, wollen wir keine unnützen Worte verlieren. Strich drunter, neues Kapitel. Sicher ist nur, daß wir nicht, wie im allgemeinen unter jungen Eheleuten üblich, gemeinsam ein neues Heimwesen gründen, sondern daß du in alte, festgefügte Verhältnisse eintrittst. Hierüber haben wir ja auch schon als Brautleute gesprochen, nicht wahr, und es ist dir nicht mehr neu, daß es deine sogenannte Aufgabe sein wird, dich diesem eisernen Bestand einzuverleiben. Du wirst bald genug heraushaben, daß das kein besondres Kunststück ist. Jeder von uns wird allezeit bereit sein — aber wozu red ich von selbstverständlichen Dingen? Für einen Tyrannen hast du mich doch wohl noch nicht gehalten?

Nein, sagte sie lächelnd. Es war ihr aber nicht sehr wohl ums Herz. Sie fühlte ganz deutlich, daß sie etwas verscherzt hatte, was man eigentlich sehr notwendig zum Zusammenleben braucht. Irgend ein feiner Duft war verweht, irgend ein warmer Ton war verklungen. Einen Augenblick kam ihr das stürmische Verlangen, sich ihm in die Arme zu werfen, wie gestern Abend, und ihn zu bitten, flehentlich zu bitten: vergiß, verzeih, sei wieder gut!

Aber da hatte er schon die Thür geöffnet: Also wollen wir? und beschämt, dunkel errötend ging sie ihm voran. Er nahm ihren Arm und führte sie den Flur entlang.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Italienisches. Im Herbst 1893 (Nr. 41), nach dem starken Fall der italienischen Rente, schrieben wir unter der Überschrift „Geldkrisen und Volkswirtschaft“: „Bei dieser Lage der Dinge ist es klar, was die Inhaber von »Italienern« thun müßten, um sich Zins und Kapital zu sichern. Sie müßten dem König Humbert raten, alle Sinekuren abzuschaffen, die der Banca Romana befreundeten Onorevoli aufhängen zu lassen, statt der Clique, die sich jetzt Parlament nennt, eine auf dem allgemeinen Wahlrecht beruhende wirkliche Volksvertretung zu berufen, wenn er nicht den Mut hat, seine unnützen Panzerschiffe als altes Eisen zu verkaufen [hätten die heutigen Italiener einen Funken von dem Geiste der alten Pisaner, Genueser, Venetianer, so wäre ihre Flotte nicht überflüssig; sie würden sie dann längst dazu benutzt haben, in Südamerika ein großes, reiches Neuitalien zu gründen] und seine Landarmee auf die Hälfte herabzusetzen“; wir hätten noch hinzusetzen müssen: in jedem Falle aber die innere Kolonisation kräftig in Angriff zu nehmen. Von alledem ist nur eins geschehen, und dieses eine in sehr bedenklicher Weise. Die Sinekuren sind nur in geringem Umfange abgeschafft worden. Zu einem Versuch innerer Kolonisation, nur auf Sizilien, hat Crispi einen Anlauf genommen, ist aber vor dem Widerstande der Großgrundbesitzer zurückgewichen. Die kompromittirten Onorevoli hängen nicht, sondern stehen sehr fest auf ihren Beinen und erfreuen sich vollster Freiheit. Am Militär- und Marineetat sind nur unbedeutende Ersparnisse gemacht worden. Die Parlamentswahl ist mehr als je eine Posse geworden, und eine verunglückte dazu. Während das deutsche Reich auf fünfzig Millionen Einwohner zehn Millionen Wähler zählt, hat Italien auf dreißigundeinhalb Millionen nur zweiundeinhalb Millionen. Die gedrückteste Schicht, die Revolution machen würde, wenn sie die Kraft dazu hätte, ist unvertreten. Von diesen zweiundeinhalb Millionen Wählern hat Crispi ein Viertel einfach aus den Listen streichen lassen, und von den übrig gebliebnen hat nur die Hälfte gewählt; alle Frömmigkeitsbezeugungen Crispis haben den Papst nicht zu bestimmen vermocht, das Gebot des Vatikans: Nè elettori nè eletti zurückzunehmen. Und ob von dieser so gesiebten, höchstens 900000 Köpfe betragenden Wählerschaft unter dem Hochdruck der amtlichen Wahlmaschinerie auch nur die reichliche Hälfte für Crispi gestimmt hat, ist fraglich. Nach der amtlichen Meldung vom 29. Mai sind 298 Anhänger der Regierung, 124 Männer der Opposition und „16 Abgeordnete unentschiedner Parteistellung“ gewählt; in 58 Wahlkreisen sind Stichwahlen nötig; wo die Opposition unterlegen ist, hat sie ansehnliche Minderheiten erzielt. Alle entschiednen Feinde Crispis, namentlich Giolitti, Rudini und Cavallotti, erscheinen auch in der neuen Kammer. Obwohl Crispi, wie er durch seine Thaten bewiesen und in seiner letzten Wahlrede noch einmal ausdrücklich erklärt hat, zwischen Sozialisten und Anarchisten keinen Unterschied macht und den Anarchismus mit allen Mitteln, die einem rücksichtslosen Diktator zu Gebote stehen, auszurotten sich bemüht hat, obwohl die Sozialisten keine Organisation und keine Versammlungsorte haben, ihre Blättchen konfiszirt werden, ihre Führer und die Fürsprecher der Arbeiter im Gefängnis sitzen, haben sie im ersten Wahlgange vierzehn Mandate erobert, während sie im vorigen Parlament nur sechs hatten, und kommen in neun Bezirken in die Stichwahl. Von den Arbeiterführern, die Crispi hat ins Zuchthaus sperren lassen (auf zwölf bis achtzehn Jahre), sind gewählt: de Felice in Catania (mit 1218 gegen 752 Stimmen; außerdem war er in einem römischen Wahlkreise als Kandidat

aufgestellt und ist dort nur um 200 Stimmen hinter seinem Gegenkandidaten Crispi zurückgeblieben); Barbato zweimal, in Cesena und Ravenna, und Bosco kommt im vierten Wahlbezirke von Palermo in die Stichwahl.

Von jenen Ratschlägen also ist nur einer befolgt worden, und dieser in sehr bedenklicher Weise. König Humbert hat die Diktatur beliebt, aber nicht in Person ausgeübt, sondern Crispi übertragen, der anderthalb Jahre lang ein persönliches Regiment gegen Gesetz und Verfassung und größtenteils ohne Parlament geführt hat. Was die Rentenbesitzer wünschten, das ist ja nun durch dieses eine Mittel vorläufig erreicht worden: ihre Kupons werden ohne Schwierigkeit eingelöst, und der Kurs der Rente hat sich wieder gehoben. Es fragt sich nun, ob diese Besserung der Finanzen die Gewähr der Dauer in sich trägt oder bloß ein Kunststück des Finanzministers ist. Die Ministeriellen versichern natürlich das erstere; sie behaupten, die finanzielle Zerrüttung, die Crispi vorgefunden habe, sei nur die Folge einer schlechten Finanzverwaltung gewesen. Ist das richtig, dann vermag allerdings eine kluge, energische und ehrliche Finanzverwaltung dauernde Besserung zu schaffen. Klug und energisch sind die Männer, die jetzt an der Spitze stehen; ob auch ehrlich, das mögen Näherstehende entscheiden; auf uns Fernstehende macht es einen eigentümlichen Eindruck, daß der „Verleumder" Giolitti mit seinem Plico immer noch frei herumläuft. Die Opposition freilich behauptet, daß die finanziellen Schwierigkeiten aus der Erschöpfung des Volkes entsprängen, und daß die augenblickliche Besserung nur durch einen Steuerdruck habe erzielt werden können, der sich nicht mehr lange werde durchführen lassen; so urteilt auch der Marchese di Rudini, der als sizilianischer Großgrundbesitzer kein persönliches oder Klasseninteresse daran hat, die Lage der ärmern Bevölkerung schwärzer darzustellen, als sie ist. Noch andre sagen, in Italien gebe es allerdings noch Geld genug zur Befriedigung der Staatsgläubiger, aber nicht dort, wo es die Regierung bisher gesucht habe, sondern in den obern Schichten, die sich der Steuerschraube zu entziehen verstünden.

Bekanntlich hat Santoro, der Direktor von Port' Ercole, einem Zwangsaufenthalt für sogenannte Anarchisten, kurz vor den Wahlen Aktenstücke über die Behandlung der dortigen Gefangnen veröffentlicht. Santoro soll ein Lump sein, indes darauf kommt in einem Lande, wo Tanlongo ein Hochamt zum Dank für seine Freisprechung singen lassen konnte, soviel nicht an. Santoro fügte seinen Veröffentlichungen den berühmten Brief bei, den Gladstone 1851 an Lord Aberdeen schrieb, nachdem er die Gefängnisse von Neapel besucht hatte. Herrn Crispi würde es natürlich nicht einfallen, fremde Diplomaten in seine Gefängnisse gucken zu lassen. Aber auch wenn es geschähe, und wenn sich ein zweiter Gladstone fände, so würde sein Brief nicht zünden, sondern unter den Tisch fallen, wie die Veröffentlichung Santoros. Warum? Nun darum. Vor ein paar Jahren lebte in Berlin ein Makler, der in Vermögensverfall geraten war. Seine Gläubiger sequestrirten sein einträgliches Börsenamt, um sich nach und nach bezahlt zu machen, und entwickelten die zärtlichste Fürsorge für seine Gesundheit. Sie ließen ihn vom Arzt überwachen und schickten ihn bei der geringsten Unpäßlichkeit ins Bad. Die italienische Regierung ist dem internationalen Kapital, daher auch den vom Kapital abhängigen Regierungen teuer und der zärtesten Fürsorge gewiß; sie möglichst vor jeder Erschütterung zu bewahren, ist eine Hauptaufgabe der Diplomatie. Zwar sind auch die von der Revolution gestürzten Regierungen verschuldet gewesen — der Papst hatte 1865 eine Schuld von 90 Millionen Scudi oder 450 Millionen Franks —, aber von denen war nichts mehr zu erwarten; sie waren schon bankerott, und

hinter ihnen stand das zu befreiende Italien, von dem man bessere Wirtschaft hoffen konnte; hinter dem heutigen Königreich Italien dagegen steht höchstens eine Republik, die noch weniger Bürgschaften zu bieten vermöchte.

Geld und Währung, Boden und Rente. Die Broschürenflut fährt fort, unsern Büchertisch zu überschwemmen. Wies gerade der Zufall fügt, verliert sich das eine ungelesen in die untersten Fächer des Büchergestells, und das andre blättert man durch. Das Geldproblem und die soziale Frage von Julius Hucke (Berlin, Mitscher und Röstell, 1894) muß wohl etwas wert sein, denn es ist die vierte, vollständig umgearbeitete Auflage einer Schrift, die ursprünglich „Das verwünschte Geld" betitelt war. Und in der That gehört der darin auf Seite 225 ausgesprochne Gedanke, daß unter den vom Menschen abhängigen Arbeitsbedingungen die Arbeit die einzige Quelle menschlicher Wohlfahrt sei, daß alles, was die Arbeit ergiebiger macht, die Wohlfahrt und den Reichtum oder das Kapital vermehre, zu den wahrsten und wichtigsten aller volkswirtschaftlichen Gedanken. Auch daß Gold die Arbeit nicht ergiebiger mache, Goldvermehrung das Kapital vermindre, wird man zugeben müssen, wofern unter Gold das Goldgeld verstanden wird; denn schon Smith hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Arbeit, die auf Beschaffung dieses kostbaren Tauschmittels verwendet wird, der Herstellung der Gebrauchs- und Genußgüter entzogen werden müsse; man darf daher mit dem Verfasser das Metallgeld ein notwendiges Übel nennen. Aber wenn er am Schluß behauptet, drei Viertel aller gesellschaftlichen Übel rührten von unsrer unvernünftigen Geldwirtschaft her, so macht er sich einer argen Übertreibung schuldig. Es ist richtig, daß, wie Hucke mit Rodbertus sagt, die Geldwirtschaft einen Nebel um die volkswirtschaftlichen Vorgänge zieht und sie verschleiert, daher einer verständigen Regelung der Produktion und des Güterumlaufs Schwierigkeiten bereitet, allein die unverschleierte Naturaltauschwirtschaft ist eben ungemein schwerfällig, und ein besseres Geldsystem zu erfinden hat bis jetzt noch nicht gelingen wollen. In der Erklärung der Erscheinungen des Geld- und Warenmarkts, die Hucke versucht, kommt viel Zutreffendes vor, wie die Widerlegung der Doppelwährungsmänner, aber auch manch Gewagtes und entschieden Unrichtiges. So z. B. ist es zwar richtig, daß der Wert eines Metalls erhöht wird, wenn es viele und große Staaten zum Währungsmetalle wählen, aber es ist nicht wahr, daß Gold „nur aus dem Grunde einen so hohen eignen Wert" habe, weil es gemünzt wird; es würde zwar einen etwas weniger hohen, aber immer noch hohen Wert haben, auch wenn es nicht gemünzt würde, und es ist die große Frage, ob man es dann nicht seines hohen Wertes und seiner leichten Versendbarkeit und Tragbarkeit wegen wieder privatim dem Gewichte nach als Tauschmittel gebrauchen würde, wie vor Alters, ehe das Münzen aufkam. — Worin Theodor Fritsch das Übel aller Übel sieht, war in Deutschland schon so ziemlich bekannt, ehe sein Büchlein: Zwei Grundübel, Bodenwucher und Börse (Leipzig, Herm. Beyer, 1894) erschienen war. Wenn er Seite 53 als die drei Hauptursachen der sozialen Nöte die unbeschränkte freie Verkäuflichkeit und Verpfändbarkeit des Bodens, die wucherische Preissteigerung des städtischen Baugrundes und die Erschwerung des Zutritts müssiger Arbeitskräfte zur Bodenbewirtschaftung nennt, so ist darauf zu entgegnen, daß diese drei Erscheinungen selber wieder Wirkungen tieferer Ursachen sind. Um alle müssigen Arbeitskräfte mit Ackerbau zu beschäftigen, reicht eben der deutsche Boden nicht hin. Für Nummer eins und zwei nennt er allerdings selbst eine gemeinsame Ursache: das „semitisch-römische Recht," allein schon dieser Name lehrt, daß ihm die

Sache nicht völlig klar ist. Sowohl das jüdische wie das römische Recht hatte die Versorgung aller Volksgenossen mit Ackerlosen im Auge, die in der Familie bleiben sollten. Das jüdische Jubeljahr ist ja allgemein bekannt. Weniger allgemein scheint man zu wissen, daß in Rom noch das Liciniſche Ackergesetz (367 v. Chr.) ein Höchstmaß für den Grundbesitz festgesetzt hat (nach Huschke und Knies umfaßten die gestatteten 500 jugera nicht bloß den Anteil am ager publicus, sondern auch den Privatbesitz), damit den ärmern Bürgern der Zugang zum Boden nicht versperrt würde, daß auf des T. Sempronius Gracchus Vorschlag dieses Gesetz erneuert ward, und daß man eine Kommission einsetzte, die den von den Reichen seit vielen Jahren zu Unrecht besessenen Gemeindeacker einzuziehen und in Losen von je 30 Morgen an arme Bürger zu verteilen hatte. (Nach Mommsen II, 96 wären von 131 bis 125, also in 6 Jahren, 76000 neue Bauerhufen geschaffen worden; man arbeitete damals also bedeutend rascher als im heutigen Preußen.) Also die Rechtsgrundsätze sind bei den Semiten und bei den römischen Ariern ursprünglich so gesund gewesen wie bei den Germanen, aber die Volkszunahme und die mit fortschreitender Volksdichtigkeit zunehmende Beweglichkeit des Verkehrs pflegen alle schönen Grundsätze über den Haufen zu werfen. Die Kunst, Miterben abzufinden, ohne ein Bauerngut entweder stückweise zu verkaufen oder im Ganzen zu verpfänden, soll noch erfunden werden. Oder vielmehr, erfunden ist sie zwar: man setzt die Miterben einfach an die Luft, aber was hat sie — in England z. B. — genutzt? Es ist doch beinahe komisch, wenn uns Fritsch mit Ottomar Betas Worten das englische Bodenrecht als Muster empfiehlt. Gewiß, unsre Hypotheken- und Subhastationsordnung ist der Verbesserung so bedürftig wie fähig, aber trotz römischen Rechts haben wir noch einen kräftigen Bauernstand, während ihn in England das germanische Recht nicht zu halten und die Anhäufung des Grundbesitzes in den Händen einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Besitzern nicht zu hindern vermocht hat. Wie wohlthätig in England die Abwehr des römischen Rechts gewirkt hat, haben wir selbst bei andern Gelegenheiten dargestellt; auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik liegen diese wohlthätigen Wirkungen nicht, wenigstens berühren sie dieses nicht unmittelbar. Fritsch kann ja auch selbst nicht umhin, das „Semitische“ in der englischen Volkswirtschaft, die Virtuosität in der Aufhäufung von Besitz und im Geldmachen herauszufinden; aber die Abstammung der Engländer von den zehn Stämmen Israels ist doch nur ein hübscher Witz und der germanische Ursprung der Engländer, also auch der Jay Gould, Rockefeller und Komp. drüben überm großen Wasser ganz unzweifelhaft, sodaß man nicht recht einsieht, wie die Judenvertilgung den Kapitalismus beseitigen sollte, wenn auch vielleicht die Judenemanzipation ein Fehler gewesen ist. In der Kritik des Bodenwuchers und andrer kapitalistischen Erscheinungen sind wir ja natürlich mit Fritsch einverstanden.

Alle Klagen und Beschwerden der Leute, die nicht auf der Sonnenseite wohnen, laufen zuletzt darauf hinaus, daß die Arbeitenden zu viel Abzüge erleiden, aus denen arbeitsloses Einkommen gebildet wird, und dieses, soweit es nicht Spielgewinn ist, wird gewöhnlich Rente genannt. Um nun namentlich das Odium der Bodenrente zu vermindern, sucht der großherzoglich badische Oberamtmann a. D. H. Schröder in seiner Schrift: Wertverteilung und Rententheorie (Berlin, Puttkamer und Mühlbrecht, 1894) nachzuweisen, daß auch der Rentenempfänger arbeite, und daß auch der Arbeiter Rente empfange. Er nennt Rente den Überschuß des Ertrags jeder wirtschaftlichen Thätigkeit über die Kosten und teilt die Rente ein in Arbeitsrente, Kapitalrente und Besitzrente. Unter Besitzrente versteht

er den Mehrertrag der „nichtreproduzirbaren Produktionsmittel," unter denen der Boden das wichtigste ist. Er glaubt bewiesen zu haben, daß sich Arbeits- und Kapitalrente einander parallel und der Besitzrente entgegengesetzt bewegen, sodaß also diese sinkt, wenn jene beiden steigen. Wir halten seine sämtlichen Sätze für sehr anfechtbar und bezweifeln, daß seine sehr mühsamen und scharfsinnigen Berechnungen und zahlreichen Formeln die Einsicht in den Zusammenhang der Produktions-, Besitz- und Einkommensverhältnisse wesentlich fördern werden. — Dagegen verleihen dem Buche von Rodbertus: Zur Erklärung und Abhilfe der heutigen Kreditnot des Grundbesitzes die darin enthaltene Rententheorie und zahlreiche geistvolle und anregende Betrachtungen einen bleibenden wissenschaftlichen Wert. Es war daher nützlich, daß die Verlagsbuchhandlung (Hermann Bahr in Berlin) vor zwei Jahren eine neue Auflage davon veranstaltet hat, die wir doch nachträglich noch erwähnen wollen, um so mehr, als der in neuerer Zeit wieder sehr rührige Dr. Rudolf Meyer eine interessante Vorrede dazu geschrieben hat. Freilich, das „Rentenprinzip," das nach des konservativen Sozialisten Ansicht den Grundbesitz retten sollte, ist hinfällig. Es besteht in Kürze in folgendem: Heute wird der Boden als Kapital behandelt. Wirft ein Gut im Jahre 4000 Thaler Rente ab, und der Zinsfuß steht auf 4 Prozent, so gilt das Gut 25 × 4000 oder 100 000 Thaler. Die steigende Verschuldung eines Gutes wegen wiederholter Erbteilung würde an sich nichts schaden, wenn der Ertrag beständig stiege, wie das im zweiten Drittel unsers Jahrhunderts der Fall war. Denn steigt der Ertrag von 4000 auf 5000 Thaler, so kann der Besitzer immerhin vier Geschwistern je 1000 Thaler jährlich auszahlen, er behält immer noch 1000 Thaler für sich zum Leben übrig. Geschieht aber die Abfindung nicht in Rentenform, sondern wird die kapitalisirte Rente auf einmal ausgezahlt oder als Hypothek eingetragen, so geschieht beim Steigen des Zinsfußes folgendes. 1000 Thaler zu 4 Prozent kapitalisirt geben 25 000 Thaler. Eingetragen wurden also 100 000 Thaler. Steigt nun gleichzeitig mit dem Gutsertrage auch der Zinsfuß, und zwar auf 5 Prozent, so ist das Gut bei 5000 Thalern Ertrag nicht 25 × 5000 = 125 000, sondern bloß 20 × 5000 oder wieder nur 100 000 Thaler wert, und beim Verkauf behält der Besitzer nicht einen Pfennig. Deshalb, fordert Rodbertus, darf der Grund und Boden nicht als Kapital, sondern muß als ein „immerwährender Rentenfonds" behandelt werden, darf er nicht nach einem angeblichen Kapitalwert, sondern muß er nach seinem Ertragswert geschätzt werden, und dürfen beim Kauf und bei der Abfindung von Miterben nicht Kapitalschulden, sondern nur Rentenschulden eingetragen werden, sodaß also der Besitzer zwar verpflichtet werden kann, einen bestimmten Zins, nicht aber die Kapitalsumme herauszuzahlen, die sich ergiebt, wenn man den Zins mit der dem Zinsfuß entsprechenden Zahl multiplizirt. Der Vorredner zeigt, was ohnehin jeder auf den ersten Blick sieht, daß diese Behandlungsweise den Grundbesitzern nur dann helfen könnte, wenn die Grundrente immerfort stiege, daß ihnen aber auch nach dem „Rentenprinzip" bei einem gewissen Grade von Verschuldung nichts oder weniger als nichts bleibt, wenn die Grundrente fällt, wie dies, wenigstens nach der Behauptung der Agrarier, seit zwanzig Jahren der Fall ist. Merkwürdig, daß ein so erfahrner, praktischer und scharfsinniger Mann wie Rodbertus an die Wahrscheinlichkeit des nahe bevorstehenden Falls der Grundrente nicht gedacht hat! Gegenüber der landläufigen Vorstellung, als ob das mobile Kapital als eine dem Grundbesitz gegenüberstehende feindliche Macht diesen gewissermaßen erdrücke und verschlinge, erinnert Rodbertus wiederholt daran, daß ja dieses mobile Kapital, soweit es in Hypotheken- und Pfandbriefform erscheint, größten-

teils weiter nichts ist als abgezweigter Grundstückwert; die Grundschulden entstehen ja meistens nicht durch Aufnahme von Darlehen bei Kapitalisten, sondern dadurch, daß Miterben ihren Anteil des Gutes fortnehmen, in Gestalt eines Zinsanspruchs. Wenn sie diesen einem andern abtreten, indem zu ihrer Abfindung ein Kapital aufgenommen wird, so ändert das nichts an der Entstehungsweise der Schuld.

Litteratur

Soviel sich auch gegen die fragmentarische Weisheit einwenden läßt, die Betrachtungen und gelegentlich auch bloß die Einfälle über Gott und Welt, Seele und Leib, über das eigne Ich und den lieben Nächsten, über Vergangenheit und Gegenwart zum besten giebt, immer wieder erscheinen neue Sammlungen, die das Glück von Feuchtersiebens „Diätetik der Seele“ und ähnlichen Büchern suchen, die nun vergessen sind. Natürlich können diese Sammlungen von Gedanken weder gleichartig noch gleichwertig sein; der Zufall schiebt eine Dreizahl höchst verschiedner Veröffentlichungen dieser Art auf unserm Büchertisch zusammen. Dem Tagesgeschmack dürften die unter dem Titel Wohl bekomms! zusammengefaßten Grobheiten, Bosheiten und Liebenswürdigkeiten von August Meltz (Hamburg, M. Glogau jr., 1895) am besten entsprechen. Sie haben den derben, herausfordernden Ton, der heute für ein Zeichen von Stärke und Tüchtigkeit gilt, dazu in Prosa und Versen manchen schlagenden Satz. Der Verfasser weiß sich in die Zeit zu finden, er hat ganz Recht, wenn er meint: „Große Geister wollen alleweile nicht gedeihen auf Erden; der Herrgott versucht deshalb große Männer zu kultiviren,“ und die Bemerkung zum besten giebt: „Daß ein gutes Gewissen ein sanftes Ruhekissen [sei], ist ja wahr; aber bei diesen schlechten Zeiten muß mancher schon zufrieden sein, wenn er nur so eine Art Gewissensstrohsack hat, und wenn mans gewohnt ist, mag es sich ja auch ganz gut darauf schlafen.“ Daß eine Reihe pessimistischer Gedanken neben tapfern und hoffnungsvollen stehen, braucht uns nicht Wunder zu nehmen. Schließlich drängt der Verfasser seine Spruchweisheit doch in dem Satze zusammen: „Frage nicht nach Würdigkeit, wenn du Gutes thun willst, sondern laß dich von deinem Herzen treiben; bedenke, hätte Gott mit seinem Sonnenschein auf die Würdigkeit der Leute warten wollen, dann hielte er heute noch mit der Sonne hinterm Berge.“

Anspruchsvoller als die Einfälle treten uns die aus dem Polnischen übersetzten Aphorismen von Wladislaw von Fedorowicz (Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1894) gegenüber. Sie zerfallen in die Abschnitte „Natur, Natur- und Religionsphilosophie,“ „Moral,“ „Recht nnd Gesetzgebung,“ „Soziologie, Nationalökonomie,“ „Nationalität,“ „Politik, Geschichte,“ „Pädagogik,“ „Kunst, Schönheit, Genie,“ „Weib,“ „Freundschaft, Liebe, Ehe,“ „Lebenspraxis und Lebensweisheit,“ und schon aus dieser Aufzählung geht hervor, welch weiten Umkreis die Gedanken des Herrn von Fedorowicz umfassen. Der polnische Landedelmann denkt nicht eben heiter von unsrer Zeit, er seufzt, was mit ihm viele

thun, nach einem klugen Despoten und nach Einrichtungen, denen das unberechtigte Individuum wiederum botmäßig zu machen sei. Aber er erkennt wenigstens, daß die sozialen Fragen nur durch Befriedigung aus der Welt getilgt werden können. „Es giebt also keinen andern Ausweg, als das zu geben, was einer notwendig braucht." Daneben legt er eine für einen Polen rühmliche Unbefangenheit in der Beurteilung der slawischen Rasse an den Tag: „Die Slawen sind zu träge zur Autonomie, die, um gehörig zu funktioniren, größern Unternehmungsgeist, als wir haben, und größere Ausdauer erfordert." Daß in den zahlreichen Aussprüchen über die verschiedensten Erscheinungen neben wirklich Geistreichem, fein Beobachtetem und scharf Ausgedrücktem auch mancherlei Schiefes und Willkürliches enthalten ist, neben neuen Gedanken und Einfällen viele längst bekannte stehen, liegt in der Natur solcher Sammlungen, schadet auch nicht viel. Schlimmer ist schon, daß man in so vielen Fällen nicht weiß und ahnt, welche Folgerungen der Verfasser aus den flüchtig hingeworfnen Gedanken ziehen will. Wenn der Landedelmann meint, Menschenwahrheiten uud Menschenrechte seien nur insofern fest gegründet, als sie mit den Naturgesetzen, die Gott der Welt gegeben hat, in Einklang sind, so wird ohne nähere Erläuterung niemand Lust haben, ihm zu widersprechen. Aber wenn er meint: „Bloß das ist sündig, was naturwidrig," und hinzusetzt: „Wenn der Mensch Gottes Natur den menschlichen Gesetzen opfert, nennen die Menschen dieses Tugend," so fällt einem unwillkürlich ein, daß sich des Verfassers galizischer Landsmann Don Juan von Kolomea ungefähr auch hierauf beruft.

Nicht nur weit umfangreicher als diese beiden Sammlungen, sondern innerlich weit bedeutender, tiefer und reicher erscheinen die philosophisch-religiösen Gedanken Aus den Tagebuchblättern des Grafen Alexander Keyserling, herausgegeben von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube (Stuttgart, J. G. Cottaische Buchhandlung, 1894). Die vorausgeschickte, vom Grafen Leo Keyserling verfaßte Lebensskizze lehrt uns in dem Verfasser der gehaltvollen Blätter einen der selten gewordnen Edelleute kennen, die bei hoher geistiger Bildung, ja bei wissenschaftlicher Bethätigung und Auszeichnung doch mit Energie und Ausdauer den Pflichten ihres Berufs in der Verwaltung und Verbesserung ausgedehnter Güter leben. In seiner Berliner Studienzeit hatte sich der hochbegabte baltische Graf den Naturwissenschaften gewidmet, in Gemeinsamkeit mit seinem Freunde, dem Braunschweiger Professor Blasius, das wertvolle zoologische Werk „Die Wirbeltiere Europas" bearbeitet und herausgegeben, nach der Heimkehr von der Universität große Forschungsreisen im europäischen Rußland gemacht und namentlich das Petschoragebiet durchwandert und in einem besondern Werke dargestellt. Nach seiner Verheiratung mit der Tochter des russischen Finanzministers Cancrin ließ er sich auf dem esthnischen Landgute Raikül nieder. Vom Jahre 1847 bis zu seinem Tode am 20. Mai 1891 hat er vorzugsweise auf diesem Gute gelebt. Als Landeshauptmann von Esthland, als Kurator der Universität Dorpat hat er mannhaft an dem Kampfe seiner baltischen Landsleute um die Erhaltung ihrer deutschen Kultur teilgenommen. Seit 1870 behielt er nur noch seine Stellung im ritterschaftlichen Ausschuß und im Landesratskollegium. „Zu klar, um sich der Illusion hinzugeben, es sei der Geschicklichkeit eines Einzelnen möglich, das historische Verhängnis abzuwehren, das mit dem in Europa herrschend gewordnen Nationalitätsprinzip über die Ostseeprovinzen hereinbrechen mußte, zu ernst, um in einer Politik fruchtloser Rechtsverwahrungen und Suppliken Befriedigung zu finden, lebte er seiner Maxime: unter den gegebnen Verhältnissen die bestmöglichen Zustände zu erstreben und mit seinen Mitmenschen die bestmöglichen Beziehungen zu unterhalten." In dauerndem

Verkehr stand er mit dem großen deutschen Reichskanzler, mit dem er sich während der gemeinsamen Studienjahre befreundet hatte, „keine Empfehlung Keyserlings ist von Bismarck, der ihm bis zum Tode ein treuer Freund blieb, unberücksichtigt gelassen worden," nach dem plötzlichen Abschied des Reichskanzlers eilte der alte Graf nach Friedrichsruh und verlebte dort einige Wochen. Alles in allem eine Persönlichkeit, deren Leben wohl eher eine umfassende und eingehende biographische Darstellung verdient hätte, als das Leben manches Fachgelehrten und mittelmäßigen Künstlers. Vor der Hand müssen wir die Tagebuchblätter mit einzelnen Zusätzen aus Briefen als das Denkmal des geistvollen Kurländers betrachten. Die Sammlung trägt das bezeichnende Motto: „Die Wahrheit taucht eher empor aus dem Irrtum als aus der Konfusion, sagt Bacon, und ich füge hinzu: als aus der Teilnahmlosigkeit." Die Niederschriften der Gedanken Keyserlings gehören den Jahren seines Alters seit 1873 an. Vorwaltend sind die Betrachtungen über religiöse und philosophische Probleme, doch fehlt es auch nicht an allgemeinen Betrachtungen, aus denen hervorgeht, daß der Verfasser auf jedem Gebiet eine selbständig denkende Natur war. Zu Grunde liegt den Anschauungen Keyserlings die Erkenntnis: „Religion ist für ein Einzelwesen nicht recht möglich; man kann es in der Isolirung nur zu Philosophie und Theologie bringen. Ich vermisse in den mir bekannten Definitionen von Religionen die Aufnahme dieses sozialen Charakters. Die Empfindung des Ewigen kann, denke ich, erst in der Gemeinschaft die rechte Kraft erlangen. Die keinen Teil haben an dieser lebendigen Gemeinschaft, wie erbauliche Vorstellungen sie auch zustande bringen, sind doch eigentlich ausgeschieden aus der Kirche und aus der Religion. Mit ästhetischen Spielereien läßt sich das nicht ersetzen," aber sie gipfeln in der Erkenntnis: „Die Gemeinschaft muß immer neu belebt werden aus dem unerschöpflichen Quell des einzelnen Menschen," und in dem Spruch: „Selig, wer sein Glück sucht weder im Himmel noch auf Erden, sondern seiner selbst vergißt in dem ewigen Werk und in der Liebe." Es läßt sich nicht verkennen, daß die Niederschriften eine eigentümliche innere Entwicklung und wachsende Klarheit der Empfindung wie des Ausdrucks zeigen. Der tiefe Ernst des Verfassers fesselt uns auch bei seinen Aphorismen über andre Fragen. Er nimmt nichts leicht, und selbst die Thatsache, daß die Barbarei Vorzüge habe, die durch die Bildung leicht verloren gehen, und das Problem, wie man die Vorzüge beider Zustände verbinden solle und könne, hat ihn anhaltend beschäftigt. Auffällig und in Bezug auf sein Verhältnis zu Bismarck, in dem Graf Keyserling den größten lebenden Menschen der Erde ehrte, doppelt interessant ist die ausgesprochne Skepsis, mit der er den sozialen Bestrebungen gegenüberstand. Er schreibt: „Ich bin ein verstockter Parteimann des Rechtsstaates, im Gegensatz zu dem Wohlfahrtsstaate," er fordert „eine Gesetzgebung, die keinen begünstigt oder bedrängt und eine für alle gleiche Gesetzlichkeit mit unerschütterlicher Gewalt sicherstellt," und vermag nicht zu sehen, daß die Zusammenraffung des sämtlichen Besitzes der Erde in wenige Hände einer Aufhebung aller Gesetzlichkeit und jedes Rechtsstaats völlig gleichkommt.

Druckfehlerberichtigung. In dem ersten Teile des Aufsatzes „Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik. 5. Australien" lies S. 312 Z. 4 von oben „in vierzig Jahren" statt „in vier Jahren."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Das Wahlrecht zum deutſchen Reichstage

Der deutſche Reichstag war anfangs als der Mittelpunkt des neuen deutſchen Reichs gedacht. Mit ihm und durch ihn ſollte ſich das Reich immer kräftiger entwickeln und unter Wahrung der Rechte der regierenden Fürſtengeſchlechter zu feſterer Einheit erſtarken. Heutzutage iſt man zu der Überzeugung gelangt, daß dieſe Hoffnungen verloren gegangen ſind und das Anſehen des Reichstags bis an die Grenze des Erträglichen geſunken iſt. Es wäre nicht zweckdienlich, die Sünden unſers Parlaments, die das verſchuldet haben, aufzuzählen, denn es würde nicht die Kräfte zur Beſſerung einen, ſondern nur neue Zwietracht ſtiften, weil der ſchroffe Parteigeiſt nie aufhören wird, das für einen Triumph von Recht und Wahrheit zu halten, was die andre Partei oder auch der größere Teil der Nation für einen Verſtoß gegen die beſten Empfindungen der deutſchen Volksſeele hält. Begnügen wir uns alſo mit der Thatſache, daß ſich der Reichstag ſeinen Aufgaben nicht gewachſen gezeigt hat.

Infolgedeſſen iſt die Meinung weit verbreitet, daß unter der Herrſchaft unſers jetzigen Wahlgeſetzes die hohe Körperſchaft immer tiefer und tiefer ſinken müſſe. Ein Teil der beſſern Preſſe beginnt bereits, ganz unverblümt den Staatsſtreich zu empfehlen und will Deutſchland durch verfaſſungswidrigen Erlaß einer neuen Wahlordnung retten. Aus ſolchen Umſturzplänen darf man nicht etwa auf eine mangelhafte Entwicklung des Rechtsgefühls im deutſchen Volkscharakter ſchließen. Unſre Verfaſſungen ſind uns noch nicht durch langen Zeitenlauf geheiligt, und uns fehlt bei unſerm friſchen Machtgefühl die Geduld, die Geſundung in langſamer Entwicklung von innen heraus abzuwarten. Wie die urwüchſige Kraft des self-made-man, mit allem überlebten Hergebrachten aufzuräumen, ihn häufig verführt, auch das ſchon für überlebt zu halten, was ſich noch nicht ausgewachſen hat, ſo ändern wir, die wir nun einmal Empor-

kömmlinge im guten und im schlechten Sinne sind, in unserm jungen deutschen Reiche unsre Gesetze oft, ehe sie Zeit gehabt haben, sich einzuleben, und die Schroffheit unsrer innern Kämpfe erinnert von Anfang an etwas an den Hochmut und die absprechende Art des Emporkömmlings.

Noch vor zwanzig Jahren hat man die Frage aufwerfen können, ob es nicht besser sei, sich überhaupt ohne Parlament zu behelfen, und Bismarck hat damals wiederholt Gelegenheit nehmen müssen, klar zu machen, daß in Deutschland kein einsichtiger Staatsmann die Verantwortung übernehmen möchte, ohne Parlament zu regieren. Heute sind die Stimmen für die absolute Herrschaft der Regierung verstummt, die Überzeugung von der Unentbehrlichkeit der parlamentarischen Volksvertretung ist allgemein befestigt, weil man erkannt hat, daß die Notwendigkeit von Staatseinrichtungen nicht lediglich nach ihrer Zweckmäßigkeit zur Förderung des Gemeinwohls beurteilt werden darf. Sind doch die Führer jener Stimmen sogar selbst dahin gekommen, von ihrem Rechte, der Regierung entgegenzutreten, ausgiebigen agitatorischen Gebrauch zu machen. Auf die jetzt hervorgetretne Neigung zu einem frischen, frohen Staatsstreich durch verfassungswidrigen Erlaß eines neuen Wahlgesetzes paßt aber das bekannte Wort: C'est plus qu'un crime, c'est une faute. Der Verfassungsbruch wäre das verhängnisvolle Beispiel einer Revolution von oben, und er würde ein trauriges Vorspiel eines traurigen Rückzugs sein, wenn er von einem demokratischen Wahlrecht absehen wollte, sich also nicht mit dem begnügte, was auch auf verfassungsmäßigem Wege zu erreichen ist. Gesetzt, die Einführung unsers demokratischen Wahlrechts hätte seinerzeit vermieden werden können und sollen, so wäre die Folge gewesen, daß die Kämpfe dafür leidenschaftlich und ununterbrochen gewütet hätten, wir würden es heute mutmaßlich doch haben und nur um die Erfahrung ärmer sein, wie es sich bewährt hat. Eine solche in der geschichtlichen Entwicklung begründete Maßregel kann wohl zu früh ergriffen, aber niemals rückgängig gemacht werden. Jede Agitation gegen Freiheiten und Volksrechte, die einmal gewährt sind, wird von der geschichtlichen Entwicklung überholt und schließlich mit dem Fluch der Lächerlichkeit beladen. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und die Neugestaltung des preußischen Staats durch die Stein-Hardenbergische Verfassung wurde zu ihrer Zeit auch von den bevorzugten Klassen als etwas empfunden, wofür die Bevölkerung noch nicht reif sei. Jetzt lächeln wir, wenn wir lesen, wie sich 1811 die Stände dagegen verwahrten, daß „aus dem alten ehrlichen brandenburgischen Preußen ein neumodischer Judenstaat gemacht werden solle."

Aus Friedrichsruh haben wir kürzlich die Worte vernommen, „daß die Erfolge der nationalen Entwicklung eines Landes auf der Minorität der Gebildeten beruhen und wir den Schwerpunkt unsrer politischen Entwicklung neben dem Bundesrat in den Einzellandtagen zu suchen haben." Fürst Bismarck, der früher oft wiederholt hat, daß er in den breiten Massen des Volkes ein

besseres Verständnis für die notwendigen Staatsbedürfnisse als in den höhern Bevölkerungsklassen gefunden habe, der Vater des Wahlrechts, das der Stimme des Ministers und des Proletariers gleiche Bedeutung giebt, hat selbst während der jetzt so berechtigten Mißstimmung nicht erkennen lassen, daß er an der grundsätzlichen Richtigkeit des allgemeinen gleichen Wahlrechts zweifle. Man könnte meinen, daß der Fürst eher den Reichstag umgehen, ihn gewissermaßen zu einem Scheinrecht herabdrücken wolle; aber glücklicherweise hat der große Mann selbst dafür gesorgt, daß das nicht so leicht geschehen kann. Die wichtigsten Lebensbedingungen des Reichs, sein Heer, seine Marine und zum großen Teil auch seine Finanzen sind von den Beschlüssen des Reichstags abhängig, denn das Reich hat nicht nur die Gesetzgebung über das gesamte Zollwesen, sondern auch ausnahmslos die Besteuerung des im Bundesgebiete gewonnenen Salzes und Tabaks. Dann ist es aber gerade doch der Reichstag, in dem alle Meinungsarten der Bevölkerung zum Ausdruck kommen, die Landtage, die, um auch an ein Wort Bismarcks zu erinnern, aus dem denkbar schlechtesten Wahlsystem hervorgehen, bieten kein Sicherheitsventil für die öffentliche Meinung. Es ist übrigens bei aller Verbesserungsbedürftigkeit des Reichstags doch eine große Ungerechtigkeit, seine Fähigkeiten und Leistungen so tief unter die der Landtage zu stellen. Die Durchschnittsbefähigung der Reichstagsabgeordneten ist nicht geringer als die der Abgeordneten der einzelnen Landtage, fast alle hervorragende Vertreter der Parteien haben Doppelmandate inne. Die leitende Rolle in unsrer Nation spielen aber statt der Parlamentarier die Leute mit dem verfehlten Beruf, und von den Parlamenten ist sie auf die Presse übergegangen, man hört dort fast nichts, was nicht hier schon vorher und besser gesagt worden wäre. Die menschlichen Kräfte bewähren sich in der Not am besten. Von den Zeiten des großen Alexander bis auf die des großen Friedrich haben die kleinern Staaten mehr zu leisten vermocht als die in ihrem Bestande weniger gefährdeten großen Staatsgebilde. Daß sich der päpstliche Stuhl aus der tiefsten Entsittlichung wieder zu einem leuchtenden sittlichen Vorbilde der Menschheit erhoben hat, verdankt er nicht den Gläubigen, sondern Luther. In der Konfliktszeit, jenem bedauerlichen Kampfe, hatten wir ein Parlament von hoher geistiger Bedeutung. Durch den Kampf ums Dasein, durch die Maigesetze und das Sozialistengesetz haben Zentrum und Sozialdemokratie an Kraft und Macht gewonnen. So aber wie die Kräfte erstarken, wenn sie sich bewähren müssen, wie der furor teutonicus erst erwacht, wenn welscher Übermut an unsre Thore pocht, so wirkt umgekehrt das Gefühl der Überlegenheit lähmend. Unsre nationale Vertretung würde sich vielleicht zu höherer Leistungsfähigkeit und Reife entwickelt haben, wenn unsre großen Erfolge nicht so beispiellos schnell errungen worden wären, sondern unausgesetzt das ernsteste Streben für sie hätte wirken müssen. Das stolze Selbstgefühl, daß wir an der Spitze der Nationen „marschieren“ und uns niemand den ge-

bührenden Platz streitig machen darf, die Sicherheit, in der wir uns trotz innerer und äußerer Feinde wiegen, lenkt den Blick von der allgemeinen Wohlfahrt ab und verleitet uns zu einer kleinlichen Interessenpolitik mit ihrem die Mittelmäßigkeit in den Vordergrund drängenden Parteihader.

Würden wir uns denn aber besser stehen, wenn bei den Wahlen die durch Bildung und Besitz bevorzugten Klassen den Ausschlag gäben? Wohl kaum. Die Landtage sind trotz des Diätenbezugs der Mitglieder nicht pflichttreuer als der Reichstag, und bisher hat sich die bessergestellte Minderheit keineswegs als am opferwilligsten für das Allgemeinwohl und am wenigsten selbstsüchtig für ihre Sonderinteressen gezeigt. Die Weltmachtstellung Deutschlands liegt den Volksmassen ebenso am Herzen wie den bevorzugten; es fehlt auch nicht die Einsicht, daß eine solche Stellung ohne die Hälfte aller Macht, ohne eine große Seemacht auf die Dauer nicht zu behaupten ist und ohne diese für Deutschland eine Kolonialpolitik so viel bedeutet wie den zweiten Schritt thun, ehe man den ersten gethan hat. Die Hauptschuld aber, daß es uns nicht gelingt, auch auf dem Meere die uns gebührende Macht zu entfalten, trägt die kleinliche Finanzpolitik der Besitzenden. Sie wollen es nicht verstehen, daß sich eines nicht für alle schickt, und eine Sparsamkeit, die das kleine Preußen groß gemacht hat, bei dem großen Deutschland recht übel angebracht ist, obgleich uns England, das ohne seine Schuldenlast von vielen Milliarden niemals seine drückende Überlegenheit erlangt haben würde, lehrt, wie man mit großen Schulden sehr reich werden kann. Die Agrarier und Tabakindustriellen wirken für ihre Interessen nicht weniger eigennützig als die Sozialdemokraten für die ihrigen. Es ist nur ein Vorurteil, die Verführung der Arbeitermassen durch Luftschlösser für gefährlicher zu halten, als den Bauernfang durch die Aussicht auf einen verbürgten Mindestpreis für Getreide. Nur der durch Lebenserfahrungen gereifte Verstand und gefestigte Charakter ist solchen Bethörungen schwerer zugänglich; er genießt in allen Volksklassen das Ansehen, das dem reifern Alter zukommt, er wäre imstande, den richtigen nationalen Willen zum Ausdruck zu bringen.

Als beachtenswerte Vorschläge zur Änderung des Wahlrechts sind zu erwähnen: die Abschaffung der geheimen Wahl, der Beginn des Wahlrechts mit dem zurückgelegten dreißigsten Lebensjahre. Aber es ist eine unbegründete Vermutung, daß die Öffentlichkeit der Wahl ein von dem bisherigen abweichendes Wahlergebnis zeitigen würde, anders als durch eine gewisse Wahlbeeinflussung könnte sie es jedenfalls nicht erreichen, und sie würde unter keinen Umständen dazu dienen, den nationalen Willen besser und richtiger zum Ausdruck zu bringen. Der Vorschlag einer Altersgrenze von dreißig Jahren geht zwar von der richtigen Voraussetzung aus, dem reifern Urteil den größern Einfluß zu geben, ist aber doch ein Mißgriff. Die jüngern Männer mögen durchschnittlich politisch unreif sein, sie sind immerhin eine mächtige politische Größe,

die man nicht unbeachtet lassen darf, wenn der Volkswille zum Ausdruck kommen soll. Es kommt nicht darauf an, sie mundtot zu machen, sondern sie unter die Führung des einsichtsvollern Alters zu stellen. Viel richtiger wäre es, in diesem Punkte den sozialdemokratischen Wünschen zu begegnen und das Wahlrecht mit dem zurückgelegten einundzwanzigsten Lebensjahre, statt mit dem jetzt vorgesehenen fünfundzwanzigsten Lebensjahre beginnen zu lassen. Ein Mann, der volljährig ist, für alle seine Rechtsgeschäfte die volle Verbindlichkeit übernehmen muß, hat auch den Anspruch, politisch mitreden zu dürfen. Folgerichtig beginnt deshalb nach preußischer Verfassung das Wahlrecht mit dem zurückgelegten vierundzwanzigsten Lebensjahre, da zu der Zeit, wo diese Verfassung ins Leben trat, die Volljährigkeit begann. Aber auch von der Heraufsetzung der Altersgrenze auf das zurückgelegte dreißigste Lebensjahr ist schließlich eine wesentliche Änderung der Wahlergebnisse nicht zu erwarten. Nach der Bevölkerungsberechnung von 1890 hatte Berlin unter 1000 Einwohnern 242,1 Männer über 25 Jahren, und unter diesen waren nur 54,7 Männer im Alter von 25 bis 30 Jahren.

Alle Erwägungen führen also dahin, daß wir ohne Standesbevorzugung und ohne Stimmrechtsberaubung nur dann der Einsicht des Alters das Übergewicht verschaffen würden, wenn wir uns von einem rein mechanischen Wahlrecht losmachten. Zur Wahrung deutscher Art würde es dann aber am besten sein und am zweckmäßigsten wirken, das Wahlrecht mit dem einundzwanzigsten Jahre beginnen zu lassen und den gereiftern Männern, die die Altersgrenze von 35 Jahren überschritten haben, zwei Wahlstimmen zu geben. In Berlin würden sich auf diese Weise auf je 1000 Einwohner 286,5 wahlberechtigte Männer mit 431,5 Wahlstimmen ergeben, und von diesen Wahlstimmen fielen nur 145,5 auf das Alter von 21 bis 35 Jahren. Von dieser Berechnung weichen die andrer Städte nur unwesentlich ab.

Alle Kulturvölker haben in ihrem ursprünglichen Denken beim Beraten ihrer Staatsangelegenheiten dem Alter eine bevorzugte Stellung eingeräumt. In vielen Sprachen sind selbst die Namen für eine hervorragende politische Stellung noch von dem Alter entlehnt, wie auch der ehrwürdige Senat der Römer nach den Ältesten der Volksgemeinschaft (senex) benannt wurde. Warum sollen wir nicht in unser heutiges Leben das herübernehmen, was sich in der Kindheit der Menschheit bewährt hat und sich nach der Natur der Menschen immer bewähren wird?

Der gerichtliche Eid

Die Betrachtungen über die Eidesnot, die vor einiger Zeit ein Geistlicher in diesen Blättern veröffentlicht hat, haben das Verdienst, diese Frage losgelöst zu haben aus der Verquickung mit den augenblicklichen Erscheinungen, die zwar die Ursache sind, daß man sich gerade heutzutage lebhafter mit dieser Angelegenheit beschäftigt, die an sich aber den Kern der Frage nicht berühren. Der erwähnte Aufsatz erstrebt eine grundsätzliche Lösung der Frage. Um diese zu finden, wirft er die Frage auf, woraus der Staat eigentlich das Recht herleite, überhaupt einen Eid zu fordern, da doch der Eid aus einem Reich herübergenommen sei, mit dem der Staat an sich nichts zu thun habe.

Bei der ernsten Bedeutung der Angelegenheit für unser ganzes Volksleben und seine religiöse, sittliche und rechtliche Entwicklung sei es einem Richter erlaubt, die Ausführungen des Geistlichen in einigen Punkten zu ergänzen. Ich will hierbei nicht auf die religiöse und sittliche Zulässigkeit oder Verwerflichkeit des Schwörens an sich eingehen, sondern mich auf das Gebiet des Rechts beschränken und auch innerhalb dieser Grenze nur den Eid vor Gericht erörtern, dagegen von dem eidlichen Gelöbnis der Treue absehen, das Fürsten bei ihrem Regierungsantritt, Abgeordnete bei ihrem Eintritt in die Volksvertretung, Beamte und Soldaten beim Eintritt in den Staats- und Kriegsdienst leisten müssen.

Faßt man, wie es der geistliche Verfasser der Betrachtungen über die Eidesnot gethan hat, nur die Gegenwart ins Auge, so kann man allerdings bei einigem Nachdenken nicht umhin, mit ihm verwundert zu fragen, wie der Staat dazu komme, den Eid zu fordern. Denn es ist wahr: der Staat, der seinen Angehörigen die Freiheit des Religionsbekenntnisses gewährt, der ihnen damit also auch freistellt, ob sie überhaupt an einen Gott glauben wollen oder nicht, und der dabei den Grundsatz der Gleichstellung in allen bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechten ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis ausspricht, dieser Staat handelt weder vom logischen noch vom sittlichen Standpunkt aus vernünftig, wenn er unter gewissen Umständen allen seinen Angehörigen die Pflicht einer Versicherung auferlegt, deren selbstverständliche Voraussetzung und für deren Wert oder Unwert allein entscheidend der Glaube

an einen Gott ist, und die darum für einen großen Teil seiner Bürger der ihr zugeschriebnen Bedeutung entbehrt. Ja selbst wenn man aus der Gegenwart zurückgeht in die letztvergangnen Jahrhunderte, so findet man keine Erklärung für die auffallende Thatsache, daß sich der Staat für seine ganz weltliche Rechtsordnung, bei dem Streit um Mein und Dein ein völlig außerhalb dieses Bereichs liegendes Mittel dienstbar machen konnte. Verständlich wird diese Erscheinung nur durch einen Rückblick in eine weit hinter uns liegende Vergangenheit.

Aus der Rechtsgeschichte und der vergleichenden Völkerkunde wissen wir jetzt, daß jedenfalls bei den meisten Völkern der Ausgangspunkt der Rechtsentwicklung auf sakralem, also religiösem Gebiete liegt. Man kann dabei ganz absehen von solchen theokratischen Staatsgebilden, wie z. B. der alttestamentliche Staat der Juden eins war, und braucht nur die Völker zu berücksichtigen, deren Rechtsentwicklung für uns von unmittelbarer Bedeutung gewesen ist. Jedem Zweifel enthoben ist der sakrale Ausgangspunkt bei dem römischen Recht; hierüber haben namentlich die Forschungen R. von Iherings klares Licht verbreitet. Das Recht stand unter dem Schutze der Götter; seine Hüter und Ausleger waren die Priester; ihrer Leitung und Mitwirkung bedurften alle wichtigen Rechtsgeschäfte, namentlich alle prozessualen Handlungen. Nur die Priester wußten, an welchen Tagen, ja zu welchen Stunden bestimmter Tage allein das Recht gesucht und gefunden werden durfte, und da diese Zeiten in einem genau bestimmten, sich nicht jährlich wiederholenden Wechsel wiederkehrten, so lag, mit der gesamten Kalendereinrichtung, auch das gerichtliche Terminwesen allein in ihren Händen. Alljährlich wurde aus den Priesterkollegien ein Mitglied bestimmt, das über Zeit und Form rechtlicher Anträge den Rechtsuchenden Auskunft zu geben hatte. Von dem Vorstande der Priester, dem Pontifex maximus, wird geradezu berichtet, daß er als Richter aller religiösen und weltlichen Angelegenheiten galt. Jahrhundertelang lag so die Rechtsbildung und Rechtspflege ausschließlich in den Händen der Priester, und erst gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts seit Gründung der Stadt Rom (also etwa um das Jahr 300 v. Chr.) wurde durch den Vertrauensbruch eines Schreibers und Freigelassenen des damaligen Pontifex maximus, Appius Claudius, der das seinem Herrn entwendete Verzeichnis der Gerichtstage und eine Sammlung der Klagformeln veröffentlichte, das Geheimnis der Priester durchbrochen und damit ihre ausschlaggebende Bedeutung für die Rechtsentwicklung beseitigt.

Bei unsern Vorfahren sind wir über die ältesten Zustände auf dem Gebiete der Rechtsbildung und Rechtspflege nicht so genau unterrichtet wie bei den Römern. Wenn uns aber Tacitus (Germania Kap. 7) erzählt, daß bei den Deutschen alle Strafen an Ehre, Leib und Leben durch die Priester vollstreckt wurden, damit die Strafe nicht von der weltlichen Obrigkeit, sondern

von der Gottheit auszugehen scheine, so weist uns diese Angabe auch hier auf das religiöse Gebiet als den Ursprung des Rechts hin. Auch für die nordgermanischen Stämme ist durch die Berichte über die Anfänge des isländischen Staatswesens, die uns bis in die Einzelheiten hinein genau überliefert sind, der ursprüngliche enge Zusammenhang zwischen der Staats- und Gerichtsverfassung einerseits und dem Priestertum und dem Dienst der Götter andrerseits nachgewiesen.

Verfolgt man die Rechtsentwicklung von solchen Anfängen an bis zur Gegenwart, so stellt sich als ein Grundzug der Entwicklung die zunehmende Verweltlichung des Rechts dar. Ganz dem entsprechend tritt auch auf dem Gebiete des Prozesses die Beziehung zur Gottheit um so stärker in den Vordergrund, je weiter wir zurückgehen.

Die älteste Klageform des römischen Rechts ist die sogenannte legis actio per sacramentum. Sie hat ihren Namen davon, daß bei Beginn des Prozesses der Kläger und, wenn er sich auf den Prozeß einlassen wollte, auch der Beklagte im Tempel eine Summe — das sacramentum — hinterlegen mußten. Vor den Göttern selbst wurde so gewissermaßen der Rechtsstreit ausgetragen, sie waren die Urteiler, und wer den Prozeß verlor, dessen sacramentum fiel als Buße und zugleich als Entschädigung für ihre Mühewaltung beim Prozeß den Göttern zu. Nicht der Staat, das aerarium, sondern die Götter erhoben also die Prozeßkosten.

Auch bei unsern Vorfahren war der Glaube lebendig, daß der Gang des Rechtsstreits unter der Obhut der Gottheit stehe, und in ihrer Hand die Entscheidung ruhe. Es genügt, zum Beleg dafür auf eine allbekannte Einrichtung hinzuweisen, deren Name schon diesen Glauben deutlich kundthut: auf die Gottesurteile. Bereits die ältesten deutschen Volksrechte erwähnen sie; das westgotische, das salfränkische, das sächsische kennen den gerichtlichen Zweikampf, das salfränkische den sogenannten Kesselfang, das rheinfränkische die Feuerprobe. Nach der Bekehrung zum Christentum kamen auch besondre christliche Arten von Gottesurteilen auf: die Abendmahlsprobe (auch die Probe des geweihten Bissens genannt) und die Kreuzesprobe. Der Einfluß der Kirche drängte zwar diese alte Rechtssitte nach und nach zurück, doch bestand das Gottesurteil des gerichtlichen Zweikampfs noch bis in das späte Mittelalter. Einen besondern Fall dieser Art erwähnen der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel als ein besondres Recht, das die Sachsen behalten hätten wider Karls des Großen Willen: ein Sachse hatte das Recht, auch noch das Urteil des höchsten Richters, das vom Königsgericht im Sachsenland gefundne, zu „schelten“ (als unrichtig zu bezeichnen) und die Entscheidung des Rechtsstreits (wie sich die Rechtsbücher ausdrücken) „an seine rechte Hand und die meiste Menge zu ziehen.“ Der Scheltende mußte dann selbsiebent gegen sieben Mann der Gegenpartei fechten; der, auf dessen Seite die größere Anzahl Sieger waren, behielt

Recht. In einer gar nicht mißzuverstehenden Weise wird hier die Entscheidung über die Richtigkeit des Urteils des Königsgerichts in die Hand der Gottheit als einer noch höhern Instanz gelegt. Erst der mit dem Ausgange des Mittelalters vollendete Sieg des römischen und kanonischen Rechts über das volkstümliche beseitigte vollständig den gerichtlichen Zweikampf.

Wenn uns heutzutage eine derartige Hereinziehung der Gottheit in den Rechtsstreit, wie sie der altrömische und der ältere deutsche Prozeß zeigen, fremdartig, ja unverständlich ist, so rührt das daher, daß uns fast ganz das Gefühl dafür abhanden gekommen ist, was von Haus aus das wahrhaft Natürliche und jedenfalls der Ausgangspunkt jeder Rechtsentwicklung ist: daß nämlich die Rechtsgenossenschaft sich auf die Volksgemeinschaft beschränkt, und diese wieder ursprünglich und vor anderm religiöse Gemeinschaft ist.

Wie der römische Bürger sein besondres Recht, sein jus civile hatte, vermöge dessen nur er eine nach römischen Begriffen wirksame Ehe eingehen, nur er Eigentum auf bestimmte Arten erwerben konnte, die es vor römischem Gericht gegen Anfechtung schützten, wie erst spät die Anerkennung eines neben diesem jus civile hergehenden internationalen Rechts, des jus gentium als einer auch für Rom und römische Gerichte wirksamen Rechtsquelle erfolgte, so bestand auch in Deutschland bis ins Mittelalter hinein der Grundsatz der sogenannten Personalität der Rechte, d. h. das Recht bezog sich (wenigstens ursprünglich) nicht auf einen bestimmten Bezirk und erst vermöge dessen auf die Inwohner dieses Bezirks, sondern es bezog sich auf einen Stamm und dessen Angehörige, nicht auch auf die zu einem fremden Volke gehörigen, die sich in dem Gebiete jenes Stammes vorübergehend oder dauernd aufhielten. Darum beginnt noch der Sachsenspiegel damit, die Grafen, Freiherren und schöffenbar Freien im Lande Sachsen aufzuzählen, die nicht sächsischer Herkunft und deshalb auch nicht sächsischen Rechts, sondern Schwaben oder Franken sind.

Ein wesentlicher Grundzug aller Volksgemeinschaft aber ist ursprünglich und vor allem auch religiöse Gemeinschaft, gemeinsame Verehrung der Gottheit. So war es jahrhundertelang im altrömischen Bauernstaat, so war es auch von Alters her in Deutschland. Noch in der Reformationszeit zeigt sich, wie kräftig der alte Gedanke die Geister beherrschte, daß die staatliche Gemeinschaft, die mit dem Ausgange des Mittelalters an die Stelle der alten Volksgenossenschaft getreten war, auch eine einheitliche Religionsgenossenschaft voraussetze. Ist auch der Grundsatz: Cujus regio, ejus religio zunächst und der Form nach nur ein Ausfluß des absolutistisch-despotischen Fürstentums, so gilt er doch in der Sache selbst nicht bloß in den Fürstentümern, sondern wird ebenso in den freien Reichsstädten, ja selbst in den freien Kantonen der Schweiz durchgeführt oder doch durchzuführen gesucht. Erst der westfälische Friede lockerte diese kirchliche Einheit der einzelnen Staaten für die seit 1624 und namentlich durch den Frieden selbst eingetretnen Gebietserweiterungen; die Auf-

klärung des vorigen Jahrhunderts beseitigte sie thatsächlich durch die zunehmende Abwendung der gebildeten Kreise vom Kirchentum; aber die Wiener Schlußakte verlieh doch nur den Angehörigen der drei christlichen Hauptkirchen, der katholischen, der lutherischen und der reformirten Kirche, den gleichen ungeschmälerten Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte. Erst die neuern Verfassungen seit 1848 haben allen Zusammenhang zwischen der Zugehörigkeit zu bestimmten Religionsbekenntnissen und dem Vollgenuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte aufgehoben, und diesen Zustand hat endlich das Bundesgesetz vom 3. Juli 1869 für den ganzen Norddeutschen Bund und dann für das ganze Reich bestätigt. So stehen wir heute am Schluß einer jahrhundertelangen Entwicklung, auf einem dem Ausgangspunkt gerade entgegengesetzten Punkte.

In den Uranfängen dieser Entwicklung wurzelt der Eid. Seine Grundlage ist der Zustand des Volkslebens, wo sich Rechtsgenossenschaft und Religionsgemeinschaft deckten. Als Überbleibsel dieses Zustands ist er geblieben, auch nachdem der Gesetzgeber diese Grundlage bewußt aufgegeben und eine neue (allerdings negative) geschaffen hat, bei der der Eid streng genommen in der Luft schwebt. Es beweist die Macht der Gewohnheit, daß wir trotz dieses Wegfalls seiner notwendigen Voraussetzung den Eid nicht nur beibehalten haben, sondern uns seiner Unverträglichkeit mit der gegenwärtigen Grundlage unsers Staatslebens kaum bewußt werden.

Allerdings ist auch der Eid von dem allgemeinen Entwicklungsgange des Rechtslebens nicht unberührt geblieben. Die Teilnahme an dieser Entwicklung zeigt sich bei ihm in einer unausgesetzten Beschränkung seiner Anwendung.

Für die Ausdehnung, in der der Eid im ältern deutschen Recht angewendet wurde, genügt es, auf die bekannte Einrichtung der Eideshelfer hinzuweisen. Das altdeutsche Recht faßte den Grundsatz, daß eine Partei ihre Behauptungen zu beweisen habe, nicht, wie das heutige Recht, als eine Pflicht der Partei, sondern als ihr Recht auf. Die Partei, die eine Behauptung zu beweisen hatte, konnte sich daher — abgesehen von Zeugen, Urkunden und dergleichen — zum Eid erbieten. In der Mehrzahl der Fälle genügte jedoch ihr Eid allein nicht, sondern sie mußte ihn durch Eideshelfer bekräftigen, d. h. durch Männer, die eidlich als ihre Überzeugung versicherten, daß der Schwörende die Wahrheit behaupte. Die Zahl der Eideshelfer war verschieden, je nach dem Gegenstande des Prozesses, und stieg bis auf 72.*) Einen solchen Eid mit 72 Eideshelfern verlangt z. B. der Sachsenspiegel von dem Kläger, der gegen einen Erben eine angebliche Schuld des Erblassers einklagt.

Auch im altrömischen Recht war das Anwendungsgebiet des Eides weit

*) Mitunter noch weiter. Nach dem Tode des Frankenkönigs Chilperich mußte dessen Witwe, die berüchtigte Fredegunde, die Echtheit ihres Sohnes, Chlotars II., mit 300 Eideshelfern beschwören.

größer als heute. Weniger allerdings im Prozeß, als außerhalb des Prozesses. In der ältesten Zeit war der Eid das gebräuchlichste Mittel zur Bestärkung von Verträgen. Noch in dem Zwölftafelgesetz wird der Eid als das stärkste Band zur Befestigung übernommner Verpflichtungen angeführt. Wer eine unter Anrufung der Götter, also eidlich gegebne Zusage bricht, der hat keinen Anspruch mehr auf den Schutz, den sonst die Götter dem Volksgenossen gewähren, er wird rechtlos; es ist nun keine gottlose und rechtswidrige Handlung mehr, sich seiner zu bemächtigen und ihn nach Willkür zu behandeln, ja ihn zu töten; im Gegenteil, wer dies thut, der vollstreckt an ihm nur die Strafe der beleidigten Gottheit.

Die Bestärkung eines Rechtsgeschäftes durch den Eid hat sich aus dem römischen Recht auch noch ins Mittelalter fortgesetzt und hier in Übung erhalten. Das kanonische Recht mußte, seiner ganzen Anlage nach, eine solche Verstärkung besonders streng behandeln. Es hat denn auch den Grundsatz aufgestellt, der auch von der weltlichen Gesetzgebung bestätigt wurde, daß der Eid selbst ein sonst nichtiges Geschäft unanfechtbar mache. Ein Fall dieser Art war in dem Gebiete des gemeinen Rechts noch bis vor kurzem sehr häufig: das römische Recht gab einer Frau, die für einen andern, namentlich für ihren Ehemann eine Verbindlichkeit, z. B. eine Bürgschaft, eine Gesamthaftung, übernommen hatte, das Recht, die Erfüllung solcher Verpflichtungen zu verweigern. Diese sogenannte „weibliche Rechtswohlthat" fiel aber weg, wenn die Frau die Übernahme der Verbindlichkeit eidlich bestärkt hatte. In den gemeinrechtlichen Landesteilen Preußens wurde dies erst 1869 beseitigt, in einzelnen kleinern deutschen Gebieten besteht es wohl noch heute.

Abgesehen von diesem besondern Falle ist im heutigen Verkehrsleben der Eid als Bestärkungsmittel bei Verträgen kaum noch in Anwendung. Das Reichsgesetz über den Wucher hebt allerdings unter andern noch den Fall, wo sich jemand wucherische Vermögensvorteile eidlich versprechen läßt, als besonders strafbar hervor. Man wird aber nicht fehlgehen mit der Annahme, daß eben höchstens bei derartigen Geschäften noch die eidliche Bestärkung vorkommen wird, während sie dem redlichen Verkehr ganz fremd geworden ist. Der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs erwähnt überhaupt den Eid als Mittel zur Bestärkung von Rechtsgeschäften nicht. Auch bei Wuchergeschäften wird übrigens noch mehr als der Eid eine andre Versicherung, die ebenfalls das Wuchergesetz besonders hervorhebt, in Übung sein: die Verpfändung der Ehre, das Versprechen „auf Ehrenwort," das ja gerade in den obern Volkskreisen, bei Offizieren und Studenten, üblich ist, und dessen Bruch, gleichviel unter welchen Umständen es abgegeben worden ist, nach den Anschauungen dieser Kreise die härtesten Folgen nach sich zieht, während das Recht an den Bruch des eidlichen Gelöbnisses überhaupt nur dann eine Strafe knüpft, wenn es vor Gericht abgegeben ist.

Dieser Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung, die der Eid auf dem Gebiete des Prozesses und des Privatrechts hinter sich hat, erklärt uns einerseits, wie es kommt, daß sich das gerichtliche Verfahren überhaupt des Eides bedient, auf der andern Seite zeigt er uns aber auch die Richtung, in der sich die Entwicklung auf diesem Gebiete bewegt hat und bei folgerichtigem Fortgange weiter bewegen muß. An sich sind für die weitere Entwicklung zwei Wege denkbar. Entweder könnte die Entwicklung wieder nach einem Zustande hingeführt werden, wo alle Volksgenossen auch Bekenner derselben Religion sind und nur insoweit, als sie dies sind, auch vom Gesetz als vollberechtigte Volksgenossen anerkannt werden. Das wäre eine Umkehr der Entwicklung in der Richtung nach dem ursprünglichen Ausgangspunkte hin, die vor allem die Aufhebung des Reichsgesetzes vom 3. Juli 1869 und der gleichartigen Bestimmungen der meisten Landesverfassungen voraussetzte. Nach liberaler Ansicht wäre eine solche Entwicklung natürlich die ärgste Reaktion, auch wenn diese Umkehr nicht in dem „Kampf für Religion, Sitte und Ordnung“ durch äußere Zwangsmittel herbeigeführt würde, sondern sich aus einer Wandlung des Volksgeistes ergäbe, die frei von innen heraus erfolgte. Auf absehbare Zeit ist jedoch beides gleich unwahrscheinlich. So bleibt nur der andre Weg offen: die völlige Beseitigung des Eides im gerichtlichen Verfahren, d. h. des Eides in seiner jetzigen Form der Anrufung Gottes zum Zeugen.

Daß der heutige Zustand auf diesem Gebiete voller Widersprüche ist, ist schon im Eingange hervorgehoben worden. Ein Staat, der seinen Angehörigen die Freiheit giebt, an einen persönlichen Gott zu glauben oder nicht, der allen dieselben bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte giebt, gleichviel ob sie diesen Glauben haben oder ob sie dessen Gegenteil offen bekennen, der handelt unzweifelhaft nicht folgerichtig, wenn er trotzdem allen Angehörigen den Zwang auferlegt, diesen Gott als Zeugen der Wahrheit ihrer Aussage und als Rächer der Unwahrhaftigkeit anzurufen. Indem der Staat allen seinen Unterthanen ohne Rücksicht auf ihren Glauben diesen Zwang auferlegt (in Preußen sind nur zwei Sekten, die Mennoniten und Philipponen von der Eidespflicht befreit), verletzt er einmal offen die von ihm gewährleistete Freiheit des Bekenntnisses, und er entwürdigt diese Anrufung Gottes, indem er sie überhaupt von einem Menschen zuläßt, der offenkundig das Dasein eines persönlichen Gottes leugnet oder auch nur anzweifelt. Auch früher hat es solche Leugner und Zweifler gegeben, aber sie waren nur verschwindende Ausnahmen; heutzutage ist das nicht mehr so, und es hieße die Augen vor offen liegenden Thatsachen verschließen, wenn man verkennen wollte, daß die Ungläubigen einen recht großen Teil des Volkes bilden.

Man mag das bedauern, aber damit kann man die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß in den obern wie in den untern Kreisen, bei den Ge-

bildeten wie bei den gewerblichen Arbeitern in großem Umfang atheistische oder pantheistische Anschauungen vorherrschen.

Daß man von einem „Gewissenszwang" gegen Atheisten reden könne, werden Strenggläubige nicht zugeben wollen, wenn es auch gewiß unter den Atheisten gar manchen giebt, der den Zwang, in feierlicher Form ein von ihm nicht geglaubtes Wesen anzurufen, als eine Verletzung seiner Überzeugung empfindet. Jedenfalls aber liegt ein unzulässiger Gewissenszwang gegenüber denen vor, die es mit dem Gebote Christi, Matthäus 5, 33 bis 37, strenger nehmen, als es schon bald nach ihm, äußern Bedürfnissen nachgebend, die Kirche that. Auch wo nicht, wie bei Zeugen oder Sachverständigen, ein unmittelbarer Zwang zum Eide durch Androhung von Geld- und Freiheitsstrafen ausgeübt wird, sondern wie beim Parteieid im Zivilprozeß die Leistung des Eides von dem Willen der Partei abhängt, wirkt die Einrichtung des Eides häufig ungerecht. Ich habe in meiner gerichtlichen Thätigkeit eine Reihe von Personen kennen gelernt, die grundsätzlich in einem Streit um Mein und Dein als Parteien keinen Eid leisteten. Sie gingen natürlich jedem Rechtsstreit möglichst aus dem Wege. Kam es aber doch zu einem solchen, und der Eid wurde ihnen nach den gesetzlichen Bestimmungen schließlich auferlegt, so zahlten sie lieber oder verzichteten auf ihren Anspruch, ehe sie den Eid leisteten, auch wo sie ihre Behauptung hätten mit gutem Gewissen beschwören können.

Wie hier die Hereinziehung des religiösen Gebiets in das Rechtsleben einen Nachteil gerade für den (vielleicht übertrieben) gewissenhaften und ängstlichen Mann bewirkt, so führt sie auch noch zu andern Ungerechtigkeiten. Nehmen wir an, es gelte in einem Rechtsstreit, bei dem auf der einen Seite ein Strenggläubiger, auf der andern ein Atheist steht, eine Thatsache zu beweisen, zu deren Feststellung nach dem geltenden Prozeßrecht nur der Eid der einen oder der andern Partei übrig ist. Beide Parteien sind in ihrem bürgerlichen Leben gleich unbescholtene, rechtschaffene Männer, und der Richter hat keine Veranlassung, der Angabe des einen mehr zu trauen oder zu mißtrauen, als der des andern. Der eine, dem nach den gewöhnlichen Regeln der Beweislast der Eid aufzuerlegen wäre, ist nun ein Atheist, sein Gegner ein strenggläubiger Christ. Legt der Richter dem erstern den Eid auf, und dieser schwört ihn, so wird sich der Gegner nicht ohne den Schein eines Rechts darüber beschweren können, daß zu seinen Ungunsten entschieden worden sei auf Grund eines Eides, der nur der Form nach ein solcher sei, in Wahrheit aber gar keinen Wert habe, weil der Schwörende ja an die Existenz dessen, den er als Zeugen der Wahrheit angerufen habe, gar nicht glaube. Legt aber umgekehrt der Richter gerade mit Rücksicht auf die Ungläubigkeit des einen den Eid dem Gegner auf, so kann sich wieder der Übergangne mit Fug beschweren, daß er um seiner religiösen Überzeugung willen, deren Freiheit und Gleichberechtigung

ihm doch das Gesetz verbürge, eine Zurücksetzung und materiellen Nachteil erdulden müsse.

Diesen Erwägungen, die für Beseitigung des Eides im Prozeß sprechen, wird man entgegenhalten, die Abschaffung des Eides sei zwar an sich und aus Gründen der Religion gewiß erstrebenswert, aber sie sei praktisch unausführbar, weil ohne den Eid die Ermittlung der Wahrheit im Prozeß nicht möglich sei. Ich halte dieses Bedenken für übertrieben. Zunächst giebt es Staaten, wo anstatt oder neben der Anrufung Gottes im Eid eine andre Form der Beteurung vorgeschrieben oder zulässig ist. In Italien z. B. lautet die Formel nur: Ich schwöre, daß u. s. w. Welche Erfahrungen man dort gesammelt hat, ist mir allerdings leider nicht bekannt.

Man kann die Menschen für die Frage nach der Notwendigkeit des Eides im Prozesse in drei Gruppen einteilen. Zunächst giebt es eine große Anzahl Menschen, und zwar durchaus nicht etwa allein unter den Gebildeten oder den obern Zehntausend, sondern im Gegenteil gerade auch unter dem Volke, die wahrhaft sind aus innerm Trieb, die der Wahrheit die Ehre geben um ihrer selbst willen, auch ohne jeden äußern Zwang und selbst gegen ihren Vorteil, mag es nun die Stimme ihres Gewissens oder ihr Ehrgefühl, die stolze Scheu vor der Gemeinheit der Lüge sein, die sie von der Unwahrheit fern hält. Zu dieser Gruppe gehören in erster Linie alle Menschen von wahrhaft gottesfürchtiger und religiöser Gesinnung. Aber nicht nur diese, auch unter denen, die an einen persönlichen Gott nicht glauben, giebt es ohne Zweifel sehr viele, die die Unwahrhaftigkeit verabscheuen und zur Lüge unfähig sind. Für diese Gruppe ist der Eid als Mittel, eine der Wahrheit entsprechende Aussage herbeizuführen, unnötig; wer ihr angehört, der sagt die Wahrheit vor Gericht auch unvereidigt.

Den entgegengesetzten Standpunkt nehmen die ein, die keine Scheu vor der Lüge haben, und bei denen auch die Anrufung des Höchsten im Eid nicht mehr den Erfolg hat, daß sie bei der Wahrheit bleiben, wenigstens wo diese ihrem Vorteil widerstreitet. Wie zahlreich diese Gruppe heutzutage ist, das beweisen eben die vielen Meineide, die jetzt vorkommen und oft um der größten Lumpereien willen geschworen werden; und die fortwährende Zunahme der Klagen über die Eidesnot zeigt zugleich, daß sich diese Gruppe, anstatt abzunehmen, mehr und mehr vergrößert. Für diese Gruppe ist ebenfalls der Eid unnütz, denn er bewirkt bei ihr doch nicht das, wozu allein er dienen soll.

Die dritte Gruppe steht in der Mitte zwischen diesen beiden. Zu ihr gehören alle, die zwar zur Erlangung eines Vorteils nicht abgeneigt sind, auch einmal von der Wahrheit abzugehen, die aber doch noch durch die Scheu vor der beim Eid von ihnen feierlich angerufnen Gottheit und durch die Furcht vor der mit der Verletzung des Eides verwirkten Strafe des weltlichen Richters auf der Bahn der Wahrheit gehalten werden. Man muß zugeben, daß Men-

schen dieses Schlags die größte Gruppe bilden: es ist die sittlich indifferente Masse, der naturgemäß die große Mehrzahl angehört.

Die Beurteilung der Frage, ob für diese Gruppe als Zwangsmittel, um sie bei der Wahrheit zu halten, die feierliche Anrufung Gottes nötig sei, wird wesentlich dadurch erschwert, daß unser Strafgesetz jetzt nicht die Verletzung der Wahrheitspflicht als solcher, sondern nur die Verletzung ahndet, bei der diese Pflicht durch den förmlichen Eid oder mindestens durch ein Gelöbnis an Eidesstatt besonders übernommen ist. Wenn z. B. ein Zeuge, der nicht vereidigt worden ist, etwa weil die Parteien auf seine Vereidigung verzichtet haben, das Vertrauen der einen Partei täuscht und aufs gröbste lügt, so ist er heutzutage vollständig straflos. Indem so der Eid auf sich sowohl den Schutz der Religion wie den des weltlichen Richters vereinigt, während die Pflicht zur Wahrheit im übrigen von dem weltlichen Gesetz vollständig schutzlos gelassen wird, ist nicht mit Sicherheit festzustellen, ob es mehr die Furcht vor dem Strafgericht Gottes oder die vor dem weltlichen Richter ist, die die Menge in Schranken hält, und ob nicht die Scheu vor dem Zuchthaus oder dem Gefängnis allein genügen würde, auch die sittlich indifferente Gruppe zur Wahrheit anzuhalten. Ja wenn man erwägt, daß Religion und Sittengesetz jede, auch die unbeeidigte falsche Aussage für sündhaft erklären, wie schon das neunte Gebot das falsche Zeugnis verbietet, gleichviel ob es beeidigt wird oder nicht, so muß man annehmen, daß die Scheu vor einer Verletzung der Eidespflicht entschieden mehr durch die Strafandrohung des weltlichen Gesetzes hervorgerufen wird. Für die überwiegende Mehrzahl der Menschen gilt dies in der Gegenwart ganz gewiß, und der bisherige Entwicklungsgang bietet wenig Aussicht, daß es in absehbarer Zukunft anders werde. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß eine Zunahme echter, tiefer Religiosität im Volke ausgeschlossen sei. Im Gegenteil, es liegen manche Anzeichen für eine solche Wendung vor. Wahre Gottesfurcht aber bedarf nicht des Eides, um bei der Wahrheit zu bleiben; je mehr sie sich also wieder ausbreitet, umso mehr wird dadurch gerade der Bereich eingeschränkt, für den man äußerstenfalls den Eid als notwendig ansehen könnte.

Die Sache liegt mithin so, daß bei den Menschen, deren Eid allerdings eine unbedingte Glaubwürdigkeit beanspruchen, auf der andern Seite aber auch allein eine sichere Grundlage für die richterliche Überzeugung abgeben kann, dieses Mittel, die Wahrheit zu bekräftigen, nicht nötig ist, weil sie auch ohne dies der Wahrheit die Ehre geben würden. Wem man aber dieses Zutrauen nicht schenken kann, bei dem schwindet gerade heutzutage auch mehr und mehr die Zuverlässigkeit des Eides. Die Stellung, die der Eid im Prozeß einnimmt, verdankt er aber nur der Annahme einer Zuverlässigkeit, die, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, geradezu unbedingt genannt werden muß. Wenn sich diese Ausnahmen derart mehren, wie dies in der Gegenwart der

Fall ist, so ist damit der Beweis geliefert, daß jene Annahme der Wirklichkeit nicht mehr entspricht, also eine Fiktion ist, die auf keinen Fall die letzte Grundlage des Prozesses sein darf.

Aus den bisherigen Darlegungen ergeben sich zwei Forderungen für die Gesetzgebung: auf der einen Seite die Abschaffung des Eides im Prozeß, auf der andern die Bestrafung der wissentlich oder fahrlässig falschen unbeeidigten Aussage. Daß nicht jede unwahre Behauptung einer Partei im Prozeß ohne weiteres strafbar sein kann, liegt auf der Hand, wohl aber müßte, wenigstens im Zivilprozeß, die auf richterliche Anordnung in feierlicher Form von der Partei abgegebne Beteuerung einer Behauptung, wenn dadurch vorsätzlich oder fahrlässig die Wahrheit verletzt worden wäre, ebenso strafrechtlich geahndet werden wie jetzt der Meineid oder der falsche Eid. Auch bei Zeugen und Sachverständigen soll nicht jede förmliche Beteuerung der Wahrheit des Zeugnisses oder Gutachtens, sondern nur die Anrufung Gottes bei dieser Beteuerung wegfallen.

Blickt man auf die jahrtausendealte Geschichte des Eides zurück, dann wird man nicht erwarten, daß eine solche mit uralten Gewohnheiten und Anschauungen des Volkes verwachsene Einrichtung, wie sie der Eid als gerichtliches Beweismittel bildet, von heute auf morgen beseitigt werden könne, ja man wird eine solche plötzliche Beseitigung nicht einmal als wünschenswert ansehen dürfen.

Einen ersten Schritt in der hier bezeichneten Richtung, freilich nur einen recht kleinen, bedeutet der jetzt dem Reichstag vorliegende Entwurf für eine Änderung der Strafprozeßordnung, wonach die Vereidigung eines Zeugen im Strafverfahren soll unterbleiben können, wenn sich seine Aussage nach Überzeugung des Gerichts als offenbar unglaubwürdig oder für die Beurteilung der Sache als unerheblich herausstellt. Es ist nur ein kleiner Schritt, aber immerhin zeigt er, wohin die Entwicklung drängt. Kommt hierdurch die Eidesfrage jetzt zur Erörterung, dann wird man hoffentlich bei dieser Einschränkung des Eides nicht stehen bleiben, sondern mindestens im Zivilprozeß, und im Strafprozeß wenigstens bei Übertretungen und geringern Vergehen, etwa in den zur Zuständigkeit der Schöffengerichte gehörigen Sachen, dem Gericht überhaupt die Entscheidung übertragen, ob ein Zeuge oder Sachverständiger vereidigt werden soll. Im Zivilprozeß hängt es jetzt von dem Belieben der Parteien ab, ob ein Zeuge vereidigt werden muß oder nicht. Verzichten beide Parteien darauf, so unterbleibt die Vereidigung; beliebt es aber auch nur einer Partei, dann muß die Vereidigung erfolgen, auch wenn der Zeuge die volle Gewähr dafür bietet und das Gericht nach seinem Vorleben durchaus davon überzeugt ist, daß der Zeuge auch unvereidigt die reine Wahrheit sagen werde. Es ist das eine von den vielen Unbegreiflichkeiten, in denen sich der Gesetzgeber um des lieben Prinzips (hier des sogenannten „Parteibetriebs“)

willen zu den Forderungen der Vernunft und des praktischen Lebens in Widerspruch gesetzt hat. Ob das Gericht Behauptungen der einen oder der andern Partei als wahr oder als widerlegt annehmen, oder ob es darüber noch die ihm von den Parteien vorgeschlagnen Zeugen vernehmen will, das steht in seinem freien Ermessen. Wenn es sich aber entschließt, einen Zeugen zu vernehmen, um noch einen leisen Zweifel nach der einen oder der andern Richtung zu beseitigen, dann muß es diesen auf Verlangen auch nur einer Partei vereidigen, auch wenn es sich nur um ein paar Pfennige handelt, der Zeuge dem Ausgange des Rechtsstreits ganz unbefangen und teilnahmlos gegenübersteht, und das Gericht gar nicht daran zweifelt, daß er auch ohne den Zwang des Eides die volle und reine Wahrheit sagen wird oder gesagt hat.

Ebenso schlimm steht es im Strafprozeß, ja noch schlimmer, weil hier nicht einmal das vernünftige Einsehen der Parteien das Gericht von der Notwendigkeit entbinden kann, alle Zeugen, die überhaupt vernommen werden, auch zu vereidigen. Wer als Richter oder Schöffe an Sitzungen des Schöffengerichts teilgenommen hat, der wird den peinlichen Eindruck empfunden haben, den bei kleinen Übertretungen die gerade hier so häufige Vereidigung zahlreicher Zeugen hervorruft. Wenn es etwas giebt, was die Achtung und Scheu vor dem Eid untergräbt, dann sind es solche Verhandlungen vor den Schöffengerichten, wo in jeder Sitzung so viel Eide geschworen werden, daß man sich wirklich nicht darüber verwundern kann, wenn schließlich die Abnahme des Eides alle Feierlichkeit und Weihe verliert und zu einer würdelosen, rein geschäftsmäßig erledigten Förmlichkeit herabsinkt. Der Eid hatte auch hier eine anerkennenswerte Bedeutung, solange die Beurteilung des Beweisergebnisses durch formale Rücksichten beherrscht wurde, so daß der Eid bei der Zeugenaussage eine das Gericht bindende Kraft hatte, indem z. B. die übereinstimmenden Aussagen zweier vereidigten Zeugen die von ihnen bekundete Thatsache für das Gericht zur Gewißheit erhoben. Jetzt ist das nicht mehr der Fall. Nach dem Grundsatz der sogenannten „freien Beweiswürdigung," der jetzt im Zivil- wie im Strafprozeß gilt, ist das Gericht in der Beurteilung der Glaubhaftigkeit der Aussagen, mögen diese nun beschworen sein oder nicht, durchaus frei und kann einer beeidigten Zeugenaussage, auch ohne daß gerade ein Meineid vorzuliegen braucht, die Glaubwürdigkeit absprechen. In dieses jetzt dem freien Ermessen des Gerichts unterliegende Gebiet des Zeugen- und Sachverständigenbeweises ragt der Eid als ein Überbleibsel des ehemaligen formalen Beweisverfahrens hinein, während er gar nicht mehr hineinpaßt. Wenn man deshalb wirklich den Parteieid noch nicht entbehren zu können glaubt, für Zeugen und Sachverständige könnte man den Eid ruhig beseitigen. Will man langsam und vorsichtig vorgehen, was jeder Unbefangne billigen wird, dann stelle man zunächst übergangsweise die Vereidigung ins Ermessen des Gerichts. Im Zivilprozeß lasse man den

Parteien, im Strafprozeß dem Angeklagten und der Staatsanwaltschaft die Befugnis, Thatsachen vorzubringen, die im einzelnen Fall aus besondern Gründen eine Vereidigung des Zeugen oder Sachverständigen zweckmäßig erscheinen lassen. Aber dem Gericht übertrage man auch hierüber die Entscheidung nach freiem, pflichtmäßigem Ermessen. Weist es die vorgebrachten Gründe zurück, dann steht ohnehin die Berufung offen, wo auch dieser Punkt nachgeprüft werden kann und soll. Es ist bei Einbringung der Umsturzvorlage und auch bei andrer Gelegenheit soviel davon die Rede gewesen und von der Regierung darauf hingewiesen worden, man möge Vertrauen zu unserm Richterstande haben: hier ist die Stelle, wo sie zeigen kann, ob sie selbst Vertrauen zu ihm hat, ein Vertrauen, durch das, ohne schwer errungne Rechte und Freiheiten des Volkes zu gefährden, die Heiligkeit des Eides gehoben und ein nicht scharf genug zu verurteilender Mißbrauch, der mit dem Namen Gottes und dadurch mit der Religion getrieben wird, wenigstens eingeschränkt würde.

Denn für zahllose Fälle würde dadurch zunächst der Eid gespart werden; je seltener er aber wird, um so mehr wird seine Bedeutung und die Scheu vor seiner Verletzung steigen. Zugleich werden die Erfahrungen, die man auf diese Weise sammelt, eine sichere Handhabe bieten, ob es sich empfiehlt, auf dem betretenen Wege weiterzugehen und auch den Parteieid zu beseitigen oder nicht. Will man auch dann noch schrittweise vorgehen, dann kann man diesen ja zunächst für die geringern Sachen — etwa für die innerhalb der Zuständigkeit der Amtsgerichte liegenden — beseitigen und später erst auch für die wichtigern Rechtsstreitigkeiten, die den höhern Gerichten überwiesen sind.

„Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg," und hier ist ein Weg, den zu betreten wahrlich kein Wagnis ist. Wer aufruft zum Kampfe für die Religion, der gehe hier voran!

Italienische Eindrücke

Der Leser befürchte nicht, in diesen Blättern eine Reisebeschreibung auf Grund von Bädeker oder Gsell-Fels zu erhalten. Ich beabsichtige nur, einige Eindrücke wiederzugeben, die ich während einer Reihe von Wochen von Land und Volk empfangen habe, unbekümmert darum, was andre Leute darüber gesagt haben. Sie beschränken sich auf einige Teile des Landes, wollen also auch nur für diese gelten. Ich habe von Oberitalien nur den Osten gesehen, von Mittel-

italien die Linie von Bologna über Florenz, Perugia, Assisi, Spoleto, Terni und Narni nach Rom und rückwärts längs der Küste über Civitavecchia und Orbetello nach Pisa, Lucca und Pistoja, von Süditalien Neapel mit seiner Umgebung bis Miseno, Capri und Pästum. Ohne besondre wissenschaftliche Zwecke bin ich ins Land gegangen, nur als ein gebildeter Mann, der nicht nur dem gewesenen und in seinen Denkmälern noch zu uns sprechenden Italien, sondern auch dem heutigen, dem lebendigen Italien, das häufig zu kurz kommt, seine Aufmerksamkeit schenken wollte; ich bin allein gereist, ohne Begleitung, mit dem ehrlichen Bestreben, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, und dem Volkstum gerecht zu werden, gerecht dadurch, daß ich ohne Vorurteile und Voreingenommenheit hinging und mich bemühte, dort mit den Italienern zu leben und nicht überallhin meine deutschen Gewohnheiten und Bedürfnisse mitzuschleppen.

Das alles scheint selbstverständlich und wird doch oft sehr wenig beachtet. Die Ausländer, die heute die Hauptmasse der nordischen Welschlandfahrer bilden, sind die Engländer und die Deutschen. Die Engländer bringen überall ihre nationalen Sitten mit hin, sie wohnen nur in Hotels von englischer Art, haben auch, weil es ihnen nicht an den nötigen Mitteln fehlt, solche überall eingerichtet, nicht nur in großen Mittelpunkten, wie Florenz, Rom und Neapel, sondern auch in abliegenden, aber schön gelegnen Orten, wie Perugia, sie wollen von ihren alltäglichen Bedürfnissen nichts entbehren vom Lunch bis zum five-o'clock-tea, haben ihre eignen Zeitungen (in Florenz die Florence News, in Rom den Roman Herald) und ihre Kirchen, finden zuweilen auch, z. B. in Rom, Geschäfte mit ausschließlich englischen Artikeln und Theehäuser mit englischem Gebäck, sprechen neben ihrem Englisch gewöhnlich höchstens noch Französisch, selten Italienisch und sind geneigt, überall wie die Herren aufzutreten, auch wenn sichs darum handelt, umfängliches Handgepäck im Kupee so unterzubringen, daß zwei Menschen so ziemlich den ganzen Platz belegen. In Summa, eine Nation, deren Angehörige sich von allen selbstgenügsam abschließen und vielleicht am wenigsten geeignet sind, ein Verhältnis zu den Italienern zu gewinnen. Auch unsrer deutschen Landsleute freut man sich in Italien nicht immer. Zahlreich genug waren sie in diesem Frühjahr; um Ostern hörte man in Rom in den Museen und Kirchen zuweilen fast nur Deutsch sprechen, und als die große Flut abgelaufen war, traf ein starker Pilgerzug aus dem Nassauischen dort ein, Männlein und Weiblein, Priester und Laien, die unter mehr oder weniger sachverständiger Führung eifrig die Kirchen besuchten und auf dem Monte Testaccio die Aussicht bewunderten. Ziemlich zahlreich aber sind leider die deutschen Reisenden, die am besten thäten, gar nicht nach Italien zu gehen, oder sich höchstens auf die internationale Riviera zu beschränken, Leute aus unserm Mittelstande ohne die nötigste Vorbildung, ohne Sprachkenntnis, ohne jede Fähigkeit und Neigung, das eigentümliche Volkstum, inmitten dessen sie auf einige Wochen leben, zu verstehen, nur zu sehr geneigt,

alles, was dort anders ist als daheim, schlechter zu finden. Sie räsonniren über Bettelei und Faulheit, über Schmutz und Tierquälerei, über hohe Preise und Übervorteilung und sind außer sich, wenn sie abends nicht ihren gewohnten Schoppen trinken können, oder wenn sie ihn wenigstens doppelt so hoch bezahlen müssen wie zu Hause. Das, was sie suchen, finden sie nicht, und das, was sie finden, sehen sie nicht, einfach, weil sie zu unwissend sind. In Florenz traf ich einmal einen Geschäftsmann aus Sachsen, Inhaber einer bekannten Firma. Der Mann war seit ein paar Stunden da, und zwar bei Regenwetter, sah an Florenz nichts besondres, begriff nicht, wie man Dresden Elbflorenz nennen könne, da dies doch eine ganz andre Stadt sei, fand an dem Dome nichts weiter bemerkenswert als die Raumverschwendung, vermißte die Industrie, wollte auch nach so niederdrückenden Erfahrungen gleich am nächsten Nachmittag wieder abreisen, und fragte mich nur noch, ob in Bologna „was los" sei. „Nein, sagte ich ihm wohlmeinend, in Bologna ist für Sie nichts los; die beiden schiefen Türme sehen aus wie hohe Fabrikessen, und die können Sie auch von der Bahn aus sehen; fahren Sie nur gleich durch bis Venedig." Das hat er dann auch gethan. Als ich später an einem wundervollen Tage auf dem Dampfschiff von der Blauen Grotte längs der steilen Felswände nach der Marina (Hafen) von Capri fuhr, und die malerische Gestalt der Insel immer mehr hervortrat, da unterhielt mich eine Berlinerin von teuern Preisen und nahm sich vor, bei der Landung nicht den „kostspieligen" Hotelomnibus zu benutzen, sondern mit einem Droschkenkutscher zu handeln (was ihr auch wirklich 25 Centesimi ersparte), und dieselbe Dame ärgerte sich am nächsten Morgen auf der Villa des Tiberius über die überall aufgestellten Vogelfallen so, daß sie gar keinen Sinn für die Aussicht hatte und sich die Laune gänzlich verdarb. Weshalb gehen solche Leute nach Italien? Nur, „um darüber mitsprechen zu können." Hinterher wird dann am Bier- oder Kaffeetisch der Stab über Italien und die Italiener gebrochen und etwaige Einwände mit dem siegreichen: „Wir sind dort gewesen" abgewiesen. Wie oft habe ich an Frau Wilhelmine Buchholz denken müssen, und die ist immer noch besser als manche meiner Reisebekanntschaften. Unter den wissenschaftlich gebildeten Reisenden kommt jetzt auch eine neue nicht immer erfreuliche Gattung vor, Studenten der Kunstgeschichte, die von „ihrem Professor" dorthin geschickt werden, um irgend welche Kunstwerke näher zu studiren. Einer hat mich wirklich gedauert, weil er von der Freude und Erhebung, die ich empfand, so gar nichts fühlte, sondern eben die Sache als ein aufgetragnes Geschäft betrachtete, das erledigt werden müßte wie jedes andre. Und der Jüngling war zum erstenmale in Florenz!

Es versteht sich von selbst, daß derartige Erfahrungen mit deutschen Landsleuten keineswegs die einzigen waren, daß im Gegenteil sehr viele Deutsche, und zwar nicht nur „studirte" Leute, sehr wohl wissen, wie man in Italien mit Genuß und Gewinn reisen soll. Ich erinnere mich z. B. mit besonderm

Vergnügen einer Hamburger Familie, die zweimal Pompeji besucht hatte, und eines Stuttgarter Kaufmanns, eines wackern Schwaben, der von Tunis und Sizilien kam, und zwar nicht in Geschäften. Auch alleinreisende junge Damen aus Deutschland sind mir vorgekommen, die fertig Italienisch sprachen und sehr gut Bescheid wußten. Dazu gehören aber vor allem eine gewisse Kenntnis der Geschichte des Landes und seiner stolzen Städte, etwas Verständnis für die Kunst und ihre Entwicklung und der Wille, in Italien nicht deutsch oder englisch, sondern nach Landessitte zu leben. Eins ist dafür freilich die unerläßliche Vorbedingung: die Beherrschung der Landessprache bis zu dem Grade, daß man sich ohne besondre Mühe verständlich machen kann, und dazu gehört gar nicht so sehr viel. Viele denken, mit Französisch komme man überall durch. Das ist wohl richtig für die größern Hotels und die Sammlungen in den großen Städten, aber im allgemeinen ist es einfach nicht wahr; Leute aus dem Volke verstehen so wenig Französisch wie bei uns, und gerade mit diesen, mit Kellnern, Hausdienern, Droschkenkutschern, Schaffnern, Packträgern, Barkenführern, Eseltreibern u. a. m. hat der Fremde am meisten zu thun. In abgelegnere Gegenden wird er sich allein gar nicht wagen können, denn dort wird er nicht verstanden, er wird überall auch sonst abhängig von dem günstigen Zufall bleiben, daß er einen französisch oder deutsch sprechenden Menschen trifft. Nur die Kenntnis des Italienischen giebt die Freiheit der Bewegung, die den wahren Genuß verbürgt; sie ermöglicht es vor allem, in Italien italienisch zu leben. Da höre ich natürlich gleich reden von schlechter italienischer Küche, von ranzigem Öl, von ewigen Maccaroni (mit demselben Rechte, als wenn man von den Deutschen behaupten wollte, sie äßen nur Sauerkraut), von Schmutz und Ungeziefer u. s. w. in infinitum. Man müsse in deutsche oder französische oder englische Hotels gehen, um ohne Schaden für die Gesundheit durchzukommen. Nichts ist verkehrter. Ich habe, wenn es irgend ging, immer in italienischen Häusern gewohnt und in italienischen Wirtschaften (Trattoria, Ristoratore, Osteria) gegessen und mich dabei in jeder Hinsicht sehr wohl befunden. Elegant war es dort meist nicht, aber die Reinlichkeit ließ, auch in kleinern Orten, gewöhnlich nichts zu wünschen übrig, das Essen war gut und reichlich und, wie der vortreffliche Landwein (vino del paëse), an den man sich sehr bald gewöhnt, durchweg billig. Teuer reist man in Italien nur, wenn man aus Vorurteil oder Zwang in die Allerweltshotels geht und seinen Schoppen nicht entbehren kann; dort bezahlt man natürlich für den Wein mindestens das Dreifache, ohne daß er besser wäre, und andres im Verhältnis, und zwar von Rechts wegen, denn es ist selbstverständlich, daß sich die Leute die Sprachkenntnis, die der Reisende selber nicht hat, aber bei andern voraussetzt, und die Befriedigung der besondern Ansprüche, die er macht, bezahlen lassen. Lebt man italienisch, so giebt es keine große Stadt Europas, wo man angenehmer und wohlfeiler leben könnte als Rom. Und nicht nur das. Man ist dann

imstande, auch das Leben des Volkes, dessen Gast man ist, zu verfolgen, sich mit Italienern zu unterhalten, Zeitungen u. dergl. zu lesen und sich über etwaige auch den Fremden interessirende Vorgänge und Einrichtungen rasch zu unterrichten. Es fällt den Italienern kaum jemals ein, ihre Firmen und Ankündigungen anders als italienisch abzufassen; die alberne Afferei, die man z. B. in rheinischen Städten trifft, wo es von englischen und französischen Schildern wimmelt, ist diesem nationalstolzen Volke gänzlich fremd.

Was die Reisegelegenheiten betrifft, so sind diese in Italien im ganzen nicht schlechter als bei uns. Daß man erster Klasse fahren müsse, ist eine ganz unbegründete Ansicht; die dritte wird man vermeiden, aber die zweite ist, wenn auch nicht so elegant wie bei uns, doch auf den großen Linien und bei Schnellzügen, die der Fremde ja meist benutzen wird, durchaus bequem und sauber, jedenfalls z. B. viel besser als die oft miserabeln alten Wagen, die die österreichische Südbahngesellschaft auch in durchgehenden Zügen durch Tirol laufen läßt und zu besondrer Erbauung, der berühmten „Gleichberechtigung" zu liebe, mit deutschen und — ungarischen Aufschriften versieht. Eine besondre Anerkennung verdient es, daß die italienischen Eisenbahnen nicht, wie die unsrigen, Kupees „für Nichtraucher" kennen, sondern Kupees „für Raucher"; in allen andern steht kurzweg: vietato fumare (Rauchen verboten). Die Fahrzeiten werden im ganzen pünktlich innegehalten, die „Bummelzüge" bummeln, ihrem Spitznamen entsprechend, wie überall. Die Beamten sind höflich und gefällig und in mancher Beziehung liberaler als bei uns. An der Ausgangsstation des Zuges hat niemand etwas dagegen, wenn man sich seinen Platz etwa eine halbe Stunde vor der Abfahrt sucht, was sich bei dem häufig sehr starken Zudrange empfiehlt, und reicht der Raum für das oft massenhaft mitgeführte Handgepäck — namentlich die Engländer sind darin groß — oben in den Netzen nicht aus, so stellt man es eben zwischen oder auf die Sitze, wenn Platz ist, und niemand verbietet das. Sehr erleichtert wird das Reisen durch die wohlfeilen Rundreisebillets (viaggi circolari), die allerdings an bestimmte Routen binden, aber sehr viel Auswahl ermöglichen und auch noch das Recht geben, von irgend einer Station der Reiseroute aus nach einem andern Punkte eine Hin- und Rückfahrkarte (die sonst in Italien nur für einen Tag gilt, außer Sonn- und Festtags) mit verlängerter Giltigkeitsdauer zu ermäßigtem Preise zu lösen. In den größern Städten sind Dampfstraßenbahnen, Pferdebahnen, Drahtseilbahnen (z. B. in Neapel) und Omnibuslinien eher mehr entwickelt als in Deutschland, die Wagen bequem und luftig, die Fahrten sehr billig, und doch giebt es außerdem noch in Städten wie Rom und Neapel viel mehr Droschken als in deutschen Städten von entsprechendem Range (in Rom gegen 3000), und zwar leichte, gutbespannte Wagen, die sehr gut fahren, selbst bei Steigungen. Der Italiener geht eben im ganzen nicht viel zu Fuß, und auch der Fremde gewöhnt sich das bald ab, namentlich auf der Landstraße. Für Gebirgstouren

empfiehlt es sich, einen Esel oder ein Pferd zu mieten, was allerdings ohne Handeln nicht abgeht; aber wer die mit dem Reiten verbundne Anstrengung nicht scheut, wird das bald bequem und nebenher auch keineswegs teuer finden, namentlich wenn man bedenkt, daß der Führer mitläuft.

Den Fremden gegenüber, die alljährlich sein schönes Land überfluten, ist der gebildete Italiener höflich, aber zunächst sehr zurückhaltend. Erst wenn er merkt, daß man sich bemüht, seine Sprache zu sprechen, wird er rasch mitteilsam, versucht, falls er selbst etwas Deutsch versteht, was nicht gar so selten ist, es auch zu reden, ist aber gewöhnlich dankbar, wenn der Fremde italienisch spricht. Er bemüht sich dann selbst, langsam und deutlich zu sprechen, faßt sehr schnell auf, verbessert Sprachfehler, indem er den gebrauchten Ausdruck richtig wiederholt, und wird niemals darüber lachen. Zu den höflichsten gehören die geistlichen Herren; es ist mir vorgekommen, daß ein solcher, ein schon älterer Mann, den ich in Pistoja nach dem Wege fragte, mit mir ein Stück zurückging, bis ich nicht mehr fehlen konnte, und ein andrer kam mir einmal nach, als er sah, daß ich trotz einer bei ihm eingezognen Erkundigung, da es schon dunkelte, eine falsche Richtung einschlug. Die Leute aus dem „Volke“ betrachten den forestiere, wie es scheint, wesentlich als ein Ausbeutungsobjekt, obwohl die Sache nicht so schlimm ist, als es klingt. Bettelei und geschäftliche Zudringlichkeit nehmen vom Norden nach dem Süden zu und sind am ausgebildetsten in Neapel. Alle Lebensalter und Geschlechter beteiligen sich daran. An den Kirchthüren wird das Geschäft gewerbsmäßig betrieben, damit der Christ der Barmherzigkeitspflicht gedenke; an der Scala santa in Rom saßen und standen am Karfreitag die Bettler reihenweise. Auch sonst passen sie jede denkbare Gelegenheit ab. Auf der kurzen Strecke vom Bahnhof in Pompeji bis zum „Hotel Suisse,“ kaum zweihundert Schritt, hatte ich einmal sechs bis acht Bettler um mich, und selbst wenn man fährt, und die Landstraße steigt, wissen sie den Augenblick vorzüglich abzulauern und tauchen oft so überraschend auf, daß man kaum begreift, woher sie kommen. Eine Spezialität bilden „arme Witwen“ mit Säuglingen, eine andre, oft geradezu ekelerregende Krüppel oder Kranke, die ihr Gebrechen zur Schau stellen, was mich eher zu einem weiten Bogen veranlaßte. „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen.“ Ganze Rudel von Jungen und Mädeln habe ich gelegentlich z. B. in Assisi, im Albanergebirge, auf Capri um mich gehabt, wenn ich zu Fuße ging; dann laufen einem die Bengel nach oder entgegen, halten den rechten Zeigefinger bedeutsam empor und rufen immer und immer wieder: Un soldo, signore! (in Neapel: un soldo, musjú! rasch hervorgestoßen). Mitunter macht ihnen die Sache selber augenscheinlich Vergnügen. Auf dem Wege von Sorrent nach Capodimonte lief mir einmal ein ganzer Schwarm halbwüchsiger brauner Mädchen in den Weg, die sich vor Lachen kaum halten konnten, daß ihnen die Überrumpelung so gut gelungen war, und dabei einzeln

oder im Chor riefen: Non avete piccola moneta, signore? (Haben Sie kein Kleingeld?). Man lernt bald, mit der Gesellschaft fertig zu werden. In den meisten Fällen giebt man gar nichts, wie die Italiener fast immer thun, sondern geht ruhig weiter, bis es das heischende Gefolge satt bekommt und zurückbleibt — obwohl sie zuweilen große Ausdauer haben —, die Kinder lacht man am besten aus, worauf sie dann mitlachen. Denn bei alledem sind sie nicht roh oder bösartig. Moralische Entrüstung und Scheltworte helfen gar nichts, das belustigt sie nur. Eine andre Sorte von Zudringlichkeit ist die geschäftliche. Am Pantheon, am Forum, am Konstantinsbogen in Rom lauern die Photographien- und Mosaikenhändler auf den Wandrer, der andächtig die gewaltigen Reste einer großen Vergangenheit betrachten möchte. „Ganz Rom für zwei Franken, mein Herr!“ ruft der eine deutsch, ein Album entfaltend, das er am Ende um fünfzig Centesimi anbietet; ecco belli mosaici, signore! schreit ein andrer. Sobald man ihre Ware auch nur flüchtig ansieht, ist man verloren, dann kommt man nicht mehr los. Ein Händler mit prächtigen Schildkrot- und Intarsiasachen machte sogar die Fahrt von Capri nach Neapel mit und bot unterwegs seine Waren aus. Die Droschkenkutscher in Ober- und Mittelitalien begnügen sich gewöhnlich damit, dem Fremden, der an ihrer Station vorübergeht, fragend zuzurufen: Vuole? (Wollen Sie?); im Süden rufen sie laut: Lei! (Sie da!) und fahren einem wohl geradezu nach. In Frascati hatte ich, als ich in einer Trattoria frühstückte, was man von außen durch die Glasthür sehen konnte, eine regelrechte Belagerung auszuhalten, denn draußen warteten mindestens ein halbes Dutzend Droschken, Reitpferde und Esel. Die Leute können es eben gar nicht begreifen, daß man zu Fuße geht, am wenigsten einen Berg hinauf. Ein Trinkgeld (mancia, buona mano) ist bei allen selbstverständlich, obwohl es nicht gerade hoch zu sein braucht. Selbst wenn man etwa mit einem Kutscher vorher akkordirt und ausdrücklich gesagt hat: Tutto compreso (alles eingeschlossen), dann kommt er zuweilen doch hinterher und sagt: „Ja, das war für den Wagen, aber nicht für mich.“ In solchem Falle bleibt das beste ein kurzes, bestimmtes „Nein!“ Beim Verkauf einen höhern Preis zu nennen, als den der Verkäufer schließlich bewilligen will, „vorzuschlagen,“ ist auch in den Läden noch vielfach üblich, in kleinern Geschäften immer; doch bestehen bei größern Handlungen schon feste Preise (prezzi fissi) wie bei uns. Daß die Jugend dem nacheifert, versteht sich von selbst. Äußerst betriebsam sind die Blumenmädchen, zuweilen auch älterer Jahrgänge, vor denen man geradezu auf der Hut sein muß, wenn man nicht unversehens ein Sträußchen in der Seitentasche oder im Knopfloch haben will, und höchst drollig ist es, wie sich mitunter barfüßige Jungen von zehn bis zwölf Jahren als Führer anbieten. „Ich bin ein guter Führer,“ sagte mir mit treuherzigem Selbstbewußtsein ein solcher Schlingel auf Anacapri, der mich durchaus auf den Monte Salaro bringen wollte; ein andrer wollte mir schlechterdings una

bella vista zeigen und schleppte mich wirklich auf einen Altan bei einem Häuschen, der einen hübschen Blick nach der Südküste der Insel und weit hin auf das sonnenbeglänzte Meer darbot. Kaum war ich dort oben, als mir eine ältere Frau mit höflichem Knix einen Stuhl brachte und fragte, ob ich nicht ein Glas Wein (natürlich eignen Zuwachs!) trinken wollte, und es dauerte nicht fünf Minuten, da war ich von einem Dutzend laut schwatzender und lachender Buben und Mädel umgeben, vom dreijährigen Hemdenmatz bis zum zehn- oder zwölfjährigen braunen Bengel, und vier von diesen tanzten für mich die landesübliche Tarantella, einen Soldo der Mann. Da kann man eigentlich nicht böse sein, sondern nimmt das am besten behaglich hin als eine kleine Szene aus dem capresischen Volksleben.

Dinge dieser Art können zuweilen unbequem werden, weil sie die Freiheit der Bewegung hemmen; namentlich im Süden hat man oft die unangenehme Empfindung, keinen Augenblick sicher zu sein vor einem kleinen Attentat, das dem eignen Willen eine bestimmte Richtung zu Gunsten eines andern geben soll. Und doch würde man unrecht thun, wenn man sich dadurch ohne weiteres zu einem ungünstigen Urteil über den italienischen Volkscharakter bestimmen lassen wollte. Betteln gilt eben dem Italiener für keine Schande, sondern für eine Art des Erwerbs, wie jede andre, und die Kirche billigt ja diese Auffassung, indem sie den Bemittelten die Wohlthätigkeit zur Pflicht macht. Auch ist damit keineswegs gesagt, daß das italienische Volk im allgemeinen etwa faul sei, wie man häufig hören kann. Wer die unendliche Sorgfalt in der Bestellung des Bodens beachtet, wird vielmehr zu dem Schluß kommen, daß das Landvolk sehr fleißig arbeiten müsse. In den Städten aber sieht man die Handwerker überall in den offnen Werkstätten oder auf der Straße eifrig am Werke. Und welch unendliche, zuweilen volkswirtschaftlich sehr überflüssige Betriebsamkeit herrscht im umherziehenden Kleinhandel! Mit dem Vertrieb von Zeitungen, Wachszündern, Orangen sind in jeder großen Stadt gewiß Hunderte von Menschen beschäftigt, und zuweilen ist es geradezu belustigend zu sehen, mit welch geringen Mitteln einer sein Geschäft betreibt. Da hat er etwa auf der Freitreppe einer Kirche ein Tüchlein ausgebreitet und darauf ein paar Häufchen Äpfel und Mandeln gelegt; das ist alles! Gewiß, so angestrengt wie in unsern Fabriken wird der Italiener selten arbeiten. Das herrliche, milde Klima, der Reichtum des Bodens, die Billigkeit der Lebensmittel, die Genügsamkeit der Menschen begünstigen ein gewisses Bummelleben auch für Ärmere; aber ob es ein so großes Unglück ist, daß den Italienern die ewige, atemlose Hetzerei unsers nordischen großstädtischen Lebens bis jetzt meist fremd geblieben ist? Der arme Teufel, der nichts hat als seine fragwürdigen, mit Dutzenden von Flicken besetzten Lumpen, legt sich in einer Säulenhalle, an der Treppe einer Kirche, an der Marina in die Sonne; am Sonntag Nachmittag treibt sich alles auf der Straße herum, und der besser Bemittelte sitzt

alle Tage im Kaffeehaus oder im Theater, oft bis tief in die Nacht. Dabei ist mir in der ganzen Zeit nirgends und niemals ein Betrunkner aufgestoßen. Freilich, unsern norddeutschen Maßstab darf man auch an die Reinlichkeit des italienischen Volkes nicht legen. Namentlich die Frauen waschen zwar überall unendlich viel, natürlich mit Vorliebe auf offner Straße, allein zerlumpte, unreinliche Kleidung, ungepflegtes Haar, Hände und Gesichter, die mit der Seife nur selten in Berührung gekommen sein können, sind doch bei jung und alt die Regel. Auch die Wohnungen, die, namentlich im Süden, sehr intime Einblicke gestatten, wenn sie zu ebner Erde liegen und die Thür, oft die einzige Öffnung des Gelasses für Luft und Licht, wie gewöhnlich offensteht, verraten wenig Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe und vereinigen oft genug Schlafkammer, Wohnstube und Werkstätte in einem einzigen, zuweilen geradezu höhlenartigen Gemache. Weit schärfer als bei uns tritt der Gegensatz der Lebenshaltung zwischen den obern und den untern Schichten der Bevölkerung hervor, denn die obern lieben Eleganz der persönlichen Erscheinung und geschmackvolle Ausstattung ihrer Wohnräume mindestens ebenso sehr wie unsre höhern Stände.

Ein sehr häßlicher Zug im Volkscharakter, namentlich im Süden, der dem Deutschen den dauernden Aufenthalt dort wirklich verleiden kann, ist die Gleichgiltigkeit, ja Grausamkeit gegen die Zugtiere. Was man in Italien auf einen der ohnehin schweren, zweirädrigen Karren packt, der von zwei oder drei mitunter schwachen Tieren gezogen wird, ist ganz unglaublich, und wenn einmal einer leer geht, dann hocken gewiß sechs bis acht Kerle drauf, damit der arme Esel es ja nur nicht einmal leichter hat. Bei starken Steigungen abzuspringen fällt niemand ein. Ein neapolitanischer Kutscher kann gar nicht fahren, ohne sein Tier fortwährend mit dem durchdringenden Ruf: „Ah, ah!“ anzutreiben, mit der Peitsche zu knallen und zu schlagen. Dabei haben sie eine barbarische Zäumung, die dem Tiere mit einem Ruck einen Metallbügel auf die Nase drückt und es sofort zum Stehen bringt. Hat der Fremde das ewige Schreien und Schlagen einmal satt, dann hilft nur festes Auftreten. Auf einer Fahrt von Pompeji nach Castellamare hieb mein Kutscher auf das ganz flott gehende Pferd so lange hinein, bis es hinten ausschlug und beinahe die Gabel zerbrach, worauf ich ausstieg und dem Burschen erklärte, wenn er den Gaul nicht auf der Stelle zur Ruhe brächte, möchte er zum — fahren, ich würde zu Fuße gehen. Trinkgeld gabs hinterher natürlich nicht. Selbst offne Wunden bleiben unbeachtet, und gewöhnlich sehen die Tiere vor Lastwagen auch abgetrieben genug aus. Diese Grausamkeit ist offenbar noch ein Erbteil der altrömischen Zeit mit ihren rohen, blutigen Tierhetzen und Gladiatorenkämpfen. Die Kirche scheint nichts oder nicht genug dagegen zu thun, hat doch das Tier „keine Seele.“ In neuerer Zeit hat sich ein Tierschutzverein in Neapel gebildet, der allmählich vielleicht etwas ausrichten wird.

Und doch ist der Italiener auch der niedern Stände keineswegs roh; im

Gegenteil sieht man Szenen von Roheit so gut wie gar nicht, auch wenn es sehr lebhaft und laut zugeht. Er hat eben einen äußerst lebhaften Geselligkeitstrieb, befindet sich am wohlsten, wenn er mit andern zusammen ist, gönnt daher auch jedem andern das hohe Maß von freier Bewegung, das er für sich selber beansprucht. Daraus entwickeln sich wieder das höfliche und gefällige Wesen, die schnelle Auffassungsgabe, die Gewandtheit im Benehmen und im Ausdruck, und das alles hängt zusammen mit dem lebhaften Kunst- und Formensinn, dem überwiegend sozusagen ästhetischen Grundcharakter des Volkes, den eine mehrtausendjährige Kultur ausgebildet hat. Derselbe Bursche, der sein Pferd mißhandelt, schmückt es aufs sorgfältigste, läßt — am meisten gerade in Neapel — das an sich schon reiche Geschirr mit zahllosen blinkenden Metallbeschlägen besetzen, steckt ihm bunte Fasanenfedern oben auf den Kopf, befestigt rote Quasten und Fuchsschwänze an der Zäumung und wird schwerlich die Gelegenheit versäumen, noch eine Blume irgendwo anzubringen. Selbst die im schweren Lastgeschirr gehenden Tiere tragen im Neapolitanischen auf dem Sattel, der die sehr hochliegende Gabel hält, eine Art von hohem, glänzendem Metallschild mit beweglichen Fähnchen, und die großen Räder werden schön rot und blau bemalt. Nicht minder zeigt sich dieser Sinn für Schmuck bei der Ausstaffirung der zahllosen kleinen offnen Geschäfte, z. B. in Rom. Da werden die Schafkäse und die Würste, die in langen Reihen hängen, mit frischen Lorbeerzweigen aufgeputzt, und gelbe Mimosen auf jeden kleinen Stand mit Apfelsinen gesteckt. Ist das Wetter schön und die Blumenzeit, dann tragen die Herren und Damen gern ein Sträußchen im Knopfloch oder im Gürtel.

Im ganzen hat der italienische Volkscharakter doch so viel liebenswürdige Züge aufzuweisen, daß man sich, wenn man ihn nur unbefangen auffaßt und sich nicht über alles ärgert, was anders ist als bei uns und sich jedenfalls nicht ändern läßt, doch bald angezogen und bis zu einem gewissen Grade heimisch fühlt, am meisten vielleicht in Toskana, namentlich in Florenz, der italienischsten aller italienischen Städte. Aus diesem Charakter entspringen aber auch die unterscheidenden Eigentümlichkeiten des italienischen Lebens. Was am ehesten in die Augen fällt, ist die Öffentlichkeit des ganzen persönlichen Daseins. Die Straße wird, wo nicht gerade ein besonders großer Verkehr herrscht, als ein Teil der Wohnung betrachtet, und wiederum nicht selten ein Teil des Hauses, nämlich die Arkaden des Erdgeschosses, die im Norden oft durch die ganze Straße laufen, zu dieser gezogen. Die Handwerker arbeiten bei offnen Thüren oder auf der Gasse; dort hämmert der Schmied, klopft der Schuster, formt der Bäcker seinen Brotteig, trocknet der Nudelfabrikant seine Maccaroni. Auch intimere häusliche Vorgänge spielen sich auf der Straße ab. Hier ordnet sich ein Mädchen das lange, dunkle Haar, dort hat eine Mutter das Kind an der Brust; auf der andern Seite steht eine Gruppe von Weibern am Waschbret, um dann die Wäsche auf langen Leinen an den Fenstern

und auf die Balkons zu hängen, was man z. B. in Rom auch in elegantern Stadtteilen sehen kann, oder auch die Leinen quer über die enge Gasse zu spannen, wogegen der Nachbar natürlich nichts einzuwenden hat. Aber auch die Kaffeehäuser nehmen mindestens einen Teil des Trottoirs für sich in Anspruch, und der Gast schlürft den schwarzen Trank, unbekümmert um den Lärm ringsum.

Denn der Straßenverkehr ist außerordentlich lebhaft. Zu dem „zivilen" Element kommen hier, abgesehen vom Militär, namentlich in Rom noch zahlreiche Geistliche, von denen sich die Zöglinge der Priesterseminare besonders bemerkbar machen, zumal gegen Abend, wenn sie in ganzen Zügen paarweise ins Freie gehen. Mehr als andre fallen dabei die Seminaristen des Collegium germanicum zu St. Saba auf dem Aventin durch ihre scharlachroten Gewänder auf. Dazu folgen in den wichtigsten großstädtischen Straßen, auch wenn sie eng sind, Droschken, Equipagen, Omnibus, Pferdebahnwagen einander ununterbrochen; dazwischen schreien die Ausrufer ihre Waren aus, mit einer Stimme, um die sie mancher Opernsänger beneiden könnte. Am meisten leisten darin die Zeitungsverkäufer. Wenn in Rom abends gegen neun Uhr auf dem Corso die Tribuna, das wichtigste Organ der Opposition, herauskommt, dann zieht eine Reihe von Männern und Knaben, halb im Laufschritt, nach der Piazza Colonna und durch die benachbarten Gassen, mit aller Kraft der Lungen in allen Tönen rufend: Ecco la Tribuna! und mit einem Eifer, als wenn sie ein welterschütterndes Ereignis zu melden hätten. Nicht minder lebhaft und geräuschvoll ist der Marktverkehr. Plätze wie die Piazza Cancelleria und der Campo di Fiore (um das Standbild Giordano Brunos) in Rom, die Piazza d'Erbe (Gemüsemarkt) in Verona und Padua, der Mercato nuovo und die Santa Lucia in Neapel unten beim Hafen gewähren dann einen überaus bunten Anblick, denn alles Erdenkbare im malerischen Durcheinander, Blumen, Eisengeräte, Zeuge, Kupfergefäße, Gemüse, Früchte, Fische, Muscheln, Froschkeulen, Hühner, Käse u. s. w. wird dort in Ständen und Buden oder von herumziehenden Händlern feilgeboten, und jeder Verkäufer bemüht sich, Käufer herbeizulocken. Am höchsten steigert sich das Straßenleben in den größern Städten gegen Abend, wenn die vornehme Welt Corso fährt und die andern ihr zusehen, denn sehen und gesehen zu werden ist dem Italiener und wohl noch mehr der Italienerin Bedürfnis. In der That, zu sehen giebts dabei genug: herrliche Pferde vor glänzenden Equipagen mit dem Wappen des Hauses auf dem Schlage und dem Livreebedienten auf dem Bock, stattliche Männer mit scharfgeschnittenen Zügen, schöne, elegante Frauen mit der charakteristisch italienischen Haarfrisur unter breitem Federhut, Blumen im Gürtel, den Fächer in der Hand. So fahren sie in Rom den engen Corso zwischen den hohen Häusern und Scharen von Fußgängern in kurzem Trabe entlang, dann hinauf nach den schönen, blütenüberschütteten Anlagen des Monte Pincio,

wo oft die Militärmusik spielt; dort lassen sie halten, empfangen am Schlage Besuche und schauen in den goldnen Abendhimmel, von dessen Hintergrunde sich die graublaue Peterskuppel und der Monte Mario mit seinen dunkeln Cypressen malerisch abheben; dann lenken sie zwischen den schattigen, gewundnen Laubgängen wieder hinunter nach der Piazza del Popolo, ein Bild, das man nie wieder vergißt. Nicht selten erscheint auch die Königin Margherita, die die Italiener noch immer la graziosa nennen, schon von weitem angekündigt von der Scharlachlivree der Diener, und jeden Gruß mit anmutiger Kopfneigung huldvoll erwidernd. Dasselbe Bild, nur in ganz verschiednem Rahmen, bieten Florenz und Neapel. In der Arnostadt bewegt sich der Corso draußen in den hohen Alleen und um die weiten Rasenflächen der Cascinen, in Neapel unten am Meere längs der statuengeschmückten Parkanlagen der Villa nazionale am deutschen Aquarium hin; auf der einen Seite ziehen sich im weiten Bogen die grünen Hänge des Posilippo mit ihren zahllosen weißen Villen und den Prachtstraßen an ihrem Fuße, während hoch oben über den terrassenförmig ansteigenden Häuserreihen der Stadt das finstere Castell San Elmo thront, auf der andern schimmern im rötlichen Abendschein über die blaue Fläche des Golfs herüber die Halbinsel von Sorrento und das dreigipflige Capri, leise wogend schlägt das Meer an die Ufermauern, und über dem ganzen Bilde steht als Herrscher der mächtige blaugraue Kegel des Vesuv mit seiner ununterbrochen emporquellenden dichten, weißen Rauchwolke, in der, wenn die Nacht hereingebrochen ist, eine dunkelrote Flamme zuckt oder eine Feuergarbe emporsprüht. In kleinern Orten ist der Sonntag Nachmittag die belebteste Zeit; dann strömt das Landvolk aus der Umgebung zu Wagen, zu Esel, zu Fuß herein, alles steht in dichten Gruppen auf den Straßen und der Piazza, schwatzend und lachend. In größern Städten ist für den Abend dem Italiener das Theater oder das Kaffeehaus unentbehrlich.

Erst wenn man dieses Leben gesehen hat, wird die italienische Oper verständlich, die uns Deutschen leicht als etwas Unnatürliches erscheint. Daß sich alles auf der Straße abspielt und daß sich dort bei jeder privaten Angelegenheit Scharen von Menschen sammeln, das findet man dann ganz selbstverständlich, und selber daß die Leute singen, was man gewöhnlich sagt, befremdet nicht mehr so sehr, denn jeder Verkäufer preist seinen Kram halb singend an, nur zur Verstärkung des Eindrucks. Auch die Gemälde der Renaissance aus der heiligen Geschichte mit ihren figurenreichen Gruppen bei ganz intimen Scenen auf offener Straße sind ganz dem italienischen Leben entnommen.

Das eigentümliche Geschick der Italiener, ohne Unordnung und Konflikte in Massen aufzutreten, kommt niemals mehr zur Geltung als bei volkstümlichen Festen. Ich hatte Gelegenheit, in Sorrent am 1. Mai noch einen letzten Nachhall der Tassofeier zu erleben. Noch war die Piazza und die lange

Hauptstraße des Städtchens mit vielen Bogen geschmückt, die zahllose bunte Illuminationslämpchen trugen; auf der Piazza ragte das weiße Marmorstandbild des Dichters in derselben Umrahmung, und die Flaggen, darunter auch viele in den deutschen Farben, wehten von den Häusern, alles überspannt von dem tiefblauen Himmel des Südens. Am Nachmittag erfüllte buntes, fröhliches Gewimmel die Straßen, denn es gab Eselwettrennen, Sackhüpfen und Wettlaufen mit gefüllten Wassergefäßen, die auf dem Kopfe, ohne zu verschütten, bis ans Ziel gelangen mußten, alles inmitten der Stadt und ohne andre Absperrungsmaßregeln, als daß man einen Draht längs des Trottoirs zog. Schon das Erscheinen der einzelnen Eselreiter rief große Heiterkeit hervor, und der Jubel, das Lachen und Händeklatschen erreichte den Gipfel, als einer nach dem andern in kurzem Trabe dem Ziele zustrebte. Nicht geringeres Vergnügen erregten die Sackhüpfer und die Wasserträgerinnen. Alles verriet die kindlichste, harmloseste Genügsamkeit und vollzog sich ohne jedes Gedränge, obwohl die Leute Kopf an Kopf standen. Die hohe Polizei war nur durch zwei Carabinieri vertreten, die würdig auf- und abwandelten, aber gar nichts zu thun fanden.

(Fortsetzung folgt)

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

7. In Pfarrhäusern

(Fortsetzung)

Er war ein Original, aber zugleich stellte er doch auch zwei Typen dar: den verbauerten und den rationalistischen katholischen Geistlichen. Fast gleichzeitig mit mir waren zwei katholische Honoratiorenfamilien angezogen, die ich zuweilen besuchte; meine Frage aber, ob er nicht einmal mitgehen wolle, wies er mit der Bemerkung zurück: ich gehe in keine Stube, wo ich nicht auf die Diele spucken kann. Er ging in Begleitung zweier ganz unmöglichen Spießbürger wöchentlich einmal in ein Bauernwirtshaus Kegel schieben, und jeden Freitag besuchte er zu Wagen eine etwas entferntere Kneipe, wo die von einem großen Wochenmarkte heimkehrenden Bauern und Getreidehändler ihre Markterlebnisse austauschten. Einmal habe ich ihn auf jeder der beiden Partien begleitet, aber nur einmal; für die Unterhaltung dieses Kreises war ich doch noch nicht abgehärtet genug. Man darf nicht glauben, daß ihm sein bäurisches Wesen,

seine Unbildung und sein Stumpfsinn bei den protestantischen Honoratioren der Stadt und der Umgegend geschadet hätten. Gerade so einer ist oder war damals wenigstens den Herren eben recht. Der gute, der liebe Herr Pfarrer, hieß es immer, wenn von ihm die Rede war, und seine Ungezogenheiten wurden als berechtigte Eigentümlichkeiten entschuldigt. Denn wer von den Herren auf dem Pfarrhofe zu thun hatte, bekam ein gutes Glas Wein, ab und zu wurde einer zu einem Festmahle geladen, der Katholizismus machte sich am Orte äußerlich, durch Prozessionen u. dergl., nicht bemerkbar, und an konfessionelle Konflikte war gar nicht zu denken. Das ist es, was ich den rationalistischen Typus nenne, obwohl bei Leuten von Bärs Schlage die ratio im höhern Sinne keine Rolle spielte. Es gab ja in jener Generation von Geistlichen auch solche, die es mit der ratio ernst nahmen, die aufrichtig nach Erkenntnis strebten und eine rege gemeinnützige Thätigkeit entfalteten. Aber was sie bei den Protestanten beliebt machte, war doch weniger ihr positives Wirken, als die Negation oder wenigstens Nichtbetonung des spezifisch Katholischen.

Die Geistlichen, die sich ein paarmal im Jahre zu einem Festessen bei uns versammelten, waren mit Ausnahme eines „ehrwürdigen," in Wirklichkeit wahrhaft nichtswürdigen Jubelgreises etwas jünger als Bär und schon ein wenig vom neuen Geiste ergriffen, doch nicht so sehr, daß sie Spaßverderber gewesen wären. Der eine, ein übermütig lustiger Bruder, hatte einmal die damals aufgekommnen Exerzitien mitgemacht und erzählte, daß ihm da die Bedeutung der Meßstipendien aufgegangen sei. Diese sollten ja nur ein Almosen sein, und ein gut bepfründeter Pfarrer wie er, der keine Almosen brauche, habe demnach die Pflicht, sie an Arme wegzuschenken. Er lasse sie daher jetzt immer auf dem Fensterbret liegen, und der erste Bummler, der vorübergehe, bekomme, was gerade daliege, möge es ein Viergroschenstück, ein Achtgroschenstück oder ein Thaler sein. Ein andrer, ein possirlicher, lahmer Mann, mit einem so großen Bauche, daß er nicht darüber hinwegreichte und sich die Stiefel von rückwärts anziehen mußte, daneben ein weicher Gemütsmensch und Dichter, hatte sich auf die Mystik verlegt und in seiner Gemeinde eine Heilige entdeckt, die Erscheinungen hatte. Vergebens warnte ich ihn, da der Betrug ganz augenscheinlich war; er sorgte so lange für Verherrlichung dieser Dienstmagd, bis sie eines Tages eines Knäbleins genas und ihn so in der ganzen Umgegend zum Gespött machte. Ein älterer Pfarrer, mit dem ich mich über die Dinge unterhalten konnte, die mich damals interessirten, war Sch. in Ö. Er war wissenschaftlich gebildet, aufrichtig fromm und besaß eine ansehnliche Bibliothek. Er war zwanzig Jahre in Amerika gewesen, hatte dort eine strenge Richtung angenommen, sich aber durch Umstände veranlaßt gesehen, in die Breslauer Diözese zurückzukehren. Man gab ihm da eine der schlechtesten Pfarreien (jährlich vierhundert Thaler), doch hatte er ein hübsches Häuschen

und einen großen Garten. Diesen besuchte ich monatlich einmal; zu unsern Rehberger Festen kam er nicht. Kapläne, mit denen ich hätte umgehen können, gab es nicht in der Nähe. Dafür fand ich in dem jüngern der beiden Lehrer einen Freund, mit dem sich verständig reden ließ, und der mir in seiner Dachstube manchmal etwas auf dem Klavier vorspielte. Außerdem hatte ich die oben erwähnten beiden Familien: einen sehr musikalischen Assessor mit seiner liebenswürdigen jungen Frau, und einen Kreisbaumeister, der ebenfalls eine liebenswürdige Frau und eine Menge lieber Kinder hatte. Dieser Baumeister war ein ausgezeichneter Charakter und ein peinlich gewissenhafter Beamter, hatte aber den einen Fehler, daß er bigott katholisch war; durch seine auffällige Bigotterie hat er sich später um sein Amt gebracht. Als er durch mich mit Fuchs bekannt wurde, war das Unglück fertig: die beiden beschlossen einen Rosenkranzverein zu gründen, und ich mußte eine konstituirende Versammlung in der Schule abhalten. Das wird wohl doch dem Pfarrer und seiner Liese zu viel werden, dachte ich, und erschrak, als der Pfarrer einige Tage darauf loslegen zu wollen schien. Er hatte bei Tische die Gepflogenheit, sich nach der Suppe und nach dem Rindfleisch zurückzulehnen — er saß immer auf dem Sofa — und die Hände über dem Bauche zu falten. Die Pause nach der Suppe verging in schweigendem Sinnen, nach dem Rindfleisch aber warf er immer eine Bemerkung hin, an die sich dann eine mäßig bewegte Unterhaltung knüpfte, bis der Braten wieder ernstere Aufgaben stellte. An jenem Tage nun ächzte er nach dem Rindfleisch tief und schaute, nachdem er sich angelehnt hatte, mit schmerzlich bewegten Zügen und zuckenden Mundwinkeln zu den Emmausjüngern an der Decke empor; im Sommer aßen wir nämlich in einem kühlen Gartensaale, dessen gewölbte Decke mit Fresken geschmückt war. Dann stieß er die Worte hervor: 's hiert uf! Richtig, dachte ich, nun gehts los! Oder nein, er thut gar zu gefährlich; es muß ihm wohl etwas sehr schlimmes begegnet sein? Und furchtsam fragte ich, was es denn gebe. Die Einsauergurken kusten fuzen Biehmen. Das ist allerdings schrecklich, bemerkte ich erleichtert, aber mit möglichst teilnehmender Miene, obwohl ich keine Ahnung von dem normalen Gurkenpreise hatte und auch nicht wußte, ob sich der Preis auf eine Mandel, ein Schock oder einen Scheffel beziehe. Ich wagte also, ihm die Neuigkeit, die er wohl schon von der Liese gehört haben mochte, nach und nach beizubringen, und es erfolgte darauf nichts als ein ironisches Lächeln und Kopfschütteln und einige Sticheleien in der Küche. Nur einer der beiden Leibphilister des Pfarrers vermochte den Ärger über diese Bedrohung des Gemeindestilllebens nicht ganz zu verkneifen. Als er einmal den Pfarrer abholte, und ich zufällig unten war, lieferten die Sperlinge des Gartens einander gerade eine große Schlacht und machten einen Heidenlärm. Sehn Se, Herr Kaplan, sehn Se? Gerade so sein die Kapläne, wenn se ausm Alumnat kommen, seitdem der verflixte Sauer dort sei Wesen treibt!

Mittlerweile war der alte Schwärtner in seiner Ofenecke für immer entschlafen, und seine junge Witwe konnte nicht füglich junge Herrenkaffees geben, aber selbdritt besuchten wir, sie, ich und Fuchs, die Bahnmeisterfamilie manchmal, die auf einem benachbarten Dorfe wohnte. Fuchs schwärmte unterwegs von den lieben Heiligen und sprach seine Sehnsucht nach dem Eremitenleben aus, von dem ihn bloß die kindliche Pflicht zurückhalte, da ihn seine Eltern nicht gut entbehren könnten. Eines Tages sagte die Bahnmeisterin zu Fuchs und der Frau Schwärtner: Also nächsten Sonntag werdet ihr aufgeboten? — Wa — was? rief ich entsetzt. Das haben Sie sich nicht gedacht? entgegnete die Bahnmeisterin und wollte sich totlachen, wissen Sie denn nicht, daß Sie im ganzen Städtel der Engel Rafael heißen? Bei der Hochzeit wäre es beinahe zu einem Krach gekommen. Das Gespräch geriet auf die Polterabendbräuche, und Fuchs äußerte, katholische Christen sollten eigentlich einen solchen sündhaften Unfug gar nicht dulden. Da sagte der Pfarrer: Wie denn aber da, wenn in einem katholischen Pfarrhause alle Tage schon früh um sechse Polterabend ist? Stürmische Heiterkeit; aller Augen richteten sich auf Elisen. Diese wurde dunkelrot und schleuderte Dolche; glücklicherweise nur mit den Augen; die Hände, die schon nach den Tellern griffen, und den Mund bezwang sie tapfer. Der nächste Tag war ein Freitag. Heute, dachte ich, wird das Essen wohl sehr süß ausfallen. Richtig, die erste Speise war Milchreis, dem Pfarrer ein Greuel; er rührte sie nicht an. Dann kamen Plinsen. Elise führte zweierlei: mit Sardellen und mit kleinen Rosinen gefüllte. Wollte ich doch wetten, dachte ich, daß es heute lauter Rosinenplinsen sind. Der Pfarrer zerschnitt die erste, die zweite, die dritte, die vierte: lauter Rosinen. Seufzend schob der arme Mann die Schüssel von sich, lehnte sich zurück und blickte mit schmerzlicher Resignation zu dem evangelisch-friedlichen Mahl an der Decke empor.

Es war ein Glück für unsre Freundschaft, daß ich bald darauf fortkam. Elise war argwöhnisch geworden. Sie fürchtete, die neue Rosenkranzgesellschaft möchte auf eine Reform des Pfarrhofs ausgehen, und die Ereignisse gaben ihr Recht. Der Kaplan, der mich ablöste, einer von den sauertöpfischen Frommen, gab sich ganz der Partei hin, und es kam zu Denunziationen beim geistlichen Amte. Dort hatten Bär und Liese einen guten Freund nichtgeistlichen Standes — bei dieser Behörde sind auch einige Juristen angestellt —, der in dankbarer Erinnerung an gute Verpflegung schrieb: „Seien Sie unbesorgt, lieber Herr Pfarrer, wir werden Ihnen einen schicken, der ganz zu Ihnen paßt.“ Und sie schickten ihm einen, der mit ihm zu Schnapse ging. Aber der Satan war wieder so ganz in die Liese gefahren, daß sie sich auch mit dem nicht vertrug. Sie hatte die staunenswerte Kühnheit, ihn selbst zu denunziren, und sie hatte Erfolg. Weinend sollen sich die beiden Schnapsbrüder, der alte und der junge, beim Abschied umarmt haben: Wir hatten doch einander so lieb!

Ich war ein paarmal zu Besuch auf dem Rehberger Pfarrhofe und wurde jedesmal sehr freundlich aufgenommen. Das letztemal fand ich Bär krank. Was macht denn der gute Herr Pfarrer? fragte ich Elise beim Eintritt, worauf ich eine Antwort im Lapidarstil bekam, für die dem Rabelais sein Verleger ein Extrahonorar gezahlt haben würde, die aber heute nicht gedruckt werden kann. Es war ein junger, hübscher Kerl da, den sie sich bei den am Orte stehenden Jägern ausgesucht hatte, „damit er dem Pfarrer die Pfeife stopfe." Der Pfarrer starb bald darauf; sie kaufte dem Burschen einen Garten und heiratete ihn. Der junge Mensch soll schrecklich viel Prügel bekommen haben.

Fuchs und seine Frau waren, abgesehen von der Überspanntheit des Mannes, brave Leute und haben auch mir und den Meinigen mancherlei Gutes erwiesen. Frau Fuchs beherbergte, als sie noch Witwe Schwärtner war, wochenlang meine Mutter und meinen jüngsten Bruder, und er hat in meiner Krankheit mehrere Nächte an meinem Bette zugebracht. Auch war er ein tüchtiger Arbeiter. Aber nachdem er sich von seinen Eltern getrennt hatte, riß ihn die Schwärmerei fort. Er that nichts mehr als beten, verbummelte sein und seiner Frau kleines Vermögen, diese starb vor Gram, nachdem sie schon ihre rosengeschmückten Möbel hatte verkaufen müssen, und er geriet mit seinem Töchterlein ins Elend.

Mir war die Geschichtslehrerstelle am Glatzer Gymnasium angeboten worden. Nach einem Jahre sollte ich die Prüfung machen, bis dahin könne ich, sagte man mir, als zweiter Konviktsvorsteher meinen notdürftigen Lebensunterhalt haben. Damit ich Zeit zur Vorbereitung behielte, brauchte ich bloß zwei Stunden Religion in der Sexta und zwei Stunden Latein in der Quinta zu geben. Die Unterklassen waren sehr stark — über sechzig Schüler in jeder —, und so machte sich meine beginnende Schwerhörigkeit schon bemerkbar. Ich gestand das meinem alten Freunde und Gönner Förster, und dieser riet mir, unter solchen Umständen lieber zu verzichten. Ich schrieb also an den Provinzialschulrat, ich könnte in einem Jahre mit der Vorbereitung auf die Prüfung nicht fertig werden, worauf dieser, wie ich erwartet hatte, antwortete, die Stelle dürfe nicht länger als ein Jahr unbesetzt bleiben; er überlasse mir also, ob ich nicht vielleicht später das Religionslehrerexamen machen wolle, um am Gymnasium bleiben zu können. Ich nahm diesen Bescheid zum Vorwand, in die Seelsorge zurückzutreten. Den Vorteil hatte ich von diesem Jahre gehabt, daß ich meinen jüngsten Bruder hatte aufs Gymnasium bringen können; außerdem nahm ich die angenehme Erinnerung an den sehr herzlichen geselligen Verkehr mit den Lehrerfamilien mit und an ein halbes Dutzend Kirchenfeste auf den Dörfern um Glatz, wo ich als Festprediger benutzt worden war. Die Geistlichen der Grafschaft waren gemütliche Leute und, die älteren nicht ausgenommen, aufrichtig fromm; an grober Verbauerung litten nur wenige.

Mein neuer Bestimmungsort war Sch....., ein Städtlein an der

nordwestlichen Grenze des Bistums in ganz protestantischer Gegend. Die Erhaltung katholischer Reste war dem Umstande zuzuschreiben, daß das Stift Trebnitz dort eine Anzahl von Dörfern hatte, die katholisch und nach der Säkularisation als selbständige Pfarreien bestehen blieben. Auf andern Dörfern verloren sich die Katholiken und blieben nur die Kirchen und Widmuten übrig, die mit zur Stadtpfarrei geschlagen wurden. In der Mitte der fünfziger Jahre war Dr. K. dort Pfarrer, der in unglaublich kurzer Zeit nicht allein die Pfarrkirche aufs herrlichste wieder herstellte, sondern auch auf den Filialen statt der verfallenen alten schmucke neue Kirchen baute, die katholische Schule reorganisirte, sich selbst durch bezaubernde Liebenswürdigkeit und feine Klugheit zum geistigen Mittelpunkte des ganzen Kreises machte und das Ansehen des Katholizismus in der Gegend gewaltig hob. K. gehört zu den Persönlichkeiten, denen gegenüber einem sofort klar wird, daß das Gebot Christi: Richtet nicht! ein einfaches Gebot der Vernunft ist. Über Handlungen kann und muß man urteilen, aber Personen richten ist Unsinn, wäre selbst dann, wenn wir, was nicht der Fall ist, einen unbedingt zuverlässigen Maßstab hätten, noch Unsinn, weil uns das Innere des Menschen ein Geheimnis bleibt. K. pflegte nicht allein die Frömmigkeit im allgemeinen — und niemand, der sein Wirken beobachtet hat, kann daran zweifeln, daß er aufrichtig fromm war —, sondern auch die modernen, romanisch-jesuitischen Formen der Frömmigkeit und war dabei in der Politik liberal. Er war vollendeter Weltmann, der Liebling vornehmer Damen, Rittergutsbesitzer, Offiziere, eroberte aber gleichzeitig auch das Herz des gemeinen Mannes und der Kinder. Im Jahre 1870 wurde er Gegenstand heftiger Angriffe beider Parteien, indem er zwischen Vatikanern und Antivatikanern diplomatisch lavirte und sich die Schlesische Zeitung zum Sprachrohr wählte. Es war ihm als Pfarrer von Sch. gelungen, für die Gottesdienste, die in den neuen Dorfkirchen gehalten wurden, ein kleines protestantisches Publikum zu gewinnen, nur die eine blieb vollständig leer. Was fange ich nur an, äußerte er einst in einem Gespräch mit einem Amtsbruder, daß ich Leute hineinbringe! Ich möchte die Kirche zu einem Wallfahrtsort machen. — Da müßte doch aber ein Wunder geschehen, meinte der andre. — O, das wird sich schon finden! — In der That, und darin liegt wohl die Erklärung seiner Erfolge, er war überzeugt, daß er alles vermöge, was er wolle; er hatte den Glauben, der Wunder wirkt: den Glauben an sich selbst. Als das Bedenklichste an seinem Wirken erscheint mir die Art und Weise, wie er die Sch . . er Angelegenheiten ordnete, als er nach dreijähriger stürmischer Restaurationsthätigkeit seine Breslauer Kurie bezog, die ihm der Onkel P. verabredetermaßen offen gehalten hatte. (Kanonikus P. war Försters Beichtvater; P. hats halt dem Bischof zur Buße aufgegeben, hieß es, wenn wieder einer aus der Familie befördert wurde.) Onkel P., der für diese Dinge Dezernent war, richtete es so ein, daß bei der Revision der

Sch . . er Kirchenrechnungen die ordnungsmäßige Instanz des Erzpriesters umgangen wurde, und so die Verwirrung und Verheerung verborgen und ungerügt blieb, die K. — nicht zu seinem persönlichen Vorteil, sondern zu den vorerwähnten Bauten — in allen Kassen angerichtet hatte. Zur Wiederherstellung der Ordnung waren aber viele Jahre nötig, daher mußte das Spiel nach K.s Abgange fortgesetzt werden. Teils zu diesem Zweck, teils — wie wenigstens böse Zungen sagten — um seinen Nachruhm auf einer recht dunkeln Folie erglänzen zu lassen, bestellte er sich einen unfähigen Mann zum Nachfolger, der ein gefügiges Werkzeug von Neffe und Onkel blieb.

Ich thue ihm nicht Unrecht, dem guten Propst Sch., wenn ich ihn unfähig nenne, denn er nannte sich selbst so und sagte es jedermann. Gleich als ich mich ihm vorstellte, klagte er mit einer Leichenbittermiene, er sei nicht geeignet für die Stelle, und bat, ich möchte es ihm nur nicht zu schwer machen. Er war nicht dumm, aber beschränkt und kleinlich, ein Frömmler gewöhnlicher Art, während K.s Frömmigkeit durch ihre poetische Erscheinungsform und einen Anflug von Genialität imponirt hatte, und trug das demütige Bekenntnis seiner Unfähigkeit zur Schau, nahm es aber natürlich sehr übel, wenn ihm jemand zu verstehen gab, daß er ganz derselben Ansicht sei. So konnte er denn natürlich die gesellschaftliche Stellung, die K. dem katholischen Pfarrer verschafft hatte, nicht behaupten, und zunächst verlor er die Herrschaft im eignen Hause. K. hatte das Breviergebet täglich mit seinen drei Kaplänen gemeinsam in der Kirche verrichtet, auch im Winter, und zwar auf dem bloßen Marmorpflaster knieend. Von Sch., der das fortsetzen wollte, ließen sie sichs nicht gefallen, und da sich im Laufe der Zeit immer mehr Anlässe zur Opposition fanden, lebte man bald in latentem Kriegszustande.

Am meisten verbitterte ihm Knoblich das Leben, den ich wohl nennen darf, weil er in der Diözese in gutem Andenken steht. Nicht daß er boshaft gewesen wäre, aber er war ein krausköpfiger Jüngling voll überschäumender Lebenslust, von einem an Genie grenzenden Humor und derbster Rücksichtslosigkeit, sodaß er nicht den Mund aufthun konnte, ohne die sauertöpfische männliche Betschwester entweder zu erschrecken oder zu ärgern. Knoblich hatte schon als Student höchst klerikal ausgesehen, und als Geistlicher bemühte er sich noch mehr, sein Gesicht in andächtige Falten zu legen, was mit dem Schalk, der aus den krausen Linien der Mundgegend hervorlugte, und seinen drolligen Reden zusammen eine sehr drollige Wirkung ergab. Von Heuchelei war er weit entfernt, aber daß sein Übermut und der lebendige Kladderadatsch, der beständig aus ihm heraus wollte, nicht zu dem heiligen Amte passe, dem er sich gläubigen Sinnes gewidmet hatte, konnte ihm doch nicht verborgen bleiben, und so waren denn die Gesichter, die er schnitt, eine Wirkung seines vergeblichen Bemühens, die unvereinbaren Elemente seines Wesens zur harmonischen Einheit zu verschmelzen.

Was ist denn hier für ein Leben? fragte ich ihn bei der ersten Begrüßung. O, das will ich dir gleich sagen! Vormittags um zehn gehen die Patrizier im Schlafrock mit der Quarkschnitte in der Hand über den Ring zum Frühschoppen. Er arbeitete damals an seinem Leben der heiligen Hedwig, das 1860 erschienen ist, und klagte, sein Gehalt (40 Thaler) reiche nicht ganz zum Porto für die Bücher, die er dazu brauchte. Wissenschaftlich lebte er in einer Welt, die mir damals neu war und noch längere Zeit unverständlich geblieben ist. Er beschäftigte sich ausschließlich mit schlesischer Geschichte, was ich schlechterdings nicht begreifen konnte; sollte denn hier im nordöstlichen Deutschland, dachte ich, irgend einmal etwas passirt sein, wovon Kenntnis zu nehmen die Mühe lohnt? Es kam das von der klassisch-ästhetischen Richtung, die ich in der Gymnasialzeit eingeschlagen hatte. Wer die Dinge ästhetisch anzusehen gewöhnt ist, der wird zunächst zeitlebens der alten Geschichte das lebhafteste Interesse bewahren, in zweiter Linie werden ihn die italienischen Städte des Mittelalters, in dritter die mittelalterlichen Ritter-, Kaiser- und Papstgeschichten anziehen, aus dem doppelten Grunde, weil uns diese Dinge in klassisch geschriebnen Geschichts- und Dichterwerken lebendig vor Augen treten, und weil sie an sich schon plastisch sind, namentlich die alte Städtegeschichte, wo auf einem kleinen wohlabgegrenzten Raume eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Personen in nicht sehr verwickelten leicht zu durchschauenden Verhältnissen auftritt. Je weiter man sich in der Geschichte der neuern Zeit nähert und je weiter man sich von jenen Schauplätzen entfernt, desto mehr verliert man sich in ein ungemütliches Wirrsal, aus dem nur wenig klar erkennbare Gestalten auftauchen. Um auch da interessante Einzelheiten herauszufinden, muß man Spezialist werden, was ich niemals gewesen bin und damals am allerwenigsten war. Seitdem haben ja die Geschichtschreiber viel gethan, um dem größern Publikum jenen unförmlichen Stoff faßlicher und genießbarer zu machen.

Zugleich war Knoblich auch Antiquar und Kunstkenner und hat später als eifriges Mitglied des Vereins für Schlesische Altertumskunde und für Bewahrung der Kunstdenkmäler eine gemeinnützige Thätigkeit entfaltet. Auch dieses Gebiet war mir fremd. Ich schwärmte pflichtschuldigst für Gotik und ergriff eifrig jede Gelegenheit, mich aus Büchern und Abbildungen darüber zu unterrichten, aber an den gotischen Bauten Breslaus war ich blind vorübergelaufen, ohne eine Ahnung davon, daß es in Breslau, in Schlesien, überhaupt im Nordosten, irgend etwas Sehenswertes an Bauwerken gebe. Ich dachte, um Gotik zu sehen, müßte man mindestens bis an den Rhein gehen. Freilich war an dieser Unwissenheit einigermaßen meine Kurzsichtigkeit schuld. Gerade in Sch. kaufte ich mir eine sehr scharfe Brille, was ich bis dahin aus der begründeten Furcht vor rascherer Augenverderbnis nicht gewagt hatte, und fing unter Knoblichs Leitung an, die Steinmetzarbeit an Gurten, Knäufen und Schlußsteinen zu sehen. Allerdings will es mir auch heute noch so vorkommen,

als könnte es nicht schaden, wenn sich der zur Herrschaft gelangten antiquarischen Richtung gegenüber die akademisch-ästhetische zu behaupten suchte. Viel altes wird doch nur darum gepriesen, weil es alt ist, und der Kultus an sich bedeutungslosen alten Plunders kann unmöglich echtes und wahres Leben fördern. Einmal, als ich bei Knoblich eintrat, stand er mit aufgestreiften Hemdsärmeln am Waschzuber. Was Kuckuck machst du denn da? — Ich wasche Engel, Engel aus der Holzkammer. Er hatte sie in der That in der Holzkammer aufgestöbert, wohin sie bei der Kirchenrestauration geworfen worden waren, und den Händen des Vaters Sch. — der Propst hatte seine Eltern im Hause — entrissen, der sie eben zu Brennholz klein hacken wollte. Er konnte sich nicht genug thun im Preise dieser Puppen, aber ich muß gestehen, mir erschienen sie nicht waschenswert.

Am allerwenigsten verstand ich die Art und Weise, wie er die Bücher behandelte. Während mich ganz allein der Inhalt interessirte, an der Ausstattung nur das eine, ob sich der Druck gut las oder nicht, kümmerte ihn der Inhalt, sofern er nicht in sein Fach schlug, gar nicht, und er kaufte Bücher antiquarisch zusammen, bloß weil es seltene Drucke waren. Er konnte stundenlang über die gepreßte Arbeit auf einem Lebereinbande, über die Schönheit mir sehr häßlich vorkommender Holzschnitte und über Bücherzeichen sprechen, was mir alles sehr gleichgiltig war. Später habe ich zwar auch diese Dinge einigermaßen würdigen lernen, glaube aber doch, daß meine Auffassung meiner Amtsführung zuträglicher gewesen ist, als ihm die seine. Auch zur Vorbereitung auf die Predigt wählte er nur Bücher, die sich ihm durch Schweinsleder, altertümliche Titel und altberühmte Drucker empfahlen, und mit Vorliebe gebrauchte er den „Samsonischen Honigfladen," aus dem er mir Sonnabends abends manchmal vorlas. Zu seiner Betrübnis mußte er aber erfahren, daß der Stil der Murner und Abraham a Santa Klara heutzutage keinen Anklang mehr findet, nicht einmal bei den Bauern, ja bei diesen am allerwenigsten. Als ihn einst der Erzpriester mit der Einladung zu einer Festpredigt beehrt hatte, und er darin den Bauern zurief: Da sitzt ihr nun drin in euerm Fette wie die Maus im Speck! so zog ihm das die Entrüstung der Bauern und eine scharfe Rüge vom Erzpriester zu, der große Stücke auf seine brave Gemeinde hielt und dieser, wie er sagte, eine außergewöhnliche Erbauung bereiten, nicht aber seine Kirche durch Possen und Geschimpf entweihen lassen wollte. Die Erfüllung von Knoblichs sehnsüchtigem Wunsche, von Sch. fortzukommen, wurde jedoch durch diese Festpredigt nicht wenig gefördert. Er ward in die Fürstbischöfliche Kanzlei berufen, der er durch seine schöne gotische Handschrift zur Zierde und durch seinen Witz zum Troste gereichte. Daß sein loses Maul niemanden und nichts verschonte, stand seiner baldigen Beförderung zum Generalvikariatsamtsrat nicht im Wege; denn die Herren am Dom verstehen oder verstanden wenigstens damals Spaß, und weit entfernt davon, Spaß-

vögel und Räsonneure mit Majestäts- und Beamtenbeleidigungsprozessen zu verfolgen, waren sie stets dankbar für eine Würze ihres eingezognen und darum ein wenig einförmigen Lebens.

Knoblich behauptete, ich müßte ebenfalls fort, namentlich meiner Mutter wegen, die ich ja von diesem entlegnen Loche aus nicht einmal besuchen könnte, und wenn ich nicht sofort um Versetzung einkäme, so würde er mir ein Bein stellen. Es war ihm alles zuzutrauen, und um einem Unheil vorzubeugen, that ich ihm den Willen, der ja auch einigermaßen in der Richtung des meinigen lag. Sch. bot mir eine Gehaltserhöhung aus seiner eignen Tasche an, wenn ich bliebe, aber die Sache ließ sich nicht mehr ändern. Ich war ihm allerdings weiter entgegengekommen als irgend einer der Kapläne; ich hatte sogar die Glockenfahrt mitgemacht. Auf einem der erwähnten rein protestantischen Dörfer stand als einziger Rest der katholischen Pfarrei noch ein Kirchturm mit einer Glocke, die von der evangelischen Gemeinde benutzt wurde, da ihr hölzernes Bethaus weder einen Turm noch eine Glocke hatte. Sch. wollte diese Glocke anderswo verwenden, jene Gemeinde aber behauptete, ein Recht daran zu haben, und wollte sie nicht hergeben. Eines Tages sagte er uns: Die Entscheidung ist da; ich habe den Auftrag, die Glocke zu holen. An dem Tage, wo er hinfahren wollte, bat er uns der Reihe nach, daß einer mitfahren möge; die andern beiden sagten sofort: nein! Ich erklärte mich bereit. Aber, sagte er mir, Sie müssen Ihre Reverende (den Talar) mitnehmen. — Wozu denn das? — Ja, die Leute sind dort sehr aufgebracht. Wir werden also wahrscheinlich Schläge bekommen. Da müssen wir uns, wenns losgeht, geschwind die Reverende anziehen, damit wir dann wegen erlittner Mißhandlung im Amte und Verletzung unsrer priesterlichen Würde klagen können. — Na, meinte ich, das ist ja ganz nett, aber werden denn auch die Leute mit dem Prügeln warten, bis wir unsre Buckel geistlich eingekleidet haben? Vor der Thür sah ich mich vergebens nach dem Wagen um. Hier, sagte Sch. — Wo denn? — Hier, wir fahren natürlich auf dem Leiterwagen; in der Chaise hätte doch die Glocke nicht Platz. Auch das noch! So fuhren wir denn durch die Stadt und durch die Dörfer zum Erstaunen der Leute, die denken mochten, das sei eine neue Andachtsübung oder eine neue Abtötung; waren sie doch seit K.s Zeiten an derlei Überraschungen gewöhnt worden. Der Rittergutsbesitzer des Ortes nahm uns sehr freundlich auf und setzte uns eine gute Tasse Kaffee und ein gutes Glas Wein vor. Bei so liebenswürdigem Empfang konnte Sch. unmöglich mit der Thür ins Haus fallen, endlich aber erhob er sich nach mehrmaligem Räuspern und Hin- und Herrücken vom Platz, zog das amtliche Schreiben aus der Brusttasche und begann seinen Vortrag. Zeigen Sie mal, sagte der Gutsbesitzer. Ach, das ist ja ein Schreiben vom Generalvikariatamt, was geht mich denn das an? Ich dachte, es wäre eine gerichtliche Entscheidung. Brecheisen hatten wir nicht mitgenommen, und da wir beide nur mit sehr

mäßigen Körperkräften ausgerüstet waren, würden sie uns auch nichts genützt haben. So bestiegen wir denn ungeprügelt und ohne Glocke wieder unsern Leiterwagen, ich in angeheiterter Stimmung, Sch. mit einem lachenden und einem weinenden Auge.

(Schluß folgt)

Der erste Beste

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortsetzung)

Mamselling war in der Küche am großen Herd mit den großen Töpfen und Kesseln beschäftigt. Am Fenster saß eine Magd und schälte Kartoffeln.

Wir sind auf der Inspektionsreise, sagte Fritz nach der Begrüßung. Wie ist das mit Ihnen, Mamselling, kommen Sie mit? Sie wissen, als Minister des Innern sind Sie uns nötig.

Die Befragte warf einen zögernden Blick über ihre Kochtöpfe.

Gott, meinte sie dann, wenn es sein muß, Herr Hellborn; aber lieber wär mirs heut Nachmittag. Jetzt is es all reichlich spät; es geht auf zehn. Die Stine, da is kein Verlaß auf mit das Braten, sie läßts anbrennen. Ich hab den Hammel doch nu schon im Ofen.

Wann wird denn zu Mittag gegessen? fragte Margarete, die sich einstweilen schweigend in dem großen, hellen Raum umgesehen hatte.

Um zwölf, Frau Hellborn.

So früh? Mein Gott, da hat man ja noch gar keinen Hunger!

Fritz lachte. Warts nur ab. Du wirst ja sehen, wie wir einhauen. Auf dem Lande hat man bis zwölf Uhr schon eine Masse Tageszeit und Arbeit hinter sich. Schneider und Rademacher, die schon gegen sechs ihren Kaffee geschluckt haben und ihr Zehnuhrbrot auf dem Felde verzehren, würden schöne Gesichter machen, wenn sie bis zwei mit der Suppe warten müßten. Unsre Kaffeetrinkerei heute war ja beinahe zweites Frühstück. Das lernst du alles noch kennen. Also, Mamselling, dann bleiben Sie hier ungeschoren. Ich gehe mit meiner Frau durchs Haus und zeige ihr allenthalben Weg und Steg. Und heute Nachmittag kriechen Sie dann in alle Winkel mit ihr, ziehen Kisten und Kasten auf und besehen das Inwendige.

Die Küche nicht zu vergessen, sagte Margarete freundlich. Da muß ich mich auch erst zurechtfinden lernen. Es ist alles so groß und massig hier, so riesige Töpfe! Aber Sie zeigen mir alles, nicht wahr?

Gewiß, gewiß, antwortete das Frauchen, das schon wieder mit dem Rührlöffel im Erbsenbrei herumwirtschaftete.

Hier unten weißt du ja nun schon Bescheid, was? fragte Fritz, als sie wieder auf dem Flur standen.

Nur oberflächlich! antwortete Margarete. Also auf dieser Seite liegt nur Speisezimmer und Küche?

Ja, und natürlich Vorratskammern und sonstige wirtschaftliche Nebengeschichten.

Und hier gegenüber kommt man wohl in dein Arbeitszimmer?

Richtig. Das sieht nach hinten hinaus.

Laß uns doch einmal durchgehen; ich hab gestern Abend nur flüchtig hineingeguckt.

Viel zu sehen ist nicht dran. Aber komm!

Sie war auch bald genug mit dem Betrachten des schlichten Raumes fertig und trat durch die Verbindungsthür in das mittlere, in ihr eignes Zimmer.

Die Vormittagssonne schien hell zum Erkerfenster herein. Von neuem kam die stürmische Freude über sie. Die gefalteten Hände unters Kinn gedrückt, sah sie sich strahlend ringsum und wandte sich dann zu Fritz. Der hatte, als achtete er gar nicht auf sie, das Buch vom Sofatischchen genommen und blätterte darin.

Sie sah ihm zu; die zärtlich dankbaren Worte, die ihr eben über die Lippen gewollt hatten, blieben ungesprochen. Sein unbeweglich gleichmütiges Gesicht hatte sie erdrückt. Wie ganz, ganz anders sah er aus als gestern Abend!

Er schüttelte leicht den Kopf, als er bald da, bald dort auf Striche traf, die einzelne Stellen hervorhoben, anmerkten. Jetzt schlug er die Seite auf, an der das Zeichen lag. Es war der Beginn der „Sprüche"; der erste war wieder angestrichen.

Margarete machte eine hastige Bewegung, wie um ihm das Buch wegzunehmen; aber er hatte die winzigen, haarfeinen Bleistiftziffern schon gesehen, die daneben standen. Er senkte das Buch ein wenig, sodaß die Sonne hell darauf schien, und las: 23. 6. 92. Nun erst las er auch den Spruch:

Was lehrt das Leben? Gieb
Mir bündigen Bescheid.
Hingeben, was dir lieb,
Hinnehmen, was dir leid.

Der vierundzwanzigste Juni war ihr Hochzeitstag.

Er sah noch einige Augenblicke unbeweglich auf das Blatt nieder. Sein Gesicht war um einen Schatten blasser geworden. Dann schlug er das Buch zu und legte es hin.

Margarete zitterte; es war ihr unbeschreiblich elend zu Mute. Sie schämte sich, sie war außer sich. Wie hatte sie das thun können, war sie denn wahnsinnig gewesen? Und nun hatte er das gelesen, hier, in diesem Zimmer, und sie stand da, umgeben von den Zeichen seiner Liebe. Was sollte nun werden?

Fritz wandte sich wieder zu ihr, wenn auch ohne sie ganz anzusehen; mit einer Kopfbewegung deutete er auf das Buch zurück.

Das viele Anstreichen, sagte er ruhig, sind ich eigentlich nicht hübsch. Man kann sich doch auch ohnedas die Stellen merken, die einem gefallen, meinst du nicht?

Ja, sagte sie mit erstickter Stimme, während ihr die Thränen in die Augen traten. Ich wills nicht wieder thun. Ich will alles ausradiren, alles.

Er nickte. Das wird gut sein. Radire du nur. Und nun wollen wir hinaufgehen.

Sie folgte ihm, zerknirscht, unglücklich. Hätt ich doch das nicht gethan! dachte sie immer wieder. Nun ist alles aus.

Schlafzimmer und Zubehör kennst du, sagte er im obern Flur. Da ist auf derselben Seite nur noch Mamsellings Zimmer. Gegenüber eins für die zwei Hausmägde, eins mit Schränken.

Er öffnete die Thür.

Da wäre auch ein Arbeitstisch und die Nähmaschine; da kannst du also Schneiderei haben und andre ersprießliche Dinge treiben.

Sie nickte nur; seine Stimme klang ihr eintönig, wie aus der Ferne. Wenn sie das gestern Abend beim „Einzug" alles angesehen hätten, dann wäre gewiß viel Spaß und gute Laune dabei gewesen. Aber jetzt!

Hier, fuhr Fritz fort, ist das kleinere Gastzimmer; das bewohnt Hans. Daneben, nach vorn, ist das große, da sollen recht bald deine Eltern hinein. Du mußt sehen, was etwa noch fehlt, was du etwa noch gern darin hättest.

Es wird nichts fehlen, sagte Margarete leise. Du hast es ja eingerichtet.

Sie sah sich schweigend um; nein, was sollte da anders sein, was noch dazukommen? Alles war da, alles war hübsch und gemütlich. Sie wagte nichts mehr von danken zu sagen. Sie faßte nur nach seiner Hand und drückte sie.

Auf dem Söller in der Giebelstube wohnen Schneider und Rademacher. Was an Wirtschaftsräumen da oben ist, kann dir Mamselling heute Nachmittag zeigen. Wenn du Lust hast, gehen wir jetzt einmal durch den Garten.

Langsam gingen sie die Wege auf und ab, unter dem Weingang hin, an der kleinen Geisblattlaube und dem von Kletterrosen übersponnenen Tempelchen vorbei. Der große Garten, dem die vielen mächtigen alten Bäume ein parkartiges Ansehen verliehen, umgab das Haus auf allen Seiten, streckte sich aber am tiefsten nach hinten. Weite Wiesen und Kornfelder begrenzten ihn. Zur Rechten lag das große, langgestreckte Viereck der Wirtschaftsgebäude, deren Rückwände hier meist mit Epheu und wildem Wein übersponnen waren. Unter einer prachtvollen Linde standen Bank, Tisch und Stühle.

Hier sitzen wir manchmal nachmittags. Die Linde hat mein Großvater als kleiner Junge gepflanzt. Auch mein Vater hatte seinen Baum, dort die breite Akazie. Er hat ihren starken, aufdringlichen Duft besonders gern gehabt. Hier die Douglastanne gehört Hans. Ein stattlicher, herrlicher Baum, was? Ich liebe ihn sehr.

Wo ist denn deiner?

Du kannst ihn von hier aus nicht sehen: es ist eine Blutbuche.

Gehen wir doch hin, ja?

Sie stand ganz am Ende des Gartens, neben ihr eine kleine Gruppe junger Birken, deren schwermütig hängendes Laub im sanften Winde hin- und herschwankte.

Margarete blieb vor dem düstern Baum stehen; seine dunkelroten Blätter glühten im Sonnenlicht. Sie hätte Fritz gern gefragt, warum er sich damals denn gerade den gewählt habe. Sie dachte nicht daran, daß der junge Pflänzling vor etwa fünfundzwanzig Jahren wohl noch kein so finsteres Gesicht

gehabt haben mochte wie heute. Sie wagte aber keine Frage mehr, als sie Fritz ansah, der mit undurchdringlich ernsten Augen in das dunkle Blätterdickicht seines Baumes hineinschaute. Und als er nach kurzem Verweilen schweigend umkehrte, folgte sie ohne Widerrede.

Im Hause, das sie jetzt von der Rückseite aus betraten, verabschiedete er sich vor seinem Arbeitszimmer von ihr: er habe noch einige Briefe zu schreiben; und während sie hinaufging, um, wie sie sagte, das Kleid zu wechseln, sank er mit einem tiefen Seufzer in seinen Schreibstuhl.

8

Mamselling kam aus dem Wundern nicht heraus. So hatte sie sich das mit ihrer jungen Frau nicht vorgestellt. Gleich der erste Abend, die Ankunft. Das sollte eine glückliche junge Frau sein, die es vor Erwartung kaum mehr aushalten konnte? Du lieber Gott! Bei dem herrlichen Empfang so ein blasses, abgemattetes Gesicht! Und alles war doch so wunderschön! Das hätte sie gewesen sein sollen! So große Augen hätte sie gemacht, und gesprungen wäre sie vor Freude! Aber diese junge Frau? Gar nichts, keine Miene. Wenigstens keine ordentliche, richtige. So ein bischen was von „sehr hübsch" und dann gleich: müde! Wie konnte sie müde sein! Hatte sie etwa Kartoffeln gehackt? Hatte sie Unkraut gejätet? Hatte sie eine hartmilchige Kuh gemolken? War sie vier Stunden über Land gelaufen? Nicht die Spur! Gefahren! Erst Eisenbahn, dann Kutsche. Manche Leute werden freilich vom Fahren müde, das hatte sie wohl gehört. Aber das muß sich doch bald geben, wenn man ausgestiegen ist. Und besonders wenn man als neubackne Ehefrau angereist kommt.

Wie hatte sich der Herr gefreut bei all dem Einrichten vorher! Und der Hans! Ihr Hansing! Da konnte ja wohl für dem Bruder seine Frau alles nicht fein und nett genug sein. Die Glückseligkeit, daß der nun endlich heiratete. Der Hans war ja rein weg darüber vor Wonne; er machte die Wochen her immer so merkwürdige Augen nach dem Fritz hin, ganz verliebt. Ach, und sie gönnte es ja dem Fritz — mit sich allein nannte sie ihn meistens nur Fritz —, daß ihm nun endlich auch einmal recht wohl in seiner Haut werden sollte. Nach dem schweren Winter, und überhaupt nachdem nun doch alle Geschwister versorgt waren.

Sie war so neugierig gewesen, wie die junge Frau wohl aussehen möchte. Klein wäre sie, hatte der Herr gesagt. „Ein zartes Ding, ein bischen kleiner als Sie, Mamselling, und halb so breit." Nu ja, so ein runder Pummel war sie auch erst „mit die Jahren" geworden. Und was die Flinkigkeit betraf, nahm sie es deshalb doch noch mit jeder Stallmagd auf. Und wenn einmal eine nicht ordentlich ausgemolken hatte, so setzte sie sich unter die Kuh, wie vor dreißig Jahren.

Wie das nun am Ende werden sollte mit der jungen Hausfrau, hatte sie den Fritz gefragt. Es würde ihr doch ganz merkwürdig vorkommen, da sie doch nun, seitdem der Hans auf der Welt war — I, da sollte sie nur nicht bange sein, hatte er gesagt: Sie kennt noch rein gar nichts vom Landleben, und wenn sie auch bei der Mutter kochen gelernt hat — so ein Landhaushalt ist doch was andres. Da hatte er Recht. Und schließlich: melken lernen würde sie ja wohl nicht, und mit dem Geflügel war das auch so eine Sache, und vom Gemüsegarten würde sie wohl keine Kenntnis haben, und dann mit dem vielen Gesinde, und drüben der Wirtschaftshof. Aber nein, wie

sie der Fritz ausgelacht hatte! Ob sie denn glaubte, er heiratete, damit seine Frau in den Ställen herumkröche? Wenns ihm nur um die Wirtschaft zu thun wäre, wozu brauchte er da zu heiraten? Dazu wäre ja sie da, nun seit vierundzwanzig Jahren, nächste Ostern wollten sie Jubiläum feiern. Das hatte sie sehr getröstet. Und das Auslachen nahm sie ihm auch nicht übel. Wenn also das kleine Frauchen bei ihr ein bischen lernen wollte, nur so zum Vergnügen und weils doch dem Mann sein Haus und Hof war, das schadete nicht, das konnte sogar sehr nett und lustig werden. Mamsell blieb sie darum doch, und vom Lindenhof ließ sie sich bloß noch auf den Kirchhof hinaus bringen. Na also.

Und nun? Das war das Ganze? Wenn der Fritz nicht mehr brauchte, um glücklich zu sein! Aber er war ja gar nicht glücklich! Er war ja ganz verändert, das sah sie wohl, dazu kannte sie ihn lange genug. Er hatte so eine Art bekommen, geradeaus zu sehen, durch die Menschen durch, und durch die Bäume und die Häuser durch, ganz wo anders hin. Das gefiel ihr gar nicht; es that ihr gewissermaßen weh. Sie hätte ihn gern einmal gefragt: Herr Hellborn, was is Ihnen? Aber das durfte sie ja nicht. Gestern aber hatte sie den Hans erwischt, der war auch noch nicht bei guter Laune gewesen, seit die junge Frau auf dem Hofe war, und hatte ihm den Bruder gezeigt, der am offnen Fenster seiner Stube stand und zu ihm gesagt: Sehn Sie mal, wie er kuckt! Was sucht er woll? — Darauf hatte ihr der Hans die Faust auf die Schulter gelegt und sie ein bischen damit gedrückt, und hatte sie grimmig angesehen und so halblaut gesagt: Was er sucht, Ollsching? Seinen verloren gegangnen Traum! Das verstehn Sie nicht, das nennt man einen dichterischen Vergleich. Ich wills Ihnen übersetzen: Hei het sick dat anners dacht. Darauf hatten sie sich beide ernsthaft angesehen, und nach einer Weile hatte er gesagt: Sie auch, altes Huhn, und ich auch. — Ja, mein Hansing, hatte sie geflüstert, denn zum Sprechen saß es ihr zu dick in der Kehle, wir beide auch. Und was machen wir nu da? Kucken wir bloß zu? Was hat sie denn? — O, was hatte der Hans fürn Gesicht gemacht! Einfach wütend. — Was sie hat? Nicht lieb genug hat sie ihn! Und damit war er davon gegangen mit solchen Schritten —

Drei Wochen war sie nun da, die junge Frau, und man war kaum etwas von ihr gewahr geworden. Man hörte ja fast keinen Ton von ihr. Zwar die Zeit verschlafen, wie am ersten Morgen, das that sie nicht mehr. Sie hatte sich gleich bei ihr, Mamselling, über die Hausordnung belehrt, und nun erschien sie pünktlich früh um sieben zum Kaffee, obwohl ihr das Aufstehen sauer werden mochte; denn sie sah morgens immer besonders blaß aus. Nach dem Frühstück ging sie dann gleich in ihre Stube, und da blieb sie sitzen. Im Hause that sie sich nicht ein bischen um. Nicht daß sie hätte Stuben rein machen sollen! Aber so mal zum Rechten sehen. Wozu war sie denn die Frau? Und wenn sie, Mamselling, fragte wegen des Kochens, denn fragen mußte sie, das schickte sich so, dann war ihr alles einerlei. Unfreundlich war sie ja nicht, nein, alles was recht ist, ganz nett und höflich sprach sie; aber nie gab sie was an, Mamselling mußte immer vorschlagen, und dann sagte sie: Es ist gut, machen Sie das nur. Und wenn sie sie fragte: Mögen Sie nich am Ende lieber was andres, Frau Hellborn? dann schüttelte sie den Kopf und sagte: Nein, mir ist alles recht, was Sie machen. Und als sie sie gestern gefragt hatte: Wollen Sie nich vielleicht einmal selber was

kochen für dem Herrn, Frau Hellborn? So ein Leibgericht? Sie müssen nich denken, daß ich Ihnen da im Wege stehen will; eifersüchtig bin ich nich mit das Kochen für ihm — da hatte sie ganz freundlich genickt und gesagt: Das glaub ich Ihnen, liebes Mamselling, aber wir wollen nur alles beim alten lassen. Es hat keinen Zweck; mein Mann würde sich gar nichts draus machen. — Dazu hatte sie nun weiter nichts sagen dürfen, denn das wäre gegen den Respekt gewesen. Aber gedacht hatte sie sich ihr Teil. Was? Nichts machen würde er sich draus? Fürchterlich würde er sich freuen! Das ist doch immer so bei jungen Eheleuten, wenn die Frau dem Mann ein Leibgericht kocht, und wenns auch noch so mißraten ist, es schmeckt ihm doch großartig, von wegen der Liebe. Und es hätte keinen Zweck? Was war das für ein Schnack! Dem Fritz eine Freude machen hätte keinen Zweck? Und mit was für einem trübseligen Gesicht sie das gesagt hatte! Als wenn ihr die Hühner das Brot gefressen hätten.

Ja, die Hühner, und überhaupt das Vieh! Kümmerte sie sich wohl darum? Sah sie wohl darnach hin? Keine Spur. Es verlangte ja niemand, daß sie die Kühe melken sollte, oder daß sie mit der Hand in den Trog fassen sollte, ob der Schweinetrank auch richtig warm wäre. Aber als ob gar kein Viehzeug da wäre! Als wenn sie gar nicht auf dem Lande lebte! Man fragt doch einmal, man freut sich doch einmal! Seitdem die Herren sie nach dem Wirtschaftshofe geführt hatten, gleich am zweiten Tag, um ihr alles zu zeigen, seitdem hatte sie noch keinen Fuß wieder hinübergesetzt. Sie war mit dabei gewesen bei der Besichtigung; sie hatte doch sehen wollen, was die junge Frau zu alledem für ein Gesicht machen würde. So gut gehaltenes Vieh und so saubere Ställe gabs in der ganzen Gegend nicht noch einmal. Aber zog sie nicht das Näschen, und machte sie nicht ein ganz bedenkliches Gesicht? Und hob sie nicht das Kleid rundum, und guckte sie nicht ängstlich den Boden an? Als wenn nicht jeden Tag zwischen den Ständen gefegt würde! Außerdem ist doch der Mist eine notwendige Gottesgabe. Und das Schweinegrunzen fand sie scheußlich. Na ja, wie die Orgel in der Kirche klingt es nicht, aber können die guten Viecher was dafür? Sie freuten sich eben, weil ihr altes Mamselling kam und über den Rand des Kobens guckte, denn sie wußten, nun wurden sie mit dem Stock gekratzt, das war doch alle Tage ihr Vergnügen. Sie besah sich alles, weils einmal so sein mußte, aber Freude hatte sie nicht dran, das konnte man merken. Und der Herr merkte es auch; er sah sie manchmal so von der Seite an, als ob er darauf wartete, daß sie doch endlich einmal ein freundliches Wort sagen sollte. Aber es kam nichts.

Und nun ging das so einen Tag wie alle Tage. Sie blieb meist mit sich allein; es sah förmlich so aus, als wenn sie sich in ihre Stube flüchtete, als wenn sie dem Herrn auswiche. Sie hockte so herum in ihrem Erker; bald stickte sie, bald las sie etwas, oder wenn Fritz weg war, dann ging sie einmal langsam durch den Garten, aber immer mit so einem betrübten, trostlosen Gesicht. Nichts sah sie ordentlich an; höchstens daß sie sich einmal eine Rose abschnitt. Nicht einmal ein bischen Gemüse hatte sie noch selbst hereingeholt.

Ach Gott ja! Mamselling nahm das in den Schoß gesunkene Strickzeug wieder auf.

Ick heww mi dat würklich ganz anners dacht!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Es fängt schon an! Unheimlich haben wir vor vierzehn Tagen die parlamentslose Zeit genannt, weil sie mit Intriguen ausgefüllt zu werden pflegt; dem zwischen den Agrarierorganen und den sogenannten Offiziösen ausgebrochnen Kriege nach zu urteilen, sind sie schon im vollen Gange. Freisinnige Blätter hatten im Hinblick auf die Unerkennbarkeit des neuesten Kurses die parlamentarische Regierungsform empfohlen. Und der eine Vorzug dieser Form, wie sie in England zuletzt geworden ist, daß bei der Besetzung der höchsten Stellen alles offen und ehrlich zugeht, läßt sich ja auch gar nicht leugnen. Die Mehrheit besetzt diese Stellen, und zwar kann sie sie nur mit hervorragenden, bewährten Politikern besetzen. Für falsche Maßregeln und Mißerfolge, für Zeiten der Ratlosigkeit und Stagnation, wie jetzt eine in England eingetreten zu sein scheint, kann weder der Monarch noch die Regierung verantwortlich gemacht werden, sondern die Parteien tragen selbst die Verantwortung; bis in die organisirte Arbeiterschaft hinein weiß das Volk, daß es sich selber regiert. Selbstverständlich haben solche Betrachtungen nur akademischen Wert; bei uns ist der Parlamentarismus unmöglich, weil wir die zwei großen historischen Parteien, die dazu gehören, nicht haben, dafür aber einen Monarchen, der sich von seinen Rechten nichts rauben läßt. Der Vorzug der monarchischen Regierungsform besteht darin, daß der Monarch einen großen Mann an die Spitze stellen kann, den der Neid oder die Kurzsichtigkeit der Parteien nicht emporkommen lassen würde. Allerdings ist dieser glückliche Fall seit Menschengedenken nur einmal eingetreten, und nachdem Bismarck die Regierung übernommen hatte, empfand er die Einflüsse vom Hofe nicht als Förderungen, sondern als eine Fessel.

Also zur Linken hatte man den Parlamentarismus gepriesen, und dagegen hatten die Kreuzzeitung und die Deutsche Tageszeitung mit den unsern Konservativen geläufigen Beweisführungen polemisirt. Gleichzeitig hatte sich das Organ des Bundes der Landwirte über die Haltung von Blättern beschwert, die sich als offiziöse geberdeten, und bemerkt, die Regierung dürfe nicht dulden, daß die „jämmerlich ungeschickten Stilübungen der Norddeutschen Allgemeinen und die unverfrornen Treibereien der Kölnischen Zeitung“ ihr zur Last gelegt würden. Darauf erwidert nun die Norddeutsche in mehreren Artikeln. Sie wirft den beiden konservativen Blättern vor, daß sie genau dasselbe thäten, was sie an den Freisinnigen tadelten; sie forderten vom Monarchen, daß er sich dem Willen der Agrarier füge, wollten also die Herrschaft ihrer Partei, und zunächst erstrebten sie die Beseitigung zweier Minister, der Herren von Bötticher und von Marschall. Der Ton, dessen sich die agrarischen Organe und die berufne oder unberufne Verteidigerin der Regierung gegen einander bedienen, entspricht wenig den in hohen und höchsten Kreisen üblichen Umgangsformen. Man versuche, klagt die Norddeutsche Allgemeine, den Staatssekretär von Marschall „mit so unverantwortlichen Unwahrheiten zu diskreditiren,“ wie, daß er sich ganz auf die Seite des Kapitalismus und Manchestertums geworfen habe. Die Deutsche Tageszeitung sei sachlich dürftig und versuche es, so oft ihr eine Ungehörigkeit nachgewiesen werde, mit dem Si fecisti, nega. Die Behauptung, daß sie lediglich die irrigen Darstellungen andrer Preßorgane berichtigt habe, sei „eines der stärksten Stücke unehrlicher Ausrede, die uns je in der Presse vorgekommen sind.“ Sie habe sich nicht auf die Zurückweisung der Gegner beschränkt, sondern deren „Phantasien“ ein „selbständiges, breit ausgeführtes Gegenbild gegenübergestellt, das mit seiner Taktlosigkeit, Verhetzungstendenz und Unwahrhaftigkeit der geübten Kritik die zurückgewiesenen — zum Teil in loyalen Formen gehaltenen — Auslassungen weit überbot.“ Die stärksten Stellen

aus dem Artikel der Deutschen Tageszeitung anzuführen sei sie nicht in der Lage, weil sie sich nicht entschließen könne, „direkte Ungezogenheiten gegen Minister Seiner Majestät des Kaisers und Königs“ in ihren Spalten wiederzugeben.

Die Agrarier wollen also zunächst zwei Minister stürzen, und weil ihre Bemühungen auf Widerstand stoßen, sind sie sehr übler Laune. Nicht allein der freisinnigen und demokratischen, sondern auch der nationalliberalen Presse und dem freikonservativen Professor Delbrück samt seinen Preußischen Jahrbüchern geht es in den Agrarierzeitungen erbärmlich schlecht. Ein Professor darf überhaupt schon gar nicht mehr den Mund aufthun, wenn er nicht angeschnauzt werden will. Dem Professor Schmoller nützt es nichts, daß er „der Landwirtschaft“ ein Notstandsdarlehn von 1000 Millionen zur Verfügung gestellt wissen will; weil er den Antrag Kanitz nicht blindgläubig annimmt, versteht er nichts von Landwirtschaft und Nationalökonomie. Professor Brentano vollends wird gar nicht erst einer Kritik seiner Ansichten gewürdigt; man entwirft bloß ein Bild seines Lebens, das darauf berechnet ist, ihn lächerlich und verächtlich zu machen. Und von Konstantin Rößlers neuester Schrift über „Die Weltkrisis und ihre Ärzte“ wird in der Korrespondenz des Bundes der Landwirte gesagt, sie beweise, „daß nicht nur die politische, sondern auch die nationalökonomische Einsicht des Verfassers allmählich auf einer Entwicklungsstufe angelangt ist, die für vernünftige Menschen jede Widerlegung als überflüssig erscheinen läßt.“

Unter diesen Umständen wäre es geradezu wunderbar, wenn uns nicht ebenfalls einige Hände voll Steine und Schmutz an den Kopf flögen. In der That vernichten uns die Konservative Korrespondenz (in Nr. 61) und die Deutsche Tageszeitung (in Nr. 247) mit wenigen Zeilen, und während jene alle „wirklich konservativen“ Männer ermahnt, der „Minirarbeit“ der Grenzboten nicht etwa noch „durch Abonnement Vorschub zu leisten,“ behauptet diese, die Grenzboten seien „tief gesunken.“ Nicht übel! Wir untersuchen die brennenden Fragen ohne jedes persönliche Interesse, geben uns gewissenhaft Mühe, das Richtige und fürs Vaterland Heilsame zu ergründen, legen unsern Lesern die Äußerungen, die wir kritisiren, in loyaler Weise wortgetreu vor und greifen niemals Personen an; aber weil wir meistens zu andern Ergebnissen kommen als die Agrarier, so werden wir von Leuten, deren Stärke im Schreien und Schimpfen, in persönlichen Verdächtigungen, im Agitiren, Wühlen und Intriguiren besteht, einem geehrten Publikum als tief gesunken denunzirt, ohne daß dieses Publikum auch nur ein Wort von dem erfährt, was wir gesagt haben, oder vielmehr erfahren würde, wenn es nicht zufällig selbst die Grenzboten läse. Nun, das ist so der Welt Lauf; man läßt ihn eben weiter und vorüber rauschen. Aber fürs Vaterland ist es ein Unglück, daß die Schmutzwellen rücksichtsloser Selbstsucht alles zu überfluten drohen, und daß die sozialdemokratischen Phantasien, die keine Aussicht auf Verwirklichung haben, von den agrarischen überboten werden, deren Erzeuger dem Throne so nahe stehen. Wie es scheint, werden sie auf keine andre Weise zur Ruhe gebracht werden können, als dadurch, daß man den Versuch ihrer Verwirklichung gestattet. Und darum, damit wir die unvermeidliche Katastrophe so rasch wie möglich überstehen, und auf die Gefahr hin, daß wir nächstens wiederum als Förderer der Sozialdemokratie und Waffenbrüder des Berliner Tageblatts gemalt werden, als unbedeutende Menschen nebenbei, die nichts zu stande bringen als „herzlich lahme [herzlich lahm ist wunderhübsch!] sozialpolitische Auslassungen,“ auf diese Gefahr hin wiederholen wir den Wunsch, den wir schon einigemal ausgesprochen haben: möge Seine Majestät recht bald das landwirtschaftliche Portefeuille dem Grafen Kanitz anvertrauen, und

— setzen wir diesmal hinzu — möge er Hohenlohe, Marschall und Böttticher entlassen und an ihre Stelle Mirbach, Manteuffel und den Herrn von Ploetz berufen!

Berichtigung. Der Reichstagsabgeordnete für Bremen, Herr Hermann Frese, teilt uns mit Bezug auf die Bemerkungen über die Marineetatverhandlungen des Reichstags in Heft 22 mit, es sei nicht wahr, daß die Fraktion Freisinnige Vereinigung, deren Mitglied er ist, gegen die Bewilligung der Kreuzer gestimmt habe. Die ganze Fraktion habe für die drei ungepanzerten Kreuzer gestimmt, und nur, mit Ausnahme von zwei Mitgliedern, gegen den gepanzerten Kreuzer. Die Mehrzahl der Fraktion, darunter Herr Frese, würde bereit gewesen sein, auch für einen vierten Kreuzer zu stimmen, wenn auch dieser ungepanzert hätte gebaut werden sollen. Nur wegen der Kosten von 18 Millionen, die für einen noch unerprobten Schiffstyp ausgegeben werden sollten, hätten sich die Herren für verpflichtet gehalten, zur Zeit gegen den einen Panzerkreuzer zu stimmen.

Unsre Darstellung gründete sich auf die Angaben von Zeitungen der verschiedensten Parteirichtung, namentlich auf einen Artikel, den die Kölnische Zeitung gleich nach der zweiten Lesung des Marineetats gebracht hatte. Eine von Herrn Frese in der Kölnischen Zeitung veranlaßte Berichtigung war uns nicht zu Gesicht gekommen; wir hatten also im guten Glauben gehandelt.

Wir freuen uns aufrichtig, von dem Patriotismus und der politischen Einsicht der Freisinnigen Vereinigung jetzt eine bessere Meinung bekommen zu haben. Freilich, den Panzerkreuzer hat auch Herr Frese mit dem größern Teile seiner Parteifreunde abgelehnt, und darum kann ihm ein Vorwurf nicht ganz erspart bleiben. Gerade dieses Schiff war das wichtigste von allen; reicht doch sein Anschaffungspreis an die Summe hinan, die die drei andern Fahrzeuge zusammen kosten. Der Besitz von Panzerkreuzern oder deutlicher: von großen, starken Kreuzern erster Klasse, die bei überseeischen Verwicklungen nötigenfalls als Schlachtschiffe auftreten können, ist für alle Marinen eine dringende Notwendigkeit, und alle Marinen schaffen sich solche Schiffe an. Deutschland allein steht noch zurück und hat sich bereits von Staaten überflügeln lassen, deren Seeinteressen sich nicht entfernt mit unsern vergleichen lassen. Entsteht mit einer der halbzivilisirten amerikanischen oder ostasiatischen Nationen ein Konflikt, so läßt sich mit kleineren, bloß durch ein Panzerdeck geschützten, verhältnismäßig schwach armirten Schiffen allein nicht viel ausrichten, denn jene Staaten verfügen in ihren Flotten über das vorzüglichste, auf den berühmtesten europäischen Werften hergestellte Schiffsmaterial. Über alle diese Dinge kann sich auch ein Laie mit Hilfe eines Marinealmanachs unterrichten. Auch daran, daß es sich bei unserm Panzerkreuzer um einen neuen, bisher in der Marine noch nicht vertretenen „Schiffstyp" handelt, und daß die für den Bau geforderte Summe ziemlich hoch ist, darf man sich nicht stoßen. Einmal muß doch der Anfang mit der Herstellung von Panzerkreuzern gemacht werden, und soll das Schiff den ihm zugedachten Aufgaben gewachsen sein, dann läßt es sich eben nicht billiger herstellen. Ob der Kreuzer nach seiner Vollendung alle gehegten Erwartungen erfüllen wird, kann der Reichstag natürlich vorher nicht wissen, da heißt es eben den Sachverständigen der Marinebehörde Vertrauen schenken. Es ist uns nicht recht verständlich, wie ein gewissenhaft und vorurteilslos prüfender Abgeordneter, und für einen solchen halten wir Herrn Frese, sich dafür hat entscheiden können, den Panzerkreuzer abzulehnen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Schutzmittel gegen den Bauſchwindel

Es muß die Freunde des Handwerks mit Genugthuung erfüllen, daß die Vorkämpfer ſeines geſetzlichen Schutzes gegen das Grundſtückſpekulantentum und die mit ihm verbündeten und ihm unterthanen mittelloſen Bauunternehmer gegenüber der ſpröden Zurückhaltung der Regierung und der Geſetzbuchskommiſſion nicht erlahmen. Aber ſo anerkennenswert dieſe Bemühungen ſind, die, geſtützt von der öffentlichen Meinung, ſchließlich über juriſtiſch und wirtſchaftlich in ſich unbegründete Bedenken den Sieg davontragen werden, ſo erweiſen ſich doch vielfach die Vorſchläge als zur Erreichung des anzuſtrebenden Zieles unzulänglich.

So iſt vor einiger Zeit in Hildesheim auf Veranlaſſung der dortigen Handelskammer eine Verſammlung von Vertretern der umliegenden Handelskammerbezirke abgehalten worden, um geſetzgeberiſche Maßnahmen gegen den Bauſchwindel zu beſprechen. Nach lebhafter Debatte faßte man eine Reſolution, die eine Geſetzgebung befürwortete, wonach „ſämtliche beim Neubau eines Gebäudes beteiligten Handwerker, Lieferanten und Arbeiter nach der baupolizeilichen Gebrauchsabnahme binnen angemeſſener Friſt wegen ihrer durch Lieferung von Materialien und Arbeiten entſtandnen Forderungen ein Recht auf Eintragung im Grundbuche haben, und die ſo entſtandnen Hypotheken bei Gleichberechtigung unter einander ein Vorzugsrecht vor allen andern dinglichen Belaſtungen mit Ausnahme derer, die vor Erteilung der Baukonzeſſion eingetragen ſind oder auf öffentlichen Titeln beruhen, genießen ſollen.“ Die Baupolizei ſoll gehalten ſein, von jedem von ihr genehmigten Neubau der Grundbuchbehörde Nachricht zu geben, die wieder ihrerſeits den Hypothekengläubigern Anzeige zu machen hat.

Andre Wege, die sich von der Festsetzung eines Vorzugsrechts für die Handwerker irgend welcher Art überhaupt abwenden, wollte die Mehrheit einer in Schöneberg bei Berlin abgehaltnen Versammlung gehen, zu der eine von dem dortigen Grundbesitzerverein eingesetzte Kommission die Bauhandwerker und Bauinteressenten eingeladen hatte. Die Vorschläge dieser Kommission, die von dem Direktor der „Berlinischen Bodenkreditgesellschaft," Haberland, erläutert und zur Annahme empfohlen wurden, waren von diesem Herrn schon in einer kurz vorher erschienenen Broschüre dargelegt und von der hauptstädtischen Tagespresse zum Gegenstande von Erörterungen gemacht worden und hatten meistenteils das Lob „ruhiger Sachlichkeit" und „Verständigkeit" erhalten. Diese Vorschläge wollen dem Bauschwindel in zweifacher Weise zu Leibe gehen, nämlich durch Privathilfe und durch die Gesetzgebung.

In ersterer Richtung wird die Bildung von Handwerkerkammern und von Baugenossenschaften vorgeschlagen. Den Kammern wird im wesentlichen die Aufgabe zugewiesen, Material über die finanzielle Zuverlässigkeit und den Charakter der Bauunternehmer zu sammeln und den Handwerkern zugänglich zu machen, und zu diesem Zwecke eine Statistik über Wechselproteste, Zahlungsstockungen und Subhastationen zu führen, während sich die Baugenossenschaften mit der Ausführung von Bauten für eigne Rechnung befassen und in Subhastationen, bei denen die Genossenschafter ihre Forderungen infolge unzureichender Kapitalien nicht selbst herausbieten können, die zum Zwangsverkauf stehenden Grundstücke, wenn hierbei nicht Verluste zu befürchten sind, erwerben sollen. In gesetzgeberischer Richtung wurden Bestimmungen verlangt, wonach die Bauunternehmer gesetzlich als Kaufleute zu betrachten sein, als solche sich in das Handelsregister eintragen lassen, diese Eintragung aber nur im Falle des Nachweises eines Barvermögens von mindestens fünftausend Mark erlangen sollen. Von der Eintragung sollen stets die Frauen zahlungsunfähiger Bauunternehmer und Minderjährige ausgeschlossen sein. Die Verwendung des Baugeldes zu andern Zwecken als denen des Baues soll als Unterschlagung betrachtet werden, die Cession von Baugeldern überhaupt unzulässig und der Baugeldgeber verpflichtet sein, die Handwerkerkammer auf Verlangen über den Stand des Kontos des Bauunternehmens zu unterrichten. Endlich soll eine Auflassung des Baugrundstückes vor der Gebrauchsabnahme unzulässig sein.

Die Hildesheimer sowohl wie die Schöneberger Vorschläge beruhen auf einer seltsamen und fast unbegreiflichen Verkennung der Ursachen des Übels, dem sie steuern wollen; in der Praxis würde bald ihre völlige Wirkungslosigkeit zu Tage treten. Die Wurzel des Bauschwindels liegt nicht eigentlich in dem Bauunternehmer-, sondern in dem Grundstückspekulantentum, das sich nicht mit angemessenem Verdienst zufrieden giebt, wie ihn die jeweilige Konjunktur gewähren kann, sondern möglichst schnell Reichtümer schaffen will durch unehrliche Manipulationen, deren finanzieller Erfolg durch Vorschiebung des mittel-

losen Bauunternehmers auf Kosten der Handwerker sichergestellt werden soll. Der fast typische Feldzugsplan des mit keinerlei Gewissensballast beschwerten Spekulanten ist der, daß er irgend einen Mann von der Straße hernimmt, der nichts sein eigen nennt als das, was er auf dem Leibe hat, und „geschäftlichen" Bedenken irgend welcher Art unzugänglich ist. Diesem verkauft er ohne einen Pfennig Anzahlung seine Baustelle im wahren Wert von 20000 Mark für den Preis von 50000 Mark, läßt sich diesen Kaufpreis an erster Stelle eintragen und versieht den Käufer mit einem je nach dem Fortschreiten des Baues in Raten zahlbaren Baugelde von etwa 60000 Mark, obwohl das auf die Stelle zu setzende Gebäude nicht unter 100000 Mark herzustellen ist. Nachdem der „Bauherr" die Handwerker mit Versprechungen aller Art, insbesondre mit dem Hinweis auf den in nebelhaftem Hintergrunde stehenden „reichen Mann" geködert, durch Teilzahlungen hingehalten und schließlich hineingelegt hat, kauft der Spekulant das Grundstück, mit dem Gebäude besetzt, zu einem hinter seinem jetzigen Werte weit zurückbleibenden Preise in der Subhastation zurück. Denn die hinterher unter Benutzung des gesetzlichen Pfandrechtstitels von den Handwerkern zwangsweise erwirkten Eintragungen werden durch den den wahren Wert der frühern kahlen Baustelle übersteigenden Teil des Kaufpreises von 30000 Mark „auf den Telephondraht" zurückgedrängt und fallen aus.

Wo liegt da die Quelle des Bauschwindels? Beim Bauunternehmer oder beim Baustelleneigentümer? Wenn es auch richtig ist, daß der „Bauherr" dem Spekulanten die Hineinlegung der Handwerker ermöglicht, um zugleich seinerseits während der Bauzeit von den Baugeldern zu leben, vielleicht sie auch teilweise vorsorglich für magere Zeiten in Sicherheit zu bringen, so verdankt er seine Existenz doch überhaupt nur dem Grundstückspekulanten. Er ist für diesen immer nur das Mittel zum Zweck. Die Fäden des Schwindels laufen schließlich fast immer in der Hand des hinter der Bühne arbeitenden Spekulanten zusammen.

Welchen Erfolg darf sich angesichts dieser Sachlage die Hildesheimer Resolution versprechen? Sie macht vor dem Grundstückspekulanten halt, augenscheinlich weil sie unter dem Drucke der Furcht vor der Erschütterung des Realkredits steht, die bekanntlich auch den Reformvorschlägen Bährs als Hauptbedenken entgegengesetzt wurden. Die Resolution würde, in die Praxis übersetzt, die Handwerker nicht um einen Schritt weiter bringen. Während Bähr ohne Rücksicht auf die voreingetragnen Hypotheken den Handwerkern den Wertzuwachs, den die Baustelle durch die Errichtung des Neubaues erfahren hat, zur Sicherung ihrer Forderungen vorbehalten will, sollen nach der Hildesheimer Resolution die dinglichen Belastungen, die vor Erteilung der Baukonzession eingetragen sind, dem Vorzugsrechte vorangehen. Damit läßt sie aber gerade das Hindernis stehen, über das die Handwerker stürzen. Was würde denn

den Spekulanten hindern, das seiner Höhe nach teilweise fingirte Kaufgeld schon vor der Erteilung der Baukonzession eintragen zu lassen und sich so das Vorrecht vor den Handwerkern zu sichern? Sein Bundesgenosse, der Bauunternehmer, den er in der Hand hat, gewiß nicht!

Nicht anders steht es mit den Schöneberger oder richtiger Haberlandschen Vorschlägen. Gewiß ist den Handwerkern nicht genug Vorsicht anzuempfehlen, auch soll nicht geleugnet werden, daß die Handwerkerkammer als Informationsstelle für die Handwerker in gewissem Maße segensreich wirken könnte. Sie würde das aber doch immer nur in so beschränktem Maße thun können, daß sich von ihr eine merkliche Zurückdrängung oder gar eine Beseitigung des Bauschwindels nicht hoffen ließe. Denn sein Tummelplatz ist vor allem die Großstadt. Wenn sich dort das geschäftliche Getriebe an sich schon schwer übersehen läßt, so steigert sich diese Schwierigkeit zur Unmöglichkeit auf einem Gebiete, wo täglich neue fragwürdige Existenzen auftauchen und verschwinden. Eine Statistik über Wechselproteste, Zahlungseinstellungen u. s. w., die auch nur einigermaßen auf Vollständigkeit und Zuverlässigkeit Anspruch machen könnte, ist hier ausgeschlossen. Die Eintragung in das Handelsregister wäre keine ausreichende Bürgschaft für die Kreditwürdigkeit des Bauunternehmers, auch dann nicht, wenn sie von dem „Nachweise“ eines Barvermögens von fünftausend Mark abhängig gemacht würde. Denn der Grundstückspekulant, „der schon so viel für ihn gethan, daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig bleibt,“ wird dem Unternehmer auch noch die fünftausend Mark vom Vormittag auf den Nachmittag leihen, damit er sie dem Registerrichter vorzeigen kann. Gewiß ist es ferner richtig, daß der Bauunternehmer, der, weil er den Offenbarungseid geleistet hat, „nichts mehr haben darf,“ zum Betriebe seiner Geschäfte seine Ehefrau und im Notfalle sogar seine minderjährigen Kinder vorschiebt. Meint man aber wirklich den Mann durch das Verbot der Eintragung der Ehefrau und Minderjähriger in das Handelsregister in Verlegenheit zu bringen? Er hat ja Brüder, Vettern und gute Freunde genug, die für einen Hundertmarkschein gern in die Bresche springen. Der Vorschlag, den Unternehmer, der das Baugeld, das zivilrechtlich *sein* Eigentum ist, nicht bestimmungsgemäß verwendet, wegen Unterschlagung zu bestrafen, ist nicht der Berücksichtigung wert, weil er dem logischen und juristisch-technischen Begriff der Unterschlagung widerspricht. Er trifft auch den Kern der Sache nicht, weil er sich nicht gegen den Urheber des Bauschwindels, den Geldgeber wendet, der ja dem Unternehmer gar nicht so viel Geld giebt, daß er davon die Handwerker vollständig bezahlen könnte. Die Verpflichtung des Geldgebers, die Handwerkerkammer über das Konto des Bauunternehmers zu unterrichten, könnte allerdings dann von Nutzen sein, wenn gleichzeitig die Gewähr dafür gegeben werden könnte, daß der Unternehmer das Geld hinterher nicht anderweit verwendete. Eine solche Gefahr liegt aber im Hinblick auf

seine geschäftliche Unzuverlässigkeit sehr nahe. Der letzte Vorschlag endlich, Baugenossenschaften zu begründen, mit dem Zwecke, sich mit der Ausführung von Bauten auf eigne Rechnung zu befassen und, wo für die Kapitalanlage keine Gefahr droht, Grundstücke, an denen die Handwerker mit Forderungen hängen geblieben sind, zu erwerben, ist überaus gefährlich, weil er die Handwerker in Unternehmungen hineinziehen würde, die außerhalb des Rahmens des Handwerkbetriebes liegen und sie wirtschaftlich zu Spekulanten machen würde. Ebenso wenig wie dem soliden Bauspekulanten, der wirklich für eigne Rechnung baut, eine Gewähr gegen Verluste gegeben werden kann, könnte sie den Baugenossenschaften gegeben werden.

So verfehlt hiernach alle diese Vorschläge sind, weil sie den Bauschwindel nicht an der Wurzel fassen, sondern vor dem Spekulanten Halt machen, so haben sie doch das Gute, daß sie immer wieder auf die Bährschen Vorschläge hinweisen, als die, die — bisher wenigstens — allein unter Schonung berechtigter Interessen andrer den Handwerkerforderungen ein Vorzugsrecht vor den übrigen Hypotheken eingeräumt wissen wollen, mit der Einschränkung, daß die Wirksamkeit dieses Vorzugsrechts an die Eintragung binnen drei Monaten nach der — im Grundbuche zu vermerkenden — Gebrauchsabnahme gebunden ist.

Die Furcht vor der Erschütterung des Realkredits ist unbegründet, mindestens sehr übertrieben. In den kleinen Städten ist im Hinblick auf die kleinen und durchsichtigen geschäftlichen Verhältnisse und die sich daraus ergebende leicht zu beurteilende Kreditwürdigkeit des Bauherrn für das betrügerische Unternehmer- und Spekulantentum kein Raum. Wer dort baut, baut nicht zu Spekulationszwecken und bezahlt die Handwerker, sodaß ihre Forderungen, weil nicht mehr vorhanden oder doch durch das übrige Vermögen des Bauunternehmers gesichert, die Hypothek nicht bedrohen. Überdies wird, wer auf ein unfertiges Haus Geld hergiebt, dort leicht durch Nachfrage feststellen können, ob und in welcher Höhe Handwerkerforderungen, die ihm seine Priorität schmälern könnten, rückständig sind.

Ins Auge zu fassen wären also nur die Hypotheken, die auf Grundstücke der Großstadt bereits gegeben sind oder erst gegeben werden sollen. Hier wird von den Gegnern der Bährschen Vorschläge zunächst der wichtigste Punkt übersehen, nämlich der, daß in neunundneunzig von hundert Fällen die Hypotheken von Privatleuten und großen Geldinstituten — wir sehen hier von Baubanken ab — gegeben werden, und von diesen nicht auf Baustellen, sondern auf längst fertige und vermietete Hausgrundstücke. Hier können aber Handwerkerforderungen, die der Hypothek ihre Priorität streitig machen könnten, nicht mehr vorhanden sein, weil deren Deckung ja vorzugsweise davon abhängig gemacht werden soll, daß sie binnen drei Monaten nach der Gebrauchsabnahme eingetragen werden. Der Hypothekengläubiger braucht also nur aus dem Grundbuche festzustellen, wann die Gebrauchsabnahme stattgefunden hat

und kann dadurch mit Sicherheit ermitteln, ob vorzugsberechtigte Handwerkerforderungen vorhanden sind oder nicht. Auch deren Höhe würde das Grundbuch ergeben. Was bleibt also übrig? Doch nur die verschwindend kleine Zahl von Hypotheken, die auf Baustellen gegeben werden, vielleicht ein Prozent der ausgelichenen Hypotheken überhaupt. Und hier ist zunächst wieder zwischen der Hypothek des ehrlichen und der des unehrlichen Geldgebers scharf zu unterscheiden. Der eine wird die Baustelle höchstens bis zu ihrem Werte beleihen, in den meisten Fällen weit hinter dieser Grenze zurückbleiben, während der andre, der von vornherein nach unehrlichem Verdienste ausschaut, wenn auch nicht mit barem Gelde, so doch mit dem rückständigen Kaufpreise über den Wert der Baustelle hinausgehen wird. So weit aber eine solche Hypothek den Kaufpreis übersteigt, ist sie im ausdrücklichen oder stillschweigenden Einverständnis mit dem Bauunternehmer von vornherein nicht als eine wahre, ihren Wert in sich selbst tragende Hypothek gewollt. Sie soll vielmehr lediglich als Mittel zur Benachteiligung der Handwerker dienen und erst durch das Gebäude auf Kosten der Handwerker ihren Wert erhalten. Insoweit ist sie aber des Gesetzesschutzes unwürdig, schon weil sie aus Mangel irgend welcher Gegenleistungen in sich keine wirtschaftliche Berechtigung trägt. Geht eine Differenz zwischen dem wahren Werte der Baustelle und dem ausbedungnen Kaufpreise verloren, so ist dem Spekulanten in Wahrheit kein Nachteil erwachsen, sondern nur ein Gewinn entgangen, auf den er moralisch und wirtschaftlich keinen Anspruch hatte. Soweit aber der vom Unternehmer für die Baustelle bewilligte Preis den Wert des Kaufobjekts nicht übersteigt, droht ihm auch durch das Vorzugsrecht der Handwerker keine Gefahr, weil nach dem Bährschen Vorschlage bei der etwaigen Versteigerung der durch Sachverständige zu ermittelnde Wert der Baustelle von dem Vorzugsrechte nicht ergriffen wird. Im übrigen werden sich aber sowohl die gewerbsmäßigen Baugeldgeber wie die Baubanken ihr Geld dadurch selbst sichern können, daß sie es sich angelegen sein lassen, daß das Baugeld nicht in den Händen des Unternehmers hängen bleibt, sondern seiner Bestimmung gemäß an die Handwerker gezahlt wird. Sie haben den Unternehmer infolge seiner vollkommnen Abhängigkeit von ihnen in der Hand und sind deshalb sehr wohl in der Lage, die Verwendung des Baugeldes zu überwachen. Zeigt er sich unzuverlässig, so dürfen sie, ohne sich dem Unternehmer gegenüber der Gefahr nochmaliger Zahlungspflicht auszusetzen, den Handwerkern selbst zahlen. Denn wer dem Gläubiger seines Gläubigers zahlt, befreit sich dadurch von seiner Schuld.

Wie wenig aber selbst in diesen doch nur als Ausnahme zu betrachtenden Fällen berechtigten Hypotheken Gefahr droht, zeigt die Erfahrung, daß ein Teil der Handwerkerforderungen von dem Unternehmer immer gezahlt wird, weil sonst überhaupt nicht weitergebaut werden würde. Das hat aber notwendig zur Folge, daß die Sicherheit des Baugeldes auch bei dem Bährschen

Vorschlage über den Wert der Baustelle hinaus regelmäßig einen Zuwachs erhält, nämlich um den gezahlten Teil der Handwerkerforderungen. Denn für diesen kommt das Vorzugsrecht nicht mehr in Betracht, obwohl das Grundstück in seiner Höhe im Werte gestiegen ist.

Die Verwirklichung des Bährschen Entwurfs würde also den reellen Hypothekenkredit nicht bedrohen und deshalb auch keine Zurückhaltung des Kapitals vom Baumarkte zur Folge haben, während sie auf der andern Seite die wohlthätige Wirkung ausüben würde, daß der Grundstückspekulant in dem mittellosen Bauunternehmer kein Werkzeug mehr fände, sich auf Kosten der Handwerker zu bereichern. Damit würde dieses Gesindel, der Schrecken der Bauhandwerker, vom Markte gedrängt und den Handwerkern die Aussicht eröffnet werden, wirklich den Lohn ihrer Arbeit zu erlangen.

Der Beachtung vollkommen unwert sind die Bedenken, die namentlich von Juristen, die um das Prinzip des öffentlichen Glaubens des Grundbuchs besorgt sind, erhoben worden sind. Ein Prinzip ist um seiner selbst willen nichts wert, namentlich aber nicht in der Gesetzgebung, wo an erster Stelle die salus publica zur Geltung zu bringen ist. Dernburg vergleicht solche Juristen sehr richtig mit den Ärzten der alten Schule, die eine heilige Scheu davor hatten, ihre Kranken *gegen* die Regeln des Galenus zu kuriren, und sie lieber *nach* seinen Regeln zu Grunde gehen ließen.

Ums liebe Brot

Ein helles Festläuten geht durch die deutschen Lande: ein großes Wasser ist mit dem andern verbunden worden, man hat die Mutter Erde gehörig korrigirt, und auf ewige Zeiten ist den Menschen ihre Arbeit wieder leichter gemacht oder doch nutzbringender. Time is money — das ist der Stahl gewesen, der die Spaten zum Ausschachten des Nordostseekanals geschärft hat: Hamburger Dampfer werden 46 Stunden, Bremer Dampfer 34 Stunden, Rotterdamer, Amsterdamer, Antwerpener und Londoner werden 24 Stunden an Zeit gewinnen gegen den heutigen Weg um Skagen herum und durch das Kattegat. Diese Sparsamkeit in der Zeit hat natürlich eine größere Leistungsfähigkeit in den Schifffahrtsbetrieben zur Folge; derselbe Dampfer wird mit denselben Arbeitskräften durch diese Wegverkürzung weit größere Mengen von Gütern aus der Nordsee nach den Ostseehäfen bringen können

als bisher, und davon wird wieder die natürliche Folge sein, daß eine große Zahl Arbeiter arbeitslos wird. Was durch die Wegverkürzung jetzt 20 Dampfer befördern, dazu waren bei dem weiten und gefahrvollen Wege um Skagen — daher langsames Fahren — 25 Dampfer nötig; es werden also mindestens 20 Prozent aller heutigen Dampfer auf diesem Verkehrswege außer Thätigkeit treten.

Denn an der Ostseeküste giebt es keine Hinterländer, die nun auf einmal konsumkräftiger gemacht werden könnten dadurch, daß die Güter um den Bruchteil eines Pfennigs billiger zu ihnen kommen, und wenn auch die vom Westen nach dem Osten führenden Bahnen nun an die Schifffahrt einen größern Teil ihrer Güter werden abgeben müssen, so wird das doch daran nichts ändern können, daß Arbeitskräfte überflüssig werden. Vielleicht werden sich Bahn und Schifffahrt in die Arbeiterentlassungen teilen, aber überflüssig werden viele, das hat man gewußt, und das hat man gewollt. Man giebt nicht 156 Millionen Mark aus, wenn man nicht weiß, daß man sie hinterher durch vergrößerte Leistungsfähigkeit des Betriebs wieder hereinholen kann. (In der kürzlich veröffentlichten Denkschrift über den Kanal heißt es ausdrücklich, „daß ihn das Reich großenteils zu dem Zwecke gebaut hat, der Schifffahrt Erleichterungen zu gewähren." Thatsächlich stellt man auch an Baukosten nur 51 Millionen für militärische, den Rest, also 105 Millionen, für wirtschaftliche Zwecke ein.)

Aber es wird und kann sich mit gutem Gewissen keiner erheben und sagen, es wäre besser gewesen, der Kanal wäre nicht gebaut worden, weil nun das Heer der Arbeitslosen wieder verstärkt werde. Jeder wird sich der Vollendung freuen, jeder wird den Bau als ein Kulturwerk feiern, und so wird in das Festläuten kaum das leiseste Grollen hineinklingen. Es ist nun einmal so in der Welt, daß Rücksichten auf den Einzelnen große Thaten nicht stören dürfen.

Als in diesen Blättern vor einigen Wochen (in Heft 16) in einem Aufsatze, der „Sparsamkeit und Selbsthilfe" überschrieben war, kurz und bündig und an der Hand von Zahlen nachgewiesen wurde, daß es die Landwirte ganz in ihrer Hand hätten, sich einen höhern Getreidepreis zu sichern, wenn sie genossenschaftlich und im Großbetriebe das Brot- und Semmelbacken übernähmen, da hat man von einigen Seiten vor der Vermehrung der Arbeitslosigkeit gewarnt. Man hat dem Verfasser nicht bestreiten können, daß dieses Mittel der Selbsthilfe wirksam sein würde, aber man hat Angst um alle die Menschen, die in den heutigen Splitterbetrieben für bares Geld Scheinarbeit thun, und man weiß nicht, was mit diesen werden soll.

Hierzu möchte ich noch ein paar Worte sagen. Wie man es beim Nordostseekanal in den Kauf nehmen muß, daß dort Arbeiter frei werden, weil andre leistungsfähiger werden, so wird man es auch in den Kauf nehmen

müssen, wenn in der Bäckerei und beim Verteilen des Brotes Arbeitskräfte frei werden, wenn in einträchtigem und geregeltem Großbetriebe das Kneten des Teiges nicht mehr mit den Fäusten (und bei grobem Brot mit Barfußschaufeln) vor sich geht, sondern in polirten gußeisernen Knetmaschinen durch stählerne, blitzende Knetschaufeln. Diese Maschinen fassen 9000 Liter Teiggemenge und verarbeiten diese Riesenmassen in Minuten. Welche Art der Herstellung appetitlicher ist, wollen wir hier gar nicht erörtern, weil uns nur die Frage der Leistungsfähigkeit beschäftigen soll. Soviel steht fest, daß eine Bäckerei im Großbetriebe die Herstellung des Brotes und der Semmel von früh bis spät, frei vor aller Augen, in höchst appetitlicher Weise und mit Aufwendung des dritten Teils der Arbeitskräfte ausführen kann, die die in muffigen Kellern und in wenig appetitlicher Weise arbeitenden Kleinbäcker brauchen. Ebenso fest steht, daß die Austeilung des Gebäcks heute dreimal soviel Menschen in harter Arbeit in Atem hält, als nötig wären, wenn die Verteilung geordnet und geregelt wäre, und wenn besonders ein einziger den Taktstock in der Hand hielte, auf den die ganze Verteilungskapelle zu achten hätte.

Diese beiden Behauptungen werden nicht bestritten; aber man bedauert die, die dann außer Brot kämen. Ich weiß aber nicht, ob man im praktischen Leben und in einer richtigen Wirtschaftsführung Bedauern dafür haben darf, daß Menschenkräfte frei werden. Wenn recht gerechnet und vernünftig gewirtschaftet wird, sollte man doch eigentlich jede freigewordne produktive Arbeitskraft in Gold fassen, denn sie hat unzählige Zwanzigmarkstücke in sich, die gemünzt werden wollen und sollen. Aber bleiben wir zunächst bei unsrer heutigen „Ordnung“ und sehen wir uns einmal an, ob die Herren ein Recht haben, meinem Vorschlag ein Halt zuzurufen, weil vielen Menschen dadurch die Scheinarbeit genommen werden würde. Denn daß dieses eintreten würde, ist sicher, es soll ja angestrebt werden, es ist ja das einzige Mittel, höhere Kornpreise bei gleichbleibenden Brotpreisen zu erzielen! Für die genossenschaftlichen Bäckereien würde es die oberste Aufgabe sein, soviel Maschinen und so wenig Menschen als möglich anzustellen. Was soll nun werden aus denen, die dadurch außer Arbeit kommen? Nun, die sollen wo anders Arbeit finden; daß sie aus der Arbeit kommen, soll nur ein Mittel für sie sein, sich und vielen andern durch nützliche Arbeit, nicht durch Scheinarbeit, bessern Lohn zu verschaffen.

Jede Arbeit ist unnütz, wenn sich für die durch sie hervorgebrachten Erzeugnisse keine Käufer finden. Je mehr Käufer, desto besser wird die aufgewendete Arbeit bezahlt werden. Jeder Produzent muß dahin streben, seinen Abnehmerkreis so aufnahmefähig als möglich zu machen, dann wird er selber konsumkräftig für andre Erzeugnisse. Der Städter, der Handwerker, der Industrielle muß mit allen Mitteln dafür eintreten, daß der Landmann etwas „zuzusetzen“ habe, damit er sich etwas gönne. Denn es giebt zwanzig Millionen

Deutsche, die auf dem Lande oder vom Lande, von der Ackerwirtschaft leben. Und zwanzig Millionen verwöhnte Kulturmenschen unmittelbar vor der Thür sind dem Handwerk und der Industrie mehr wert als hundert Millionen nackte Afrikaner oder Ostasiaten. Kann nun diesen zwanzig Millionen Deutschen — unsern Brüdern! — durch ein einfaches Gesetz der Technik ein gerechter und ein höherer Lohn für ihre persönliche Arbeitsleistung und für ihre Auslagen gegeben werden, so, daß die andern dreißig Millionen keinen Pfennig über die heutigen Brotpreise zu zahlen brauchen, dann weiß ich nicht recht, wie ein rechnender Deutscher noch zweifeln kann, was er gutheißen soll! Wird die Landwirtschaft konsumkräftiger, so wird das Handwerk und die Industrie auf der Stelle die aus dem Brotgewerbe herausfallenden Kräfte unterbringen können! Das wäre die Antwort auf die Frage in dem Aufsatz „Wirren und Wege“ in Heft 22.

Aber noch etwas andres möchte doch hierbei mit berücksichtigt werden. Wird die Landwirtschaft konsumkräftiger gemacht dadurch, daß sie für ihre Urprodukte willige Abnehmer zu gerechten Preisen erhält, wie ganz anders wird sie dann bestrebt sein, dem deutschen Acker abzugewinnen, was er irgend hergeben kann! Dann wird sie uns in sogenannten „Landesprodukten“ immer unabhängiger vom Auslande machen, und wir werden immer mehr dahin kommen, wohin wir doch schließlich kommen müssen, daß alles, was im Lande verbraucht, auch im Lande gewonnen wird, tropische Produkte natürlich ausgenommen.

In der letzten Kommissionssitzung zur Vorberatung über den „Antrag Kanitz“ hat — wenn die Zeitungen richtig berichtet haben — Graf Arnim mitgeteilt, daß man sich selbst helfen wolle durch Errichtung genossenschaftlicher Bäckereien. Die Grenzboten haben schon so manche Anregung gegeben, und so ist es wohl möglich, daß sie es auch hier gethan haben. Wenn aber der Verfasser von „Sparsamkeit und Selbsthilfe“ in dem Aufsatze „Wirren und Wege“ als der Erfinder dieser Genossenschaftsidee bezeichnet wird, so muß er das ablehnen. Die Idee lag in der Luft, ich habe sie nur an die Tafel geschrieben. Ich habe mir zwar dabei gesagt, daß von Worten zu Werken ein weiter Weg sei, aber ich hoffe, daß man das Wohlergehen von zwanzig Millionen Deutschen, die ihr Dasein in harter und nützlicher Arbeit finden sollen und wollen, doch für wichtiger halten wird als die Unterstützung einiger Tausende, die Scheinarbeit leisten. Der Ackerbauer kann nicht durch Teigknetmaschinen oder überhaupt durch Maschinen ersetzt werden, wohl aber so und soviel Bäcker.

Wir alle, die wir einsehen, daß das Brotbacken und Brotverteilen auf zeit- und kraftvergeudende Weise ausgeführt wird, haben einen Anspruch auf eine Medaille mit der Inschrift „Brotverteurer,“ wenn wir wissen, daß diese beiden Arbeiten besser, reinlicher, leichter und billiger ausgeführt werden können, und — es doch beim alten lassen. Was nützen uns die „Errungenschaften der Kultur,“ wenn wir sie nicht anwenden wollen? Wozu bauen wir

Eisenbahnen und Straßenbahnen, wozu errichten wir Telegraphen und Telephone? Doch nicht aus Sportgelüsten. Wir wollen uns die Arbeit abkürzen und erleichtern. Die Eisenbahnen haben Tausende von Rollfuhrfrachtleuten mit ihren Gäulen überflüssig gemacht; die Telephone haben dasselbe mit den Boten und Hausknechten gethan; jede Maschine ist mit den Arbeitskräften der Menschen ebenso verfahren. Und doch, wer möchte das eine oder andre wieder vernichten oder doch missen?

In wirtschaftlichen Streitfragen urteilt man immer am besten, wenn man sich auf den Sessel eines Ministers denkt — nicht wünscht! —, sich dann die zu entscheidende Frage vorlegt und aus dem Gefühl der vollen Verantwortlichkeit heraus die Antwort sucht. Ein Brotminister, der die Aufgabe hätte, den fünfzig Millionen Deutschen das beste und billigste Brot zu liefern, würde in der Wahl seiner Mittel wohl nicht lange schwanken. Er brauchte nicht Stadt für Stadt zu bereisen, um die heutigen Fehler der Versorgungsweise kennen zu lernen. Jede einzelne, mag sie im Norden oder im Süden liegen, hat soviel schadhafte Stellen, daß er schon am ersten Tage in früher Morgenstunde Material genug hätte für eine Brotrevolution.

Soll diese Brotrevolution zunächst „ohne Blutvergießen“ ablaufen, dann giebt es noch ein andres, allerdings nicht ganz so wirksames Mittel: ein Vertrag zwischen der landwirtschaftlichen Genossenschaft und den bestehenden größern, luftig, reinlich und mit den notwendigsten Hilfsmitteln eingerichteten Bäckereien. Es liegt mir ganz fern, den Bäckern Brotwucher vorzuwerfen. Wo unverhältnismäßig hohe Brot- und Semmelpreise gefordert werden, da sind weniger die Bäcker schuld als die Brotverteiler, die Brotausträger, kurz der Zwischenhandel. Würde dieser aufgehoben, und würde die Brotverteilung, besonders in den größern Städten, nach fester Ordnung Haus für Haus vorgenommen, so würde allein dadurch schon bedeutend gespart werden. Die Bäcker unter sich aber würden, da sie einen einzigen Abnehmer hätten, angespornt werden, die Umwandlung des Mehles in Brot so gut und so preiswert auszuführen, als es der beste unter ihnen kann. Auch bei einer solchen Ordnung würde jeder seine Kräfte entwickeln können, und wo die Genossenschaft sähe, daß ein Bäcker die Fähigkeit und den guten Willen hätte, das beste zu liefern, würde sie ihm, wenn ihm Barmittel fehlen, mit Kredit zum Ankauf von Hilfsmaschinen an die Hand gehen können. Die Bäcker in den Großstädten und in den mittlern Städten würden in den meisten Fällen mit Vergnügen bereit sein, ihre ganze Backware an einer Stelle zu lassen; wären sie doch dann von den Drängeleien ihrer Brotleute nach immer höhern Rabattsätzen befreit.

Habe ich noch nötig, Beweise dafür zu liefern, daß das Sinken der Getreidepreise in den meisten Fällen nur einen sehr geringen Einfluß auf den Preis des Brotes und überhaupt der Backware habe? Ich will nur auf eine Tabelle gemeindeamtlicher Erhebungen aus Österreich verweisen, die die Getreide- und

die Brotpreise von achtundsechzig Städten aus dem Jahre 1888 nennt. Wenn in Österreich 100 Kilo Korn 6,5 Gulden kosten, dann ist der normale Brotpreis, einschließlich eines gerechten Bäckergewinnes, 9 Kreuzer für das Kilo. Es kostete aber

in Sternberg	das	Korn	7,2	Gld.,	das	Brot	18,1	Kr.,	also	jedes	Kilo	9,1	Kr.	zu	teuer
„ Feistritz, Wind.-	„	„	6,—	„	„	„	18,1	„	„	„	„	9,1	„	„	„
„ Budua	„	„	7,—	„	„	„	18,—	„	„	„	„	8,—	„	„	„
„ Steyr	„	„	6,—	„	„	„	17,—	„	„	„	„	8,—	„	„	„
„ Aflenz	„	„	6,5	„	„	„	16,—	„	„	„	„	7,—	„	„	„
„ Leibnitz	„	„	5,75	„	„	„	16,6	„	„	„	„	7,6	„	„	„

Rechnet man, wie es dort geschieht, den jährlichen Brotverbrauch für den Einwohner zu 250 Kilogramm, so zeigt sich, daß die genannten 6 Städte im Jahre folgende Summen für 1000 Einwohner zu viel für Brot ausgeben müssen: Sternberg 22750 Gulden, Feistritz ebenfalls 22750 Gulden, Budua 20000 Gulden, Steyr ebenfalls 20000 Gulden, Aflenz 17500 Gulden, Leibnitz 19000 Gulden. Das sind doch so nette Zahlen, daß eine Brotrevolution schon der Mühe lohnte.

Dem stehen zwar andre Städte gegenüber, wo den Konsumenten nicht viel mehr für Brot abgenommen wird, als recht und billig ist. So kostete:

in Bleiburg	das	Korn	5,7	Gld.,	das	Brot	10	Kr.,	also	jedes	Kilo	nur 1	Kr.	zu	teuer
„ Unzmarkt	„	„	6,75	„	„	„	10	„	„	„	„	„ 1	„	„	„
„ Tarnow	„	„	5,75	„	„	„	10	„	„	„	„	„ 1	„	„	„
„ Prochnitz	„	„	7,—	„	„	„	10	„	„	„	„	„ 1	„	„	„

Man hört aber nicht, daß die dortigen Bäcker davongelaufen wären.

Die Hamburger Nachrichten wußten am 20. Februar noch einen andern „Ausweg aus dem Dilemma," der aber, wie es scheint, nirgends als gangbar angesehen worden ist. Sie meinten, wir sollten das Einkommen der Landesherren abhängig machen von dem Einkommen der Landwirte, wie es in alten Zeiten Sitte gewesen sei. „In alten Zeiten waren in Deutschland die Landesherren zur Bestreitung der Kosten ihrer Regierung auf ihren eignen Besitz angewiesen; das Domanium lieferte in erster Reihe die Mittel zur Bestreitung der landesherrlichen Ausgaben, und nur additionell wurden Accisen und Zölle dazu herangezogen. Die Entwicklung der neuern Zeit hat dazu geführt, den Fürsten das Domanium abzunehmen und ihnen dafür eine Zivilliste in barem Gelde zu gewähren. Infolge dessen hat der Landesherr in seinem Haushalte keine direkten Interessen mehr an der Frage, ob die Landwirtschaft rentirt oder nicht. Auch höhere Beamte waren früher für ihren Unterhalt weniger auf bares Gehalt, als auf die Ausnutzung der landwirtschaftlichen Ämter, die ihnen als Zubehör ihrer Stellung unter irgend einem Titel überlassen wurden, angewiesen. War das Brotgetreide während der letzten zehn Jahre hoch im Preise, so stieg die Zahlung in dem Maßstabe dieses Preises,

stand es niedrig, so sank sie. Durch diese Einrichtung waren alle Beteiligten interessirt, daß das Brotkorn in einem gleichmäßigen Preise erhalten blieb."

Spätere Dilemmata wird man vielleicht leichter vermeiden, wenn die Herren, die Gesetze und Handelsverträge machen, mit den Landwirten zugleich naß werden, wenns regnet, und warm, wenn die Sonne scheint; aber um erst einmal aus dem jetzigen herauszukommen, wird man doch wohl vorhandene sichere Wege wandeln müssen. Was würde dabei herauskommen, wenn sich die Fürsten und die höhern Beamten von ihrem heutigen Einkommen etwas abzwacken lassen müßten? Dadurch bekämen die Landwirte, die die Arbeit thun, für ihr Getreide doch nicht mehr, und wenn den höhern Beamten der Brotkorb höher gehängt würde, dann könnten am Ende die Landleute ihre Wachteln, Schnepfen, Rebhühner, Hasen, Gänse und Enten selber verzehren, die sie nicht einmal gern essen.

Es wäre ein Jammer, wenn der hier und früher gezeigte Weg zur Selbsthilfe erst dann beschritten würde, wenn es zu spät wäre, d. h. wenn vielleicht das nur auf Eigengewinn lüsterne Großkapital die besten, reformbedürftigsten deutschen Bezirke oder Großstädte belegt hat. Jeder weiß, daß die Millionen auf der Straße liegen, und wollte ich als gewinnsuchender Kaufmann Verbündete herbeirufen, so würde binnen wenigen Wochen irgendwo die erste Großbäckerei im Betriebe sein. Wird das aber in egoistischer, kapitalistischer Weise ausgeführt, dann ade, deutsche Landwirtschaft! Was kümmert sich ein auf Prämien angestellter Bäckereidirektor um das Wohl und Wehe und um den Preis, den die deutschen Bauern für das Korn fordern und haben müssen! Dakotaweizen wird nach Hamburg billiger gebracht als schlesischer, und man weiß doch, wie alles Fremde auf den guten Deutschen wirkt. „Amerikanisches Brot aus bestem Dakotaweizen, besser und größer als deutsches Brot aus deutschem Weizen, liefert" u. s. w. u. s. w.

Dann ist die Sache für ein paar Bankiers im Gange, und die Landwirtschaft ist vom Regen in die Traufe gekommen. Wer als zweiter kommt, kommt und bleibt hinten, und wenn dann mit noch so großer Reklame für Kanitz wheats und Kanitz bread gewirkt wird.

Unser Irrenwesen

1. Der Sachverständige

Seit einigen Jahren wird die öffentliche Meinung über unser Irrenwesen in steigender Aufregung erhalten. In weite Kreise wird die Besorgnis getragen, daß der Geistesgesunde keine genügende Sicherheit habe, als Geisteskranker angesehen und behandelt zu werden. In Rede und Schrift wird für eine Abänderung unsers Irrenwesens gewirkt. Am meisten hervorgetreten ist die Göttinger Versammlung, die im November vorigen Jahres stattfand und sich über eine Reihe von Sätzen einigte, deren wesentlichen Inhalt folgende zwei Forderungen ausmachen. Bei jedem Landgericht soll aus der Zivilkammer und vier Laien als Beisitzern eine besondre Entmündigungskammer gebildet werden, die alle Entmündigungen auszusprechen hat. Jede Aufnahme in eine Irrenanstalt soll von der Entmündigung abhängig sein. Ferner soll bei jedem Oberlandesgericht ein Irrenaufsichtsamt eingerichtet werden, das aus einem Richter, einem Verwaltungsbeamten, einem Arzt, einem Geistlichen und fünf gewählten Vertrauensmännern zu bestehen hat; dieses soll alle öffentlichen und privaten Irrenanstalten des Bezirks beaufsichtigen. Gegenwärtig haben Richter, Verwaltungsbeamte und Ärzte über den Geisteszustand zu urteilen und über Geisteskranke zu entscheiden; die neuen Vorschläge wollen diesen Beamten die Entscheidung nehmen und sie größtenteils unabhängigen Laien anvertrauen.

Bähr hat in diesen Blättern das neu vorgeschlagne Entmündigungsverfahren mit dem bestehenden verglichen und als eine Verschlechterung aufgedeckt. Das jetzige Verfahren, sagt er, erledige die unzweifelhaften Fälle durch Beschluß des Amtsgerichts einfach und billig, in den seltnen streitigen Fällen gewähre es hinreichende Sicherheit durch die Anfechtungsklage beim Landgericht und durch die Berufung an die höhern Gerichte; die Göttinger Beschlüsse fordern überall das gleiche Verfahren, obwohl das im allgemeinen viel zu umständlich und kostspielig und gerade in zweifelhaften Fällen wegen der mangelnden Berufung obendrein unsicher sein würde. Wenn auch diese Ausführungen Bährs sicherlich richtig sind, so ist doch zu bezweifeln, daß sie das herrschende Mißtrauen wesentlich erschüttert haben. Abgesehen davon, daß die

Göttinger eine größere Umständlichkeit sehr wohl mit der viel bedeutendern Rolle rechtfertigen könnten, die sie der Entmündigung zugedacht haben, würden sie über die Form des Verfahrens gewiß in manchen Punkten mit sich reden lassen. Sie wenden sich ja nicht gegen irgend welche Äußerlichkeiten des jetzigen Verfahrens, sondern die Leute, die es handhaben, erscheinen ihnen verdächtig. Sie werfen dem Arzte vor, daß er hinter jeder Ungewöhnlichkeit Krankheit wittere, und von dem Richter und der Polizei fürchten sie, daß sie über der Sicherheit des Staates die des Einzelnen vernachlässigten. Sie glauben den Arzt in medizinischen, den Richter in juristischen Theorien befangen und ohne Fühlung mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens. Was berechtigt sie zu diesem Mißtrauen? Und was berechtigt sie zu der Annahme, daß der Laie ein geeigneterer Beurteiler sein würde als der Sachverständige? Was berechtigt sie, im Laien den einzig berufnen Sachverständigen zu sehen?

Die äußere Veranlassung des herrschenden Mißtrauens gab eine Reihe von Broschüren und Zeitungsartikeln, deren Verfasser sich öffentlich darüber beschwerten, daß sie zu Unrecht entmündigt oder in Irrenanstalten eingesperrt worden wären. Diese Schriften bilden wohl den Ausgangspunkt des Mißtrauens, reichen aber an sich nicht hin, es zu erklären. Sie sind gering an Zahl, keine einzige enthält den klaren Nachweis des Irrtums oder des Rechtsbruchs, vielmehr rühren die meisten von Leuten her, die von den Sachverständigen übereinstimmend für geisteskrank gehalten wurden. Wenn sie trotzdem so großes Aufsehn erregen konnten, so wird man sich von Aufklärungen über die einzelnen Fälle nicht viel versprechen können, zumal da wohl fast nur Leute Auskunft zu geben vermöchten, die in das allgemeine Mißtrauen eingeschlossen sind. Es muß daher versucht werden, den tiefern Ursachen dieser in ihrer Allgemeinheit völlig unbegründeten Beunruhigung entgegenzutreten. Sicherlich ist im Irrenwesen nicht alles so, wie es sein sollte, aber die bestehenden Mißstände sind in ganz andern Richtungen zu suchen, als es von den Göttingern geschieht, und berechtigen nicht dazu, die Fähigkeit, den guten Willen oder gar die Gewissenhaftigkeit ganzer Stände zu verdächtigen. So allgemeine Anschuldigungen können, gerade herausgesagt, nur eine Quelle haben: die Unwissenheit.

Es herrschen in der That über das Wesen der Geistesstörung auch unter den Gebildeten so mangelhafte, ja so abenteuerliche Vorstellungen, daß den meisten ganz die Fähigkeit abgeht, solche Schriftstücke, wie die erwähnten Beschwerden, sachlich zu prüfen oder auch nur anzuzweifeln. Nur diese Unwissenheit verdächtigt Richter und Ärzte, und dieselbe Unwissenheit erzeugt Vorschläge zur Abhilfe, über die der wirklich Sachverständige nur lachen kann. Das Wesen der Seelenstörung verkennt der ganz und gar, der sich einbildet, sie mit dem bloßen gesunden Menschenverstande ohne besondre Fachbildung erkennen und beurteilen zu können. Zu der Unkenntnis dessen, was Geistesstörung eigentlich ist, gesellt sich aber noch eine mangelnde Vertrautheit mit

dem geltenden Irrenrechte. Daß selbst die Grundbegriffe der Lehre von den Seelenstörungen so wenig bekannt sind, das mag wohl an der späten Entwicklung dieses Wissenszweiges liegen; daß aber selbst Juristen im Irrenrecht so schlecht Bescheid wissen, daran ist seine Zersplitterung schuld. Nur ein kleiner Teil des Irrenwesens ist durch Gesetze geregelt, im übrigen gelten Verwaltungsbestimmungen, die nicht nur von Bundesstaat zu Bundesstaat, sondern von Provinz zu Provinz wechseln. Verbesserungsvorschläge, die irgend welchen Wert haben sollen, müssen an die bestehenden Verhältnisse anknüpfen und müssen vor allem gestützt werden von der genauesten Kenntnis vom Wesen der Geistesstörung. Nachdem also „unabhängige Laien" und Juristen angehört worden sind, mögen auch einem Irrenarzte einige Worte zur Aufklärung erlaubt sein.

In jeder Irrensache handelt es sich um zweierlei: es ist der Geisteszustand zu untersuchen, und die rechtlichen Folgen sind zu verhängen. Die Untersuchung hat auch wieder zwei Seiten: es ist festzustellen, ob überhaupt eine Geistesstörung vorliegt, und die erkannte Störung ist rechtlich zu beurteilen. Die Erwägung und Verfügung der rechtlichen Folgen soll uns in einem zweiten Aufsatze beschäftigen, hier wollen wir uns der allgemeinern, grundlegenden Aufgabe zuwenden: dem Erkennen der Geistesstörung. Wer ist imstande, diese Aufgabe zu lösen? Wer ist der Sachverständige? Diese Streitfrage steht hier im Mittelpunkte.

Die Göttinger Herren sind mit vielen andern Laien der Ansicht, daß es sich bei der Untersuchung des Geisteszustandes überwiegend darum handle, belastende Thatsachen festzustellen in derselben Weise wie bei einer Anklage, und die Fähigkeit der Laien hierzu scheint ihnen durch ihre Verwendung im Schwurgericht bewiesen zu sein. Aber der Vergleich mit der Thätigkeit der Geschwornen ist völlig unzutreffend. Der Angeklagte wird einer strafbaren Handlung bezichtigt, die der Vergangenheit angehört und durch Zeugenaussagen zu beweisen ist; sind diese unzureichend, so muß er freigesprochen werden. Die Frage nach dem Geisteszustande eines Menschen bezieht sich im allgemeinen auf die Gegenwart und die Zukunft und ist durch Untersuchung der Person selbst zu beantworten. Zeugenaussagen können diese Untersuchung wohl unterstützen, da aber die bezeugten Thaten der Vergangenheit angehören, so sichert nur die Vernehmung dessen, dem sie zur Last gelegt werden, ihre richtige Deutung für die Gegenwart. Fehlen sichere Zeugnisse, so ist man auf die bloße Prüfung des Geisteszustandes angewiesen. Der Unterschied der beiden Aufgaben ist also klar: der Geschworne verwendet Zeugenaussagen zur Feststellung bestimmter, der Vergangenheit angehöriger Handlungen; wer den Geisteszustand untersucht, fahndet auf vorher gar nicht zu bestimmende krankhafte innere Thatsachen, die jetzt oder in Zukunft zu störenden Handlungen führen können und vielleicht schon früher dazu geführt haben.

Aber auch die reine Prüfung des Geisteszustandes erscheint den Göttinger Herren als eine Aufgabe, der der gebildete Laie ohne weiteres gewachsen sei. Sie meinen, da sie die gesunde Geistesthätigkeit kennen, müßten sie die Abweichungen wahrnehmen. Sie stellen sich die Sache so vor, als gäbe es zwischen Gesundheit und Krankheit einen allmählichen Übergang, und als käme es nur darauf an, nach einem praktischen Maßstabe zu entscheiden, ob die Abweichung stark genug sei, die Zurechnungsfähigkeit auszuschließen oder nicht. Wie dieser Maßstab beschaffen sein soll, darüber bewahren sie wohlweislich Stillschweigen.

Um sich von den Geistesstörungen ein Bild zu machen, muß man sie mit den Leiden des Körpers vergleichen. Die Trennung beider ist zwar wohl begründet, bedeutet aber keineswegs, daß sie ihrem innersten Wesen nach verschieden wären. Im Gegenteil: Krankheit des Geistes ist stets zugleich Krankheit des Körpers, und zwar eines bestimmten Körperteils, des Gehirns. Als Gehirnleiden ist sie an bestimmten körperlichen Erscheinungen kenntlich. Insoweit diese Krankheitszeichen im Gehirn selbst ihren Sitz haben, lassen sie sich erst nach dem Tode beobachten; da aber das Gehirn mit dem ganzen übrigen Körper innig verbunden ist, so rufen seine Störungen auch in andern Körperteilen Krankheitserscheinungen hervor. Diese mittelbaren Zeichen können in allgemeiner Steigerung oder Abschwächung der Bewegungen bis hin zur Regungslosigkeit, in absonderlichen Bewegungsreihen und in Krämpfen oder Lähmungen bestehen. Natürlich kommen nur solche körperliche Erscheinungen in Betracht, die als untrügliche Merkmale einer Geistesstörung bekannt sind. Dem Unkundigen entgehen sie oft vollständig, und das in Fällen, wo sie für die Beurteilung den Ausschlag geben. Es giebt Geisteskrankheiten, die ganz verschieden enden, aber zu einer Zeit in ihren geistigen Anzeichen so ähnlich sind, daß sie nur durch die körperlichen Krankheitserscheinungen sicher getrennt werden können. Auch ereignet es sich bei der unter dem Namen der Gehirnerweichung bekannten unheilbaren Geisteskrankheit nicht selten, daß die geistigen Störungen bis zur Unkenntlichkeit verschwinden. Der Arzt stützt sein Urteil dann allein auf die körperlichen Krankheitszeichen, und indem er die freie Selbstbestimmung des Kranken verhindert, bewahrt er dessen Familie vor schwerer Schädigung.

Wie man verschiedne Leiden des Körpers, ja jedes einzelnen Körperteils unterscheidet, wie z. B. die Lunge von der Schwindsucht, der Lungenentzündung, dem Lungenbrand u. s. w. befallen sein kann, so giebt es auch eine ganze Anzahl verschiedner Geistesstörungen, von denen jede besondre Krankheitszeichen und besondern Verlauf hat. Die Untersuchung eines erkrankten Körpers wird man nicht eher für abgeschlossen halten, als bis Sitz und Art der Krankheit gefunden sind. Ebenso wenig aber wird man sich mit dem allgemeinen Ergebnis, daß Geistesstörung bestehe, zufrieden geben können. Nur wenn die bestimmte Gattung der vorliegenden Störung ermittelt ist, hat man

einen sichern Untergrund für die rechtliche Beurteilung. Diese kann sich doch weder auf irgend eine Theorie, noch auf allgemeine praktische Lebenserfahrung stützen, sondern nur auf die Kenntnis des Charakters und des voraussichtlichen Verlaufs der Geistesstörung. Der Untersuchende muß also über Fachwissen verfügen, er muß eine Menge einzelner Krankheitszeichen kennen und aufzusuchen verstehen, und er muß wissen, wie sie sich zu Krankheitsbildern zusammenfügen. Ganz wie er nach einem körperlichen Leiden fahndet, indem er die Organe der Reihe nach betrachtet, betastet, beklopft und behorcht und die Ergebnisse zusammenstellt, so wird er auch hier bestimmte Untersuchungsmethoden anwenden, und sobald er das eine oder das andre charakteristische Zeichen gefunden hat, sich von ihm in der Weiterprüfung leiten lassen, bis er aus körperlichen und geistigen Krankheitszeichen ein bekanntes Krankheitsbild mit Sicherheit erkennt.

Die Lehre von den Geistesstörungen verfügt über solche feststehende Krankheitsbilder, in Einzelheiten sind sie persönlich gefärbt, in ihren großen Zügen aber verlaufen sie so gesetzmäßig, daß sich die wichtigsten Schlüsse ziehen lassen. So weiß man, daß gewisse Kranke zum Selbstmord neigen, andre äußerst reizbar sind, wieder andre unrettbar und ziemlich rasch dem Tode entgegengehen, obwohl manche unter ihnen sich vorübergehend so weit erholen, daß sie Laien als genesen erscheinen. Aber nur der wird die Geistesstörung erkennen und richtig beurteilen, der die in der Wissenschaft niedergelegten Erfahrungen zu verwerten versteht. Die Göttinger Herren wollen freilich die Lehre von den Seelenstörungen nicht als Wissenschaft anerkennen, sie stecke noch zu sehr in den Kinderschuhen, so behaupten sie. Wenn dieser Vorwurf nur nicht ihre eigne Kenntnis von dieser Lehre trifft!

Die Psychiatrie ist selbstverständlich ebenso wenig abgeschlossen wie irgend ein andrer Zweig der Heilkunde. Es werden immer neue Krankheitszeichen entdeckt und neue Krankheitsbilder von den alten getrennt. Aber gerade im letzten Menschenalter hat die Lehre von den Geistesstörungen außerordentliche Fortschritte gemacht, und wenn sie hinter der übrigen Pathologie noch zurücksteht, so ist das nur in einer Hinsicht der Fall: in der pathologischen Anatomie. Die anatomischen Veränderungen im Gehirn, die den einzelnen Krankheitsbildern entsprechen, sind uns erst zum Teil bekannt. Aber so wertvoll auch hierin eine Bereicherung unsrer Kenntnisse wäre, gerade für den in Rede stehenden Zweck, für das Erkennen der Geistesstörung bei Lebzeiten des Kranken, käme sie nicht in Betracht. In klinischer Hinsicht braucht die Psychiatrie den Vergleich mit der übrigen Heilkunde nicht zu scheuen.

Nach diesen Aufklärungen dürfte wohl schon mancher zweifelhaft werden, ob ihn sein gesunder Laienverstand befähigen werde, eine Untersuchung auf Geistesstörung vorzunehmen. Selbst wenn ihm manches Krankhafte auffallen sollte, würde ihm doch das geistige Band für das Gesundne fehlen. Es ist

aber noch gar nicht sicher, ob er überhaupt ein Krankheitszeichen entdecken wird. Selbst sehr schwere Krankheiten liegen nicht immer offen zu Tage. Geisteskranke sind auch sehr spröde Untersuchungsgegenstände, sie widerstreben oft der Erforschung ihres Innern, teils weil sie den Prüfenden in ihre Wahnideen verflechten, teils weil ihr Geist so beschäftigt ist, daß sie keinen Sinn für die Außenwelt haben. Auch nicht jeder Arzt, der sich die Krankheitsbilder angeeignet hat, wird mit dem Kranken fertig, es gehört Übung zur Untersuchung, in vielen Fällen auch noch Zeit. Wie hilflos ist da der Laie! Man muß es öfter miterlebt haben, wie sich ein Richter lange vergeblich abquält, in das Innere des Kranken zu dringen, während ihn der Sachverständige nicht selten mit ein paar geschickten Fragen veranlaßt, alle seine krankhaften Gedanken zu entrollen, sodaß für niemand mehr ein Zweifel an seiner Unzurechnungsfähigkeit besteht. Der Sachverständige sieht eben die Handhaben, die ihm der Kranke bietet, und er benutzt sie, um dem Gespräch die entscheidende Wendung zu geben.

Um aber ganz sicher zu gehen, möchte ich noch einigen der verbreitetsten Vorurteile entgegentreten und hierzu noch etwas tiefer in das Wesen der Geistesstörungen einführen. Dabei will ich auch der Grenze gedenken, die unserm Wissen gesteckt ist. Meine Darstellung wird an Anschaulichkeit gewinnen, wenn ich fortfahre, die Störungen des Geistes mit denen des Körpers zu vergleichen und ihre Übereinstimmung in allen wichtigen Punkten zu zeigen.

Wie alle Leiden, so zerfallen auch die Geistesstörungen in eigentliche Krankheiten, d. h. krankhafte Vorgänge, die sich abspielen, und in Schäden oder Gebrechen, d. h. krankhafte Zustände, die Ergebnisse früherer Vorgänge sind. Außerdem lassen sich die Geistesstörungen, wie alle Leiden, in abgegrenzte und in allgemeine scheiden. Beide Einteilungen sind für das Verständnis von größter Wichtigkeit. Von den Körperkrankheiten, z. B. dem Typhus, weiß jeder Laie, daß er während seines Verlaufs wohl in der Heftigkeit schwankt, aber nicht abwechselnd kommt und geht; bei den Geisteskrankheiten hat sich aber die Vorstellung der sogenannten lichten Augenblicke festgesetzt. Die eigentlichen Geisteskrankheiten sind nun aber Vorgänge, die im allgemeinen viel langsamer verlaufen als Körperkrankheiten und daher erst recht keine plötzlichen Unterbrechungen erleiden. Den Schein von Unterbrechungen erwecken die abgegrenzten Geisteskrankheiten. Es giebt Kranke, die eine Zeit lang geordnete, ja mitunter sehr scharfsinnige Gedanken äußern, bis sie auf einmal die offenkundigsten und ungeheuerlichsten Wahnideen vorbringen. Der Wechsel befremdet, und doch läßt er sich in befriedigender Weise erklären. Am anschaulichsten geschieht das grob anatomisch. Besteht eine Seelenstörung, die an bestimmte Teile des Gehirns gebunden ist, so macht sich diese, da wir nie das ganze Gehirn zugleich in Thätigkeit setzen, nur dann geltend, wenn die erkrankten Teile mitwirken. Natürlich steht es nicht in der Macht des Kranken, diese Teile aus- und ein-

zuschalten, er vermag im allgemeinen auch gar nicht zwischen kranken und gesunden Teilen seiner Seelenthätigkeit zu unterscheiden. Der krankhafte Reiz zwingt die erkrankten Teile, sich öfter und lebhafter zu bethätigen und die Thätigkeit der gesunden zu durchkreuzen. Die Krankheit schreitet ruhig fort, auch wenn sie zeitweise nicht zur Erscheinung kommt, und macht, so lange sie besteht, den Kranken dauernd unzurechnungsfähig. Man ist bei ihm keinen Augenblick sicher, daß nicht ein kranker Gedanke dazwischentritt und sein Handeln bestimmt, ja man kann es oft zunächst gar nicht entscheiden, ob irgend welche seiner Angaben den Thatsachen entsprechen oder auf krankhafter Einbildung beruhen.

Wie aber auf der einen Seite die Zurechnungsfähigkeit des Kranken zur Zeit anscheinender Vernünftigkeit vom Laien leicht überschätzt wird, so werden auf der andern Seite zur Zeit offenkundiger Krankheit seine Geisteskräfte eben so leicht unterschätzt. Der Kranke, der in der einen Minute eine scharfsinnige Unterhaltung führt, um gleich darauf wunderliche, aller Wahrscheinlichkeit spottende Wahnideen kundzuthun, braucht von seinem Scharfsinn nicht das geringste eingebüßt zu haben. Je mehr sich seine Gedanken von der besonnenen Überlegung des Gesunden zu entfernen scheinen, um so eher ist man geneigt, von einem Mangel an Kritik oder einfach von Schwachsinn zu reden. Aber ganz mit Unrecht. Die logische Schärfe des Denkens sichert allein nicht die Richtigkeit der Schlüsse, die Voraussetzungen, von denen ausgegangen wird, müssen richtig sein. Die letzten Quellen unsrer Gedanken sind unsre Empfindungen; sind diese gestört, dann ist auch alles gestört, was sich darauf aufbaut. Hat z. B. ein Kranker ungewöhnliche Geschmacksempfindungen, leidet er an einem Gefühl, als würde er elektrisirt, und hört er dazu noch eine Stimme rufen: Tötet ihn! dann ist es wohl nicht verwunderlich, daß er sich von Verfolgern umringt glaubt, die ihm mit Gift und elektrischen Maschinen nach dem Leben trachten. Alle Versuche, ihm diese Sinnestäuschung auszureden, müssen scheitern, wir lassen uns die Wahrnehmungen unsrer Sinne nicht wegdisputiren und können eben so wenig selbst über sie zu Gericht sitzen. Die Wahngebilde der Kranken sind nichts als Versuche, sich ihre Wahrnehmungen zu erklären, und sie müssen um so wunderlicher ausfallen, je merkwürdiger ihre Ursachen sind. Es giebt also hiernach Geisteskranke, die nicht dümmer sind als andre Leute, sie bilden sogar einen großen Teil der Gesamtheit, und gerade die gefährlichsten gehören zu ihnen. Mit ihrem Denken ist auch ihr Handeln in eine falsche Richtung geraten und bringt sie bei ungeschwächtem Scharfsinn und oft gesteigerter Energie leicht in Streit mit der gesetzlichen Ordnung. Solche Kranke sind recht wohl imstande, Broschüren zu schreiben, in denen sie sich in glaubhafter Weise als Opfer der Justiz und der Irrenärzte hinzustellen wissen. Von ihren Wahnideen braucht kein Wort in ihre Schriften hinübergegangen zu sein, sie können sie auch in so folge-

richtiger Form entwickelt haben, daß ihr wahrer Charakter nicht ohne weiteres erkennbar ist.

Die geistigen Gebrechen bereiten dem Untersuchenden zum Teil noch mehr Schwierigkeiten als die eigentlichen Geisteskrankheiten. Abgegrenzte Schäden finden sich verhältnismäßig selten rein vor, die Regel bilden die allgemeinen Schadhaftigkeiten des Geistes. Die Gebrechen unterscheiden sich vor allem durch ihre verschiedne Schwere; hier giebt es eine Stufenleiter von dem Zustande der Gesundheit über ganz leichte Schäden zum deutlichen Schwachsinn und weiter bis zur tiefsten Verblödung. Schwere Schäden sind meist leichter zu erkennen als die eigentlichen Geisteskrankheiten, es kommen aber andrerseits unter den Gebrechen auch höchst zweifelhafte Grenzfälle vor. Zwischen der eigentlichen Geisteskrankheit und der gesunden Seelenthätigkeit giebt es kein Mittelding. Die Krankheitszeichen mögen manchmal schwer zu entdecken sein, aber hat man sie einmal gefunden, dann lassen sie auch keine verschiedne Deutung zu. Bei den Gebrechen liegt die Schwierigkeit gerade darin, daß manche Thatsachen verschieden aufgefaßt werden können. Es giebt für sie keinen allgemein giltigen Maßstab, kann ihn gar nicht geben. Verhalten sich doch körperliche Krankheiten und Gebrechen genau ebenso zu einander. Entweder es hat jemand die Schwindsucht, oder er hat sie nicht; hier giebt es kein drittes. Aber wenn jemand eine schwere Krankheit überstanden hat und ihm nur noch eine allgemeine Schwäche geblieben ist, die sich nach und nach verliert, von welchem Zeitpunkt an ist er gesund? Oder jemand ist von Geburt an schwächlich, wo ist die Grenze zwischen Gesundheit und Schadhaftigkeit? Auch der Sachverständige kann hier zuweilen die Richtigkeit seiner Antwort nicht verbürgen, aber wird man deshalb die Untersuchung des Körpers, z. B. wenn nach der Diensttauglichkeit gefragt wird, vertrauensvoll dem Laien überlassen?

Die geistigen Gebrechen sind sehr verschieden je nach ihrer Ursache. Rühren sie von einer Geisteskrankheit her oder einer schweren Körperkrankheit, die auf das Gehirn übergegriffen hat, wie Scharlach, Diphtheritis, Hirnhautentzündung, so sind sie meist so schwer, daß sie sich ohne Mühe beurteilen lassen. Liegt aber die Ursache weiter zurück, besteht sie in einer Entwicklungsstörung, die der Geburt vorausgegangen ist, oder gar in einer Geisteskrankheit der Eltern, dann ist der sich ergebende Schaden zuweilen schwer richtig zu würdigen. Er tritt nicht immer als Schwäche der Denkkraft auf, sondern auch als unstetes Wesen, Charakterlosigkeit u. s. w. Man muß hier unterscheiden zwischen dem, was etwa eine mangelhafte Erziehung verschuldet hat, und dem, was als eigentlich krankhaft anzusehen ist. Besonders hat man hier auf alle körperlichen und geistigen Anzeichen zu achten, die, wie die Erfahrung lehrt, für eine erbliche Belastung sprechen.

Es giebt also wirklich eine Form der Seelenstörung, über die auch der

Sachverständige in Zweifel sein, wo Meinung gegen Meinung stehen kann. Aber diese Grenzfälle sind kein Grund zur Beunruhigung. Sie mögen ja im ganzen nicht selten sein, aber soweit sie Veranlassung zum Einschreiten werden, bilden sie, so viel ich weiß, noch nicht ein Prozent aller Geistesstörungen. In allen übrigen Fällen können Sachverständige gar nicht verschiedner Ansicht darüber sein, ob eine Geistesstörung vorliegt oder nicht. Aber auch bei jedem solchen Grenzfall war doch das zweifelhafte Ergebnis der Untersuchung nicht vorauszusehen; zunächst mußte doch, ganz wie in jedem andern Falle, verfahren werden, um erst das Bestehen einer gewöhnlichen Geisteskrankheit auszuschließen.

Man könnte mir nun vielleicht einwerfen, daß die Zahl der einander widersprechenden Gutachten das Verhältnis der zweifelhaften Fälle doch ungünstiger erscheinen lasse. Aber ein Teil der Widersprüche erklärt sich dadurch, daß Geistesstörungen zu begutachten waren, die der Vergangenheit angehörten, und die Sachverständigen den Zeugenaussagen, auf die sie sich allein stützen konnten, nicht in gleichem Maße vertrauten. In allen Fällen, wo der Begutachtende Zeugenaussagen zu Hilfe nehmen muß, ist ihm dringend anzuraten, sein Urteil vorsichtiger abzufassen, als es gewöhnlich geschieht, denn er ist nicht dazu berufen, die Richtigkeit der Zeugenaussagen zu prüfen. Die Mehrzahl der Widersprüche rührt aber daher, daß nicht alle, die Gutachten abgeben, auch wirklich sachverständig sind. Ärzte können nicht ohne weiteres als Sachverständige angesehen werden, sondern nur soweit sie sich in der Irrenheilkunde theoretisch und praktisch ausgebildet haben. Das ist aber nicht allgemein der Fall; ist doch die Psychiatrie bisher noch nicht einmal Gegenstand der Staatsprüfung! Aber auch den Kreisphysikern, die in diesem Fache besonders geprüft worden sind, fehlt es vielfach an der nötigen Erfahrung. Auch bewirkt ihre Zwitterstellung, infolge deren sie neben ihrer Beamtenthätigkeit ihrer Privatpraxis nachgehen, leider nur zu oft, daß sie auf ihre schlecht bezahlten amtlichen Gutachten nicht die genügende Zeit und Sorgfalt verwenden.

Unsre Betrachtungen haben ergeben, daß wir nur in dem tüchtig vorgebildeten Arzte den Sachverständigen zu suchen haben und nirgends sonst. Er allein kann den Geisteszustand gründlich prüfen und wird auch fast immer zu einem sichern Urteil gelangen. Fragen wir noch zum Schluß, auf welche Weise sich etwa die Sicherheit der Untersuchung noch steigern ließe, so kann uns wieder das Verfahren bei zweifelhaften körperlichen Gebrechen Auskunft erteilen. Unser Unfallgesetz veranlaßt bekanntlich sehr oft die Prüfung, in welchem Maße die Arbeitsfähigkeit durch eine Schädigung des Körpers vermindert worden ist. Es sind das zum Teil Untersuchungen, die zu dem schwierigsten gehören, was dem Arzt überhaupt zugemutet werden kann. Ruft man nun da Laien zu seiner Unterstützung herbei? Sieht man nicht vielmehr das Heil in dem Fortschreiten der Wissenschaft, in der Ausbildung der Sach-

verständigen und in der Verbesserung der Untersuchungsgelegenheit? Man errichtet Krankenhäuser eigens zu diesem Zwecke und schafft sich in ihren Ärzten die geeigneten Sachverständigen. Sollte man anders zu verfahren haben, wo es gilt, den Geisteszustand zu prüfen? Ich kann auch hier eine erhöhte Sicherheit nur hoffen von der Pflege wissenschaftlicher Irrenheilkunde an den Universitätskliniken und an den Irrenanstalten, von der Ausbildung der Ärzte im allgemeinen und der Kreisphysiker im besondern, und von der Benutzung der öffentlichen Anstalten als Beobachtungshäuser in allen zweifelhaften Fällen.

Hiermit haben wir die eine Seite der Irrenfrage erledigt. Wenn wir in einem zweiten Aufsatze die rechtlichen Folgen betrachten und die bestehenden Rechtsverhältnisse im einzelnen auf ihre Verbesserungsfähigkeit hin prüfen werden, dann werden wir dabei vor allem an dem Hauptergebnis der vorliegenden Untersuchung festzuhalten haben.

Italienische Eindrücke

(Fortsetzung)

Die Polizei ist in ganz Italien sehr zahlreich und wohlorganisirt. An der Spitze stehen die königlichen Carabinieri in der Tracht des Bonapartischen Zeitalters im schwarzen Frack mit rotem Vorstoß und mit dem quergesetzten Zweispitz, durchweg stattliche, hochgewachsene Leute, besonders hübsch zu Pferde. Sie versehen den Dienst namentlich auf dem Lande und in kleinern Orten und treten immer zu zweien auf. In den größern Städten steht daneben die Guardia civile im schwarzen Waffenrock mit blauem Vorstoß und Käppi; die Stadt Rom hält sich außerdem noch eine städtische Polizei. Einschreiten sieht man sie selten, denn der Grundsatz, dem Volksleben ein hohes Maß von Bewegungsfreiheit zu lassen, durchdringt alles; aber sie sind überall am Platze und zugleich zu höflicher, bestimmter, zuverlässiger Auskunft stets bereit.

Dieselbe Liberalität zeigt die Kirche. Der Fremde müßte ihr schon deshalb dankbar sein, weil sie, in der Regel nur wenige Mittagsstunden ausgenommen, die Gotteshäuser, die ja so häufig Kunstwerke sind und solche in oft überwältigender Fülle bergen, von früh bis abends offen hält. Selbst während des Gottesdienstes wird ihn niemand hindern, die Kirche zu betrachten, falls er nur nicht die selbstverständliche Grenze der Rücksicht überschreitet, und

sogar während einer Predigt werden die Thüren selten geschlossen. Der Glanz der kirchlichen Zeremonien soll in Rom seit 1870 wesentlich geringer geworden sein, doch sind sie namentlich während der Osterzeit noch immer eindrucksvoll genug. Dem Protestanten freilich fällt immer wieder auf, daß jeder eigentliche Gemeindegesang fehlt, und jeder Gottesdienst somit zu einem Schauspiel wird, das die Geistlichkeit veranstaltet, während die Gemeinde nur zuhört und zusieht. Auch das fortwährende Ab- und Zugehen bringt etwas eigentümlich Regelloses und Unruhiges in die Sache hinein, und die Mannigfaltigkeit der heiligen Handlungen, die zuweilen zugleich an verschiednen Orten derselben Kirche vorgenommen werden, macht das Bild noch bunter. Am Palmsonntag z. B. fand, wie überall, die Palmenweihe in der ehrwürdigen Basilika Santa Maria Maggiore statt. Viele Hunderte von Menschen erfüllten das weite Gotteshaus; aber während vor dem Hochaltar die Palmen geweiht wurden, wurde an andern Altären Messe gelesen, an mehreren Stellen Beichte gehört, und fortwährend flutete der Strom der Andächtigen und der bloßen Zuschauer ab und zu. Ungeheuer war der Zudrang zum Miserere am Gründonnerstag in der Peterskirche. Tausende von Menschen bewegten sich in den unermeßlichen Marmorhallen, in denen sich der Einzelne verliert, ohne daß man irgend den Eindruck der Fülle gehabt hätte, vielmehr erschienen zwei Drittel des Riesenbaues geradezu leer; aber während des Gesanges verharrten nur die, die dem Chor am nächsten waren, ruhig auf ihren Plätzen, alle andern blieben bald stehen oder suchten sich irgend welchen Sitzplatz, auch auf der Balustrade des Hochaltars unter der Kuppel, bald bewegten sie sich langsam, hörten zu, unterhielten sich, gingen und kamen, sodaß sich das Ganze mehr wie ein geistliches Promenadenkonzert ausnahm. Von eigentlicher Andacht habe ich bei wenigen etwas bemerkt. Draußen aber auf dem ungeheuern Platze, den die majestätischen Säulenhallen Berninis umgeben, rollten in endlosen Reihen die Wagen aus der Stadt heran und wieder davon, oder fuhren längs der Arkaden auf, während die prächtigen Springbrunnen zu beiden Seiten des Obelisken ihre Wassersäulen hoch hinauf schleuderten zum blauen Himmel und ein leichter Wind ihre ganze Umgebung mit sprühendem Regen überschüttete. Weit majestätischer und feierlicher fand ich die Grablegung am Karfreitag in der Lateranbasilika. Auch hier fehlte es nicht, wie selten, an kleinen Kindern, die harmlos auf den Marmorfliesen spielten; aber die Mehrzahl der Anwesenden hörte doch ruhig und andächtig den in der That ergreifenden Gesängen aus dem in buntem Marmor- und Mosaikenschmuck prangenden Chor zu und machte ehrfurchtsvoll Platz, als sich der Zug der Geistlichkeit, die Domherren um einen greisen Bischof geschart, unter Klageliedern nach dem heiligen Grabe und zurück nach dem Hochaltare bewegte. Das heilige Grab war in all diesen Tagen überall prunkvoll errichtet und von Hunderten von Kerzen erleuchtet, besonders prächtig in der Jesuitenkirche (Gesu), und wunderbar genug nahm es sich aus, wenn abends

die ganze übrige Kirche fast völlig dunkel war und nur das Sacro sepolcro aus einer Seitenkapelle im Lichterglanz erstrahlte. Auch bei andern Festen versteht es die Kirche vorzüglich, durch Prachtentfaltung die Phantasie zu fesseln. So wurde am 5. Mai das Fest des heiligen Joseph begangen, den Papst Pius IX. zum Schutzpatron der gesamten Kirche erhoben hat, in einzelnen Kirchen, die besondern Ablaß erhalten hatten, wie San Marcello am Corso, besonders glänzend. Während dort ein Dominikaner mit einer außerordentlich klangvollen Stimme und in einem Italienisch, das nur anzuhören schon ein Vergnügen war, vor dichtgedrängter Zuhörerschaft über das Leben des „Pflegevaters" Jesu predigte, indem er das Wort Christi zu Grunde legte: „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr," entzündeten sich allmählich Hunderte von Kerzen auf funkelnden Kronleuchtern längs der Pfeiler des Schiffes und im vier- oder fünffach übereinander aufsteigenden Bogen über dem Hochaltar, bis die ganze, bis dahin halbdunkle Kirche in einem wahren Lichtmeere schwamm. In diesem Augenblicke forderte der Redner, seine Ansprache schließend, die Zuhörer auf, den heiligen Joseph anzurufen, worauf alles, dem Altar zugewandt, auf die Kniee fiel. Da die Kirchen stets geöffnet und allen, auch wenn sie kein hochzeitlich Gewand tragen, selbst dem zerlumptesten Bettler stets zugänglich sind, so hat der Sonntag auch nicht die Bedeutung wie in protestantischen Ländern, wo er sich auch äußerlich so scharf vom Werktag scheidet; vielmehr steigert sich da eher das Straßenleben, und alle Läden sind mindestens am Vormittag offen.

Daß das Volk fest an seiner Kirche hängt, die seiner Sinnesart so sehr entgegenkommt, ist gar nicht zweifelhaft; von den gebildeten Ständen darf man das von den Frauen ohne weiteres annehmen, von der Königin ist es allgemein bekannt. Unter den dichtgedrängten Andächtigen, die am Karfreitag die Stufen der Scala santa auf den Knieen erklommen, gab es nicht wenige Damen. Von den Männern wird man dasselbe freilich nicht behaupten können, sie sind wohl größtenteils einer glaubenslosen Freigeisterei verfallen, wie in allen romanischen Ländern. Ob freilich die Freimaurerei (Massoneria) in Italien wirklich die Bedeutung hat, die ihr ein klerikales Blatt, La vera Roma, gelegentlich zuschrieb, indem es in einem leidenschaftlichen Artikel unter der Überschrift: Delenda Carthago für die Vernichtung dieser teufelanbetenden „Sekte" eintrat mit dem Schlußsatze: per fare l'Italia bisogna disfare la setta (um Italien zu schaffen, muß man die Sekte vernichten), mag dahingestellt bleiben. Eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen die kirchlichen Traditionen fällt allerdings zuweilen auf. In Rom hat dem 1600 zum Feuertode verurteilten Philosophen Giordano Bruno auf dem Campo di Fiore il secolo da lui divinato ein Denkmal gesetzt auf der Stelle, dove il rogo arse (wo der Scheiterhaufen brannte); nach demselben Ketzer heißt jetzt in Perugia der Platz vor dem alten Dominikanerkloster, und in Bologna hat sich sogar der Stifter dieses Ordens,

der jahrhundertelang die Inquisition geleitet hat, gefallen lassen müssen, daß man den Platz vor der Kirche, die seine prachtvolle Grabkapelle birgt, nach Galileo nannte. Aber viele große Familien halten an den alten Beziehungen, die sie mit einzelnen Kirchen und Orden verbinden, durchaus fest. Die Borghese z. B. haben ihre besondre Grabkapelle in der Santa Maria Maggiore, die Torlonia die ihrige im Lateran, und beide haben sie bis in die neueste Zeit mit immer neuen Denkmälern geschmückt. Gemeinden wie Florenz und Pisa benutzen noch heute kirchliche Gebäude, jenes Santa Croce, das florentinische Pantheon, dieses den malerischen Kreuzgang des alten Camposanto, um verdienten Mitbürgern ein künstlerisches Andenken zu stiften. So ist in Santa Croce Bettino Ricasoli verherrlicht, der 1859 die Volksbewegung in Toskana leitete, und derselbe Kreuzgang enthält eine Tafel zum Andenken an die 1859/60 pel riscatto d'Italia gefallnen Florentiner. Wie groß besonders die Macht der städtischen Mönchsorden über die Bevölkerung gewesen ist und vielleicht noch immer ist, das sieht man nirgends deutlicher als in dem alten Franziskanerkloster zu Santa Croce und in San Marco, dem Sitze der Dominikaner in Florenz.

Scheinbar im Widerspruch damit steht das Verfahren, das der junge italienische Staat seit 1860 gegen die Kirche eingeschlagen hat. In Masse sind die Klöster aufgehoben, ihre Gebäude und ihr Grundbesitz — wahrscheinlich meist sehr billig — an Privatleute verkauft oder für Staatszwecke, für Kasernen und Schulen, in Anspruch genommen oder die Gebäude, wenn sie künstlerisch und historisch von besondrer Bedeutung waren, als Nationalmuseen vom Staate übernommen worden. Das letztere gilt z. B. von San Marco, dem ehrwürdigen Kloster Savonarolas in Florenz, und von der herrlichen Kartause San Martino am Fuße des Kastells San Elmo hoch über Neapel. Ein Teil der Klostergebäude von Santa Croce ist jetzt Kadettenhaus, die Kartause auf Capri Kaserne. Selbst so altehrwürdige Stiftungen wie Monte Cassino, das Mutterkloster der Benediktiner, oder den Gran Convento des heiligen Franziskus in Assisi (im Unterschied von dem Kloster von Santa Maria degli Angeli unterhalb der Stadt, dem ursprünglichen Wohnsitze des Ordensstifters) hat man nicht verschont. Zuweilen ist später eine Art von Reaktion eingetreten. Auf Monte Cassino besteht jetzt eine Erziehungsanstalt der Benediktiner. In Assisi hausen wieder Franziskaner neben dem staatlichen Seminar für Lehrersöhne, auf dem aussichtberühmten Camaldoli über Neapel sind wieder Kartäuser eingezogen, da der gegenwärtige Besitzer der klerikalen Partei angehört und natürlich über sein Eigentum frei verfügen kann. Selbst Neugründungen von Klöstern sind keineswegs selten. In Rom haben die Franziskaner einen gewaltigen Neubau an der Via Merulana unweit der Santa Maria Maggiore aufgeführt, und auf dem Aventin steigt ein mächtiges Benediktinerkloster empor.

Eine wirkliche Rückgabe des eingezognen Kirchengutes ist natürlich so wenig möglich als in Frankreich nach der großen Revolution, die wohl noch radikaler verfahren ist, und insofern scheint der Gegensatz zwischen dem Königreich Italien und der Kirche unausgleichbar zu sein, denn die Kirche wird grundsätzlich immer ihr Non possumus festhalten. Was die Frage hier noch verwickelter macht, ist die Einziehung auch des Kirchenstaats. Dem Papste hat man in der That nur ein winziges Gebiet gelassen. In Rom beschränkt es sich streng auf die Peterskirche und den Vatikan mit seinen Gärten. Nicht einmal der Petersplatz ist päpstlich geblieben; sogar die Straße, die um die Kirche und den Palast herum zum Eingang in die vatikanischen Sammlungen führt, ist italienisch. Gegenüber der Schweizerwache, die in ihrer schwarzrotgelben Landsknechttracht, stahlgrauem Mantel, Feldmütze und Bajonettgewehr ein wunderliches Gemisch von alter und neuer Zeit aufweist, spaziert eine italienische Schildwache auf und ab, und auf dem Petersplatze versehen königliche Carabinieri und Guardia civile die Polizei. In der Stadt sind dem Papste nur der Lateran und der Palast der Cancelleria verblieben, außerhalb der Stadt der Sommerpalast von Castel Gandolfo im Albanergebirge, der jetzt sehr verfallen und verwahrlost aussieht, weil er nicht benutzt wird.

Wie Italien aus diesen Gegensätzen zwischen den hierarchischen Ansprüchen und den nationalen Bestrebungen, der unkirchlichen Gesinnung in der Mehrzahl der Gebildeten und den naiven kirchlichen Bedürfnissen des Volkes und der ganzen Frauenwelt herauskommen soll, ist schwer zu sagen. Aber die Weltgeschichte wird nicht von der Logik regiert. Trotz aller grundsätzlichen Feindschaft ist der Draht zwischen dem Vatikan und dem Quirinal nicht zerrissen. Es wird behauptet, die Königin würde es als den glücklichsten Tag ihres Lebens betrachten, wenn sie vom Papste in offizieller Audienz empfangen werden könnte, und wie Crispi persönlich Fühlung mit vatikanischen Kreisen nimmt, ist jüngst ziemlich deutlich geworden. Es kann deshalb ein modus vivendi zwischen dem Staate und der Kirche oder vielmehr der Hierarchie oder ganz genau genommen mit dem Papsttum in Italien nicht für unmöglich gelten. Ja bei Lichte betrachtet ist er längst insofern da, als die Kirche doch mitten in der Nation drin steht und ihren Beruf völlig ungestört ausübt, ihre Einrichtungen nach wie vor behauptet, auch die Erziehung zum Teil noch in der Hand hat. In Frankreich hat sich die Kirche längst den vollendeten Thatsachen gefügt, sie wird es schließlich auch in Italien thun.

Denn die Wahrnehmung drängt sich in Italien jedem, der Augen und Ohren hat, mit unwiderstehlicher Gewalt auf: der Gedanke des italienischen Nationalstaats ist den gebildeten Italienern in Fleisch und Blut übergegangen. Eine Rückkehr zu der Vergangenheit vor 1859 giebt es schlechterdings nicht mehr, es sei denn durch auswärtige Gewalt; alles, was vor der Bildung des Königreichs Italien liegt, ist wie mit einem Schwamme weggewischt, voll-

ständig, unwiederbringlich. Es ist möglich, daß nicht überall der Weg zu dem erreichten Ziele gebilligt wird, aber das Ziel selbst will deshalb niemand aufgeben. Ein Florentiner sagte mir, die Italiener hätten vielleicht besser gethan, dem deutschen Beispiele zu folgen und statt eines Einheitsstaats einen Bundesstaat zu gründen. Der Einheitsstaat erschwere nur die Verschmelzung, namentlich zwischen dem Norden und dem Süden, denn die Neapolitaner seien eine ganz andre Rasse, dort sei man schon halb in Afrika. Auch Schwiegermutter und Schwiegertochter vertrügen sich gewöhnlich besser, wenn sie nicht in demselben Hause wohnten. Trotz dieses hübschen Vergleichs wandte ich ihm ein, die Lage beider Völker sei doch ganz verschieden gewesen; in Italien hätten, mit einer einzigen Ausnahme, fremde Dynastien geherrscht, ein großer Teil des Landes habe ganz unter fremder Herrschaft gestanden; mindestens für Oberitalien wäre also der Einheitsstaat unumgänglich gewesen, und ob er denn die weltliche Herrschaft des Papstes erhalten zu sehen wünsche? O no, fuhr er auf, del papa niente, niente del papa re! Daran denke kein Mensch in Italien; es sei vollkommen falsch, wenn man im Auslande zuweilen glaube, daß eine stärkere Partei die Wiederherstellung des Kirchenstaates wolle; das seien höchstens einige wenige interessirte Leute. Übrigens wurde mir später auch von andrer Seite ganz entschieden bestritten, daß für Italien eine andre als die einheitsstaatliche Gestaltung möglich gewesen sei. Jedenfalls ist sie eine Thatsache, an der nichts mehr zu ändern ist. Die ganze Zeit von 1848 bis 1870 erscheint den modernen Italienern als die große Periode des Risorgimento, der nationalen Erhebung und Erneuerung. In zahllosen Zeichen und Denkmälern tritt das jedem entgegen. Es giebt kaum eine Stadt in Nord- und Mittelitalien, die nicht einen ihrer alten Plätze zur Piazza Vittorio Emanuele umgetauft oder eine Straße nach Garibaldi und Cavour benannt hätte, selbst wenn es eine enge, schmale Gasse ist, wie etwa in Perugia der Corso Garibaldi. Allerorten erhebt sich das Denkmal Viktor Emanuels. In Verona reitet er angesichts des riesigen römischen Amphitheaters mit gezognem Säbel über das Schlachtfeld — ist doch Verona rings von Schlachtfeldern umgeben —, in Bologna erhebt sich sein Standbild zwischen dem Stadthause und der gewaltigen Kirche San Petronio, auf demselben Platze, der so viele bolognesische Bürgerkämpfe gesehen hat, in Venedig blickt er von der Riva degli Schiavoni wie triumphirend über die Lagunen hinüber nach dem Lido, von Perugia aus sieht er über das „befreite Umbrien“ hin, Florenz hat ihn in dem Augenblicke des Einzugs dargestellt und das Postament mit Reliefs umgeben, die sich wie in Bronze gegossene Augenblicksphotographien der Einzugsfeierlichkeiten ausnehmen, und in Rom steigen bereits die riesigen Unterbauten auf, die sein Nationaldenkmal auf dem Kapitol neben Aracoeli tragen sollen. Mit markigen Worten preist ihn die Inschrift in Verona als den König, der das geknechtete und zerspaltne Italien gemacht habe zur libera, salva, una. Padua

nennt ihn den „Befreier," die Bologneser Kaufmannschaft in der schönen gotischen Loggia dei Mercanti ein „Wunder von Loyalität" (miracolo di lealtà). Nächst dem König hat Garibaldi die meisten Denkmäler erhalten. Auf der Piazza d'Indipendenza in Verona erscheint er hoch zu Roß, anderwärts, wie in Ravenna, Padua, Perugia, zu Fuß in der historisch gewordnen Tracht; in Ravenna hat man sogar seiner Frau Anita Garibaldi ein figurenreiches Denkmal gewidmet, allerdings mehr dem Sinnbilde der patriotischen Italienerin als der Persönlichkeit. Dagegen scheint der leitende Staatsmann, der das Königreich Italien in erster Linie geschaffen hat, Graf Cavour, nicht eigentlich volkstümlich geworden zu sein; sind mir doch, so viel ich mich entsinne, von ihm nur zwei Denkmäler begegnet, in Padua und im Camposanto von Pisa. Denn volkstümlich ist nur das Heroische, und dieses kluge, lächelnde, behagliche Diplomatengesicht hat nichts heroisches. In Rom geht der Gedanke seiner Verwirklichung entgegen, die aussichtsreiche Passeggiata Margherita auf dem Janiculus, die sich in der Via Garibaldi nach dem Trastevere hinunterfenkt, durch Büsten ihrer Helden in ein großes Denkmal der nationalen Befreiungskämpfe zu verwandeln. Und nun, welche Fülle von Gedenktafeln haben die italienischen Städte denen gewidmet, die für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes gestorben sind! In Bologna verkünden zwei Marmortafeln an dem majestätischen Stadthause, dem Sinnbilde altbolognesischer Bürgerherrlichkeit, die Namen der 1848 bei der Verteidigung der Stadt gefallenen Italiener und der Bolognesen, die 1848 bis 1870 „im Kampfe für die Freiheit Italiens" umgekommen sind; „das Volk von Ravenna" hat eine solche „seinen Märtyrern" gewidmet, die „gestorben sind am Galgen oder im Gefängnis oder in der Verbannung, und gefallen auf dem Schlachtfelde"; in Rom erinnern andre Inschriften an der Mauer bei der Porta Pia an die beim Angriff vom 20. September 1870 hier gebliebnen achtundvierzig Italiener und an den Einzug des italienischen Heeres, und oben auf dem Monte Pincio eine höchst realistische Bronzegruppe an den Kampf bei Monterotondo 1867. Selbst das leichtlebige Neapel hat die Piazza de Martiri dem Gedächtnis der in den vier Revolutionen gegen die Bourbonen 1799, 1820, 1848 und 1860 Gebliebnen geweiht und ihnen eine hohe Marmorsäule mit der Viktoria inmitten von vier Löwen errichtet. Durch das ganze Land verbreitet sind auch die Kampfgenossenvereine der reduci delle patrie battaglie, die sich bereits rüsten, die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr des Tages, wo Rom italienisch und die Einheit des Landes vollendet wurde, feierlich zu begehen. Als Prophet der nationalen Einheit und Unabhängigkeit wird vor allem Dante gefeiert. In allen Städten, wo er gelebt hat, in Florenz, Verona und Ravenna hat er jetzt seine Denkmäler, und im Palazzo vecchio zu Florenz hängen noch die Fahnen der 343 italienischen Städte, die beim Dantefest von 1865 hier vertreten waren.

Einem Deutschen erscheinen diese Dinge leicht etwas übertrieben, weil sich

die italienischen Einheits- und Freiheitskriege an Großartigkeit mit den unsrigen gar nicht vergleichen lassen und auch nur mit fremder Hilfe möglich waren. Und doch wäre es unbillig, zu verkennen, daß auf der einen Seite die Lage der Italiener sehr viel schwieriger war als die unsre, weil sie die Fremdherrschaft im Lande und keine einheimische Großmacht hatten, und daß auf der andern, was uns keineswegs zum Ruhme gereicht, der unmittelbare Anteil des Volks an der Erringung seiner Einheit weit größer war als in Deutschland. Dem halben Deutschland mußten die Vorbedingungen der Einheit durch das siegreiche Preußen aufgezwungen werden, und es lebte sich erst allmählich in sie hinein; die Italiener haben sie durch die Wucht des Volkswillens durchgesetzt, der Diplomatie zum Trotz. Diese Erinnerungen sind daher für sie eine Quelle moralischer Kraft in weit höherm Maße, als die Größe der Ereignisse an sich vielleicht rechtfertigt. Daraus hat sich nun freilich auch die Thatsache ergeben, daß die nationale Monarchie des Hauses Savoyen auch auf dem Volkswillen, nicht nur auf Erbschaft und Tradition beruht, daß sie also parlamentarisch geworden ist und vermutlich auf absehbare Zeit auch bleiben wird, trotz aller Gebrechen, die dieser Regierungsform anhaften, daß sie demnach auch nicht entfernt die Stärke der deutschen besitzt. Es ist daher schon eine sehr bedeutende Leistung, daß es König Viktor Emanuel, obgleich er als Persönlichkeit mit Kaiser Wilhelm I. gewiß keinen Vergleich aushält, doch verstanden hat, weil er als treuer Sohn seines Landes seine Krone für die Befreiung und Einigung Italiens einsetzte und ein tapfrer Degen war, überall selbst populär zu werden und die Monarchie populär zu machen. Auch seinem Nachfolger wird nachgerühmt, daß er seine schwierige Stellung mit Klugheit und Takt vortrefflich zu behaupten wisse.

Eine der festesten Klammern, die Italien zusammenhält, ist seine nationale Wehrkraft. Ohne mir ein fachmännisches Urteil erlauben zu wollen, muß ich doch sagen, daß das, was ich davon gesehen habe, einen vorzüglichen Eindruck machte. Die meist mittelgroßen, schlanken, klug aussehenden Leute sind geschmackvoll, kleidsam und wohl auch zweckmäßig ausgerüstet und tragen sich stets sehr sauber. Sehr eigentümlich nehmen sich die Bersaglieri in ihren großen Federhüten und den roten fezartigen Feldmützen aus; wenn sie marschieren, geschieht es beinahe im Laufschritt. Die Offiziere sind reich, ja glänzend uniformirt und in ihrem Auftreten durchaus Gentlemen. Das Verhältnis zu den Leuten scheint, wenigstens außer Dienst, etwas zwangloser als bei uns zu sein, auch die Haltung im Dienst weniger stramm. „Das Heer ist ausgezeichnet, das Beste, was Italien hat," sagte mir ein Deutscher, der seit langen Jahren in Italien lebt. Auf die Kriegsflotte legen die Italiener, wie begreiflich, ein ganz besondres Gewicht, und sie sind stolz darauf. Ich habe davon nur zwei Schiffe im Kriegshafen von Neapel gesehen, aber die größten und neuesten Panzer der gesamten Marine, „Sardegna" und „Re Umberto,"

die nächstens in Kiel erscheinen werden, riesige Schiffe von 130 bis 140 Meter Länge und 13000 bis 14000 Tonnen Wasserverdrängung mit drei Schornsteinen, zwei Panzerdrehtürmen und einer Panzerbatterie in zwei Etagen mittschiffs, größer als unsre größten deutschen von der Brandenburgklasse; selbst mein kleiner Barkenführer zeigte sie mir, als er mich zu ihnen hinausruderte, mit ganz besonderm Selbstgefühl. Eigentümlich genug nahm es sich aus, als sie später mehrere Tage lang wenige hundert Meter von der Villa nazionale entfernt im freien Golfe ankerten, bei Tage immer von Booten umringt, bei Nacht in elektrischem Licht strahlend, die furchtbarsten Zerstörungsmaschinen inmitten dieser herrlichen, lebensprühenden Umgebung.

Der energische Patriotismus der Italiener zeigt sich auch in ihren auswärtigen Verhältnissen. Sie wollen eine Großmacht sein und bleiben, trotz aller schweren Opfer; sie wollen daher auch die grünweißrote Fahne überall entfalten, wo es ihr Interesse fordert. Die Kolonialpolitik ist dort in der That eine nationale Sache geworden, obwohl es an Opposition dagegen keineswegs fehlt und eine starke Strömung gegen eine weitere Ausdehnung der Colonia Eritrea besteht, weil sie der schwierigen finanziellen Lage des Landes nicht entspreche. Aber zurückweichen will doch niemand mehr, das verbietet schon die Ehre der nationalen Fahne, die dort weht. Die Zeitungen bringen stets sehr genaue Nachrichten von dort, die bedeutendern schicken ihre eignen Berichterstatter hin, und es besteht sogar in Massaua schon eine italienische Wochenschrift für koloniale Interessen, L'Africa Italiana, die auch in Italien viel gekauft und gelesen wird. Mit besondrer Spannung verfolgte man im April den Vormarsch auf Adigrat, die Zeitungen brachten neben ausführlichen Berichten auch Kartenskizzen und Bilder, und vielleicht gab es in diesen Wochen keinen populäreren Namen in ganz Italien als General Baratieri, beiläufig ein Südtiroler aus dem Tridentinischen. Die Bedeutung, die man diesen Dingen beilegt, geht auch daraus hervor, daß Florenz die Säule auf der Piazza d'Indipendenza, die dem Andenken der Einheitskriege gewidmet ist, zugleich den Gefallenen von Dogali 1887 geweiht hat.

Eine große Rolle im politischen Leben Italiens spielen die Zeitungen. Jede ansehnliche Stadt hat ihre eignen Blätter, die zuweilen täglich zweimal oder gar dreimal erscheinen und weniger auf das Abonnement als auf den Einzelverkauf in den Kiosken und durch Austräger rechnen. In den Kiosken erhält man auch Zeitungen aus andern Städten, die Ausrufer haben meist nur bestimmte einheimische. Von deutschen Blättern fand man hie und da, namentlich in Rom und Neapel, die Münchner Neuesten Nachrichten und das Berliner Tageblatt, seltener die (Münchner) Allgemeine Zeitung. Da sich jeder seine Zeitung kauft (5 Centesimi = 1 Soldo), so trifft man in den Kaffeehäusern nur selten Zeitungen an. Die Parteistellung ist natürlich sehr verschieden, doch stehen wohl alle Blätter, mit Ausnahme der klerikalen, auf dem

Boden der nationalen Staatsordnung. Ziemlich ausführlich werden die innern politischen Fragen erörtert, wobei jedoch die sozialen Verhältnisse keineswegs den breiten Raum einnehmen wie bei uns; dafür brachte fast jede Nummer spaltenlange Berichte und Erörterungen über die bevorstehenden Neuwahlen zum Parlament. Sehr ausführlich pflegen örtliche oder landschaftliche Angelegenheiten und auch Dinge behandelt zu werden, die unsre Zeitungen unter der Rubrik „Vermischtes" bringen: Unglücksfälle, Verbrechen, Ehrenhändel, Skandalgeschichten, stets unter Überschriften, die schon durch ihre Form die Neugier reizen und zuweilen wie der Titel einer Oper klingen, und vor allem interessantere Gerichtsverhandlungen. Über einen Fälschungsprozeß (Bracciotti) vor dem Schwurgericht in Siena brachten Ende März und Anfang April die Blätter täglich spaltenlange, auf stenographischer Niederschrift beruhende Berichte mit allen erdenklichen, namentlich den das Gefühl des Lesers ergreifenden Einzelheiten in wahrhaft dramatischer Färbung. Die Italiener sind eben immer noch die Landsleute Ciceros. Auch sonst ist die „Mache" zuweilen äußerst geschickt. Der Bericht eines Korrespondenten des Corriere di Roma über den durch Erdfälle neu entstandnen See von Leprignano unweit von Rom und seinen Ausflug dahin las sich wie eine Novelle, und bei einem andern über einen blutigen Zusammenstoß zwischen Carabinieri und Briganten auf Sizilien wurden dem Leser auch die Blutlachen auf dem Boden nicht geschenkt. Auch Theater und Litteratur nehmen einen großen Raum ein. Über ausländische Verhältnisse sind die Zeitungen meist ziemlich knapp, und ihr Verständnis scheint meist nicht groß. Von deutschen Angelegenheiten sind mir besonders aufgestoßen die Berichte und Betrachtungen über den Geburtstag Fürst Bismarcks, an dem sie aber nichts mehr zu rühmen wußten, als daß er niemals — eine romantische Liebschaft gehabt habe, die Erörterungen über den Nordostseekanal und seine bevorstehende Einweihung, und eine schwergelehrte Abhandlung über — die lippe-schaumburgische Erbfolgefrage. Manche Urteile konnten nur ein Lächeln erwecken. So, wenn irgend ein Blatt die ablehnende Haltung des Reichstags bei Bismarcks Geburtstag, die mein schon erwähnter Florentiner rund heraus una vergogna (eine Schande) nannte, als einen Beweis der Selbständigkeit des deutschen Volksgeistes gegenüber dem Willen des Kaisers auffaßte oder eine andre mit besonders tiefsinniger Weisheit den kläglichen Beschluß auf eine Bismarckische Intrigue zurückführte, die den Zweck habe, den Boden für eine Reaktion vorzubereiten! Ich will jedoch nicht behaupten, daß bei uns dergleichen thörichte Auffassungen italienischer Verhältnisse unmöglich wären. Sehr viel thun manche Blätter für die Veranschaulichung. Zu dem schon erwähnten Bericht über den See von Leprignano brachte der Corriere eine große Abbildung des Sees mit Erklärung, zwei Ansichten aus dem kleinen Orte und sogar, was einer gewissen Komik nicht entbehrte, die Bildnisse des Sindaco (Bürgermeisters) und der sämtlichen würdigen Mitglieder des Ge-

meinderats mit den Namen, alles in Zinkdruck. Dasselbe Blatt begleitete den Bericht über die Tassofeier in Rom mit einem großen Bilde des Klosters San Onofrio in dem Augenblicke, wo die Majestäten die Treppe emporsteigen, und die Tribuna, jetzt Crispis Organ, brachte zu demselben Zwecke eine illustrirte Nummer mit bunten Bildern Tassos, seiner Zelle und der Tassoeiche auf dem Janiculus. Karten- und Planskizzen sind etwas ganz gewöhnliches. Unter dem Strich kommt bei vielen Zeitungen der unvermeidliche Roman. Dagegen scheinen die Geschäftsanzeigen eine sehr geringe Rolle zu spielen; die Blätter erscheinen deshalb meist nur in der Stärke eines Bogens.

Was der italienischen Einheit das unterscheidende Gepräge giebt, das ist im Vergleich mit der französischen das weit geringere Maß von Zentralisation, im Verhältnis zur deutschen die städtisch-republikanische Vergangenheit des Landes, aus der sich wieder das erstere erklärt. Mittel- und Oberitalien sind, Piemont und den eigentlichen Kirchenstaat abgerechnet, seit acht Jahrhunderten Vereinigungen von republikanisch oder später monarchisch regierten Stadtgemeinden gewesen; nur die kleinere südliche Hälfte war etwa seit derselben Zeit ein monarchischer Einheitsstaat unter fremden Dynastien. Aus dieser Gestaltung konnte nur ein monarchischer Nationalstaat hervorgehen, denn eine republikanisch-städtische Bundesverfassung hätte niemals die ganze Halbinsel umfassen können. Aber da alle die großen Erinnerungen der italienischen Vergangenheit städtisch und republikanisch, nicht landschaftlich und monarchisch sind wie in Deutschland, so folgt daraus weiter, daß die Gemeinden ein hohes Maß von Selbstbewußtsein und Selbstverwaltung behaupteten, und daß die neue Einteilung des Landes in sogenannte Provinzen nicht die Landschaften, sondern die alten Stadtgebiete zu Grunde legen mußte, wie es geschehen und mit Unrecht getadelt worden ist. In der That hat der zähe Stolz, mit der die Städte des Nordens und der Mitte die Erinnerung an ihre Vergangenheit und damit den Lokalpatriotismus festhalten, etwas Imposantes. Die alten burgartigen, oft zinnengekrönten Rathäuser in Padua, Verona, Bologna, Florenz, Pisa, Pistoja, Perugia sind noch heute der Sitz der Stadtverwaltung, des Municipio; der Stadtrat von Rom nennt sich stolz noch Senat, haust oben auf dem Kapitol in den herrlichen Palästen Michelangelos, setzt das uralte S. P. Q. R. über jede Bekanntmachung und unterhält noch heute am Kapitol ein Wolfspaar zur Erinnerung an die Wölfin des Romulus und Remus. Ebenso prangt in Venedig der einst meerbeherrschende geflügelte Löwe von San Marco überall als städtisches Wappenbild; Florenz hält fest an seinem graziösen giglio rosso, der roten Lilie im weißen Felde, dem alten guelfischen Zeichen, wie Bologna an seinem roten Kreuz auf weißem Schilde. Jede Stadt hält auch ihre Geschichte und ihre bedeutenden Männer in gutem Andenken. Alljährlich begeht Rom sein Stiftungsfest im April; da wehen die Flaggen in den italienischen und römischen Farben (purpur und gold) von den Palästen um den Kapitols-

platz, von den Fenstern hängen purpurne Seidenteppiche mit Goldfransen herab, und in der ehrwürdigen Kirche Aracoeli, die unter dem Patronate des Senats steht, findet feierlicher Gottesdienst statt, wobei Säulen und Wände mit goldumsäumter Purpurseide bekleidet sind. In Padua schmücken die Statuen berühmter Paduaner die Anlagen des Prato della Valle, in Pisa ist das Camposanto zugleich ein Museum pisanischer Geschichte, wo Kaiser Heinrich VII. begraben liegt und jetzt wieder die gewaltigen eisernen Sperrketten hängen, die Florenz einst von dem Hafen der besiegten Nebenbuhlerin entführt und nach der Einigung Italiens ihr großmütig wieder zurückgegeben hat, damit jede Erinnerung an den alten Hader schwinde. Welch ein Eindruck vollends in den majestätischen Hallen von Sante Croce, die die Grabmäler aller berühmten Florentiner bergen, von Leonbattista Alberti, Lionardo Bruni, Macchiavelli, Michelangelo und wie sie alle heißen, Namen, die nicht nur Florenz, sondern der gebildeten Welt gehören! In einem Volke, das diese Denkmäler vor sich hat und dabei täglich an den alten Palästen und Kirchen vorübergeht, die doch auch meist Denkmäler alter Bürgerherrlichkeit sind, muß der Stolz auf die Vaterstadt immer lebendig bleiben, und er wird es stets davor bewahren, in eine mechanische Zentralisation zu verfallen.

Es ist kein Zweifel, daß das junge Geschlecht immer mehr in diese national-italienischen Anschauungen hineinwächst. Denn wenn auch einzelne geistliche Ordensanstalten für Laien noch bestehen, wie die der Benediktiner auf Monte Casino und die der Schulbrüder in der schönen Badia bei Fiesole, so ist doch im ganzen das Unterrichtswesen in weltlichen Händen, und ein sehr moderner Geist scheint es zu durchwehen. Überall, auch in sehr kleinen Orten, sieht man Elementarschulen, deren Lehrer allerdings wohl meist in ungünstiger Lage sind, sodaß sie sich jetzt kräftig rühren, um eine bessere Besoldung zu erlangen. Die Mittelschulen, die humanistischen (licei, ginnasü) und realistischen (technischen), sind weltlich, in den Händen des Staats oder der Gemeinde. Auch das jetzt als Musteranstalt geltende Liceo-ginnasio Visconti in Rom ist aus der alten Jesuitenschule im ehemaligen Colleggio Romano zu einer staatlichen Anstalt geworden, die in den alten Räumen um den schönen Arkadenhof in zwölf Klassen (die vier untern haben Parallelklassen) über fünfhundert Schüler unter zwanzig Lehrern vereinigt. Die Stellung des Rektors (preside) ist insofern wesentlich verschieden von der eines deutschen Rektors, als er überhaupt keinen Unterricht erteilt, sondern nur die Schulzucht und die Verwaltung leitet. Die Zahl der Lehrer erscheint verhältnismäßig geringer als bei uns, weil die Stundenzahl niedriger ist und die Korrekturlast fast ganz wegfällt, da schriftliche Arbeiten nur in der Schule gefertigt werden. Dafür sind die Gehalte wesentlich niedriger bemessen. In ganz Italien haben nur vier Presidi etwa 6000 Lire, zehn bis zwölf um 5000 Lire, alle übrigen zwischen 4000 und 5000 Lire, die Lehrer im Verhältnis, sodaß sie nach

zwanzig Dienstjahren ein Durchschnittseinkommen von 3600 Lire erreichen, freilich bei wesentlich billigern Lebensbedingungen. Neben den freien Anstalten giebt es auch noch Convitti nazionali, staatliche Internate oder, genauer genommen, Pensionate, deren Zöglinge aber den Unterricht der freien Schulen besuchen und sich durch eine halb militärische Tracht, Uniformmütze (mit dem C. N.) und Mantel, von den übrigen unterscheiden, bei denen ich nichts ähnliches wie eine Schülermütze bemerkt habe. Etwas sehr modernes ist in diesen Anstalten der Turnunterricht, ganz nach deutscher Weise; im Liceo Visconti wird dazu gleich der geräumige Arkadenhof benutzt. Auch Turnfahrten (passeggiate ginnastiche) sind jetzt von der Unterrichtsbehörde angeordnet und scheinen ziemlich häufig stattzufinden, wobei auch der Zweck verfolgt wird, die Schüler mit interessanten Punkten der Umgebung und den sich daran knüpfenden geschichtlichen Beziehungen bekannt zu machen. Auf einer solchen besuchten z. B. — ich folge hier einem Bericht im Corriere di Napoli — am 3. Mai die Schüler einer neapolitanischen Anstalt den berühmten, mächtigen Aquädukt Vanvitellis, der dem Königspark von Caserta das Wasser vom Gebirge her zuführt, und trafen dabei mit den Kameraden des königlichen Lyceums und der technischen Schule von Santa Maria Capua Vetere (dem alten Capua im Unterschiede von dem neuen Capua am Volturno) zusammen. Dabei hielt einer der Lehrer einen Vortrag über den Aquädukt und die „edle Gestalt" Karls III. von Bourbon, ein andrer über Nino Bixio, also die Kämpfe von 1860. Zum Schluß würdigte der Preside von Capua die Neapolitaner einer lobenden Ansprache, die Musik stimmte das Garibaldilied an, und „dann hatte die Begeisterung keine Grenzen." Die Presse nimmt gebührend Kenntnis von solchen Unternehmungen, wobei es natürlich nicht ohne die landesübliche Rhetorik abgeht. Der Direktor heißt voloroso oder auch chiaro, die Lehrer mindestens bravi; man „bewundert" gegenseitig „die kriegerische Haltung und die gewinnende Lebhaftigkeit" (il marziale contegno e la simpatica vivacità) der Schüler; „beweglich" (commorente) ist die Begegnung, „voll Herzlichkeit" (affettuosi) die Begrüßung und die gegenseitige Vorstellung. Aber was uns kühlen Nordländern leicht als übertrieben erscheint, das steht eben den Italienern ganz natürlich.

(Schluß folgt)

Der erſte Beſte

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortſetzung)

9

Fritz kam, von ſeinem engliſchen Hühnerhund begleitet, durch den Garten her aufs Haus zu. Er hatte die Flinte über der Schulter, an der Jagdtaſche hingen einige Rebhühner. Als er der Alten anſichtig wurde, die unter dem Apfelbaum auf ihrer Bank an der Hinterthür ſaß, machte er die Vögel los.

Da haben Sie was zu morgen Mittag, Mamſelling.

Sie betrachtete die Beute. Nette Dinger. Gute Jagd dies Jahr, Herr Hellborn, nich? Ich meine, Hanſing hat auch ſchon für den Hühnern geſchwärmt.

Ja, es giebt viele. Wo iſt meine Frau? ſetzte er nach kurzem Zögern hinzu.

Mir is, ſie muß in ihre Stube gegangen ſein; ſie kam vorhin aus dem Garten. Wo is denn unſer junger Herr?

Der ſieht noch nach den Mähern, kommt aber auch bald.

Fritz ging in ſein Arbeitszimmer, hängte Flinte und Jagdtaſche in den Gewehrſchrank und trat an den Schreibtiſch, wo er einen Brief liegen ſah. Es war aber nur eine langweilige Anzeige. Das Blatt in der niedergeſunkenen Hand, blickte er über den Schreibtiſch weg nach der Thür zu Margaretens Zimmer. Drinnen rührte ſich nichts. Lautloſe Stille, als wenn niemand da wäre.

Und war denn in ſeinem Hauſe eine junge Frau? Hatte er wohl ſchon einmal ihr Stimmchen die Treppe hinunter ſingen hören, wie es ihm in den wachen Träumen ſeiner einſamen Stunden erklungen war? Ging ſie nicht wie ein blaſſer Schatten durchs Haus, ſie, die ſeine lichte Freude hatte ſein ſollen? War denn das Leben mit ihm gar ſo ſchwer zu ertragen? „Hinnehmen, was dir leid —“ Er drückte die Lippen zuſammen. — Ein ſtarkes Stück! Mit ſolchen Kreuzigungsgedanken war ſie in die Ehe gegangen. Wenn das nicht krankhaft war, ſo wars ein ſchweres Unrecht. Aber ſo oder ſo, geſchehen war geſchehen. Gelebt mußte werden. „Hinnehmen, was dir leid —“ Wie ein Wurm ſaß ihm das im Hirn, mit dem kleinwinzigen, verräteriſchen Datum daneben. Und er hätte ſich freudig für ſie in Stücke hauen laſſen. Auch heute noch. So ein Eſel war man. Auch das war nicht zu ändern.

Er lauschte wieder hinüber; die Thür war nur angelehnt. Las sie? Stickte sie? Sollte denn nicht einmal das Scherchen klappern, oder ein Blatt knistern?

Er trat vorsichtig näher und drückte die Thüre auf. Sie saß am Schreibtisch. Die Hand mit der Feder lag unthätig auf der Platte; von ihrem Gesicht sah er, da sie ihm beinahe den Rücken wandte, nur ein Stück der blassen Wange. Sie blickte unverwandt geradeaus. Das Zimmer in Warnemünde fiel ihm ein, wo sie auch so vor dem Briefblatt gesessen hatte, nur daß er damals ihr betrübtes Gesichtchen hatte sehen können. Sicher war es jetzt nicht fröhlicher. Seit jenem regnerischen Nachmittag war es noch von keinem Sonnenschein wieder erwärmt worden, ausgenommen den kurzen, schrägen Strahl am Abend der Ankunft. Und wie geschwind war der erloschen! Seitdem „versuchten" sie es wieder mit einander. Aber bis jetzt sah es nicht nach Gelingen aus.

Leise zog er die Thür wieder heran und trat zurück. „Hinnehmen —" Was? Fing er am Ende an weichmütig zu werden? Sentimental? Er dachte nicht dran. „Bekämpfen, was dir leid —" So mußte es bei ihm heißen. Es giebt ja verschiedne Kampfesweisen. Dreinschlagen thuts nicht allemal. Besonders nicht bei so einem kleinen blassen, weinerlichen, geliebten Feind. Und dann: „Hingeben, was dir lieb?" O, du lüttes, dummes Dirning! Ich mach mir meine Sprüche selber: „Behalten, was dir lieb, verteidigen, was dir lieb!" Eines Tages werden wir ja sehen, wer der Stärkere ist. Vorläufig aber — sieh mal, da könnten wir ja denselben Heyse noch einmal hernehmen. Diesmal soll er aber Recht haben: „Dulde, geduld dich fein. Über ein Stündlein ist deine Kammer voll Sonne."

Als er einige Minuten später auf gewohnte Art bei ihr eintrat, erhob sie sich schnell.

Guten Abend, Gretchen, sagte er gelassen freundlich und streckte ihr die Hand hin. Sie legte schüchtern die ihre hinein und erwiderte nur leise und zaghaft seinen Druck.

Hast du geschrieben? An deine Mutter? Dann grüße sie herzlich von mir.

Ich wollte eben schreiben.

Nun, dann will ich dich nicht aufhalten.

Er wandte sich wieder zur Thür.

Nein, so war es nicht gemeint, sagte sie hastig, du hältst mich nicht auf. Ich kann es eben so gut morgen thun.

Er machte eine scherzhaft zuvorkommende Bewegung.

Was du thun willst, thue gleich, sagte er mit flüchtigem Lächeln, das ist ein guter Spruch. Ich muß so wie so noch einmal nach meinem Braunen sehen. Also auf Wiedersehen!

Er winkte mit der Hand.

An der Hausthür traf er mit Hans zusammen.

Was ist denn mit dem Gaul? fragte der junge Mann, der die letzten Worte gehört hatte.

Ach, nichts besondres; er hat sich beim Sprung über die Dornenhecke heute früh ein bischen am Knie geritzt. Nur Schande halber gehe ich noch mal hinüber.

Dann kann ich es ja auch thun.

Nein, bleib du nur da. Du hast dir heute Nachmittag so schon die Beine in den Leib gestanden.

Hans sah dem Fortgehenden einen Augenblick nach; dann ging er schnell vollends ins Haus und klopfte an Margaretens Thür.

Erlaubst du? fragte er auf ihr Herein und trat einen Schritt über die Schwelle.

Aber gewiß, versetzte Margarete erstaunt.

Was mochte der wollen? Er war ihr bisher geflissentlich ausgewichen; ihr Verkehr hatte sich auf die nötigsten Förmlichkeiten beschränkt. Sie fühlte aber durch diese aufreizende, äußere Kälte hindurch den glimmenden Groll des jungen Mannes vom ersten Tage an. Was wollte er jetzt plötzlich?

Hans war rasch eingetreten und hatte die Thür hinter sich zugemacht. Sein luftbraunes, jetzt noch dunkler errötetes Gesicht hatte einen eigentümlich entschlossenen, kampfbereiten Ausdruck. „Kucken wir da zu?" hatte Mamselling gestern gefragt. Er fragte so nicht mehr.

Du entschuldigst, sagte er mit schwachem Lächeln, daß ich dich in deinem Allerheiligsten überfalle, aber ich habe mit dir zu reden.

Du mit mir? fragte sie kühl verwundert. Bitte, nimm Platz. Sie ließ sich von der Seite auf ihren Stuhl am Schreibtisch nieder.

Danke, sagte er kurz, im Stehen spricht sichs besser. Er legte beide Hände auf die Lehne des Sessels. Also — er holte tief Atem — daß ich gleich mit der Hauptsache komme — warum hast du eigentlich meinen Bruder geheiratet?

Margarete stand schnell auf.

Was fällt dir ein? sagte sie, heiser vor plötzlicher Erregung. Wenn du nur dazu gekommen bist, um taktlose Fragen zu stellen —

Nur ruhig Blut, sagte Hans und winkte mit der Hand. Bitte, erlaß mir alle Einleitungen und sanften Umschreibungen. Ich kann im Augenblick die Worte nicht abwägen — mir ist die Kehle zugeschnürt — ich muß schnell vorwärts. Ich hab mir vorgenommen, heute Abend mit dir zu reden, und wenn der Himmel einfiele. Ich halts nicht mehr aus; ich wundre mich nur, daß ich es so lange ausgehalten habe, ohne zu platzen. Weiche also dieser Gewissensfrage nicht aus, wenn ich bitten darf. Du hast sie ja übrigens ganz unwillkürlich schon beantwortet. Ja! ja! Also aus Liebe hast du ihn nicht geheiratet — denn wenn du ihn aus Liebe geheiratet hättest, dann brauchtest du mich jetzt nicht so zornig anzusehen, dann lachtest du mich für die Frage einfach aus, dann wäre ich vielmehr ein Esel, dich überhaupt zu fragen. Also warum dann? Um versorgt zu sein, auch nicht, das trau ich dir nicht zu —

Danke vielmals, warf sie erbittert dazwischen, du bist sehr gütig!

Ich bin gar nicht gütig, fällt mir nicht ein. Ich bin wütend und traurig, denn ich sehe, daß Fritz unglücklich mit dir ist, daß du ihn unglücklich machst, du, die er liebt! Wenn du ihn aber nicht geliebt hast, so hattest du auch kein Recht, seine Werbung anzunehmen. Damit betrügt man den Mann, der es so ehrlich meint, wie Fritz mit dir.

Margarete ballte das Taschentuch in der Hand; sie war atemlos, sie konnte nicht sprechen.

Hat er dir vielleicht Ursache dazu gegeben, fuhr der Heißsporn fort, wie eine Mater dolorosa im Hause herumzugehen?

Davon verstehst du nichts, stieß sie heraus, es geht dich auch nichts an!

Ob es mich etwas angeht, das wirst du nicht entscheiden. Ich finde, es geht mich etwas an. Und daß ich es nicht verstehen soll, thut mir leid. Ich bin aber nicht so schwer von Begriffen, ich lerne es, wenn du mirs erklärst. Also was fehlt dir, bitte?

Ich denke nicht daran, dir zu antworten, sagte Margarete heftig. Du beträgst dich unerhört. Wenn ich nur wüßte, woher du dir das Recht nimmst —

Einerlei, woher — ich nehme es mir. Denn ich liebe den Fritz höllisch, und ich will und will nun einmal nicht zusehen, wie ihm sein Glück zwischen den Fingern zerrinnt. Sag mir ums Himmels willen, was du eigentlich verlangst! Bist du nicht ganz umgeben von den Zeichen seiner Liebe? Begegnen dir nicht auf Schritt und Tritt seine guten, fürsorglichen Gedanken? Schämst du dich nicht, immer nur zu nehmen, zu nehmen und nichts dafür wiederzugeben?

Margarete hatte ihm den Rücken gewandt. Bei der letzten Frage zuckte sie zusammen; mit erstickter Stimme murmelte sie vor sich hin: Was könnte ich ihm denn wohl geben?

Rede nicht so dumm — entschuldige — rede nicht so — jawohl, so dumm, ich kann mir nicht helfen. Geben! Sein sollst du ihm etwas! Das wäre deine Erwiderung. Aber du huschst im Hause herum wie ein trauriges Gespenst. Man weiß nicht, was man von dir halten soll. Bist du die Hausfrau? Man merkt nichts davon; du thust wenigstens nicht dergleichen. Man könnte glauben, du wärest bei uns zum Besuch. Bist du, was eine richtige Ehefrau sein soll, sein Kamerad? Ich bins noch nicht gewahr geworden. Du weißt nicht das geringste von seinen Angelegenheiten, du kümmerst dich nicht um das, was er thut und treibt, was ihm wichtig und notwendig ist. Als ob das so ein besondres Kunststück wäre! Wende mir nur das nicht ein. Eine Landfrau hat es doch wahrhaftig leichter als eine Stadtfrau. Aber du hast offenbar keine Ahnung von dem, was eigentlich deine — Sache wäre. Wozu bist du nur hergekommen, mit deiner freudlosen Miene?

Ja, das möcht ich auch wissen — Margarete brach in Schluchzen aus. Stumm, in wachsender Erregung hatte sie bis hierher dem Ansturm von Vorwürfen zugehört, unfähig, ein Wort zu erwidern, unfähig, auch nur die Hand zu rühren. Bei der letzten Frage stieg ihr der Jammer überquellend in die Augen. Sie fing an heftig zu weinen.

Hans machte ein unbehagliches Gesicht.

Damit hättest du warten können, bis ich draußen war. Thränen helfen überhaupt nichts. Du fragst, was du ihm geben könntest? Wenn du ihn nur liebtest, dann würdest dus schon wissen. Ich habe das an mir selber erfahren. — Ein weiches Lächeln erhellte sein finster zusammengezognes Gesicht. — Hab ich dich schlecht gemacht, will ich selber auch nicht besser wegkommen. Ein Pharisäer will ich ja nicht sein. Sieh, was ich heute bin, das bin ich durch den Fritz. Der hat mich zu einem brauchbaren Menschen gemacht. Du hättest mich noch vor zwei Jahren kennen sollen. Ein Taugenichts war ich, ein erbärmlicher. Schon in Rostock, auf der Schule, war ich ein Luftikus gewesen, hatte mich aber doch glücklich durchgeschlängelt. Ich studirte dann in Berlin. Das heißt: ich lumpte! Das Studiren war nur die Firma. In Wirklichkeit trieb ich mich in den Kneipen herum, schwamm von einem Katzenjammer zum andern, bummelte mit Litteraten, schrieb Ro-

mane, Komödien, so „lebenswahr," so schauderhaft „echt," daß sich den Freunden, denen ich sie vorlas, der Magen umwendete. Jüngstdeutschland, weißt du — oder vielmehr weißt du nicht, brauchst du nicht zu wissen. Ich war ein absonderliches Genie; man versprach sich Wunderdinge von meiner ferneren Entwicklung. Indessen saß der Fritz hier oben in der Heimat und sorgte für Haus und Hof und vertrat Vater- und Mutterstelle bei den Schwestern. Auch für mich war er alles in allem gewesen, seit ich Mamsellings Pflegehänden entwachsen war. Die Mutter hab ich nicht gekannt; sie starb, als ich zur Welt kam. Unser Vater ist, wie du ja auch gehört hast, zehn Jahre tot. Er war ein finsterer, wortkarger Mann, unzugänglich durch seine Taubheit, die ihn in frühen Jahren befiel. So mußte der Fritz immer auf dem Posten stehen. Die Wirtschaft, das Haus, die Kinder. Na ja, wenn er Mamselling nicht gehabt hätte, das alte gute Huhn! So ging das jahraus jahrein. Und doch wurde kein stumpfsinniger Bauer aus ihm bei all der Arbeit. Wozu der immer noch nebenher Lust und Zeit fand! Also der saß hier oben und hatte zu viel zu thun, um mich auch während der Studienzeit beaufsichtigen zu können. Machte sich ja auch keinen Begriff von meinem lustigen Leben. Bis eines Tages ein alter ehemaliger Gutsnachbar mit mir im Restaurant zusammentraf. Der schrieb dann flugs dem Fritz seine Beobachtungen. Darauf ließ der seine Sachen im Stich und kam angereist. Lange brauchte er nicht zuzusehen, da hatte er den Rummel weg. Jung, sagte er zu mir, weißt du was? Du bist ein Kerl zum Erbrechen. — Das gefiel mir nicht. Ich wurde genial grob und machte ihm deutlich, daß so ein Bauer nichts vom Dichten verstünde. Er forderte mich auf, vorläufig einmal mit ihm nach Hause zu kommen, um mir in der freien Natur die Augen auszuwaschen. Ich lachte ihn aus. Endlich schlug er mir vor, er wollte etwas von meinen Sachen, meinen besten Roman, zu Adolf Wilbrandt nach Rostock schicken. Wenn der mich ermutigte, dann wollte er mich ungeschoren lassen; wenn der mir abriete, dann sollte ich auf eine Weile zu ihm kommen. Darein willigte ich, ich war meiner Sache ja sicher. Und was glaubst du, was unter meinem Roman stand? „Schämen Sie sich!" In feiner anmutigen, geschwinden Schrift. Sonst nichts. So kam ich denn hierher. Aber wütend. Leicht hab ich dem armen Kerl das Leben nicht gemacht. Aber er hat sichs nicht verdrießen lassen. Sacht, aber unerbittlich führte er mich auf seine Straße zurück, und als ich erst die Füße aus dem Schlamm hatte und nicht mehr glitschte und rutschte, da fingen mir auch die Augen an aufzugehen. Und dann hatte er mich. Bei ihm hab ich gelernt, was ehrliche Arbeit ist, und was Genuß ist; bei ihm hab ich gelernt, was Wahrheit ist, und was für verschiedne Gesichter sie hat, und wo die Gesichter hingehören. Der Misthaufen zum Beispiel ist ein gutes, wahres und nützliches Ding an sich; ich laß ihn aber liegen, wo er hingehört. An den Schuhen trag ich ihn nicht mehr ins Zimmer. Auch Wilbrandts Denkzettel seh ich jetzt mit ganz andern Augen an. Fritz hat mir nachher noch ein paar Worte von ihm zu lesen gegeben — ich hol dir das Buch, wenn du willst —, die hab ich mir hinter die Ohren geschrieben, ich weiß sie auswendig: „Hast du einen Weg, so geh ihn. Willst du Freies und Gutes schaffen, so werde zuvor so frei und so gut, als du kannst; soll Großes aus dir hervorgehen, so komme Großes in dich. Und dann lerne deine Kunst und wisse, daß du nicht auslernst." Nach diesem Spruch denk ich zu leben, wenn ich zum Herbst

mit reingewaschenen Augen mein Studium, meine Arbeit wieder aufnehme. Ich hoffe, ihm, dem Wilbrandt, noch eines Tages anders als nur mit Worten dafür danken zu können. Übrigens das nebenbei. Ich wollte dir ja hauptsächlich mit alledem sagen, was der Fritz für ein Kerl ist, und daß für den die beste Frau gerade gut genug wäre, und daß du diese beste Frau nicht bist. In meinen Augen wenigstens nicht. Heute gewiß nicht. Vielleicht, wenn du dir mit der Zeit Mühe gäbest, ihn kennen zu lernen, von dir aus, so von innen heraus, dann müßte es ja mit dem Teufel zugehen, wenn du ihn nicht lieb gewännest. Aber dazu scheinst du keine Anlage zu haben. Jetzt wirst du riesig wütend auf mich sein, aber ich kann dir sagen: das ist mir fürchterlich einerlei. Ich mußte mir den Zorn von der Seele herunterreden, den Zorn über dich, du Störenfried, und den Kummer um meinen Herzbruder. Wenns dem an den Kragen geht, dann werd ich eben wild. Nun bin ichs los. Nun ist mir leichter. Punktum. Wenn du kannst, wenn du willst, denk mal nach. Adjüs!

Er ging schnell hinaus, ohne sich noch einmal nach Margarete umzusehen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Fürst Bismarck und unser Zukunftsstaat. Die Grenzbotenleser werden mit Vergnügen erfahren haben, wie lebhaft Fürst Bismarck am 9. Juni in seiner Ansprache an die Herren vom Bunde der Landwirte für unser, dem sozialdemokratischen schnurstracks entgegengesetztes politisches Ideal eingetreten ist. Ganz wie wir, will er die Volksvertretung berufsständisch gliedern, denn das ist doch wohl mit der Mahnung: „Halten wir fest an der Interessenvertretung!“ gemeint. Ganz wie wir denkt er dabei hauptsächlich an die produktiven Berufsstände und giebt dabei die Losung aus: „Für jeden ehrlichen produktiven Erwerb! für Landwirtschaft, Handwerk und Industrie!“ Nur darf man sich durch die Bemerkung, die Landwirtschaft sei ja das Gewerbe, das „noch heute die relative Majorität unter den Gewerbebetrieben im deutschen Reiche“ habe, nicht verleiten lassen, alle in ihr Beschäftigten als einen einzigen Berufsstand oder gar als eine einheitliche Interessengruppe aufzufassen: dagegen würden der Herr von Zoller und seine Fuchsmühler Bauern sehr entschieden protestiren. Der der Zahl nach stärkste unter den produktiven Berufsständen — genaue Angaben wird uns ja die in diesen Tagen stattfindende Berufszählung liefern — ist ohne Zweifel die der Lohnarbeiter. Die industriellen sind im Reichstage schon leidlich vertreten, die landwirtschaftlichen dagegen noch gar nicht. Die nächstgrößte berufsständische Gruppe von Produktiven dürfte die der Kleinbauern sein, die wieder in verschiedne Untergruppen zerfällt. Da sind die Waldbauern, über deren Bedrängnisse wir schon oft geschrieben haben; im Reichstage hat für sie noch kein Mensch auch nur ein Wort gesprochen. Da ist der Instmann des Nordostens, der für den gnädigen Herrn einen Scharwerker halten und, ein so liederlicher Bursche es auch sein mag,

zu seinen Kindern in die einzige Kammer legen muß. Für ihn hat im Reichstage noch kein Mensch auch nur ein Wort gesprochen. Da ist der Kleinbauer andrer Gegenden, zwar persönlich unabhängig, aber außer durch harte Arbeit noch durch mancherlei andres geplagt. So z. B. begegnet es ihm wohl, daß die Herren im Kreise von den Überweisungen aus der lex Huene eine Skatchaussee bauen und ihm dadurch den Wasserabfluß versperren, sodaß ihm das nächste Hochwasser den Acker verwüstet. Für ihn ist im Reichstage noch kein Wort gesprochen worden. Dann sind etwas größere Bauern, denen es ja leidlich gehen würde, wenn sie nicht von kinderreichem Schlage wären. Die Versorgung der Kinder stürzt sie in Schulden und verkleinert das Stammgut. Wären sie im Reichstage vertreten, so würden sie ohne Zweifel schreien: Schafft uns Land! Hie und da findet sich ein Wohlthäter: ein Rittergutsbesitzer, der seinen Acker in Parzellen an die Bauern seines Dorfes verpachtet. Nur unglücklicherweise, weil das Land so knapp ist, müssen sie sich gegenseitig steigern. Noch heute kommt es vor, daß sich in solchem Acker angelegtes Kapital zu 6 bis 7 Prozent verzinst; die „Drohne“ — eine wohlthätige Drohne zwar, aber trotzdem nur Drohne — erhält also doppelt so viel, als sie nach dem heutigen Zinsfuße zu fordern berechtigt wäre, und der hart arbeitende Bauer muß es zahlen. Gäbe es mehr Land, und hörte die Konkurrenz der Pächter auf, so würde der Pachtzins von selbst heruntergehen. Also diese größte Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Produktiven ist ganz unvertreten. Nach ihnen kommen die Handwerker; sie sind teils gar nicht, teils schlecht vertreten. Dann erst kommen der Zahl nach die Großbauern und Rittergutsbesitzer. Nun, die haben keine Ursache zur Klage; sie sind so brillant vertreten, daß sie seit 1878 den Reichstag beherrschen — vom preußischen Landtage gar nicht zu reden. Wenn sie in siebzehn Jahren nicht wenigstens eine einzige Niederlage — bei den Handelsverträgen — erlitten hätten, dann müßten sie ja den Neid der Götter fürchten. Aber natürlich kann das so nicht bleiben, wenn die übrigen Produktiven, die im Schweiße ihres Angesichts produzirenden, die ihrer Zahl entsprechende Vertretung erlangen sollen.

Freilich, mit Geistesblitzen wird eine aus Lohnarbeitern, Kleinbauern und Handwerkern bestehende Versammlung nicht glänzen; kein Alexander Meyer wird die Klassiker zitiren, kein Gneist staatsphilosophische Ideen entwickeln. Aber was schadet das? Sind ja doch alle, die „ohne Aar und Halm“ zu besitzen, nur solches treiben, unnütze Drohnen. Drohnen sind, die „nichts produziren als Gesetze.“ Drohnen sind umsomehr, die nichts produziren als Strafurteile, Schulmeisterweisheit, Zeitungsartikel, Verse und dergleichen Zeug. Fort also mit allen Drohnen! Werden wir wieder ein Volk von lauter Produktiven, wie unsre Väter vor tausend Jahren gewesen sind! Statte man uns Drohnen alle mit Landgütern aus! Mit welcher Wollust werden wir uns in den grünen Klee legen statt ins Tintenfaß, wie gesund wird es uns sein, wenn wir statt der Feder den Dreschflegel führen können, und wie gut wirds um die Welt stehen, wenn wir des Sonntags, anstatt zum Ärger der Produktiven über Dinge, die wir nicht verstehen, unnütze Artikel zu schreiben, uns mit dem Nachbar, einem ehemaligen Professor der Ästhetik, über den Unterschied von Stallmist und Abtrittdünger oder über die Leistungsfähigkeit des Gemeindebullen unterhalten! Und wie werden der Staatsanwalt und der sozialdemokratische Redakteur von ehemals lachen über den Haß, mit dem sie sich gegenseitigt verfolgt haben, wenn sie einander über den Zaun ihrer Gärten Tabakfeuer reichen und einer des andern Saaten preisen! Denn selbstverständlich giebt es im Staate der Produktiven weder Sozialdemokraten, da ja jeder Eigentum hat, noch

Staatsanwälte, deren Notwendigkeit ja mit dem Verschwinden der Revolutionäre und der Spitzbuben wegfällt. Im Kanton Uri soll das Gefängnis, wenn es überhaupt eins giebt, gewöhnlich leer stehen. Für Bismarcks Tischgäste vom 9. Juni freilich wird ein Umstand bedenklich sein: die landwirtschaftlichen Erzeugnisse werden nicht allein im Preise noch weiter sinken, sondern gar keinen Preis mehr haben, wenn wir Drohnen, die wir sie bis jetzt bezahlt haben, verschwinden, und ein jeder seinen Weizen, seine Butter und sein Kalbfleisch selber erzeugt; allein sie sind ja patriotische Männer und werden ihr Sonderinteresse gern opfern, wenn sie damit unserm Volke den Himmel auf Erden schaffen können.

Daß jeder Minister eine Domäne haben muß, versteht sich bei dieser allgemeinen Rückkehr zur Naturalwirtschaft von selbst. Er wird dann mit seinem Sessel nicht mehr so äußerlich verbunden sein, daß man ihm vorwerfen könnte, er klebe dran, oder seine Frau klebe ihn dran, sondern er wird in seinem Amte wurzeln. Aber wozu erst Leute mit Domänen ausstatten, damit sie Minister werden können? Ist etwa unsre Geburtsaristokratie zu dumm für das bischen unproduktive Ministerarbeit? Warum also nicht alle Staatsämter, gleich den erblichen Hofämtern, wieder zu Anhängseln der Fürstentümer und Grafschaften machen? Da gäbe es vielleicht einen Erberzkanzler des Reiches, der Fürst Pleß wäre vielleicht Erboberrichter, der Fürst Hohenlohe vielleicht Erbschatzmeister, der Graf so und so erblicher Kreishauptmann in X, jeder Rittergutsbesitzer übte als kaiserlicher Vogt die Gerichtsbarkeit aus über sein Gesinde und seine Insten, während sich die freien Bauern des Gaus an jedem Vollmond auf der Dingstatt versammelten, um ihre Streitigkeiten zu schlichten und etwaigen Frevlern Bußen aufzulegen. Da hätte alle Streberei und Kleberei, alles Parteiwesen und alle Fraktionspolitik ein Ende! Das ist so unsre, der reaktionären Romantiker, „rückständige“ — wie es die Sozialdemokraten nennen — Utopie, und wir freuen uns nicht wenig darüber, eine solche Autorität zum Eideshelfer bekommen zu haben. Zur Verwirklichung fehlt hauptsächlich eins: das Land, aus dem die Bauergüter für uns Drohnen zugeschnitten werden sollen. Möge uns Bismarck — das wäre eine letzte schöne und große Lebensaufgabe für ihn — dazu verhelfen!

Universitätsreform. Unter dem Titel „Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung“ hat ein ungenannter Verfasser, der außerordentlicher Professor an der Berliner Universität zu sein scheint, das Wort ergriffen, um einige Übelstände an den Universitäten zu beleuchten. Wir erkennen an, daß die Ungleichheit der akademischen Verhältnisse der ernsten Aufmerksamkeit wert ist, und eine Ausgleichung der sozialen Verschiedenheiten innerhalb desselben Lehrkörpers erstrebt werden muß; aber die Vorschläge des Verfassers selbst zeigen ihn nicht als berufnen Reformator. Das geht besonders aus der Leichtigkeit hervor, mit der er die Versetzbarkeit der akademischen Lehrer ins Auge faßt, mit der vagen Einschränkung, daß man bei Ordinarien nur in dringenden Fällen davon Gebrauch machen dürfe. Also so wenig ist der Verfasser, obwohl er akademischer Lehrer ist, in den Geist unsrer Universitäten eingedrungen, daß er das größte ihrer Privilegien leichten Kaufs aus der Hand geben will. Die Unversetzbarkeit der Universitätsprofessoren ist der wirksamste Schutz wissenschaftlicher Forschung, sie allein gestattet ein freies, auch mißliebiges Wort, und mancher Historiker und Philosoph würde wohl in reaktionären Zeiten aus „pekuniären Gründen“ versetzt werden können, wenn er sonst unbequem würde.

Der Verfasser betont mit Nachdruck die Beamteneigenschaft der Professoren:

„der Universitätslehrer soll vor allem Beamter sein.“ Wir bitten um Vergebung: er soll vor allem Forscher sein. Nicht die Beamteneigenschaft, sondern der Forschergeist deutscher Universitätslehrer hat den Universitäten und dem Staate das Ansehn gegeben, das von seinen Gelehrten auf ihn ausströmt. Wer auf dem vom Verfasser betretenen Wege wandelt, wird zu einer Art von Obergymnasium geführt werden, dessen Lehrern mit „regulirter Pflichtstundenzahl“ die Freude am Unterricht und „freier“ Forschung durch die Möglichkeit ihrer Versetzung gewaltig beeinträchtigt werden würde. Diese Punkte machen uns das Buch des Verfassers so unannehmbar, daß wir auf weitere Auseinandersetzung mit ihm verzichten können. Kaum eine Seite des Buches dürfte unbeanstandet bleiben. Nebenbei tritt auch in den positiven Vorschlägen mit ihrem verwickelten Rechnungswesen ein büreaukratischer Geist hervor, dem die Freiheit fehlt, die akademischen Verhältnisse richtig zu beleuchten. Nur einiges sei noch herausgegriffen. Seite 103 wünscht der Verfasser eine Erleichterung der Habilitation an manchen Fakultäten. Seite 180 in Bezug auf den Nachweis allgemeiner, insbesondre philosophischer und pädagogischer Bildung eine Verschärfung. Also wenn sich z. B. ein vorzüglicher junger Chirurg, den Männer wie Bergmann oder der verstorbne Billroth warm empfohlen haben, habilitiren will, der soll in Bezug auf philosophische Erkenntnis geprüft werden? Von wem? Von den Dozenten der philosophischen Fakultät? Wer da weiß, daß die Prüfung der jungen Naturforscher in der Philosophie schon beim Doktorexamen auf den stärksten Widerspruch der naturwissenschaftlichen Dozenten stößt und die Fakultäten zu zerreißen droht, wird solche allgemeine Betrachtungen des Reformators mit Erstaunen lesen.

Der Verfasser mißt ferner alle Universitäten zu sehr mit dem Maßstab der Berliner Verhältnisse, in denen sich allerdings mancherlei ganz anders als in den Provinzen ausnimmt. In den Provinzen sind z. B. die Rektorats- und Dekanatsgebühren keineswegs „fürstlich,“ sondern drücken nur eine mäßige Entschädigung für die gesteigerte Mühwaltung aus.

Wir wiederholen, die Ungleichheiten in den Verhältnissen der Universitätsprofessoren bedürfen dringend einer ausgleichenden Hand, aber nicht der stark demolirenden Hand des Verfassers. Von ihren Gehalten können sorgenfrei verhältnismäßig nur wenige Ordinarien leben (eine erkleckliche Summe geht ohnedies noch für Bücher ab), Extraordinarien natürlich noch weniger. Nicht die manchmal harten Jahre des Privatdozententums schrecken von der akademischen Laufbahn ab, sondern die Aussicht, auch *nach* Erreichung des Zieles vielleicht noch keine auskömmliche Einnahme zu haben. Über die Höhe der Einkünfte bestehen im Publikum sehr merkwürdige Ansichten, und diese Ansichten werden durch Erörterungen über das Durchschnittseinkommen nicht geklärt; denn da wird dem B zugerechnet, was A hat, B aber vielleicht niemals auch nur annähernd erreicht. Wenn ein Geograph 5000 Mark bezieht, ein Chemiker 12000 Mark, so beträgt das Durchschnittseinkommen freilich 8500 Mark, aber der Geograph sieht vielleicht nie etwas davon.

Sollen wir, um nicht ganz negativ zu bleiben, eigne Vorschläge hersetzen, so würden wir allmählich die Einführung folgender Grundsätze wünschen:

1. Kein akademischer Lehrer darf ein amtliches Einkommen beziehen, das die Gesamtsumme von 12000 bis 15000 Mark übersteigt. (Das Einkommen setzt sich aus Gehalt und Kollegiengeldern zusammen.) 2. Der Überschuß über diese Summe wird für alle preußischen Universitäten zu einem Besoldungsfonds vereinigt, dessen Zinsen zur Aufbesserung der Gehalte dienen. 3. Für alle Professoren (außerordentliche wie ordentliche) ist ein niedrigstes Einkommen festzusetzen und durch

Alterszulagen in gewissen Abständen zu erhöhen; dabei ist zwischen den einzelnen Universitäten kein Unterschied zu machen. 4. Professoren, die nach der Natur ihres Faches sehr geringe Kollegiengelder beziehen, beziehen den Gehalt der nächsthöhern Altersstufe.

Zur Bahnsteigabsperrung. In den heißen Pfingsttagen hat sich eine Nebenfolge der Absperrung der Bahnsteige gezeigt, die im Interesse der Wohlfahrt des reisenden Publikums rasch beseitigt werden sollte. Auf einer ganzen Anzahl von Bahnhöfen liegt der Trinkbrunnen hinter dem Gebäude. Die Reisenden, die weiterzufahren haben, konnten in der kurzen Zeit eines Aufenthalts schon immer sehr schwer zu ihm gelangen; nun aber wird es unmöglich. Wer mit Kindern reist, weiß, wie nötig frisches Wasser in dem glühofenartig durchwärmten Eisenbahnwagen ist. Aber auch den Erwachsenen sollte man soviel wie möglich Gelegenheit geben, ihren Durst an andern Getränken als den teuern Bieren und Schnäpsen der Bahnrestaurateure zu löschen. Wer durch Bitterfeld reist, sehe sich die dortige Brunnenanlage an: so leicht erreichbar und benutzbar sollten sie in allen größern Bahnhöfen sein. Die Absperrung bringt schon genug Unannehmlichkeiten für die Reisenden mit sich; erschwere man ihnen, und es sind doch durstige Deutsche, nicht auch noch den Weg zum Brunnen!

Im paniſchen Stil. Und ich stieg und stieg, hinter mir in greulicher Nacht unermeßliche Tiefen gefüllt mit den Köpfen toter Jahrtausende. Ich stieg und stieg, und von oben her durch die kreisenden Nebel recken sich Arme, riesige Arme, sie fassen mich, tragen mich, heben mich, und ich stand. Und eine Helligkeit war um mich, aber die Helligkeit war ein glänzendes Dunkel. Und ich sah eine Wiese und auf der Wiese ein nacktes neugebornes Kind, das sprach zu mir: bist du mein Vater? Und ich erwiderte: du bist mein Kind, oder ich möchte doch, daß du es wärest. Da fühlte ich die zeugende Kraft mir mächtig erquellen. Und auf derselbigen Wiese, nicht weit von dem Kinde saß, die ich erst nicht gesehen, eine Jungfrau. Und ich ging zu der Jungfrau, und das glänzende Dunkel ward dunkler, ein Gewitter erhub sich, und da es sich unter Blitz und Donner ergossen, empfand ich, eine neue Welt war begründet. Und wir standen auf, und siehe, in der Ferne war ein purpurnes Leuchten, und das Leuchten war ein tönendes Klingen, es war Duft und balsamischer Wohlgeruch, und auf wogenden Wellen drang es heran, und ich sah und hörte und fühlte das leuchtende Tönen und das duftende Licht und trank die süßen Wellen des Lichts. Und „mir war, als wär ich — des Menschen Auge hats noch nimmer gehört, des Menschen Ohr hats nicht gesehn, des Menschen Hand kanns nicht schmecken, seine Zunge kanns nicht begreifen, und sein Herz nicht wieder sagen, wie mir war.“ Und das war die neue Welt, und wir waren selig.

Litteratur

Meyers Konverſationslexikon. In der Einleitung zu seinen „Sprachdummheiten“ sagt G. Wustmann einmal: „Ein Mann von Kenntnissen und Urteil würde nicht fertig werden, wenn er sich die Mühe nehmen wollte, Tag für Tag zu berichtigen, was eine einzige Zeitung — vielleicht sein eignes »Leiborgan!« — den Lesern auftischt an verdrehten politischen Anschauungen, veralteten wissenschaftlichen Angaben, schiefen litterarischen Urteilen, unreifem Kunstgeschwätz“ — und man kann das wohl nicht bestreiten. Dann heißt es weiter: „Aber was will das

alles sagen gegen die Verrottung, in die unsre Sprache dadurch geraten ist!" Vielleicht ist die Verwirrung des Urteils, und fügen wir gleich hinzu, die Großziehung schlechter Neigungen und die Pflege der gemeinen Instinkte im Publikum, wie sie zahlreiche, nicht alle deutschen Zeitungen unleugbar betreiben, im Grunde noch schlimmer als die Verschlechterung der Sprache. Doch gehen wohl beide Versündigungen gegen das deutsche Volk aus derselben Wurzel hervor; trifft man die eine, so trifft man mittelbar oder unmittelbar auch die andre. Auch giebt es ja gegen die „stofflichen" Schwächen der Zeitungen, wenn man so sagen darf, immer noch Gegenmittel, wenigstens gegen die falschen Angaben und schiefen Urteile; die „Selbstkorrektur der Welt," von der ein Dichter redet, ist auch heute, Gott sei Dank, immer noch wirksam. Mit den Zeitungen gleichzeitig ist das Konversationslexikon groß geworden, das imstande ist, wenigstens die Irrtümer der Tageblätter auf der Stelle zu berichtigen. Da alle Welt Zeitungen liest, ist es heute ein unentbehrliches Werk, unentbehrlich auch für den wirklich Gebildeten, der doch nicht alle Thatsachen, Namen, Daten und Zahlen aller Gebiete im Kopfe haben kann, unentbehrlich aber vor allem für die weiten Kreise, die sich gebildet nennen, aber nicht die notwendige Grundlage festen Wissens, sondern nur „Interessen" haben. Aber das Konversationslexikon ist heute mehr als ein Nachschlagebuch für Zeitungsleser, es ist das große allgemeine Lehrbuch für alle Erwachsenen, das jedermann ausreichendes Wissen bietet außer in seinem besondern Fach, es ist eine Encyklopädie von wahrhaft wissenschaftlichem Charakter, die den Stand jeder Wissenschaft genau angiebt und in jeder neuen Auflage die neuen Fortschritte verzeichnet, sodaß man sich hier leichter, wenn auch wohl nicht gründlicher unterrichten kann als in den Fachzeitschriften. Einen so starken Einfluß auf Zeiten und Völker, wie ihn etwa Bayles philosophisches Wörterbuch und die französische Encyklopädie gehabt haben, können die neuesten Konversationslexika nicht üben, sie müssen notgedrungen nach Objektivität streben und sich an das „positive" Wissen halten, aber ihre Wirkung auf weite Kreise ist dennoch nicht gering, und der verächtliche Ausdruck „Konversationslexikonsweisheit" ist heute nicht mehr angebracht. Denn die Lexika haben jetzt auch noch die Illustration in weitestem Umfang in ihren Dienst genommen, und die bedeutendsten kommen heute dem Ideal eines orbis pictus einigermaßen nahe.

Von der neuen, fünften Auflage des Meyerschen Konversationslexikons liegen jetzt acht Bände vor, das ist ungefähr die Hälfte des Ganzen, und man kann nun ein Urteil über den Wert des Werkes, oder richtiger, über die Vorzüge der neuen Auflage gewinnen. Das Streben des Bibliographischen Instituts geht, wie man bald erkennt, hauptsächlich nach drei Richtungen; man will den Text möglichst gut lesbar, die Illustrationen möglichst reichhaltig und für jedermann verständlich machen und vor allem allen Interessen und Bestrebungen der Gegenwart dienen. In der That haben denn auch fast alle längern Artikel jetzt den Charakter von Abhandlungen, die sich von denen unsrer Zeitschriften nur dadurch unterscheiden, daß sie gedrungner und schlichter sind; ihr Umfang ist aber oft ziemlich groß, über die Arbeiterfrage z. B. finden wir nicht weniger als 14, über Darwinismus 13 Spalten des engen Lexikondrucks. Man kann nicht behaupten, daß diese längern Artikel von den Schwächen unsrer wissenschaftlichen Prosa ganz frei wären, aber eigentliches Zeitungsdeutsch bringen sie nicht, die Notwendigkeit, überall klar zu sein, zwingt auch zur Aufmerksamkeit auf den Stil, und wenn wir die Aufsätze des Konversationslexikons in der Zeitung lasen (was wir wohl auch hin und wieder thun), so würden sie uns vielleicht vorteilhaft auffallen. Immerhin möchte man

stellenweise noch mehr Sorgfalt in stilistischer Hinsicht wünschen. Für die Richtigkeit und Genauigkeit der in den einzelnen Artikeln gegebnen wissenschaftlichen Thatsachen bürgen im ganzen die Namen der Mitarbeiter, die ja samt und sonders Fachleute sind; das Urteil, ob er das findet, was er braucht, nicht zu viel und nicht zu wenig, steht aber dem Laien zu, und wir müssen gestehen, daß wir ziemlich von allen Artikeln, die wir gelesen haben, befriedigt gewesen sind. Die naturwissenschaftlichen und technischen haben bei Meyer stets einen guten Ruf gehabt, und wer den schon genannten Artikel über Darwinismus liest, wird zugeben müssen, daß er ihn heute erst recht verdient, es ist eine wirklich vollständige Übersicht der Theorien und ihrer Folgen für alle Gebiete. Besondre Sorgfalt hat man, eben in dem Bestreben, der Gegenwart zu dienen, diesmal den nationalökonomischen und sozialpolitischen Artikeln zugewandt. Hier wird eine ganze Reihe von Aufsätzen und kleinern Notizen meist in neuer Fassung geboten, die der Berücksichtigung in hohem Grade wert sind und in den Kreisen der besitzenden Klassen, für die sie berechnet sind, sehr viel Klarheit verbreiten könnten. Es sei nur auf den schon genannten Artikel über die Arbeiterfrage verwiesen, der außer den industriellen auch die landwirtschaftlichen Verhältnisse berücksichtigt und sehr dankenswerte Zusammenstellungen der bisher in Vorschlag gebrachten oder angewandten Maßregeln zum Schutz und zur Verbesserung der Lage der Arbeiter giebt. Aber auch in Kunst- und Litteraturdingen kann man seinem Meyer durchweg trauen, obwohl das Urteil hier natürlich nicht den Grad der Bestimmtheit erreichen kann wie auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften. Die Übersichten der Gesamtentwicklungen sowohl wie die Einzelartikel sind durchweg vollständig, gut gegliedert und unbefangen gehalten; selbst das Schwierigste, die Beurteilung der Bestrebungen der Gegenwart, ist meist gelungen. Nur bei der Darstellung der neuesten deutschen Litteratur hätten wir eine Anzahl Ausstellungen zu machen. Der Bearbeiter giebt nach einander ganz kurze Charakteristiken von Wilbrandt, Wildenbruch, Sudermann, Fulda, Gerhart Hauptmann, Wolzogen, Anzengruber und faßt dann die „Naturalisten“ Bleibtreu, Conrad, Heiberg(!), Alberti, Tovote u. s. w. als „Gruppe für sich“ zusammen. Ist Gerhart Hauptmann vielleicht kein Naturalist? Der Verfasser hat augenscheinlich keine Idee von der Entwicklung der allerneuesten deutschen Litteratur, sonst müßte er wissen, daß gerade die Leute, die er Naturalisten nennt, oder doch die meisten von ihnen, niemals ohne weiteres auf das naturalistische Dogma schwuren, aber sie waren es, die den neuen Sturm und Drang in Deutschland am Ende der achtziger Jahre einleiteten, in dem selbstverständlich alle Richtungen durcheinanderquirlten, und aus dem die Sudermann und Hauptmann dann erst auftauchten. Aus der Unkenntnis der Bewegung erklären sich dann auch wohl so seltsame Urteile wie, daß Konrad Alberti „der gärendste und leidenschaftlichste von allen“ sei, er, der wahrscheinlich der Berechnendste ist, wie u. a. der Umstand beweist, daß er vor noch nicht langer Zeit eine Fortsetzung von — Gustav Freytags „Soll und Haben“ brachte, und daß Heinz Tovote, „der Erotiker im engsten Sinn,“ die reichste poetische Veranlagung habe, was schon, wie es dasteht, ein Widerspruch ist, aber diesem „Kompositum“ von Maupassant und Langerweile auch zuviel Ehre anthut. Doch ist die Beurteilung der neuesten deutschen Litteratur für jeden, der nicht mitten drinstand und seine fünf Sinne gehörig zusammengenommen hat, eine schwierige Sache, und daß sie einstweilen mißlungen ist, will gegen die Trefflichkeit des Meyer im allgemeinen wenig bedeuten. Man kann ruhig sagen, daß, was Vielseitigkeit, Genauigkeit und auch Klarheit anlangt, in der neuesten Auflage das Menschenmögliche geleistet ist.

Vortreffliches ist auch bei den Illustrationen erreicht. Außer den manchmal wirklich schönen bunten Tafeln enthält das Werk nicht weniger als 10000 Abbildungen und Karten.

„Das Konversationslexikon ersetzt eine ganze Bibliothek," hat man wohl gesagt. Man muß hinzufügen: eine Bibliothek von Lehrbüchern, und das auch nur denen, die zu wirklichen Studien keine Zeit haben. Das ist aber der bei weitem größte Teil des Volks. Universale Bildung ist für keinen Menschen mehr möglich, und so kann das Konversationslexikon nicht mehr entbehrt werden.

Wan-li-schang-tschöng. Ein Beitrag zur Frauenfrage von Hermann Nestori. Wolfenbüttel, Julius Zwißler

Das chinesische Wort bedeutet die chinesische Mauer. Sie ist dem Verfasser das Symbol der vom Interesse der Männer errichteten und durch jahrtausendelang gehäufte Vorurteile befestigten Schutzwehr, durch die die Männerwelt ihre Vorrechtsstellung den Frauen gegenüber wahrt. Der eigentlichen Erörterung wird ein kurzer Abriß der Weltansicht des Verfassers vorangeschickt. Es ist die christliche, aber in einer sehr ketzerischen Abart; man kann sie, wie die von Steffensen, als moderne Gnosis bezeichnen. Die Sinnenwelt, die Welt der Unfreiheit, war notwendig, sobald Gott sie dachte, aber sie muß überwunden und aufgehoben werden durch das Göttliche in der Welt, also im Menschen, durch den freien Geist. Wenn für Goethe alles Vergängliche zwar nur ein Gleichnis, aber doch ein Gleichnis ist, so ist es für Nestori einerseits leerer Schein, andrerseits Zerrbild des wahren Seins. Obwohl nun diese Lösung des Welträtsels so wenig eine Lösung ist wie irgend eine der frühern Lösungen, und obwohl wir in vielem von dem, was der Verfasser über seinen eigentlichen Gegenstand sagt, mit ihm nicht übereinstimmen, können wir doch sein kleines Buch mit gutem Gewissen empfehlen. Mit einem urwüchsigen, grimmigen Humor, der aus einem reinen, edeln und starken Herzen quillt, geißelt er sowohl die Heuchelei der Orthodoxen wie die „Schweinerei" der Materialisten, die im Interesse der Männerwelt an der Aufrechterhaltung der Mauer arbeiten. Und mindestens zwei der von ihm aufgestellten Behauptungen sind ganz unumstößliche, unanfechtbare Wahrheiten. Nämlich daß es in einer Zeit, wo sich Millionen Frauen und Mädchen mit eigner Arbeit durchschlagen müssen, unvernünftig und zugleich unanständig ist, wenn ihnen der Zugang zu Erwerbszweigen, für die sie selbst die Befähigung zu haben glauben, von Staats wegen verschlossen wird, und daß das einzige Mittel, die Prostitution in nennenswertem Grade einzuschränken, in der Verleihung der Gleichberechtigung an die Frauen besteht. Wir haben beide Wahrheiten schon wiederholt hervorgehoben. Die Gleichberechtigung brauchte nicht, wie Nestori will, bis zur Verleihung des politischen Wahlrechts zu gehen; das Koalitions-, Versammlungs- und Vereinsrecht würde schon genügen. Wer die Frauen hindert, in Gewerkvereinen um bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen und den Zwang zur Unsittlichkeit, unter dem sie leiden, öffentlich zur Sprache zu bringen, der befördert und beschützt die Prostitution und übt unter Umständen einen indirekten Zwang dazu aus. Daran haben wohl die Behörden, die Frauenvereine auflösen, den Frauen die Teilnahme an politischen Versammlungen verbieten und sie wegen „Besprechung öffentlicher Angelegenheiten" bestrafen, noch nicht gedacht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Gerichtsferien

Die Einrichtung der Gerichtsferien hat ihren Urſprung im römiſchen Recht, und zwar in der Zeit, wo die eigentliche Urteilsfällung den Volksgerichten zuſtand. Als feriae galt damals die Zeit während der Ernte und Weinleſe. Während dieſer Zeit, ſowie während der Zeit der öffentlichen Spiele Gerichtsſitzungen abzuhalten, verbot ſich aus der Bedeutung beider für den römiſchen Bürger.

Nach dem Gerichtsverfaſſungsgeſetz dauern die Gerichtsferien vom 15. Juli bis zum 15. September. Während dieſer Zeit ſind die richterlichen Geſchäfte eingeſchränkt; Termine finden nur in „Ferienſachen“ und ſolchen Sachen ſtatt, die, weil ſie beſondrer Beſchleunigung bedürfen, auf Antrag des Gerichts oder des Vorſitzenden für Ferienſachen erklärt worden ſind. Auch die Bearbeitung der Vormundſchaftsſachen, Nachlaßſachen, Lehns-, Familienfideikommiß- und Stiftungsſachen kann unterbleiben, wenn kein Bedürfnis einer Beſchleunigung vorhanden iſt. Die Präſidenten ſind ermächtigt, den ihnen untergebnen Beamten während der Gerichtsferien Urlaub zu erteilen, ohne daß dieſer Urlaub einer beſondern Begründung bedarf.

Nach den Motiven zum Gerichtsverfaſſungsgeſetz ſind die Gerichtsferien zunächſt dazu beſtimmt, die Beurlaubung der gerichtlichen Beamten zu erleichtern. In wie weit das Intereſſe der Juſtizverwaltung in dieſer Beziehung die Einrichtung von Gerichtsferien erfordert, iſt nicht abzuſehen, da auch die Beamten andrer Verwaltungszweige ihren regelmäßigen Urlaub erhalten und ſich in keinem eine den Gerichtsferien ähnliche Einrichtung findet, abgeſehen von der Schulverwaltung, für die beſondre Geſichtspunkte maßgebend ſind. Im Gegenſatz zu der altrömiſchen Einrichtung ſollen es die heutigen Gerichtsferien dem Richter nicht etwa ermöglichen, einem Erwerbsgeſchäfte nachzugeben; ihr Zweck iſt ausſchließlich die Erholung des Richters

nach anstrengender Arbeit, und es liegt im eigensten Interesse des Staats, daß der Richter die ihm gewährte Erholungszeit in einer Weise ausnutze, die seiner Gesundheit zuträglich ist. Während daher dem römischen Richter nur die ständig wiederkehrende Erntezeit freizulassen war, kommt es bei uns darauf an, daß der Richter seine Ferien möglichst in einer Zeit erhält, wo er sie seinen Gesundheisbedürfnissen entsprechend zu benutzen in der Lage ist. Nun hat man zwar bei Beratung des Gerichtsverfassungsgesetzes erwogen, daß die Zeit des August und September das sicherste und beste Bergwetter habe und daher für Bergtouren am geeignetsten sei. Ist denn aber der Richter so nach der Schablone organisirt, daß jeder gerade eine Bergtour braucht, um wieder arbeitsfähig zu werden? Würde der im Norden angestellte Richter nicht gern den Sommer über in seinem Städtchen bleiben und dafür im Winter den Süden oder eine Stadt aufsuchen, während der im Süden angestellte gern im Monat Juli entflieht? Können nicht auch geistige Interessen den Richter nach Gegenden ziehen, deren Besuch im Sommer geradezu ausgeschlossen ist? Diese Erwägungen sollten mindestens soweit berücksichtigt werden, als es mit den Interessen der Rechtspflege vereinbar ist. Jetzt werden die Richter alle nach einer Schablone behandelt, während die Beamten andrer Verwaltungen nach Möglichkeit in einer ihren Wünschen entsprechenden Jahreszeit beurlaubt werden.

Weiter sind nach den angeführten Motiven die Gerichtsferien bestimmt, Privatpersonen, die als Handelsrichter, Zeugen oder Sachverständige zum Gerichtsdienst herangezogen werden können, in der Erntezeit, wo der Gerichtsdienst für einen wesentlichen Teil der Bevölkerung mit großen Nachteilen verbunden sein kann, möglichst vor diesen Nachteilen zu bewahren. Dieser Zweck wird in Wirklichkeit nur zu einem sehr kleinen Teil erreicht. Denn die gerichtliche Thätigkeit leidet gerade in den Sachen, bei denen das Publikum als Richter, als Partei, als Zeuge und Sachverständiger am meisten herangezogen wird, nämlich in Strafsachen, während der Gerichtsferien keine Unterbrechung. Durch die während der Gerichtsferien ausfallenden streitigen Zivilsachen würde das Publikum als Partei nur insoweit in Anspruch genommen werden, als es sich um amtsgerichtliche Prozesse handelt. In diesen kann sich aber die Partei vertreten lassen, und wenn hier die zeitweilige Behinderung des Publikums eine ausgiebigere Wahrnehmung der Parteirechte durch Anwälte zur Folge hätte, so könnte dieses Ergebnis im Interesse der Rechtspflege nur erwünscht sein. Es bleibt daher nur die Thätigkeit als Zeuge, Sachverständiger und Handelsrichter in nicht streitigen Zivilsachen, von der das Publikum während der Gerichtsferien befreit ist. Erwägt man aber weiter, daß der im einzelnen Falle vorliegenden Behinderung durch Terminverlegung oder Einberufung eines Vertreters (bei den Handelsrichtern) auch unabhängig von den Gerichtsferien Rechnung getragen werden könnte, so leuchtet ein, daß

die verminderte Heranziehung des Publikums zu Gerichtsgeschäften kaum von Bedeutung ist.

Wollte man aber selbst das Gegenteil annehmen, so bedürfte es immer noch des Beweises, daß durch die Verschonung mit gerichtlichen Geschäften während der Sommermonate das eigne Interesse des Publikums gewahrt sei. Denn dieser zeitweiligen Befreiung entspricht eine um so stärkere Belastung während der übrigen Jahreszeit. Als bei den Römern die Einrichtung der Gerichtsferien entstand, bildete die Landwirtschaft, namentlich in Italien, derart den Haupterwerbszweig für die Masse des Volkes, daß man unbedenklich die Interessen der Landwirte mit denen des gesamten Volkes für gemeinsam halten durfte. Heute leben wir unter andern Verhältnissen. Neben, ja in einzelnen Gegenden über der Landwirtschaft haben sich in den letzten Jahrzehnten Industrie und Handel als bedeutende wirtschaftliche Mächte entwickelt. Für den Industriellen und den Kaufmann, denen die Handelsrichter ausschließlich angehören, bildet die Sommerzeit die ruhigste Zeit. In dieser kann er sich mit den geringsten Nachteilen seiner geschäftlichen Thätigkeit entziehen, und mancher wird, wenn er nicht in der Lage ist, in der Sommerzeit der Arbeit gänzlich den Rücken zu kehren, lieber hier seinen gerichtlichen Pflichten genügen, als daß er sich in der regsten Geschäftszeit aus seinen Geschäften herausreißen läßt. Man giebt diesen Leuten geradezu ein Danaergeschenk, wenn man sie zu einer Zeit von gerichtlichen Pflichten befreit, wo sie diese mit dem geringsten Nachteil für ihre geschäftliche Thätigkeit zu erfüllen imstande sind.

Während so die Einrichtung der Gerichtsferien ihrer Bestimmung nicht gerecht wird, lassen sich andrerseits ihre Nachteile für die Allgemeinheit und das Recht suchende Publikum insbesondre nicht verkennen. Das Publikum empfindet es als eine schwere Last, daß ihm zwei Monate im Jahre das rechtliche Gehör verkürzt ist, wie sein Zusammenströmen an der Gerichtsstelle und die Häufung der gerichtlichen Geschäfte nach Schluß der Gerichtsferien beweisen. Wenn auch das Gesetz den hemmenden Einfluß der Gerichtsferien auf solche Sachen beschränkt, die weder nach der Rechtsmaterie, der sie angehören, noch nach den thatsächlichen Verhältnissen der Eile bedürftig sind, so bleibt doch in Wirklichkeit die Verkehrsstockung nicht auf diese Sachen beschränkt. Es gilt das namentlich von Grundbuchsachen und hat seinen Grund zum Teil darin, daß auch die Notare während der Zeit der allgemeinen Ruhe ihre Thätigkeit beschränken, zum Teil in der für die zurückgebliebnen Richter oft geradezu unerfüllbaren Aufgabe, das aus den verschiednen Dezernaten auf ihren Kopf zusammengetragne Arbeitspensum vollständig zu erledigen. Endlich mag noch darauf hingewiesen werden, daß in dem modernen Staate die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung zu sehr ein einheitliches Ganze bilden, als daß ohne Gefahr für sie ein Teil der Staatsmaschine still stehen könnte, während die übrigen Teile fortarbeiten.

Einen Nachteil, den die Beseitigung der Gerichtsferien zur Folge haben würde, könnte man in der häufig erforderlichen Vertretung der ständigen Richter durch nicht ständige sehen, wenn die richterlichen Geschäfte während der Abwesenheit des Dezernenten uneingeschränkt fortgeführt würden. Thatsächlich würde aber solche Vertretung nur bei kleinen Amtsgerichten und kleinen Landgerichten erforderlich sein, wo sich die zu erledigende Arbeit nicht auf mehrere Schultern verteilen läßt. Auch ist zu erwägen, daß sich der Geschäftsbetrieb von selbst den Verhältnissen entsprechend regeln wird, insofern in Zivilsachen z. B. den Parteien selbst daran liegt, daß die von dem ordentlichen Dezernenten instruirte Sache auch von ihm zu Ende geführt wird. Jenem Nachteil stünde aber ein wesentlicher Vorteil gegenüber: die Arbeit, die heute in zehn Monaten erledigt werden muß, würde sich auf das ganze Jahr verteilen. Es könnte nicht ausbleiben, daß damit der jetzigen Überlastung der Gerichte wenigstens teilweise abgeholfen werden würde.

Es dürfte wünschenswert sein, daß bei der beabsichtigten Reform des Gerichtsverfassungsgesetzes auch die Frage nach der praktischen Bedeutung der Gerichtsferien erörtert würde.

Arzt, hilf dir selber!

Während der Ausschuß der preußischen Ärztekammern an den Kultusminister eine Abordnung sendet, die ihn auf die immer mehr bedrohte Lage des ärztlichen Standes hinweisen und auf die Thatsache aufmerksam machen soll, daß sich die Anstellung und Entlassung der Krankenkassenärzte nicht mehr allein nach Gunst und Belieben der zum großen Teil sozialdemokratischen Kassenvorstände vollziehe, sondern daß man schon anfange, ungescheut von den Ärzten die Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei als Bedingung der Anstellung zu fordern, und daß deshalb eine straffere Organisation des ärztlichen Standes, d. h. die Schaffung und Übertragung der Disziplinargewalt an die staatlich anerkannten ärztlichen Vertretungen geboten sei; während Herr Dr. Enyrim in Frankfurt a. M. in einem offnen Sendschreiben an den Ärztekammerausschuß gegen diesen Versuch, „das Gift der Sozialdemokratie in den Reihen der Ärzte zu bekämpfen," d. h. die politische Gesinnung der Ärzte zum Gegenstande der Bevormundung zu machen, Verwahrung einlegt; während sich die freisinnigen Berliner Zeitungen in heftigen Artikeln und der Vorstand der

Berliner ärztlichen Standesvereine durch eine Eingabe an den Kultusminister dem geharnischten Protest Cnyrims anschließen, berichtet das ärztliche Vereinsblatt vom 1. April über drei Broschüren, die, von angesehenen Ärzten geschrieben, alle mehr oder weniger die Hilfe des Staats anrufen, um den Ärzten in ihren sozialen Nöten wirksamen Beistand zu leisten. Dr. Zadek in Berlin kritisirt die heutige Krankenversicherung in höchst abfälliger Weise und verlangt Unentgeltlichkeit der Krankenpflege und freie Hospitalbehandlung, Forderungen, die von der Sozialdemokratie auf verschiednen Parteitagen längst gestellt worden sind; Dr. Zepler in Berlin schlägt die Errichtung von ärztlichen Syndikaten vor, die, vom Staate anerkannt und mit den nötigen Vollmachten ausgestattet, den geschäftlichen Verkehr zwischen ärztlichen „Arbeitgebern“ und „Arbeitnehmern“ in der Weise regeln sollen, daß sie eine nach zeitlichen und örtlichen Verhältnissen verschiedne und für alle Ärzte verbindliche Lohntaxe ausarbeiten, die Rechnungen der Ärzte nach den Einzelleistungen festsetzen und ihre Einziehung und Überweisung an die Ärzte besorgen; Dr. Beckers in Hannover endlich verlangt mit dürren Worten die Verstaatlichung des Heilwesens: der Kranke bezahlt für die ihm gewährte ärztliche Hilfe den Staat, und der legt ihm dafür eine seinem Einkommen entsprechende, nach der Staatssteuer berechnete Abgabe auf; der Arzt erhält seinen Lohn vom Staat, und zwar nach einer festen Taxe, die für ältere, durch ihren Beruf oder Krankheit geschwächte oder mit zahlreicher Familie gesegnete Ärzte nach bestimmten Regeln erhöht werden kann. Alle drei Verfasser fordern die freie Arztwahl, die sich auch in ihre Vorschläge leicht einfügt.

Die hier mitgeteilten Meinungsäußerungen und Thatsachen schildern wohl besser und eindringlicher als viele Bogen gelehrter Auseinandersetzungen die Verwirrung, die in den ärztlichen Kreisen herrscht; denn schroffere Gegensätze als die zwischen der staatlich anerkannten Vertretung des ärztlichen Standes, die es noch für eine ihrer Hauptaufgaben hält, das Gift der Sozialdemokratie in den Reihen der Ärzte zu bekämpfen, zwischen Herrn Cnyrim, der von der Sozialdemokratie sagt, „daß sie für den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft gute Früchte getragen habe und noch hervorzubringen verspreche,“ und zwischen den Freischärlern in der Litteratur, die auf ärztlichem Gebiete bereits zu den äußersten Folgen des Sozialismus durchgedrungen sind, kann es kaum geben. Aber man sieht wenigstens frische Bewegung und kräftiges Leben; die Gegensätze stoßen heftig auf einander, und aus dem schroffen Widerstreit der Meinungen entspringen zwei günstige Folgen: erstens wird eine immer größere Zahl von Ärzten aus ihrer Gleichgiltigkeit gegen ärztliche Standesfragen und Interessen herausgerissen, und zweitens wird es in kurzer Zeit zu einer genauen Feststellung der Gegensätze, zu einer Klärung der Ansichten und zum Kampfe um die Durchführung praktischer Forderungen kommen. Und davon allein ist ein Fortschritt zum bessern auch auf diesem Gebiete zu erwarten.

Vom Staate erwarten wir wenig oder nichts. Ja, wenn es sich um eine Reform auf tierärztlichem Gebiete handelte! Da wäre vielleicht neben besserm Verständnis und thatkräftigem Willen auch eine Öffnung in der Börse des Finanzministers zu finden. Aber wer die seit Jahrzehnten sich alljährlich im Abgeordnetenhause wiederholenden tiefsinnigen Erörterungen zwischen den Anhängern der Medizinalreform und dem jeweiligen Kultusminister und seinen Räten verfolgt hat, wer die wehmütige Klage des Herrn v. Bosse versteht, daß er die Reform nicht allein machen könne, sondern seinen Entwurf, der vielleicht nur noch einer einzigen Sitzung zur Vollendung bedürfe, an den Minister des Innern und an den Finanzminister senden müsse, um deren Einwilligung zu erlangen, wer allein die Geschichte der Reformbestrebungen in der Stellung der Kreisphysiker kennt, und weiß, daß diese Reform, die für die Neuregelung des öffentlichen Gesundheitswesens ganz unentbehrlich ist, stets an der Weigerung des Finanzministers gescheitert ist, ein paar Millionen zur Verfügung zu stellen, kurz, wer sich ausschließlich an die offenkundigen Thatsachen hält, der wird zwar die Behauptung des Kultusministers, daß die Medizinalangelegenheiten im Kultusministerium mit warmem Herzen bearbeitet würden, daß ein frischer Zug der Arbeit, des Wohlwollens und der Förderung der Interessen der Medizinalverwaltung in seiner Abteilung vorhanden sei, nicht mit ungläubigem Lächeln aufnehmen, aber er wird seinen Glauben an die force majeure, die diese Bestrebungen niederhält, nicht eher aufgeben, als bis die lendenlahme That dem flüchtigen Wort gefolgt ist.

Doch um nicht ungerecht zu sein, eine That ist dem Schoße des Ministeriums entsprungen: er gebar einen neuen Entwurf einer Regelung der ärztlichen Honorare, der dem Ausschuß der preußischen Ärztekammern zur Begutachtung vorgelegt worden ist. Der Entwurf soll die Taxe aus dem Jahre 1815 ersetzen, aus der der Richter in streitigen Fällen auch heute noch die Lohnansprüche der Ärzte festsetzen muß. In der That, ein zeitgemäßes Unternehmen! Schon allein die Ausmerzung dieser vorsündflutlichen Lohnbemessung für einen Stand, für den es weder Sonntags- noch Nachtruhe giebt, und dessen Händen das höchste aller irdischen Güter, Leben und Gesundheit, anvertraut ist, aus der Gesetzgebung verdient Anerkennung. Nur schade, daß die Ärzte seit dem Jahre 1869 der Gewerbeordnung unterworfen sind, die in ihrem § 80 bestimmt, daß die Bezahlung der approbirten Ärzte der Vereinbarung dieser mit ihren Patienten überlassen bleibt. Der Arzt also, der sich seiner gesetzlichen Stellung im Reiche bewußt ist, bedarf dieser Taxe nicht; er kann sich seine Ansprüche an den Geldbeutel seiner Arbeitgeber im voraus rechtlich sichern; passen ihm die Lohnsätze nicht, so kann er streiken; unterläßt er dagegen als schlechter Geschäftsmann die Preisbestimmung, so hat er sich den Schaden, den er dadurch erleidet, daß der Richter in streitigen Fällen entweder nach der Taxe oder nach dem Gutachten von Sachverständigen seine Rechnung fest-

stellt, selbst zuzuschreiben. Dazu kommt, daß die Sätze, die aus dem neuen Taxentwurf bekannt geworden sind, keineswegs zu großen Erwartungen auf höhern Lohn berechtigen. Die alte Taxe bewilligte dem Arzt für den ersten Besuch in den Städten und Vorstädten 2 bis 4 Mark, für jeden folgenden Besuch 1 bis 2 Mark; die neue Taxe bestimmt als niedrigsten Satz für den ersten Besuch 2 Mark, also gerade soviel wie die alte. Die erste Konsultation (ein aus dem Hause des Arztes abgeholtes Rezept) kostete früher 36 bis 75 Pfennige, jetzt eine Mark, das ist eine Bezahlung, die in Berücksichtigung der Zeitdauer und Schwierigkeit der ersten Untersuchung alles eher als genügend ist. Doch mögen die übrigen Bestimmungen der neuen Taxe*) günstiger sein oder nicht, sie haben, solange die Gewerbeordnung auch für die Ärzte zu Recht besteht, keine grundsätzliche Bedeutung. Von großer Wichtigkeit dagegen sind sie, wenn man sie vom sozialen Gesichtspunkte aus betrachtet, insofern sie in ihren niedrigsten Sätzen einen genauen Ausdruck bilden für die Wertschätzung, die der Staat der ärztlichen Hilfeleistung beimißt. Diese Schätzung entspricht durchaus der Stellung, die die Ärzte in den Augen vieler hochgestellten Behörden und eines großen Teils der Bevölkerung, leider vielfach durch eigne Schuld, auf der sozialen Stufenleiter einnehmen. Auch dem Zweifler und Spötter einerseits und dem Idealisten andrerseits muß das einleuchten, wenn sie einen andern Stand zum Vergleich heranziehen, der nach seinem Bildungsgang und seiner öffentlichen Thätigkeit dieselbe Rangordnung einnehmen sollte wie der ärztliche, den Stand der Rechtsanwälte. Zwar ist auch bei ihm in mancher Richtung ein sozialer Rückschritt bemerkbar als Folge derselben Übel, an denen die Ärzte kranken, dem Übel der zu großen Zahl und dem Übel der materialistischen Weltanschauung; aber die Schäden werden bei ihm zum größten Teil ausgeglichen durch eine straffe, gesetzlich geschützte Organisation, durch die Thätigkeit der Anwaltskammern und der Ehrengerichte, und die Abschwächung der schlimmen Folgen der freien Konkurrenz durch eine Taxe, an die die Anwälte gebunden sind, und die so hoch ist, daß sie die materielle Lage der Standesmitglieder in ausreichender Weise sichert und da-

*) Inzwischen ist der Inhalt der neuen Taxe bekannt geworden. Leider erfüllt sie die Erwartungen der praktischen Ärzte nicht; im Gegenteil, sie muß als eine Verschlechterung der alten Taxe bezeichnet werden. Denn die niedrigsten Sätze, die für die größte Zahl der Ärzte allein in Betracht kommen, sind in den seltensten Fällen erhöht, und in vielen unverändert, in einigen sogar noch weiter erniedrigt. Sehr erhöht sind die höchsten Sätze, so sehr, daß sie beim Laien den Schein erwecken könnten, als würde unter der Herrschaft dieser Taxe ein dichter Goldregen auf den ärztlichen Stand niederregnen. Nun für die sogenannten Autoritäten und einen Teil der Spezialisten mag das zutreffen, für den praktischen Arzt trifft es nicht zu: er hat das Nachsehen. Leider hat auch die Ärztekammer, der der neue Entwurf zur Begutachtung vorgelegt wurde, im Sinne der Scheinverbesserungen weiter gearbeitet: sie hat nicht die niedrigsten Sätze erhöht, sondern die höchsten Sätze des Entwurfs noch gesteigert. Von der Vertretung des Standes eine sonderbare Leistung!

durch die erste Bedingung zu einem befriedigenden, schaffensfreudigen Dasein, unabhängige äußere Lage, gewährleistet. Diese Taxe verdankt der Anwaltstand dem Wohlwollen des Staats, der immer bereit gewesen ist, ihm mit vollen Händen zu geben, was er den Ärzten beharrlich verweigert. Die Gesetze über den Ansatz und die Erhebung der Gebühren für Rechtsanwälte wurden im Jahre 1851 und im Jahre 1879 den veränderten Lebensbedingungen entsprechend abgeändert, d. h. erhöht, und zwar 1879 so bedeutend, daß sie im Durchschnitt mindestens das Dreifache der frühern Sätze betragen. Erhoben werden sie in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten nach dem Wert des Streitgegenstandes; bei einem Streitgegenstande im Werte bis zu 20 Mark betragen sie 2 Mark, dann steigen sie stufenweise und belaufen sich bei Gegenständen

im	Werte	von	650	bis	900	Mark	auf	24	Mark
„	„	„	4300	„	5400	„	„	52	„
„	„	„	8200	„	10000	„	„	64	„
„	„	„	98000	„	100000	„	„	219	„
„	„	„	900000	„	902000	„	„	1021	„

Diese Gebühren erhält der Anwalt aber in jeder Sache nicht bloß einmal, sondern wiederholt, z. B. als Prozeß-, Verhandlungs- und Vergleichsgebühr, fünf Zehntel des ganzen Satzes als Beweisgebühr, bei Erledigung des Auftrags vor der mündlichen Verhandlung, auch ohne daß er die Klage eingereicht hat, ebensoviel für die Anfertigung eines Schriftsatzes, drei Zehntel für die Mitwirkung bei einem der Klage vorausgehenden Sühneverfahren, sowie für die Auswirkung eines Zahlungsbefehls, ebensoviel für einen erteilten Rat, wenn er nicht zum Prozeßbevollmächtigten ernannt ist u. s. w. Dazu kommt die sehr wichtige Bestimmung, die ihn vor jedem Verlust schützt, daß er von seinem Auftraggeber angemessenen, d. h. dem mutmaßlichen Betrage der Gebühren und Auslagen entsprechenden Vorschuß fordern kann, der Schreibgebühren und sonstiger Sporteln gar nicht zu gedenken.

Ein Vergleich dieser Sätze mit dem Lohn, den der Arzt für ähnliche Leistungen nach der Taxe von 1815 zu fordern berechtigt ist, lehrt zur Genüge, daß die Bezahlung des Rechtsanwalts ungleich höher ist als die des Arztes. Gesetzt den Fall, der Arzt hat bei einer Frau durch den Kaiserschnitt Mutter und Kind am Leben erhalten und nachher bis zur Heilung der Wunde noch zehn Besuche gemacht, so beträgt seine Rechnung: 1. für die Operation 30 bis 60 Mark, 2. für jeden Besuch 1 bis 2 Mark, d. h. im ganzen 40 bis 80 Mark. Da in diesem Falle zwei Menschenleben in Gefahr standen, so dürfte es wohl angemessen sein, in dem Rechtsstreit den Wertgegenstand auf mindestens 10000 Mark anzunehmen. Beschränkt sich in einem solchen Falle die Thätigkeit des Anwalts auf die Erteilung eines einfachen Rates, der einer ärztlichen mit 1 Mark zu bezahlenden Konsultation entsprechen würde, so erhält er 21 Mark, fertigt er einen Schriftsatz an, 32 Mark, führt er dagegen den

Prozeß durch, so beträgt sein Honorar für die Prozeß- und Verhandlungsgebühr allein 128 Mark. Diese Zahlen sprechen deutlich.

Es wäre thöricht und ungerecht zugleich, wenn die Ärzte diese günstigere Lage der Rechtsanwälte bemängeln wollten; aber sie sollte ihnen ein Sporn sein, entweder jede Einmischung des Staats in ihre rein geschäftlichen Angelegenheiten von der Hand zu weisen, oder alle Hebel in Bewegung zu setzen, um vom Staat ähnliche günstige Arbeitsbedingungen zu erlangen, sich zu einer Standesgenossenschaft zusammenzuschließen und eine Standesordnung zu schaffen, die vom Staate nichts verlangt als seine Anerkennung, eine Standesordnung, die nach ähnlichen Grundsätzen eingerichtet ist und arbeitet wie die Anwaltskammern, die in ihren Organen den Willen und die Macht hat, ihre geschäftlichen äußern Beziehungen wie ihre innern Angelegenheiten nach feststehenden, aber entwicklungsfähigen, Zeit und Ort angepaßten Vorschriften zu regeln und auf ihre Mitglieder den Zwang auszuüben, ihre Berufsgeschäfte gewissenhaft zu betreiben und sich innerhalb und außerhalb ihres Berufs der Achtung, die er erfordert, würdig zu zeigen. Diese Forderungen sind ebenso weit entfernt von den undurchführbaren Träumereien der Sozialisten wie von der jede vernünftige Entwicklung hemmenden Zügellosigkeit der strengen Individualisten: sie verlegen die Hauptthätigkeit der Reform in den ärztlichen Stand selbst und verlangen vom Staate nur die gesetzliche Billigung der Formen, innerhalb deren sich die freie ärztliche Thätigkeit zum Heile der Ärzte selbst, des Staats und des Publikums entfalten soll. Ohne Selbsterkenntnis freilich, ohne die Erkenntnis, daß ein großer Teil der sozialen Schäden, unter denen der Stand seufzt, nicht in äußern Dingen, sondern in den Ärzten selbst liegt, ist diese Reform, die Reform von innen heraus, entweder ganz unmöglich, oder sie bleibt Flickwerk, wie die Abdämmung eines Flusses, dessen Quellen ungeschwächt fortbestehen.

Seehof H. Böing

Italienische Eindrücke

(Schluß)

Der Universitäten hat Italien zu viele, aber bisher hat keine der kleinern Gemeinden ihre alte Hochschule — und alt sind sie alle — hergeben wollen. Größere Bedeutung haben nur wenige, so vor allem Neapel mit viertausend, das ehrwürdige Bologna, die älteste und berühmteste aller, mit über zweitausend Studenten. Sie sind vielfach noch in ihren alten, aus der Renaissancezeit herrührenden

Gebäuden untergebracht, palastartigen Bauten um offne Säulenhöfe, die voll sind von den Denkmälern und Erinnerungen einer vielhundertjährigen Geschichte. Wie großartig ist doch der Hof der Sapienza in Rom, wie anziehend die schlichte, edle Frührenaissance der Bogenhallen von Pisa, wie majestätisch der ionische Säulenhof Sansovinos in Padua, wie überwältigend die Hallen des Archiginnasio (des alten Universitätsgebäudes) in Bologna mit der Fülle bunter Wappenschilder der dort seit Jahrhunderten Promovirten in den Bogengängen, auf Flur und Treppe, dem ganz in Zedernholz geschnitzten, einst weltberühmten anatomischen Theater mit den Standbildern der hervorragendsten bolognesischen Mediziner seit Mondinus, dem Begründer der modernen Anatomie, und den weiten Sälen der Fakultäten, die jetzt die Universitätsbibliothek bergen! Von den alten Kollegien Bolognas, die freilich hier wie in ganz Italien niemals die Bedeutung gewonnen haben wie an den französischen, englischen und auch deutschen Universitäten, besteht heute nur noch ein einziges, und zwar in seinen alten, wohlerhaltenen Räumen an der Via di Saragossa, das spanische Kolleg des Kardinals Egidio Albornoz von 1364, ein Viereck um einen Hof mit offnen Galerien auf Rundbogen und kurzen, stämmigen Säulen, davor ein Garten mit alten Bäumen hinter hoher guelfischer Zinnenmauer, das lebendige Bild des ausgehenden italienischen Mittelalters. Noch jetzt ist es Besitz der spanischen Regierung, die hier acht junge, für die diplomatische Laufbahn bestimmte Edelleute studiren läßt und den „Rektor" des Kollegiums ernennt. Die alte korporative Verfassung der Stiftung ist also erloschen, und das gilt überhaupt von den alten Einrichtungen der italienischen Universitäten. Die alten „Nationen" sind mit den ausländischen Studenten verschwunden, und etwas ähnliches wie unsre deutschen Studentenverbindungen giebt es nicht. Nur landsmannschaftliche Beziehungen und politische Gesinnungsgemeinschaft begründen gewisse Zusammenhänge, aber keine Organisation der Studentenschaft. So viel sich gegen unsre Verbindungen oder wenigstens gegen ihre Ausartungen sagen läßt, der völlige Mangel irgend welcher Einrichtungen dieser Art in Italien hat doch seine sehr bedenklichen Folgen. Bei der lebhaften Empfänglichkeit der Italiener verfallen sie sehr leicht irgend welchem demagogischen Einfluß, der Beredsamkeit irgend eines Schreiers, was dann wohl zu stürmischen Auftritten führt. Die Universitätsbehörden aber haben gar keine Möglichkeit, mit der Studentenschaft wirklich zu verhandeln, weil sie eben gar keine Organisation, also auch keine Vertretung hat, die zugleich die Bürgschaft für die Ausführung einer Vereinbarung übernehmen könnte in der Voraussetzung, daß sie bei ihren Leuten Gehorsam fände. Es ist alles wie Triebsand, und der liberale Radikalismus, der mit der Neugestaltung Italiens zur Herrschaft gelangt ist, steht allen alten genossenschaftlichen Vereinigungen feindlich gegenüber.

Wie die große Mehrheit der italienischen Studenten zum nationalen Ge-

danken steht, kann niemand entgehen, der ihre Universitätspaläste aufmerksam durchwandert. Jeder muß vielmehr den Eindruck gewinnen, daß ihm die gebildete italienische Jugend mit Begeisterung zugethan ist. Denn überall erinnern Marmortafeln an die Kommilitonen, die für Italien gefallen sind. In Bologna wird der ganze Zeitraum von 1794 bis 1867 als eine große Einheit zusammengefaßt und den Gebliebnen nachgerühmt, sie hätten gelehrt, daß „Wissenschaft und Freiheit verbunden sind," in Pisa und Padua sind solche Tafeln den Opfern der Kämpfe seit 1848 gewidmet.

In der Errichtung von Universitäten ist einst Italien allen andern Ländern Europas vorangegangen, und auch in jeder andern Beziehung war es das erste moderne Land Europas, Florenz das Vorbild aller modernen politischen und wirtschaftlichen Entwicklung. Bekanntlich hat es diesen Vorrang längst eingebüßt, und zumal in wirtschaftlicher Beziehung ist das jetzige Italien nicht ohne weiteres ein modernes Land, mit Ausnahme etwa des westlichen Oberitalien mit Mailand, Turin, Genua, Livorno. Mailand bezeichnete mir ein Italiener als die geistige und wirtschaftliche Hauptstadt des ganzen Landes, das venezianische Leben dagegen als ein Traumleben (vita di sogno). In der That tritt der Mangel an industriellen Anlagen in den meisten Teilen augenfällig hervor. Weder Verona noch Bologna, weder Florenz noch Neapel noch vollends Rom kann man als Industriestädte im modernen Sinne bezeichnen; die hohen Schornsteine und „die Rauchwimpel der Zivilisation" fehlen durchweg. Es wird auch in Deutschland viele Leute geben, die sie nicht gerade vermissen, weil sie im heutigen Fabrikwesen nicht ohne weiteres den Gipfelpunkt der Kultur zu erkennen vermögen. Dafür hat sich das Handwerk, namentlich das Kunsthandwerk, begünstigt durch alte Überlieferung, vorzügliche Vorbilder, Geschmack und Intelligenz in großer Vollkommenheit erhalten und weitergebildet, und es ist dabei merkwürdig, wie fest die einzelnen Zweige an bestimmten Orten haften. Unübertroffen ist noch heute Venedig in seinen Glaswaren, Glasmosaiken, Bronzen und Kupferwaren, Florenz in zierlichen Strohflechtereien, schönen geschnitzten Holzrahmen, feinen Juwelierarbeiten und den prachtvollen, unverwüstlich farbenschönen Mosaiken in hartem Stein (pietra dura), Rom ebenfalls in Glasmosaiken und Kupfergefäßen, Neapel in Korallenschmuck und Schildpatt, Sorrento und Capri in feinen Intarsiaarbeiten. Allgemein verbreitet ist die Nachbildung von Kunstwerken im eigentlichen Sinne, großartig entwickelt die Photographie, die Marmorarbeit und der Bronzeguß. Da der ganze Betrieb notwendig handwerksmäßig, persönlich bleiben muß, so ist der Produzent oft zugleich der Verkäufer, ohne Zwischenhandel und ohne Konzentration. Wie viele kleine Geschäfte in Intarsiawaren giebt es allein in Sorrent, wo fast jedes zweite Haus eins aufzuweisen hat! Und wer einmal die Arkaden des Markusplatzes, die Läden des Lungarno, des Pontevecchio und der Via Tornabuoni in Florenz gemustert hat, die zugleich

die Kauflust unwiderstehlich locken und den Geschmack durch das bloße Anschauen dieser Herrlichkeiten befriedigen, der wird den Italienern gern den Vorrang zugestehen und für ähnliche Schaufenster in deutschen Städten nur noch eine sehr mäßige Bewunderung übrig haben.

Große Schätze lassen sich freilich mit solchen Betrieben nicht sammeln, und daher ist Italien gegenwärtig in seiner finanziellen Entwicklung hinter andern Kulturländern zurückgeblieben. Dafür kennt es aber auch manche Übelstände nicht in dem Maße, wie sie anderwärts auftreten. Nur an verhältnismäßig wenigen Stellen häufen sich dort die Massen der Fabrikarbeiter derart an wie bei uns, von dem wasserkopfähnlichen Anschwellen unsrer Großstädte ist dort wenig zu merken — von den Städten, die ich gesehen habe, zeigen nur Rom und Neapel ein rascheres Wachstum —, und die Sozialdemokratie hat dort bei weitem nicht die Bedeutung wie in Deutschland. Übrigens geschieht auch manches, um ihr entgegenzuarbeiten; namentlich giebt es in Nord- und Mittelitalien zahlreiche Vereinigungen von Gewerbtreibenden verwandter Berufszweige zu gegenseitiger Unterstützung (società cooperative), und das Sparkassenwesen ist ziemlich ausgebildet. Die soziale Krankheit ist freilich auch in Italien vorhanden; nur liegt sie dort weniger in den industriellen, als in den ländlichen Verhältnissen. Alle die Eroberungen und Erschütterungen, die über die Halbinsel gegangen sind, haben nichts an der Erbschaft des Altertums zu ändern vermocht, der Vorherrschaft des Großgrundbesitzes. Nur selten ist der Bebauer Eigentümer des Bodens, dem er seinen Reichtum abgewinnt, meist nur der Pächter oder der Tagelöhner. Einen freien Bauernstand hat Italien nicht, außer im Westen der Potiefebne und in einigen südlichen Landschaften. In weiten Strichen, wie in Toscana, wiegt die Halbpacht (mezzadria) vor, bei der der Eigentümer die Hälfte des Ertrags, oft in natura, erhält und der Pächter auf jährlicher Kündigung steht; anderwärts herrschen günstigere Formen des Pachtverhältnisses. Selten nur bewirtschaftet der Eigentümer (possessore) einen Teil seines Grund und Bodens selber; gewöhnlich sitzt er in einer großen Stadt, überträgt einem Generalpächter die Verwaltung seiner Güter, der ebenfalls in der Stadt sitzt, und hält höchstens einige Sommermonate hindurch Villeggiatura auf einem künstlerisch ausgeschmückten Landsitz in schattigem Park. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich auch das jedem auffallende, meist schadhafte und halbverfallne Aussehen so vieler ländlichen Gehöfte, denn eigentlich hat niemand ein Interesse daran, sie behaglich und wohnlich zu gestalten. Die soziale Frage ist daher in Italien wesentlich agrarischer Natur. Gerade hier könnte durch innere Kolonisation sehr viel geholfen werden, denn die Wald- und Sumpfwüste der Maremmen und die Einöde der römischen Campagna, über denen jetzt im Sommer die Malaria, die Fieberluft brütet, könnten Tausenden von fleißigen Bauern Ackergrund geben, wie sie ihn einst gegeben haben. Statt dessen läßt man all-

jährlich Tausende und Abertausende hinüber nach Südamerika ziehen — im einzigen Hafen von Neapel lagen Ende April drei große Dampfer mit Auswandrern zur Abfahrt bereit —, hat doch Italien allein unter allen romanischen Ländern Westeuropas eine starke Volksvermehrung. Einzelne Anläufe sind ja gemacht worden; in einigen Teilen der Maremmen, um Orbetello, Grosseto und nach Pisa hin sieht man zahlreiche neue Gehöfte, von der Campagna wird jetzt immerhin der zehnte Teil angebaut, es giebt landwirtschaftliche Vereine u. dergl. Aber eine gründliche Änderung zum bessern wird gerade hier äußerst schwer werden. Denn der landesübliche Parlamentarismus, das unvermeidliche Ergebnis der politischen Entwicklung, legt die Regierungsgewalt in die Hände der Signori, der größern Grundbesitzer, und die auf dem „Volkswillen" beruhende Monarchie des Hauses Savoyen ist bei weitem nicht stark genug, den Eigennutz dieser Aristokratie zu brechen. Daher auch die radikale Färbung, die in manchen Strichen Italiens, wie in der von Alters her unruhigen Romagna, die agrarischen Bestrebungen gern annehmen. Mir wurde z. B. von einem katholischen Geistlichen aus Nassau erzählt, in Ancona habe die Stadtbehörde am 1. Mai, der in Mittel- und Süditalien ziemlich unbemerkt blieb, den gesamten Fahrverkehr in der Stadt völlig eingestellt, um Massenansammlungen möglichst zu verhindern, und er, der Berichterstatter, sei, da er sich durch seine geistliche Tracht kenntlich machte, mehrmals mit dem lauten Rufe begrüßt worden: Evviva l'anarchia!

Diese Verhältnisse sind um so ungünstiger, als der Landbau für Italien ganz ohne Vergleich das Hauptgewerbe bildet und es hoffentlich auch bleiben wird, denn dazu ist es durch die üppige Fruchtbarkeit des Bodens bestimmt, der dem Lande, in Verbindung mit der Kunstindustrie, die wichtigsten Ausfuhrgegenstände liefert. In der Weinausfuhr müßte Italien eine der ersten Rollen spielen, wenn nicht die erste, denn vom Fuße der Alpen bis zur Südspitze Siziliens ist es sozusagen mit Weinpflanzungen bedeckt, nur daß die jetzt meist noch herrschende Behandlung das Getränk nicht haltbar genug macht. Für den eignen Verbrauch — und dort ist der Wein wirklich das Nationalgetränk — würde immer noch mehr als genug übrig bleiben. Ob er freilich bei gesteigerter Ausfuhr so gut, rein und wohlfeil sein würde, wie er heute ist?

Die Besitzverhältnisse, die dem italienischen Landbau zu Grunde liegen, hängen aber noch mit einer andern Erbschaft des römischen Altertums zusammen, mit der wirtschaftlichen und politischen Herrschaft der Städte über das gesamte Land. Seitdem sich in der ältesten Zeit aus Gründen der Sicherheit die Besiedlung in festen, womöglich auf einer Höhe angelegten Städten konzentriren mußte, besteht dieses Verhältnis ununterbrochen fort. Auch die germanischen Eroberungen haben daran auf die Dauer nichts geändert; der langobardische Adel, von dem die spätere italienische Aristokratie der Hauptsache nach abstammt, hat vielmehr gerade durch seine Vereinigung mit der städtischen

Kaufmannschaft jenes Patriziat begründet, das im elften und zwölften Jahrhundert die freie Verfassung der Städte in Mittel- und Oberitalien und damit die Vorbedingungen zu der glänzenden Kulturentwicklung schuf, deren Denkmäler wir noch heute bewundern. Den einzigen ernsten Versuch, diese Vorherrschaft der Städte zu brechen, machte Friedrich Barbarossa, und es ist ihm bekanntlich gelungen, im Frieden von Konstanz 1183, den man oft genug fälschlich als eine Niederlage des Kaisertums aufgefaßt hat, das Landgebiet, die „Grafschaft," politisch von den Stadtgemeinden zu trennen und seine Verwaltung an kaiserliche Beamte zu bringen. Hätte dies längern Bestand gehabt, so hätte sich in Ober- und Mittelitalien ein ähnlicher Zustand gebildet wie in Deutschland und vielleicht auch ein freier Bauernstand; aber die Schöpfung des Hohenstaufen brach nach kaum fünfzig Jahren wieder zusammen, und das alte Verhältnis stellte sich wieder her. Seitdem giebt es keine Selbständigkeit des platten Landes in Italien. Zwar wird unmittelbar von den Städten aus nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Grund und Bodens bewirtschaftet, namentlich von weniger bedeutenden Orten aus, wo man morgens die Feldarbeiter ausziehen und abends heimkehren sieht. Im übrigen giebt es zahlreiche dorfartige Ansiedlungen (villaggi), die z. B. in großen Teilen Toscanas vorherrschen, oder zahllose Einzelhöfe, die den Charakter der Potiefebne bestimmen; aber politisch selbständige Landgemeinden, also Dörfer nach deutscher Art, hat Italien nicht, alle jene Ansiedlungen sind eben sozusagen nur örtlicher Natur, politisch gehören sie zu irgend einer Stadt, bilden mit ihr zusammen das Commune. Bei Angaben von Einwohnerzahlen italienischer Städte muß deshalb stets zwischen der Stadt als solcher (città) und als politischer Bezirk (commune) unterschieden werden. Bologna hat z. B. als Stadt 116000, als Kommune 139000 Einwohner, Ravenna 12000 und 60000 u. s. f. Das kleine, hochgelegne Fiesole beherrscht noch heute weithin das Arnothal, dessen ländliche Bewohner es nach Florenz viel bequemer hätten. Auch äußerlich tragen die ländlichen Ortschaften nach unserm Begriff einen städtischen Charakter, denn sie bestehen durchweg aus eng aneinandergebauten Steinhäusern, die im Süden großen, fast fensterlosen Kasten mit backofenähnlichen Dächern gleichen und etwas ganz afrikanisches haben. Äußerlich sperrt sich die Stadt gegen das Land viel mehr ab als in Deutschland, denn meist sind die alten, malerischen, zinnengekrönten Mauern noch erhalten, und an ihren Thoren wird die Verbrauchssteuer auf alle Lebensmittel (dazio consumo) erhoben, eine sehr ergiebige Einnahmequelle. Innerlich aber ist der Zusammenhang sehr viel enger als bei uns; der Landmann (contadino) sieht in der Stadt nicht nur den wirtschaftlichen, sondern auch den politischen Mittelpunkt der ganzen Gegend und ist gewöhnt, mindestens an allen Markt-, Sonn- und Festtagen dort zu verkehren, was dem städtischen Straßenleben einen großen Teil seiner Eigentümlichkeit giebt.

Von diesen Verhältnissen wird das Aussehen der italienischen Landschaft ganz wesentlich mit bestimmt. Die Gegensätze sind groß, obwohl bei weitem nicht so groß wie in Deutschland. Im Norden breitet sich zwischen Alpen und Apenninen die weite, einförmige Poebne, in ihrem östlichen Teile nur selten von isolirten Höhen, wie den anmutigen Euganeen und den Monti Berici, unterbrochen, aber für das Auge weithin beherrscht von den Steilwänden der Alpen mit ihren leuchtenden Schneekämmen oder von den langen Rücken der Apenninen. Zwischen hohen Dämmen zieht langsam der mächtige, aber wenig belebte Po dahin, in höherer Lage als die Ebne; in breitem, größtenteils mit Geröllmassen ausgefülltem und trockenliegendem Bett schießt die graugrünliche Flut der von den Alpen und dem Apennin herabrinnenden Flüsse dem Po oder dem Meere zu, rasch anschwellend zu zerstörender Höhe, wenn ihnen die Schneeschmelze oder Regengüsse plötzlich die Wassermassen aus den nackten Kalkgebirgen zuführen. Breit in der Ebne hingestreckt, oft, wie z. B. Padua und Ferrara, von Kanälen durchzogen, liegen die Städte; dazwischen ist das tischflache Land mit zahllosen Einzelhöfen übersät und von Feldern bedeckt, und auf ihnen ziehen sich in endlosen, geraden Reihen die eigentümlich zugestutzten Maulbeerbäume und Pappeln hin, zwischen denen sich die Weinranken schlingen. Dann und wann taucht auch ein Herrensitz mit üppigen Parkanlagen auf, während eigentlicher Wald völlig fehlt. Im Osten, nach der Adria hin, dehnen sich weite, offne, sumpfige Flächen und tiefe Wassergräben, in denen abends die Frösche unermüdlich konzertiren. Gegenüber dieser in ihren großen Zügen immer gleichförmigen Landschaft bietet die eigentliche Halbinsel ein viel mannichfaltigeres Bild. Überall zeigen sich näher oder ferner die langgestreckten Züge des Apennin, oft zerrissen und zackig, die höchsten Teile selbst im Süden noch Anfang Mai mit Schnee bedeckt, davor Ausläufer und isolirte Höhenzüge, dazwischen engere und weitere Thalebnen, jedes Stück verschieden von dem andern, die Flüsse auch hier, selbst im Westen, ziemlich raschen Laufs, aber in geschlossenem Bett, zuweilen nicht unansehnlich, aber wenig oder gar nicht schiffbar; die uralten Städte oft hochthronend auf Bergesrücken, nicht selten noch umgeben von ihren Mauern aus römischer oder gar etruskischer Zeit, von hohen Kastellen noch überragt, höchst unbequem gelegen für den modernen Verkehr, der seine Eisenstraßen möglichst in der Ebne führt und sie daher beiseite läßt, das platte Land bald, obwohl gut bebaut, doch auf lange Strecken scheinbar fast menschenleer, wie z. B. zwischen Rom und der alten neapolitanischen Grenze, weil die Bewirtschaftung von den Städten ausgeht, bald von Dörfern und Einzelhöfen dicht besetzt, wie z. B. in der herrlichen Landschaft am Südfuße des Apennin zwischen Pisa und Pistoja und im ganzen nördlichen Toscana, in Umbrien und in der Terra di lavoro. Alles steht hier im reichsten Anbau, nirgends reicher als auf dem tiefschwarzen vulkanischen Boden der gesegneten Campagna felice, wo über kleinen Getreidefeldern und

gartenartigen Gemüsepflanzungen die Maulbeerbäume mit Weinranken in so dichten Reihen stehen, daß man auf längern Strecken fast in einem niedern lichten Laubwalde zu sein glaubt; die Berghänge sind bedeckt mit silbergrauen, knorrigen Ölbäumen und Weingeländen, und hinter hohen Mauern, die im Süden oft mit roten Kaktusblüten überschüttet oder mit den seltsamen Formen des Feigenkaktus besetzt sind, prangen Feigenbäume, Orangen- und Citronengärten voll dichtgedrängter Früchte im dunkeln Laube. Uns Deutschen fehlen die saubern, behäbigen Dörfer mit ihren Baumgärten, fehlt vor allem der frische, kühle, schattige Wald, denn die Abhänge des Apennin sind meist kahles, graues Kalkgestein und von Wasserfurchen wild zerrissen, und wo es etwas Wald giebt, da besteht er, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, aus dunkeln, immergrünen Steineichen, die nie so recht frisch aussehen, oder aus jungen Buchenbeständen, wie im Albanergebirge, die man, wie es scheint, auch nicht sehr alt werden läßt, oder aus niederm Gebüsch, das nur von ferne wie Wald aussieht.

Die Schönheit der italienischen Landschaft liegt in den Linien und Farben, der engen Verbindung von Meer und Gebirge, der Vereinigung einer nicht naturwüchsigen, sondern gepflegten üppigen Vegetation mit der bildenden Kunst unter dem tiefblauen Himmel des Südens. Ein Land wie Oberbaiern mit seinen dunkeln Nadelwaldungen, wildem Gebirge, rauschenden Bergwässern, wüsten Mooren, mächtigen freien Ackerbreiten und weiten Wiesenflächen, seinen dünngesäten Städten und behäbigen, breitgelagerten reinlichen Dörfern, das uns so anheimelt, zumal wenn wir zurück über die Alpen kommen, muß einem Italiener den Eindruck eines halben Urzustandes machen. Die Schönheit seines Vaterlandes empfindet er sehr wohl. O, Capri è bella! sagte mir mit einer gewissen Begeisterung ein einfacher Droschkenkutscher, und für die bella Napoli schwärmt jeder Neapolitaner. Aber er wird diese Vorzüge nicht wandernd genießen, sondern am liebsten im ruhigen Anschauen von dem kühlen Gartensaale oder der Terrasse einer Villa aus; und er will mit der Natur die Kunst verbinden. Er stellt weiße Marmorstatuen zwischen die dunkeln, hohen Lorbeerhecken, und wo ein klares Wasser vom Berge herabrauscht, da wird er ihm schwerlich seinen natürlichen Lauf lassen, sondern er wird es über Marmorterrassen herableiten in ein Becken, das Nymphen und Tritonen überwachen. Auch darin zeigt er, daß er einem durchaus städtischen Volke angehört, während wir Deutschen noch immer ein Bauernvolk sind.

Und doch wird sich niemand dem eigentümlichen Reiz italienischer Landschaftsbilder entziehen können. Unweit des imposanten Felsenthores der „Veroneser Klause“ ist am großen Bogen der raschen Etsch Verona gelagert, umringt von grünen Höhen mit den weißen Villen und den trotzigen, gezinnten Mauern des Castello di S. Pietro, der alten Burg Theodorichs, Dietrichs von Bern, und darüber erhebt sich der Schneekamm der Alpen, während

nach der andern Seite das Auge weithin schweift über die Schlachtfelder bis zum weißen Turme von Custozza. Wieder ganz anders erscheint Florenz von der aussichtsreichen Hügelstraße (Viale dei Colli) und dem großartigen Piazzale Michelangelo mit seinem David in der Mitte oder dem stimmungsvollen Friedhof bei San Miniato aus gesehen: gegenüber schimmert das uralte Fiesole auf seinem Bergsattel, dessen Abhänge mit Oliven und Weinpflanzungen bedeckt sind, weit und breit dehnt sich das reich bebaute Arnothal mit Schlössern, Villen und Höfen, über allem erheben sich die schroffen, grauen Massen der Apenninen, von deren höchsten Teilen noch im April der Schnee in die blühende Landschaft schaut, und mitten drin in weiter Thalebne liegt die Stadt selbst, aus deren Häusermasse hier die stolze Domkuppel Brunelleschos neben dem schlanken Campanile Giottos, dort der trotzige Wehrturm des Palazzo vecchio über hoher Zinnenmauer aufragt. In offner grüner Ebne erstreckt sich Pisa, aber höchst malerisch in weiterer Entfernung von den geschwungnen Linien und scharfen Zacken des Apennin umgeben, den man weit bis nach der Riviera hin verfolgen kann, während von der andern Seite der silberne Spiegel des Mittelländischen Meeres aufblitzt. Nichts charakteristischer dann als eine Höhenstadt wie Perugia hoch oben auf isolirtem, steilansteigendem Bergrücken über der Ebne, namentlich bei wechselnder Beleuchtung. Dann erscheint die malerische umbrische Landschaft bald dunkelblau, bald hellblau oder violett; hier leuchtet ein weißes Gehöft oder eine Ortschaft plötzlich auf, dort verschwindet eine andre im Dunkel, oder ein Regenbogen steht im Osten über den Apenninen und dem Tiberthale, und über das westliche Hügelland hängen die grauen Schleier, bis wieder die sinkende Sonne durch die Wolkenbank bricht und alles, Stadt und Landschaft, mit goldnem Schimmer übergießt. Und mit diesem wechselnden Farbenspiel verbinden sich so scharfe Linien, daß man wohl begreift, wie diese Gegend die Heimat einer großen Malerschule hat werden können, auf deren Bildern man diese Hintergründe überall wiederfindet. Vollends auf dem Wege nach Rom wechselt ein prächtiges Landschaftsbild mit dem andern: Assisi, die Stadt des heiligen Franziskus mit dem Mutterkloster seines Ordens auf kolossalen Substruktionsmauern am Ende des Stadthügels, den noch die Rocca maggiore (große Festung) und dahinter die graue Wand des Monte Subasio überragen, das alte Spoleto am Fuße seiner trotzigen Herzogsburg, dann jenseits der wild zerrissenen Schluchten und Felsmassen, die das Thal der Tiber und der Nera scheiden, Terni am Eingange einer grünen Thalebne mit dem Schneehaupte des Gran Sasso über den blauen Randbergen, am andern Ende Narni an steiler Bergwand mit der hochgespannten Römerbrücke über der Nera, bis endlich der zackige Sorakte, das langgestreckte Sabinergebirge und der Kegel des Monte Cavo über dem Bergringe des Albanergebirgs auftauchen, und in der weiten, grünen, stillen Ebne der Campagna die Peterskuppel die „ewige Stadt" verkündet. Ich habe niemals das Urteil Goethes begriffen, Rom käme ihm, mit

Neapel verglichen, wie „ein übelplazirtes Kloster“ vor. Gewiß, an bestrickendem Reiz der Lage kann es sich nicht mit Neapel messen, aber der Wechsel von Thal und Hügel in der Stadt selbst giebt beständig die herrlichsten Blicke, bald über einzelne Teile, bald über das ganze Häusermeer hinweg auf die Campagna, die im Frühjahr ein üppig grünes, blumenbuntes Weideland ist, unterbrochen nur von einzelnen Pachthöfen, den endlosen Bogen der Aquädukte und den weithin sichtbaren Gräberreihen der Via Appia, die schnurgeraden Laufs dem Albanergebirge zueilt. Im weiten Halbrund umschließen den Horizont die langen Linien der Gebirge. Hier leuchtet an der Wand der Sabinerberge Tivoli auf, dort schimmern vom Albanergebirge herüber Frascati, Rocca di Papa, Castel Gandolfo, und wenn beim Sonnenuntergang der feurige Ball hinter der Peterskuppel sinkt und alles in bläulich-violetten Duft eintaucht und die Glocken der weiten Stadt zum Ave Maria läuten, während du einsam oben auf dem Monte Testaccio stehst, die Pyramide des Cestius an der getürmten Zinnenmauer Aurelians und die dunkeln Cypressen des deutsch-protestantischen Friedhofs zu Füßen, dann giebt das ein Landschaftsbild, das an ernster Großartigkeit auf der ganzen Erde nicht seinesgleichen hat. Und dann wieder der Blick vom Tempel der Sibylle in Tivoli hinab auf die senkrecht abstürzenden, mit üppigem Grün bekleideteten Felsschluchten, in die zahllose schäumende Wasserstürze rauschen, oder die Aussicht vom Monte Cavo, dem uralten heiligen Berge des Latinerbundes, dem natürlichen, überall sichtbaren Mittelpunkte Latiums, auf der einen Seite nach dem riesigen vulkanischen Ringwall, der die kreisrunde, grüne Ebne des Castro di Annibale umschließt, und dem weiten zweiten Walle von Tusculum und Rocca priore, auf der andern tief hinunter nach dem stillen, dunkeln Spiegel des Albaner- und des Nemisees zwischen steilen, jetzt üppig bewachsenen Kraterwänden, hinaus über die grüne Campagna auf Rom, dessen Häusermassen in der Ferne wie ein breiter, heller Streifen aufleuchten, und auf die lichtblaue Fläche des Meeres. Fürwahr, wer vermißte in diesem Bilde die dunkeln Wälder der Heimat? Enger als irgendwo sonst zeigt sich die Verbindung von Gebirge und Meer beim Golfe von Neapel. Wer wollte sagen, welcher Standpunkt das schönere Gesamtbild bietet: ob das alte Kartäuserkloster San Martino am Castell San Elmo mit seiner unvergleichlichen Stadtansicht, oder die herrliche Küstenstraße nach dem Posilippo, oder die Höhe von Camaldoli, oder endlich der Vesuv, der von seinem Gipfel aus wie eine ungeheure, unheimliche schwarzgraue Anhäufung von Asche, Lava und Schlacke inmitten einer gesegneten, blühenden Landschaft erscheint? Aber auch jeder einzelne Punkt ringsum ist von eigner Schönheit: Pompeji auf reich angebauter Fläche mit dem alten Zerstörer, dem Vesuv, hinter sich, der Sorrentiner Gebirgskette und dem Meere vor sich, Castellamare zwischen grünen Waldbergen und der See, das in saftigem Grün prangende schöne Thal von La Cava zwischen Nocera und Salerno, dann

Salerno selbst am Fuße zackiger Berggipfel mit dem wundervollen Blick auf den Golf und die Steilküste von Amalfi, das liebliche Sorrent, mitten in Orangengärten auf senkrecht abstürzenden, gelbbraunen Kalksteinwänden hoch über dem blauen Meere thronend, endlich der steile, graurötliche Felsberg von Capri, rings umspült von der lichten Flut. Und nach Griechenland wähnt man sich versetzt, wenn man die Tempel von Pästum in ihrer schlichten Größe auf einsamer grüner Ebne erblickt zwischen dem malerischen Ringe der Gebirge und der See. Einst waren sie umgeben von einer rührigen, ansehnlichen Stadt, jetzt liegen sie still zwischen Feldern und Wiesen und einzelnen stattlichen Pachthöfen, die das noch wohlerhaltene Viereck der gewaltigen, fünf Meter starken Stadtmauer ausfüllen, während sich in den Sümpfen des nahen Sele plumpe Büffel tummeln.

Doch nicht die landschaftliche Schönheit ist es in erster Linie, die den gebildeten Nordländer nach Italien zieht; noch stärkere Anziehungskraft üben die Denkmäler einer hohen Kultur und einer großen Geschichte von zweiundeinhalb Jahrtausenden. Die griechische Kultur ist älter und ursprünglicher, aber zwischen ihren noch übrigen monumentalen Resten und der Gegenwart klafft eine Lücke, in der das Land halb oder ganz der Barbarei verfallen war und unmittelbar nicht den geringsten Einfluß auf das Abendland geübt hat. In Italien ist die Entwicklung zwar zuweilen ins Stocken geraten, aber doch eigentlich niemals unterbrochen worden, und kein fremdes Land hat mit uns in so innigen, mannichfaltigen und fortgesetzten Beziehungen gestanden wie Italien, wie andrerseits Deutschland auf keines seiner romanischen Nachbarländer so tief und nachhaltig eingewirkt hat. Der tiefe Unterschied, der noch heute zwischen der Nord- und der Südhälfte des Landes besteht, hängt wesentlich mit der Thatsache zusammen, daß der Süden dieser germanischen Einwirkung so gut wie verschlossen blieb — denn die Normannen waren, als sie dort ihre Herrschaften gründeten, bereits französirt, und die Hohenstaufen herrschten hier nur ganz vorübergehend mit deutschen Kräften — und dafür byzantinischen, arabischen, französischen und spanischen Einflüssen offenstand. Daher vertreten die Städte Ober- und Mittelitaliens in ihrer trotzigen republikanischen Selbständigkeit auch ein germanisches Element, und ihre Baudenkmäler reden vor allem vom Mittelalter und der Renaissance, allerdings in charakteristisch italienischen Formen und ausgestattet mit einer überwältigenden Fülle künstlerischer Arbeit, von der man im Norden doch kaum eine Ahnung hat. Die hohen Häuser mit flachgeneigten, ziemlich stark vorspringenden rotbraunen Ziegeldächern und hohen Fenstern hinter grünen Jalousien an engen, mit prachtvollen, großen Kalksteinplatten gepflasterten Straßen sind allen diesen Städten gemeinsam, die luftigen, oft spitzbogigen Arkaden längs der Gassen besonders denen der Potiefebne, wie Bologna und Padua, eigentümlich, obwohl sie z. B. auch in Pisa nicht fehlen. Dazwischen öffnen sich weite Plätze mit stolzen mittelalterlichen öffentlichen Palästen, hie

und da ragt eine der alten gezinnten Stadtburgen eines Adelsgeschlechts auf, die eine friedlichere Zeit später in immer noch ernste Paläste umwandelte; mächtige Kirchen in romanischem Stil oder in italienischer Gotik, die doch die antiken Überlieferungen immer festhält, im Polande fast immer aus Backstein erbaut, in Toscana mit buntem Marmor bekleidet, bezeugen die Frömmigkeit, den Reichtum und den Stolz dieser Bürger, und stille, malerische Klosterhöfe zeigen, wie sich die städtischen Mönchsorden abschlossen gegen das laute Getümmel ringsum. Kaum giebt es da eine Stadt, die nicht einen Platz von besondrer, ernster, zuweilen fast hinreißender Schönheit hätte. Ich schweige ganz von Venedig, denn der Markusplatz mit der Piazzetta hat in der ganzen Welt so wenig seinesgleichen wie die Stadt überhaupt; aber auch Verona hat in der herrlichen Piazza dei Signori mit der gotischen Stadtburg der Skaliger und der Loggia del Consiglio in anmutigster Frührenaissance ein Juwel; Bolognas alter Stadtplatz vereinigt in dem Riesenbau von San Petronio und den burgähnlichen Palästen der Gemeinde und des Podesta kirchliche und weltliche Größe, und welche Erinnerungen weckt in Florenz die Piazza della Signoria mit dem Palazzo vecchio und der Loggia dei Lanzi, oder der marmorprangende Dom, San Lorenzo, Santa Croce oder San Miniato auf seiner Höhe! In Pisa ist alle Herrlichkeit auf den einen Domplatz zusammengedrängt. Auch die Stadtplätze von Pistoja oder Perugia verraten denselben stolzen, thatkräftigen, kunstsinnigen Bürgergeist. Das römische Altertum tritt in diesen Städten sehr zurück. Außer dem riesigen Amphitheater von Verona und dem Theater von Fiesole sieht man von erhaltenen antiken Bauwerken wenig mehr als römische oder auch etruskische Stadtmauern, die zuweilen im Mittelalter weitergeführt worden sind. So zeigt z. B. das Augustusthor in Perugia in seinen drei Schichten drei Zeitalter: unten die etruskische Grundlage, in der Mitte römisches Mauerwerk und oben eine romanische Halle. Denn das wird man ja überhaupt bald inne, daß das Altertum für die Italiener niemals etwas fertiges und abgeschlossenes, sondern immer etwas fortwirkendes, lebendiges, ein unvergessenes Stück der nationalen Vergangenheit gewesen ist und noch heute ist.

Nirgends tritt das natürlich mehr hervor als in Rom. Noch heute umgiebt, ganz unvermittelt aus dem menschenleeren Weidelande der Campagna aufsteigend, die hohe altersgebräunte Mauer Aurelians die Stadt, beständig ausgebessert, verstärkt, umgebaut und seit 1500 Jahren fast in jedem Jahrhundert bestürmt bis zum 20. September 1870, wo die italienischen Geschütze Bresche bei der Porta Pia legten. Die Engelsburg, das alte Grabmal Hadrians, hat ihr Schicksal geteilt. Eine ganze Anzahl Kirchen, alte, wie neue, sind unmittelbar aus antiken Gebäuden umgestaltet worden, das Pantheon, San Cosma und Damiano (aus dem Tempel des Romulus), San Lorenzo in Miranda (aus dem Tempel des Antoninus und der Faustina), San Pietro in Carcere (aus dem Carcer Mamertinus), San Stefano rotondo (aus einer antiken Markt-

halle) u. a. m. Andre Kirchen stehen auf der Stelle antiker Tempel, wie Aracoeli auf dem Kapitol die Stätte des Jupitertempels einnimmt, San Clemente sich über einem Mithrasheiligtum erhebt, Santa Maria sopra Minerva über einem Minervatempel steht. Noch andre sind mit Verwendung bearbeiteten antiken Materials, namentlich der Säulen, gebaut, wenn diese auch selten so ganz äußerlich zusammengestellt sind wie in Aracoeli, wo sie die verschiedensten Ordnungen und sogar verschiedne Länge zeigen. Denn im ganzen Mittelalter und bis tief in die Neuzeit hinein haben die Römer die antiken Bauten, die keinem praktischen Zwecke mehr dienten, um alle antiquarischen Erwägungen unbekümmert, nach ihren Bedürfnissen umgestaltet oder als willkommne Steinbrüche benutzt, sie teilweise ganz abgebrochen (wie zwei Drittel des Kolosseums) oder sie ihrer Säulen und ihres Marmorschmuckes beraubt, sodaß jetzt oft genug nur noch der rohe Ziegelkern steht. „Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über alle Begriffe gehen," sagt Goethe. In der That ist die Verwüstung, besonders der wichtigsten antiken Stätten, fast unglaublich. Der erste Eindruck, den mir das Forum Romanum machte, war, offen gestanden, nichts weniger als erhebend, sondern eher verstimmend, denn außer den imposanten Wölbungen der Konstantinsbasilika, einigen Säulengruppen und geringen plastischen Resten sieht man kaum etwas andres als unschöne, fast gestaltlose rotbraune Ziegeltrümmer, und geradezu erschütternd kann die Verwüstung der in ihren Trümmern noch überaus großartigen Kaiserpaläste des Palatinus wirken. Von den verödeten, teils zufällig, teils planmäßig halb oder ganz verschütteten Resten haben dann Kirchen und Klöster und Villen Besitz ergriffen und sie mit Neubauten, Weinpflanzungen und Gärten bedeckt oder umgeben. Daher trägt noch heute fast der ganze Süden des alten Stadtbodens einen halb ländlichen Charakter, wie vor 1870 auch die Hügel im Osten und Norden. Das bewohnte Rom hat sich eben nach dem alten Marsfelde in der Tiberkrümmung verschoben, und um und in den einst stolzesten Teilen der kaiserlichen Stadt, um die Fora und das Kapitol hat sich in engen, winkligen, schmutzigen Gassen das römische Kleinbürgertum eingenistet, das sie noch heute behauptet. Und doch möchte man diese Umgestaltung nicht allzu sehr bedauern, denn an malerischem Reiz geht nichts über jene halb ländlich gewordnen Trümmerstätten des Palatin, des Cälius, des Aventin. Wer diesen Reiz völlig genießen will, muß von der schwindelnden Höhe des Kolosseums nach Süden blicken oder vom Garten der Villa Mattei auf dem Cälius aus nach den Caracallathermen, der Stadtmauer und der Campagna hin, oder er muß auf der Terrasse der bekannten Osteria Prisca am Hange des Aventin über dem alten Circus maximus und angesichts des Palatin am Abend bei einer Flasche Landwein sitzen; da sieht er nichts als antike Reste, von Gärten und Wiesen umgeben, von Cypressengruppen, Pinien und einzelnen schlanken Palmen überragt. Nirgends wird man es mehr inne als hier, daß

Rom nicht sowohl eine Stadt, als eine ganze Landschaft ist. Die wissenschaftlich so wichtigen Ausgrabungen auf dem Forum haben jetzt diesen Charakter dort völlig zerstört — der alte Campo vaccino mit seinen großhörnigen weißen Rindern, wie ihn Goethe sah, war jedenfalls viel malerischer —, und man möchte den barbarischen Wunsch hegen, daß auf dem Palatin nicht weiter gegraben werde, damit nicht an Stelle des Restes der farnesischen Gärten und der Villa Mills noch mehr formlose Ziegeltrümmer treten.

So hat sich das antike mit dem christlich-päpstlichen, vor allem dem frühmittelalterlichen Rom zu einer großen Einheit verschmolzen. Von der Gotik ist es fast ganz unberührt geblieben, von gotischen Kirchen und Stadtburgen hat es nichts oder fast nichts, denn in diesem Stile brachte das stolze Bürgertum des ausgehenden Mittelalters seinen künstlerischen Trieb zum Ausdruck, und ein solches gab es in Rom nicht. Selbst die Frührenaissance ist daher in der „ewigen Stadt" nur schwach vertreten. Ihre neue Herrlichkeit beginnt erst mit der Hochrenaissance und läuft aus im Barock, denn in diesen Bauformen fand der neue Machtaufschwung des Papsttums die ihm entsprechenden prunkvollen Mittel. Doch das Altertum verlor seine lebendige Bedeutung für die Gegenwart nicht, sondern steigerte sie nur noch. Noch immer dauerte die unmittelbare Verwendung antiker Baureste fort. In den riesigen Diokletiansthermen baute Michelangelo den schönen Kreuzgang des Kartäuserklosters, und aus dem Hauptsaale der Thermen gestaltete er die gewaltige Kirche Santa Maria degli Angeli, während sich noch später ein kleinerer Kuppelsaal in die Kirche San Bernardo, ein Abbild des Pantheon, verwandelte. Aber vor allem wirkten römische Kaiserbauten jetzt vorbildlich. Bramante wollte das Pantheon auf die Wölbungen der Konstantinsbasilika setzen und entwarf darnach den Plan zur Peterskirche, das Vorbild für unzählige andre. Seitdem beherrschen die zahlreichen Kuppelkirchen neben den schlanken romanischen Glockentürmen das Stadtbild Roms. Aus denselben Zeiten stammen die heitern Villen und Paläste des römischen Adels, die mit ihren jetzt oft mit Springbrunnen und eleganten Gartenanlagen geschmückten Säulenhöfen einigermaßen an das antike römische Haus erinnern, weil sie wie dies die Gemächer um einen innern Mittelpunkt gruppiren und nach aristokratischer Weise von der Außenwelt abschließen, und nicht minder die großartigen Springbrunnen, deren weithin hörbares Rauschen und quellende Frische ein Stück belebender und erquickender Natur in die Steinmassen der Großstadt bringen. Zahllose Inschrifttafeln verkünden überall die Päpste als Bauherren, als würdige Nachfolger der römischen Cäsaren, und leicht mögen ihre Prachtbauten denen der Kaiser mindestens gleichstehen. Auf den Deutschen macht es dabei einen seltsamen und fast wehmütigen Eindruck, daß an die deutschen Kaiser, die ein Jahrtausend lang entweder wirklich über Rom geboten oder wenigstens nach ihm den Titel führten, nicht ein einziges Bauwerk erinnert, was in einem so

kunstfrohen Volke wie dem italienischen fast allein genügend sein mußte, sie als eine fremde, störende Macht erscheinen zu lassen, und sicher ein klarer Beweis dafür ist, daß ihre Herrschaft hier immer nur stoßweise wirkte und niemals Wurzel faßte, trotz aller Blutströme und aller Kraftanstrengung. Wie ganz anders hat da doch selbst das kurzlebige Königtum der Ostgoten gehandelt, das in wenigen Jahrzehnten das stille Ravenna mit seinen Denkmälern erfüllt hat!

Der Gegensatz wird besonders augenfällig, wenn man damit die junge nationale Monarchie des Hauses Savoyen vergleicht. Denn über das antike und das päpstliche Rom schiebt sich seit fünfundzwanzig Jahren eine dritte Schicht, das königliche, das italienische Rom. Es hat mit breiten geraden Prachtstraßen, stattlichen Palästen und weiten Plätzen Besitz ergriffen von den mehr als ein Jahrtausend hindurch verödeten Hügeln im Nordosten, es durchbricht hie und da das Gassengewinkel der mittelalterlichen Stadt, es bedeckt leider auch mit einförmigen Mietkasernen die prächtigen alten Parkgründe der Villa Ludovisi, die einst malerischen Prati di Castello bei der Engelsburg, die früher so stille Umgebung des Monte Testaccio und des Kolosseums, es faßt mit gewaltigen Mauern den Tiberfluß ein, um den alten Schadenstifter zu zähmen, an dessen verwüstende Thätigkeit noch manche Überschwemmungsmarke bis ans Pantheon hin erinnert, und überspannt ihn mit neuen Stein- und Eisenbrücken. Unzweifelhaft ist Rom dadurch sehr viel gesünder, luftiger und reinlicher geworden, aber an poetisch-historischem Reiz hat es schon sehr viel eingebüßt, und so wenig man es den Römern verargen kann, daß sie ihre Stadt modernisiren, so weit es für die wirklichen Bedürfnisse notwendig ist, so sehr würde doch ein Zuviel die Anziehungskraft mindern und Rom des Eigentümlichsten, seiner Eigenschaft als eines riesigen historischen Denkmals von Jahrtausenden berauben.

Wenn sich schon Rom von den mittel- und norditalienischen Städten wesentlich unterscheidet, so tritt Neapel zu beiden in sehr scharfen Gegensatz. Von den Denkmälern städtischer Selbstherrlichkeit ist auf diesem altmonarchischen Boden natürlich nichts vorhanden: aus dem Mittelalter stammen nur ein paar Kirchen und die finstern Zwingburgen, die das unruhige Volk im Zaume halten sollten; das übrige ist mehr oder weniger modern. So ist Neapel als Stadt, mit Rom oder Florenz verglichen, eigentlich unineressant, aber immerhin äußerst charakteristisch durch seine Bauweise, die schluchtenartig engen, oft steilen Gassen, und den unglaublichen Schmutz. Erst die neueste Zeit hat begonnen, durch prachtvolle Glasgallerien, schöne Straßen am Meere, große Durchbrüche und einen ganz neuen Stadtteil oben auf dem Vomero beim Kastell San Elmo dies alte Stadtbild umzugestalten. Auch die kleinern Orte rings um den Golf sind kunstgeschichtlich nicht besonders interessant. Von der antiken Herrlichkeit des Golfes von Bajä, der einst so glänzenden altrömischen Badestadt, die an-

gesichts der stillen, für das Auge wie ein Landsee geschlossenen Bucht mitten inne lag zwischen dem damaligen ersten Handelshafen Italiens Puteoli (Pozzuoli), wo der Apostel Paulus landete, und dem großen Kriegshafen am schönen Tafelberge von Misenum, wo im Jahre 79 der ältere Plinius als kommandirender Admiral den ersten und furchtbarsten Ausbruch des Vesuvs beobachtete, ist wenig mehr übrig: einige Säulen des Serapistempels, das Amphitheater und Reste des antiken Hafendammes in Pozzuoli. Dafür freilich liegt gegenüber Pompeji. Goethe vergleicht es mit einem eingeschneiten Bergdorf; ich möchte es eher eine ungeheure Brandstätte nennen, nur ohne Feuerspuren. Kein gebildeter Mensch wird sich dem tiefen Eindruck dieser ausgestorbnen Stadt entziehen können. Denn hier tritt uns eine achtzehnhundertjährige Vergangenheit nicht wie sonst in spärlichen Resten, mit spätern Zuthaten versetzt und dadurch näher gerückt entgegen, sondern ganz unmittelbar in der Gestalt, die sie bei der plötzlichen Vernichtung dieses Lebens gehabt hat. Am stärksten ist dieser Eindruck bei einem erst jüngst ausgegrabnen Hause, an dessen Aufdeckung noch gearbeitet wurde: in dem schönen Peristyl stehen zwischen den weißen Marmorstuckſäulen noch heute die Tische, Springbrunnen und Statuetten aus Marmor oder Bronze, wie an dem verhängnisvollen 24. August 79, die Marmorgebilde so tadellos erhalten, als wenn sie gestern gemeißelt wären, und die Wände mehrerer Zimmer zieren schöne Fresken in den frischesten Farben, darunter als das merkwürdigste Gemälde eine Darstellung der Szene, die wir aus der Gruppe des farnesischen Stieres kennen. Es ist, als ob der vor 1816 Jahren geflüchtete Besitzer jeden Augenblick eintreten könnte, um sein Eigentum wieder zu übernehmen und das stattliche Haus wieder wohnlich herzustellen, was gar keine Schwierigkeiten haben würde. Sollte es denn überhaupt nicht möglich und geraten sein, ein pompejanisches Haus, vielleicht gerade dieses, völlig in seinen alten Zustand zurückzuversetzen? Das würde unendlich anschaulicher sein als jedes Modell und vor allem besser, als die Anhäufung zahlloser Gegenstände in einem Museum, wo sie, sauber nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, ungefähr den Eindruck machen wie ein antikes Magazin für häusliche Einrichtung. Ein solches ist tot, das andre wäre lebendig.

Ich habe im Vorstehenden nur leichte Skizzen und persönliche Eindrücke geben wollen. Ganze wichtige Kapitel habe ich beiseite gelassen, vor allem jedes nähere Eingehen auf die tausendmal besprochnen Museen und einzelnen Kunstwerke. Es kam mir, wie gesagt, vor allem auf das lebendige Italien und seine großen Zusammenhänge mit der Vergangenheit an. Die Überzeugung nimmt man doch aus dem Lande mit hinweg, daß dieses Volk nicht nur eine Vergangenheit, sondern auch eine Zukunft hat. Sie wird nicht so stolz sein wie die Vergangenheit, weil die Voraussetzungen ganz andre geworden sind, aber sie wird der Vergangenheit nicht unwürdig sein.

Leipzig Otto Kaemmel

Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

7. In Pfarrhäusern

(Schluß)

Das Städtlein Sch. liegt in einem reizenden Vorgebirgsthale, das mit langgestreckten Dörfern ausgefüllt ist, deren Bauerhöfe im Mai aus einem Walde blühender Obstbäume hervorlugen. Der Einschnitt an der Stelle, wo sich die Häuserreihe zum Städtchen verdichtet, ist so schmal, daß ein Riese, der vom Norden her gelaufen käme, wohl über den Graben hinwegstolpern könnte, ohne die darin liegenden Häuschen zu bemerken. An einem herrlichen Frühlingstage, nachmittags gegen 3 Uhr, traf ich dort ein. Die Post liegt am Ringe, der nichts ist, als die breiteste Strecke der einzigen Straße, aus der Sch. besteht. Als der Wagen hielt, wurde auf der Seite, wo man aussteigt, das ganze Gesichtsfeld von einer umfangreichen Frauensperson eingenommen; sie war nach ländlichem Geschmack sehr schön rot und grün gekleidet, und ihr stumpfnäsiges, dickbackiges Gesicht sah aus wie sieben Ungewitter. Also das ist fortan deine Beherrscherin! Na, eine dämonische Elise ist sie nicht, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Hausdrache. Sie meldete mir, daß der Herr Kommissarius auf einer Visitationsreise begriffen sei (da die Diözese Breslau sehr groß ist, sind immer mehrere Erzpriestereien zu einem Kommissariat zusammengefaßt, dessen Vorsteher die Erzpriester zu beaufsichtigen hat), daß mich aber Herr Pfarrer Z. aus H. empfangen und den Kaffee mit mir trinken werde. Z. war ein langer spindeldürrer Mann mit einem langen, dürren, schwarzen, aber sehr freundlichen Gesichte; streng klerikal, sehr herzlich und wohlwollend, aber mit einer Krankheit behaftet, die erst kurz vor seinem Tode als Krankheit allgemein anerkannt wurde; bis dahin hatte man ihn bloß für das gehalten, was man in Schlesien einen unausstehlichen Marsack nennt. Er verwickelte sich beständig in der Konstruktion, blieb aller Augenblicke stecken, wiederholte sich, geriet in Verlegenheit und fand kein Ende. An seinen Gesichtszuckungen und an dem krampfhaften Spiel seiner langen Finger auf der Tabakdose, die er beständig in der Hand hielt, konnte man wohl schon damals merken, daß er an einem der Epilepsie verwandten Nervenübel litt. Seine Predigten sollen schrecklich

gewesen sein. Die H—dorfer Bauern kamen denn auch lieber zu uns in die Kirche, obwohl sie über eine Stunde zu laufen hatten. Kamen sie nach Hause zurück, so war Z. gewöhnlich mit seinem Gottesdienst noch nicht fertig. Er hatte einen sehr schneidigen Erzpriester, einen feinen, reichen Mann, der die zu visitirenden Amtsbrüder in Jagdjoppe und Stulpenstiefeln zu Pferde heimsuchte. Auf wiederholte Klagen der Bauern entschied dieser schließlich: der Schulmeister habe Punkt halb zehn (die Predigt war vor dem Amte) mit der Orgel einzufallen und so dem „Gemare" ein Ende zu machen. Z. war immer sehr erfreut, wenn ich ihn einmal besuchte, weil ich mir seine Vorträge gefallen ließ. Sie handelten teils vom katholischen Aufschwung und von der richtigen Seelsorgerpraxis, teils von der Landwirtschaft und dem Vater Thaer; er berichtete über den Jahresertrag seiner Wirtschaft: zwei Schweine, $3^2/_8$ Kälber, x Zentner Heu u. s. w., und zum Schluß, oder je nachdem zum Anfang, kam gewöhnlich die Geschichte, wie er auf einer Besuchsreise „des Rappens wegen" an einem Wirtshaus gehalten und dabei das Glück gehabt habe, seinen alten verehrten Patron, den General von N., um die Ecke kommen zu sehen und begrüßen zu können.

Bei jenem ersten Kaffee in Sch. nun hielt er mir einen sehr verwickelten Vortrag, aus dem ich nur so viel verstand, daß mein Vorgänger ein infamer Windhund gewesen sei, der sich nicht allein öfter bekneipt und bald im Rausch, bald im Kater allerlei Ärgernis gegeben, sondern auch die Gemeinde gegen den Kommissarius aufgehetzt und eine Intrigue gegen ihn angesponnen habe, weshalb dringend gewünscht werde, daß ich auf den Umgang mit Gemeindemitgliedern möglichst verzichten und mich mit der Befriedigung meines Unterhaltungsbedürfnisses auf den Pfarrhof beschränken möchte.

Es fand sich, daß das nicht schwer war. Der Kommissarius Menzel, ein kleiner, dicker, freundlicher Mann, hatte ein so lebhaftes Unterhaltungsbedürfnis, daß das meinige durch den Verkehr mit ihm reichlich gedeckt wurde. Anfangs war ich sogar verdrießlich darüber, daß es mir mehr Zeit wegnahm, als ich bisher der Unterhaltung zu opfern gewöhnt gewesen war. Nach der Messe mußte ich mit ihm frühstücken; das erschien mir geradezu als ein Skandal, schon am frühen Morgen eine viertel bis eine halbe Stunde zu verplaudern, und nicht weniger anstößig war mir der philisterhafte Vesperkaffee, der ebenfalls gemeinsam eingenommen wurde und die gleiche Zeit beanspruchte. Dagegen ließ ich mir das gesellige Mittag- und Abendessen und ein Plauderstündchen nach dem Abendessen gern gefallen. Menzel hatte elf Jahre am Dom zugebracht und war Vertrauter zweier Bischöfe gewesen: des Weihbischofs Schubert und des Fürstbischofs Sedlnitzky, der bekanntlich resignirt hat und damals als Mitglied des Staatsrats in Berlin lebte. Den Sommer brachte Sedlnitzky auf seinem schlesischen Landgute Groß-Sägewitz zu und holte gewöhnlich seinen lieben Menzel auf einige Tage dahin ab. Daß ihre Freund-

schaft fortdauerte, obgleich Menzel streng ultramontan und bigott fromm war, setzte mich in Erstaunen. Es fügte sich gut, daß Menzel einige Wochen vor Sedlnitzkys Übertritt zur evangelischen Kirche*) starb; als ich diesem den Tod seines alten Freundes gemeldet hatte, teilte er mir in seinem Antwortschreiben seinen Entschluß mit, den er in jenen Tagen, am 12. April 1863, ausführte.

Von seinen Erlebnissen am Dome und von seinen Reisen mit jenen beiden Herren wußte Menzel viel zu erzählen. Von den Tagesneuigkeiten und Gemeindeangelegenheiten kam das Gespräch meist bald auf Gegenstände von allgemeinem Interesse, und namentlich wurde viel politisirt. Ich vertrat, wie sich von selbst versteht, die Freiheit, er die Autorität, nur von der Autorität der preußischen Regierung, der er gram war, wollte er nichts wissen. Den König Friedrich Wilhelm IV., der damals gerade im Sterben lag, ließ er natürlich gelten. Ihm fühlte er sich auch noch persönlich zu Dank verpflichtet, und ich mit, denn das köstliche Obst in unserm Garten war ein Geschenk von ihm; er hatte aus den Gärten von Sanssouci eine Menge Edelreiser an evangelische und katholische Pfarrer und Schullehrer geschickt. Auch an Interesse für Wissenschaft und Litteratur fehlte es Menzel nicht, nur hatte er keine Zeit mehr dafür.

Des Sommers wurden die Mahlzeiten im Gartenhause eingenommen. Außer uns beiden aßen noch der zweite Lehrer und die Frau Schwarzer mit. Das war die mittellose Witwe eines alten Freundes des Pfarrers, der er ein Stübchen eingeräumt hatte. Menzel saß auf der einen Seitenbank, der Lehrer auf der gegenüberliegenden, Frau Schwarzer und ich an der Hinterwand. Unter dem Sitz der Frau Schwarzer befand sich ein Hummelnest, das viele Unterbrechungen der Mahlzeit und der Politik verursachte. Menzel war nämlich ein großer Tierfreund. Kam nun eine Hummel zu Neste geflogen, so verfolgte er, mit ärgerlichen Seitenblicken auf die Frau Schwarzer, aufmerksam ihren Flug und sagte endlich nach einigem Husten und Räuspern: Frau Schwarzer, stehen Sie doch auf, daß die Hummel ins Nest kann! Der dicke Schulmeister mußte also heraus, um der Frau Platz zu machen. Aber während beide stehen, kehrt die Hummel wieder um und umkreist die Schüssel auf dem Tische. Frau Schwarzer macht Miene, sich wieder zu setzen. — So warten Sie doch, bis die Hummel drin ist! — Ach, der dummen Hummel wegen steh ich nicht länger. — Aber so warten Sie doch noch ein wenig! Sie bringt ihren Kindern das Mittagessen; sie will bloß noch den guten Bratengeruch mitnehmen. — Förmliche Gewissensbisse verursachte ihm der Interessenkonflikt zwischen den Katzen und den Sperlingen. Mimerle, die Lieblingskatze, hatte er für sein Leben gern bei Tische, um ihr ein paar gute Bissen

*) „Nicht zur lutherischen, nicht zur reformirten Konfession, noch zu der Brüdergemeinde, sondern zur evangelischen Kirche, die ihm Realität und Wahrheit war," schreibt der Herausgeber seiner Selbstbiographie Seite 127.

zu reichen; aber kam sie, dann konnten die Sperlinge nicht heran, die sich sonst in Scharen vorm Gartenhäuschen um Krumen balgten, und mußten ärgerlich von den Bäumen herab zusehen; mit möglichster Unparteilichkeit suchte er einen Turnus herzustellen, den aber Mimerle als gewandte Turnerin durch Sprünge aus dem Fenster oft durchbrach. Der Hühnerhof, der nicht ganz so gut bestellt war wie in Rehberg, hatte eine große Merkwürdigkeit aufzuweisen: ein uraltes klapperdürres Entenpaar, das in zärtlichster Ehe lebte; wo er hinwatschelte, dahin watschelte sie mit, und niemals waren sie auch nur zehn Zoll weit von einander entfernt. Vor dem Schlachtmesser waren sie sicher; Menzel würde es für die größte Ruchlosigkeit gehalten haben, ein so seltenes Eheglück zu zerstören, sei es durch den gleichzeitigen Mord beider Gatten, sei es durch eine grausamere Trennung. Und eines Morgens verkündigte Johanna, die Wirtin, glückstrahlenden Antlitzes, daß die Entenurgroßmutter ein Ei gelegt habe. Dieser Jubel! Und diese Glückwünsche! Und diese ehrenvollen Anerkennungen des außerordentlichen Verdienstes! Eine Gratulationskour an irgend einem Hofe ist nichts dagegen.

Johanna war das gutmütigste Geschöpf von der Welt, und nur aus Furcht vor einer neuen Auflage des Windhundes hatte sie bei meinem Empfange ein so böses Gesicht gemacht. Dürr war ich nun zwar auch, und zu laufen pflegte ich wie ein Windhund, aber sonst glich ich meinem Vorgänger nicht. Nur in einem Stück gereichte ich ihr zum Ärgernis, daß ich dürr blieb. Wir andern sind alle so schön rund, pflegte sie zu sagen, Sie allein machen mir Schande. Sie hatte nämlich mit Elisen nur das eine gemein, daß sie gut kochte und buk, wenn auch vielleicht nicht ganz so gut; jedenfalls in einem andern Stil, denn Menzels Magen war auf süß gestimmt und verabscheute alles Saure. Für ihn hatten übrigens alle Süßigkeiten einen bittern Beigeschmack, denn sie kamen ihm sehr teuer zu stehen. Um die Geburtstage herum, wo sie sich auf die Zuckerbäckerei verlegte, angeblich für uns, in Wirklichkeit aber für ihre Kaffeeschwestern, und im Herbst zur Zeit des Früchteeinmachens heischte sie aller Augenblicke einen Dukaten für Zucker. Damals gab es noch keine hochherzigen Zuckerbarone, die ihr Vermögen opfern, um der armen Menschheit das Leben mit billiger Süße zu würzen, und der Zucker war teuer. Ob so teuer, daß als Einheit für Zuckereinkäufe ein für allemal der Dukaten festgesetzt werden mußte, habe ich damals zu berechnen versäumt. Den Glanzpunkt der kulinarischen Erfolge Johannas bildete alljährlich die Gänseleberpastete an Menzels Geburtstage; aber ein neidisches Geschick verdarb ihr jedesmal den Triumph. Menzel litt an Magenschwäche, und da er kein zweites Frühstück nahm und es bis um zwölf Uhr an seinem Stehpult nicht aushielt, so wurde schon um halb zwölf zu Mittag gegessen. Da aber zwölf Uhr die amtliche Gratulationsstunde ist, so fielen Sanitätsrats immer gerade in die Pastete hinein, was um so unangenehmer war, da das an der Küche

gelegne Arbeitszimmer des Pfarrers zugleich als Empfangs- und Speisezimmer diente. Zu meiner Zeit war der Pfarrhof doppelt ärgerlich über diese Störung, weil man die Gratulanten — ungerechterweise, wie ich glaube — in Verdacht hatte, die Seele der von meinem Vorgänger gegen den Pfarrer geschmiedeten Ränke gewesen zu sein. Jedenfalls hatte der Sanitätsrat an Kirche und Pfarre immer etwas zu nörgeln — er war unter anderm ein spitzer Kritiker der äußerst schlichten und trocknen, beinahe ledernen Predigten Menzels —, und die Damen hatten stets viel zu klatschen. Man beschloß daher im großen Kriegsrat von Anno 1860, diesmal das Mittagessen um elf Uhr zu beginnen, da konnte man um zwölf mit der Pastete fertig sein. Alles ging glatt von statten. Johanna setzte mit einem Gesicht, das von Freude, Stolz und Hitze gerötet war, die Pastete auf den Tisch, da — klingelingeling! öffnet sich die Thür, und herein treten: der uralte Sanitätsrat (sein steinernes Gesicht sieht aus wie verwitterter Urfels; er hinkt und trägt den Pelz auf der linken Schulter), seine Frau (es ist die dritte, jünger als ihr Stiefbruder; nichts weniger als schön, aber interessant; sie hat die verrücktesten Hauben und den größten Mund im Kreise und weiß alle Neuigkeiten schon, ehe sie sich ereignet haben) und ihre Schwester, Fräulein Pina (eine etwas verwachsene kleine Dame von himmlischer Sanftmut und Güte). Alle drei sprechen gleichzeitig. Er (vor sich hin und in sich hinein lachend und murmelnd): Hä hä, dieser Kommissarius mit seiner ewigen Magenschwäche! Eigentlich noch junger Mann, sollte sich schämen; wird wohl nächstens früh um sieben zu Mittag essen; der dicke Schulmeister da wird nächstens platzen; was die Johanna wieder fürn Gesicht macht, möchte mich am liebsten fressen. Sie (krähend und stoßweise): Guten Morgen, lieber, lieber, verehrter Herr Kommissarius! Nein aber, daß wir Sie auch diesmal wieder stören! Hätten wir das ahnen können! Wir sind gerade in der Absicht früher gekommen, die Störung zu vermeiden! Sie böse Johanna, hätten Sie uns doch einen Wink gegeben! Fräulein Pina (flötend und ganz gleichmäßig ohne Komma fortsingend): Nein aber der arme Kommissarius das thut uns doch zu leid daß wirs wieder so treffen ich habe es dem Schwager gleich gesagt u. s. w. Im nächsten Jahre wurde beschlossen, erst um ein Uhr zu essen. Wer bis dahin nicht kam, das waren Sanitätsrats. Die Pastete erscheint — klingelingeling — alles übrige wie oben!

An den Winterabenden wurde die Tafelrunde noch durch Johanna vervollständigt, sodaß wir unser fünf waren. Mit dem Lehrer hatte es folgende Bewandtnis. Der Kantor Gr. vermochte sein Amt nicht mehr ordentlich zu versehen, aber er war nicht zu bewegen, sich pensioniren zu lassen. Es war ein Mann, der wohl hätte Feldherr werden können, wenn er nicht Schulmeister geworden wäre, das gerade Gegenteil von dem bescheiden auftretenden, schüchternen, ängstlichen und gutmütigen Menzel. Als ich ihn kennen lernte, war

er nur noch eine Ruine, aber eine stattliche Ruine: groß und hager, ein weiß und rotes Gesicht von edelm und großem Schnitt, lange, noch blonde Locken, große, strahlende blaue Augen; nur der Tropfen, der stets an seiner Nase hing — er schnupfte stark —, war weniger schön, und der Bierdunst um ihn herum; sein gefüllter Humpen stand schon am frühen Morgen vor ihm auf seinem Schreibtisch am Fenster. Vor und nach der Schule saß er dort, mit Kirchenrechnungen oder Büchern beschäftigt — binnen zwei Jahren las er alle meine Bücher durch, soweit sie nicht in fremden Sprachen abgefaßt waren —, ab und zu seine Mähne schüttelnd, einen Schluck oder eine Prise nehmend, und „stolz und unzufrieden" zum Fenster hinausschauend, von aufwallendem Grimm erschüttert, so oft er die Schulkinder herumspringen sah. Mit geballter Faust pflegte er dann zu murmeln: Könnte ich noch wie sonst, wie wollte ich euch! Sonst hatte er nämlich den Bakel gar fleißig gehandhabt und jeden Sonnabend zum Schluß sämtliche Jungen durchgehauen, ohne besondre Veranlassung. Dabei hatte sich einmal etwas denkwürdiges zugetragen. Eines Sonnabends war Joseph Sybel nach Hause gekommen und hatte erzählt, nicht etwa als Scherz, sondern in ernsthafter, trockner Berichterstattung, der Kantor sei heute über ihn wütend geworden, weil er bei der allgemeinen Abstrafung, als die Reihe an ihm war, keinen Schmerzenslaut von sich gegeben habe, und hatte entschuldigend und zur Erklärung hinzugefügt: Ich hierts wull immer knollen, aber ich wußte ja nee, daß a schun uf meem (meinen) Rücken rimdrosch. Als Gr. keine Kraft mehr hatte zum Zuhaun, mußte seine Tochter die Wochenlohnauszahlung vornehmen; mit ihrer Verheiratung ging der schöne Brauch ein. Sie nahm einen Lehrer, dem ihre Energie auf seiner schlechten Stelle vielfach zu statten kam. So brachte sie es unter anderm fertig, mit ihrem Mann allein Messen aufzuführen, die sie besonders für diese spärliche Besetzung arrangirte. Sie spielte Violine und sang abwechselnd Diskant und Alt, er übernahm Orgel, Baß und Tenor.

Da Gr. nicht von seiner Stelle wich, auch als sein Unterricht anfing, ganz ungenügend zu werden, so half sich Menzel in der Weise, daß er die Schüler in zwei Klassen teilte und die Oberklasse einem Hilfslehrer übergab, für den das geistliche Amt eine kleine Besoldung bewilligte. Weil diese aber zum Leben nicht hinreichte, so übertrug ihm Menzel ein wenig Aktenschreiberei und gewährte ihm zur Entschädigung dafür freie Verpflegung. Die Feuerung kostete ihn auch nichts, weil er seine Schreibarbeit in der Küchenstube des Pfarrhauses anfertigte — der Wirtschafterin Nichte, die sechste Person unsers Haushalts, war seine Braut — und seine Mietwohnung fast nur zum Schlafen benutzte. Mußte so Gr. einen halben Stellvertreter in der Schule neben sich dulden, so wich er dafür in der Kirche keinen Schritt. Unter Menzels Vorgänger, der gleichzeitig Regierungsrat war, sich in Sch. wenig aufhielt, der äußersten Linken der rationalistischen Reformpartei angehörte und die Messe

einen Hokuspokus nannte, hatte die Wochenmesse aufgehört. Als Menzel sein Amt antrat, mußte er sich evangelische Jungen als Ministranten dingen, weil die katholischen Eltern ihre Söhne für den Kirchendienst an Wochentagen nicht hergeben mochten. Schließlich wurden die Leute wieder fromm und gewöhnten sich nicht bloß an die Wochenmesse, sondern lernten sogar den Rosenkranz beten. Als dann Menzel den zweiten Lehrer anstellte, wollte er, daß dieser die Wochenmesse mit Orgelspiel und dem Gesang der Schulkinder begleite. Aber der Kantor verweigerte die Erlaubnis und gab den Orgelschlüssel nicht heraus. Menzel kaufte ein Positiv und bezahlte es aus seiner eignen Tasche, aber das Ding erwies sich als unbrauchbar. Endlich setzte er eine „georgelte" Messe in der Woche durch, indem er dem Kantor das Spiel, zu dem sich dieser selbst bequemte, ebenfalls aus seiner Tasche bezahlte. Die Feiertagsmusik war erbärmlich; der neue Lehrer hätte gern bessere gemacht, aber Gr. ließ es nicht zu. Erst als er so siech wurde, daß er das Zimmer nicht mehr verlassen konnte, gab er nach einigem Sträuben den Orgelschlüssel heraus, und sein Stellvertreter erzog sich binnen kurzem einen ganz tüchtigen Kirchenchor. So war der Lebensabend dieses streitbaren Mannes voll ohnmächtigen Grimms. Den letzten Verdruß bereitete ihm der Arzt, indem er ihm das Bier verbot und Tokayer verordnete. Aber Tokayer schmeckt doch auch gut, bemerkte ich einmal auf seine Klagen. Ach ja, das schon, antwortete er, aber so'n Gläschen, was soll einem das helfen! Ja, wenn man zu jeder Mahlzeit eine Flasche trinken könnte!

Lange vor Gr. hatte sich der weit jüngere Menzel, der sonst außer einem Glase Wein an Festtagen niemals alkoholhaltige Getränke genoß, auf ärztlichen Befehl zum täglichen Genuß schweren Weins bequemen müssen. Er bekam die Wassersucht infolge eines Nierenleidens, das seiner Überzeugung nach die Folge des ihm von meinem Vorgänger bereiteten Ärgernisses war. Er hatte immer den Grundsatz befolgt, bei kleinen Meistern am Orte arbeiten zu lassen, und wurde zum Dank dafür natürlich so schlecht wie möglich bedient. Das schlechteste von allem aber, was ihm die Sch . . . er Tischlerkunst geliefert hatte, war sein ungepolsterter Lehnstuhl oder vielmehr Schemel, ein wahres Marterholz, den er auch noch in den ersten Wochen seiner Krankheit benutzte. Eine Dame aus der Nachbarschaft, die ihn besuchte, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen vor Entsetzen und schickte ihm sofort einen bequemen Lehnsessel. Darin hat er qualvolle fünf Monate verlebt. Ich brachte, wie in seinen gesunden Tagen, jeden Abend bei ihm zu, und er gab mir in diesen Stunden sehr viele Aufträge und ordnete alles, was nach seinem Tode geschehen sollte, aufs genaueste an. Einmal mußte ich ihm doch opponiren. Das sage ich Ihnen, schärfte er mir ein, daß Sie mir ja keine Leichenrede halten lassen. Mein Begräbnis wird gerade in die größte Kälte treffen, und nichts ist abscheulicher, als bei schlechtem Wetter lange am Grabe stehen müssen.

Der Gedanke ist mir entsetzlich, daß sich meines elenden Leichnams wegen die Leute erkälten oder gar jemand den Tod holen sollte. Überhaupt hielt er die allgemeine Leichenrederei für einen Unfug; Leichenreden, sagte er, sollten von Rechts wegen nur großen Männern und berühmten Persönlichkeiten gehalten werden. Ich gestand ihm gern zu, daß die Sitte der Leichenreden wie viele andre Sitten höchst unvernünftig sei, aber ich konnte ihm nicht versprechen, gerade in diesem Falle den Unfug zu bekämpfen, da man sich auch an mein etwaiges Verbot nicht gekehrt haben würde. Sehr leid that es ihm, daß ich während seiner Krankheit die ganze (mir nicht im mindesten beschwerliche) Arbeit allein besorgen und namentlich, daß ich bei großer Kälte, wenn viel Beichtleute waren, manchmal vom frühen Morgen bis zum Mittag in der Kirche zubringen mußte. Er sagte dann wohl: Ich möchte es Ihnen gern mit Gelde lohnen, möchte Ihnen auch gern etwas hinterlassen, aber die Johanna hat alles verkocht. Sehen Sie doch mal im Sekretär im zweiten Schube rechts nach; da werden Sie ein Schächtelchen finden; darin müssen noch ein paar Dukaten sein, davon nehmen Sie sich einen! Seine Hinterlassenschaft, die in einem Pfandbriefe über fünfhundert Thaler und dem Erlös aus dem Verkaufe seiner Sachen bestand, habe ich dann dem Testament zufolge einer armen Verwandten von ihm übermacht.

Die Pfarrei administrirte ich ein halbes Jahr und blieb dann noch ein Jahr bei seinem Nachfolger M., einem tüchtigen Geistlichen, aber zugleich gewandten und liebenswürdigen Weltmanne, der bald der Mittelpunkt der Geselligkeit des Kreises wurde. In diesem Honoratiorenzirkel waren Sanitätsrats die einzige katholische Familie; außerdem wurde das katholische Element durch einige Pfarrer vertreten. Ich war schon während meiner Administration eingeführt worden von einem Assessor, der um diese Zeit nach Sch. versetzt wurde, und Johanna verfehlte nicht, mir zu sagen, daß mir die Gemeinde diesen Umgang mit Protestanten übel nähme. Und doch vernachlässigte ich auch die katholischen Bürger und Bauern nicht, blieb nur in der einen wie in der andern Art von Geselligkeit sparsam und ließ mir von der für meine Bücher und Privatschüler bestimmten Zeit kein wesentliches Stück abhandeln.

Es war das eine glückliche Zeit für mich. Der Druck der Sorge um die Meinen war ziemlich gehoben. Von meinen beiden Brüdern war der eine als Apothekergehilfe in Montreux, der andre auf dem Gymnasium ganz wohl. Die Mutter konnte von ihrem kleinen Verdienste und der kleinen Unterstützung, die ich ihr schickte, leidlich leben. Ich fing an, mit der neuen Brille, die meine Sehweite für einige Jahre auf den Grad mäßiger Kurzsichtigkeit hob, die Welt zu entdecken. Voll freudigen Erstaunens bemerkte ich, als ich das erstemal damit in eine ziemlich große Schulklasse trat, daß ich bis zur hintersten Bank die Augen meiner Schüler sah. Ich begann, mir die Gesichter und Gestalten der Menschen genauer anzusehen, auf die Farbe des Gefieders der

Vögel zu achten, und die Landschaft lag klarer vor mir. Ich war sehr gesund und kräftig, arbeitete des Sommers täglich ein wenig im Garten und suchte die überschüssige Kraft in meilenweiten Märschen los zu werden.

In dem Gebäude meines orthodoxen Glaubens geriet aber damals ein Steinchen ins Wanken und zerbröckelte allmählich. Die Italiener hatten ihre Fürsten verjagt und den Kirchenstaat zertrümmert; nur mit Hilfe ausländischer Truppen vermochte sich der Papst in dem ihm verbliebnen Reste, dem Patrimonium Petri, zu behaupten. Döllinger suchte in seinen Odeonsvorträgen die katholische Welt mit dem Gedanken an die Möglichkeit der vollständigen Vernichtung der weltlichen Papstherrschaft vertraut zu machen, wurde aber dafür verketzert, und mit seinem Buche: Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat verschlimmerte er nur seine Lage, weil er darin u. a. auch die Mißwirtschaft der päpstlichen Regierung schilderte. Ich vermochte der Verurteilung Döllingers nicht beizustimmen, denn mein Herz stand auf seiten der sich befreienden Völker, die Unhaltbarkeit der Parteifabeln, die alle großen Umwälzungen aus geheimen Umtrieben, sei es der Jesuiten, oder der Freimaurer, oder der Juden, oder einer Kamarilla herleiten, hatte ich längst durchschaut und erkannt, daß alles in der Welt mit natürlichen Dingen zugeht, und daß jede Veränderung eine Ursache voraussetzt, deren Wirkungskraft an Größe der in der Veränderung zur Erscheinung kommenden Kraft gleich ist. Für den Kirchenstaat versuchte ich eine Ausnahme zu machen und mich zu überreden, daß er das unschuldige Opfer von Verschwörungen sei, aber ein Jesuit, der in einem Roman — ich glaube er heißt Der Jude von Verona — die italienische Umwälzung erzählt, belehrte mich, sehr gegen seine Absicht, eines Bessern. Er machte mich so wütend auf die römische Klerisei, daß ich sein Buch mehreremal vor Zorn auf die Erde warf. Ich sagte mir: wenn die italienischen Geistlichen und die päpstlichen Beamten solche Schafe sind, wie sie hier geschildert werden, was bedarf es denn da noch der geheimen Gesellschaften zum Sturze des Kirchenstaats! Er muß ja von selbst zusammenbrechen! An und für sich würde nun der wohlverdiente Untergang der weltlichen Papstherrschaft, trotz des bedenklichen Kontrastes zwischen der Idee der Kirche und dieser Seite ihrer Wirklichkeit, den Glauben noch nicht gefährdet haben, wenn man sie innerhalb des Katholizismus als eine vergängliche geschichtliche Erscheinung aufgefaßt hätte. Aber daß der Papst, der Episkopat und die katholische Presse aus einer offenbar dem Untergange geweihten Institution eine wesentliche Einrichtung der Kirche machten und den Glauben an deren Notwendigkeit zum Dogma stempelten, das war böse, böse wenigstens für denkende Köpfe.

Der erſte Beſte

Erzählung von Otto Verbeck

(Fortſetzung)

10

Margarete weinte ſchon lange nicht mehr; während ſeiner Erzählung hatte ſie aufgehört. Den Arm auf der Seſſellehne, die Stirn an die Hand gedrückt, die das zuſammengeballte Taſchentuch feſthielt, ſo ſaß ſie, ohne Hans anzuſehen, bewegungslos da und hörte zu. Der Atem ging ihr in ſchweren, langen Zügen durch die halbgeöffneten Lippen. Bei der letzten Anklage, bei dem „Störenfried“ zog ſie ſich leiſe zuſammen, wie unter Schmerzen, und der Mund ſchloß ſich feſt. Auch als Hans hinaus war, blieb ſie noch ein Weilchen, ohne ſich zu rühren. Endlich hob ſie den Kopf und ſah ſich um. Die Augen brannten ihr, der Kopf that ihr weh, ſie drückte die kalten Finger an die Schläfen. Dann ſtand ſie auf; dabei ſchüttelte es ſie über und über.

Störenfried! murmelte ſie vor ſich hin. Sie warf einen finſtern Blick nach der Thür, durch die Hans hinausgegangen war. Störenfried! Euch kann geholfen werden.

Sie verließ das Zimmer, lief eilig die Treppe hinauf in die Schlafſtube und ſchloß hinter ſich zu.

Heute Abend bleib ich hier oben. Ich will dieſen — Burſchen nicht mehr ſehen. Und *ihn* auch nicht. Sie atmete zitternd tief auf. Und morgen früh geh ich weg, nach Hauſe, zu Mama, fertig.

Aber dieſe ſchnell zuſammengehämmerten Entſchlüſſe brachten ihr keine Erleichterung. Der Gedanke an die Mutter beruhigte ſie nicht. Im Gegenteil: das Wiederſehen mit der Vielgeliebten erſchien ihr als ein neuer Schmerz, vor dem ſie ſich fürchtete. Aber hier bleiben war doch noch ſchlimmer. Sein Unglück wollte ſie nicht länger ſein.

Die Uhr, die Schlafzimmeruhr mit ihrem ſchönen, tiefen Klang ſchlug ſieben. Margarete beſann ſich. Um ſieben wurde ja Abendbrot gegeſſen. Gleich mußte man nach ihr rufen. Sie drehte den Schlüſſel wieder um und zog an der Klingel, die zur Küche hinunterführte, und als Lieſe kam, fand ſie ihre junge Herrin im Begriff, ſich auszuziehen.

Melden Sie dem Herrn, wenn er nach mir fragt, ich wäre unwohl und

wollte mich zu Bett legen. Ich bäte um Entschuldigung, daß ich nicht zum Abendbrot käme.

Sie fühlte sich in Wirklichkeit unwohl, es war nicht gelogen; nur daß sie sich sonst deshalb nicht niedergelegt haben würde. Es war ihr elend und beklommen zu Mute. Schnell entkleidete sie sich; ein paar mal schauderte sie nervös zusammen, wie im Fieber.

Kaum lag sie im Bett, tief in die Kissen geduckt, da klopfte es, und die Thür öffnete sich.

Ich darf doch, Gretchen? fragte Fritzens Stimme noch von draußen.

Margarete war heftig zusammengefahren.

Ja, sagte sie jetzt ganz leise.

Er kam herein und ging schnell auf ihr Bett zu.

Was sind das für Geschichten? fragte er erstaunt und besorgt. Was fehlt dir, Kind? Er beugte sich über sie. Was fehlt dir so plötzlich? wiederholte er, da sie nicht gleich antwortete.

Ich weiß nicht, murmelte sie, mir ist so elend zu Mute; ich denke, im Bett wirds besser. Kümmere dich nicht um mich. Es ist ja nichts.

Darauf antwortete er nicht, sondern setzte sich auf den Rand ihres Bettes.

Erlaube, sagte er einfach und streifte die fest heraufgezogne Decke von ihrer Schulter. Gieb mir einmal den Puls.

Mit der ruhigen Sachlichkeit des erfahrenen Laien faßte er ihr Handgelenk. Er hatte ja nicht umsonst drei Schwestern aufgezogen.

Fieber hast du nicht, sagte er nach einer Pause, legte auch noch die Hand auf ihre Stirn. Hast du Kopfweh?

Sie hatte keins.

Bitte, zeig einmal die Zunge.

Sie gehorchte zögernd, verlegen. Sich dieser gleichmütigen Ruhe gegenüber nicht zu fügen, wäre albern gewesen.

Auch gut, bestätigte er. Halsweh hast du auch nicht? Schluckbeschwerden?

Nein.

Na dann, Kindchen, sagte er lächelnd, ist mein Latein zu Ende. Eigentlich krank siehst du auch nicht aus; da wirds wohl nichts bedenkliches sein, was? und morgen bist du wieder frisch?

Ja ja, murmelte sie.

Hast du Lust auf irgend etwas? Was es zum Abendbrot giebt, weißt du wohl nicht?

Nein, antwortete sie errötend — nein, sie, die Hausfrau, wußte es nicht. Mamselling — setzte sie stammelnd hinzu.

Ja ja, Mamselling, das ist ein eifersüchtiger, alter Drache, was? Er lächelte; und als sie nicht antwortete: soll ich sie dir schicken? Oder soll ich ihr gleich ausrichten, was du zu essen haben willst?

Ich möchte gar nichts essen.

Hm, das ist wenig genug. Aber wie du willst. Friert dich? fragte er, als sie leise zusammenschauderte; er legte ihr die Decke wieder fest um die Schultern. Hast du warme Füße? Wenn ich nur wüßte, was dir eigentlich fehlt, du armes kleines Küken.

Seine gute, mitleidige Stimme that ihr wohl und weh, und als er ihr jetzt übers Haar strich, schloß sie die zitternden Augenlider. Die Thränen, die sie niederzwingen wollte, drückten ihr die Kehle zu.

Was ist denn, Kind? fragte er, als sie mühsam schluckte.

Ach nichts, antwortete sie gequält, unglücklich. Geh nur, laß mich allein, kümmere dich nicht mehr um mich, es ist ja doch alles — sie drückte das Gesicht ins Kissen.

Er saß ein kleines Weilchen still und betrachtete sie schweigend, wie sie da so stoßweise und zitternd atmete, wie es ihr um die Mundwinkel zuckte; jetzt kam eine kleine Hand unter der Decke herauf und wischte die Thräne weg, die über die Wange gelaufen war.

Das ist irgend eine seelische Erschütterung, schloß er bei sich. Er beugte sich tief über sie.

Was quält dich denn, mein Herz? fragte er sanft. In seiner gedämpften, tiefen Stimme lag die zarteste Liebkosung. Ganz leise schob er den Arm unter ihre Schulter.

Kannst du das deinem alten Fritz nicht sagen?

Sie schluchzte in ihr Kissen hinein, ohne zu antworten. Er wartete noch einen Augenblick, dann richtete er sich wieder auf und ließ sie los.

Vielleicht morgen, nicht wahr? sagte er eben so sanft. Versuch nun zu schlafen, dann wird dir besser. Ich lasse dich jetzt allein; niemand soll zu dir kommen, damit du ungestört bist. Gute Nacht.

Er strich ihr noch einmal übers Haar und ging dann leise hinaus.

Margarete richtete sich hastig auf. Schon war die Thür geschlossen; gerade hob sich noch die Klinke.

Fritz, lieber Fritz, murmelte sie mit erstickter Stimme. Dann brach sie in fassungsloses Weinen aus. Sie zog die Kniee herauf und kauerte so, das Gesicht in den Armen verborgen.

Warum hatte sie ihn so weggehen lassen? Warum hatte sie ihn nicht mit beiden Armen um den Hals genommen, als er ihr so nahe war, sich an ihn gedrückt, seinen guten, freundlichen Mund geküßt und gesagt: Verzeih mir, ich hab dich ja so lieb! Ich bin ja nur so unglücklich, weil ich dich verloren habe, und weil ich mich fortwährend schäme, und weil ich dich ja gar nicht verdiene, und weil ich dir alles verdorben habe, und weil der Hans gesagt hat, ich wäre ein Störenfried. — Dieser Hans, dieser dumme Junge! Was wußte denn der! „Mühe gäbest, ihn kennen zu lernen!“ Als ob sie nicht wüßte, wer der Fritz wäre! Eben weil sie ihn erkannt hatte, mit jedem Tage mehr, darum schämte sie sich ja so, darum verging sie ja vor Reue über das Unrecht, das sie ihm angethan hatte. Darum verkroch sie sich auch, um ihm möglichst wenig zu Gesicht zu kommen. Sie verdiente ja den Platz an seiner Seite nicht. O, hätte sie ihn zur rechten Zeit erkannt, dann wäre ja alles anders gekommen. „Lieb gewänneſt!“ Das war es ja eben, das Elend, daß sie ihn nun liebte, da es zu spät war. Erst als sie alles verscherzt hatte, da war mit der Reue auch die Liebe gekommen. Und mit der Beschämung auch die Sehnsucht nach einem guten, zärtlichen Wort. Ach, wenn sie noch einmal wieder so mit ihm allein im Strandkorb sitzen könnte, wie an dem Tage, wo er sie zuletzt mit fröhlichem Herzen geküßt hatte! Heute könnte er sie fragen, was er wollte, sie würde nur *eine* Antwort wissen: Sei gut mit mir, verzeih mir! Heute würde sich kein fremdes Bild dazwischen schieben, heute nicht und nie mehr. Wenn er sie nur noch einmal so in die Arme nehmen wollte, wie an dem Abend bei der Ankunft unten in ihrem Zimmer, in ihrem lieben Märchenzimmer, wo seine Güte und Fürsorge wohnte

wie ein guter Geist. Warum hatte sie ihn vorhin weggehen lassen? Warum hatte sie geschwiegen, obwohl ihr das Herz zum Überfließen voll war! Nun hatte sie auch das wieder verscherzt, nun wars auch dazu wieder zu spät. — Nein! Sie hob den Kopf und sah mit den schwimmenden Augen geradeaus. Noch nicht zu spät. Morgen! „Vielleicht morgen," hatte er gesagt. Aber morgen wollte sie ja fort! Während er draußen beschäftigt wäre, sollte sie Krischan nach Malchin fahren, und dann wollte sie einfach nicht wieder mitkommen; wollte mit dem Zug nach Berlin reisen und von dort aus telegraphiren. So hatte sie sichs gedacht. Und ohne Fritz noch wiederzusehen. Einfach verschwinden wollte sie.

Sie brach von neuem in Thränen aus.

Ich kann nicht, schluchzte sie, ich muß ihn noch einmal sehen! Ich muß ihn noch um Verzeihung bitten.

Aber was würde er sagen, wenn sie ihn um Verzeihung bäte? Er würde sagen: Liebe Grete, du bist kein kleines Kind mehr, das zum Vater und zur Mutter gelaufen kommen kann und bitten: Verzeih, ich wills nicht wieder thun. Was zwischen uns beiden liegt, ist nicht mit Worten abzumachen. Das, was du verschuldet hast, das ist die feige Verheimlichung deiner Gefühle. Hättest du zur rechten Zeit gesprochen, so hätten wir uns nicht geheiratet. Da das Unglück geschehen ist, müssen wir uns mit ihm abfinden. Ich denke, du darfst dich nicht über mich beklagen. Laß nun das Reden über Dinge, die nicht zu ändern sind. So würde er sprechen, vielleicht milder, freundlicher, aber doch so. Sie kannte ihn nun. Und wenn sie daraufhin doch noch den Mut fände, ihm zu sagen: Aber jetzt liebe ich dich, dann würde er am Ende die Achseln zucken und erwidern: Laß uns nicht mit Worten spielen. Schweigen wir von diesen Sachen. Das alles hatte in seinem Gesicht gestanden in dem schrecklichen Augenblick, als er den Spruch las. Nein, er konnte ihr nicht mehr glauben.

Dann mußte sie ihn also zwingen, ihr zu glauben. Dann mußte sie versuchen, ihm zu zeigen, zu beweisen, daß sie ihn liebe. Sie mußte sein Vertrauen zurückgewinnen, langsam. Und wenn sie es wieder hatte, wenn sie sichs redlich verdient hatte — dann — sie atmete tief, tief auf. Ein schwaches Lächeln, mehr der Schein eines Lächelns erhellte ihr verweintes Gesicht.

Sie durfte also nicht fort; sie mußte hier bleiben. Ach Gott, was hätten auch alle schlimmen Pläne geholfen! Sie wäre ja doch nicht gegangen, sie wäre ja doch von Malchin wieder mitgekommen, sie hätte ja gar nicht anspannen lassen. Nein, sie wollte nicht weg von ihm, sie konnte nicht mehr. „Vielleicht morgen." Lieber, lieber Fritz! Nein, nicht morgen — später, viel später. Nichts sagen, nichts bitten, nichts bekennen. Keine Worte machen, keine Versprechungen. Es war ja noch so weit bis dahin.

Als Fritz eine Stunde später leise ins Zimmer kam, um nach ihr zu sehen, fand er sie in tiefem, ruhigem Schlaf. Sie hatte die Hände auf der Decke ineinandergefaltet; die erst noch schmerzlich gespannten Züge hatten sich gelöst. Er betrachtete ein Weilchen das junge, rosige Gesicht; er nickte ihm zu. Erst als die Schläferin anfing sich zu rühren, unter seinem Blick unruhig zu werden, ging er vorsichtig hinaus.

11

Früher als gewöhnlich und ungeweckt erwachte Margarete am andern Morgen. Ein verworrener Strom ängstlicher, froher, hoffnungsvoller, zärtlicher Empfindungen überflutete ihre Seele. Was war doch Schönes?

Sie richtete sich hastig auf und war nun mit einemmal hell munter. Ach, nichts Schönes war. Es sollte erst kommen. Und sie hatte noch eben geträumt —

Das Bett neben ihr war leer, wie jeden Morgen.

Ich weiß nicht einmal, wann er aufsteht, sagte sie leise; ich weiß nicht, was er thut bis zum Frühstück, bis wir uns zuerst sehen.

Als sie die Treppe hinunterging, schlug ihr das Herz so schwer und gewaltthätig, daß sie stehen bleiben mußte. Sie drückte die kleine Faust auf die Stelle, als ob sie es damit an seinem Platz festhalten könne. Zögernd ging sie weiter; zögernd trat sie ins Speisezimmer. Es war aber niemand drinnen. Doch; zur geöffneten Verandathür trat Fritz herein, der da gestanden haben mochte.

Ängstlich forschte sie in seinem Gesicht, als er auf sie zukam. Er hatte aber ganz die gleichmütig freundliche Miene wie sonst; nichts mehr von der weichen Sorglichkeit, die sie gestern Abend so ergriffen hatte. Wenn du nicht sprichst, so stand es in diesen Augen zu lesen — ich frage nicht; ich kann warten.

Du schon auf? sagte er nur erstaunt. Er schüttelte ihr die Hand, die sie ihm zaghaft hingestreckt hatte. Wie fühlst du dich denn, Kind?

Besser; ganz gut, versicherte sie.

Das freut mich. Gut übrigens, daß ich dich noch sehe — ich bin nämlich im Begriff, wegzureiten, muß nach Neuenwerth, zu Sternfeldts — da können wir gleich noch besprechen, was ich mir ausgedacht habe. Gewiß wird es deinen Beifall finden. Ich denke sogar, deinen Wünschen damit zuvorzukommen — kurz, wie wärs, wenn du nach Berlin führest, um deine Eltern zu besuchen?

Margarete erschrak heftig; sie fühlte ordentlich, wie bei dem Schauer, der sie überlief, ihr Gesicht kalt wurde. Es ist also schon zu spät, fuhr es durch sie hin, er giebt es auf.

Du schickst mich weg? fragte sie mit schwacher Stimme.

Er schüttelte den Kopf.

Du schickst mich weg, wiederholte er lächelnd. Das klingt nach wunder was. Du bist doch noch ein bischen nervös. Ich schicke dich nicht weg. Ich mache dir nur einen gutgemeinten Vorschlag. Du hast doch gewiß Sehnsucht nach deiner Mutter; möchtest dich einmal mit ihr ausplaudern. Das solltest du thun. Du bist auch nicht ganz wohl; da könntest du dir ebenfalls geeigneten Rat holen. Ich finde das ganz hübsch und annehmbar. Aber du schüttelst immerfort den Kopf —

Thu es nicht, bat sie leise, ängstlich, die Augen unverwandt auf sein ruhiges Gesicht geheftet. Thu es noch nicht. Schick mich — warte noch damit. Hab noch eine Weile Geduld.

Liebes Kind — er sah an sich nieder und klopfte mit der Reitgerte ein paarmal leicht an seine Stiefel — ich denke, mit Ungeduld hab ich dich bisher nicht gequält.

Nein nein, rief sie hastig, das meine ich ja auch nicht. Ich — möchte nur nicht weg von hier —

Ihre Stimme wurde unsicher; sie griff mit zitternden Fingern in ihre Kleiderfalten. Warum fiel sie ihm denn nicht um den Hals und sagte: Laß mich bei dir bleiben, Lieber? Sie wagte es nicht; sie hatte sich schon zu weit von ihm entfernt, nein, ihn von sich entfernt. Sie durfte sich ihn jetzt nicht so einfach nehmen.

Ich möchte hierbleiben, sagte sie nur halblaut. Wenn ich mit Mama sprechen wollte, könnte ich es ja auch hier thun, wenn sie uns einmal besucht.

Er nickte. Ganz wie du willst, mein Kind. Ich dachte nur, deinen eignen Wünschen zuvorzukommen. Bedenke, daß du hier nicht so — ungestört bist wie in Berlin.

Sag das nicht, bat sie, sprich nicht so.

Ich werde also noch heute an deine Mutter schreiben und sie einladen.

Sie schüttelte heftig den Kopf. Heute nicht, bitte, und zunächst überhaupt noch nicht.

Wie soll ich das verstehen? fragte er verwundert.

Ich kanns nicht erklären, erwiderte sie, mit den aufsteigenden Thränen kämpfend und drückte die Hände in einander. Frag mich nicht. Schreib nicht an Mama. Ich will niemand — laß alles, wie es ist, bitte, bitte!

Er betrachtete sie ein Weilchen ernsthaft und durchdringend.

Hm, machte er dann nachdenklich. Also nicht. Gut. Wie du willst. — Sein Blick fiel zur Seite, aufs Fenster. Da kommt Jochen mit dem Pferd. Ich muß weg.

Willst du denn nicht — hast du denn schon gefrühstückt? fragte Margarete aufgeschreckt.

Ja, schon ganz früh mit Hans und den Jungen. Ich konnte nicht warten, dachte ja auch nicht, daß du wohl genug sein würdest, um schon — also leb wohl, Kind, bis heute Mittag.

Was ist denn bei Sternfeldts? fragte Margarete.

Ach, nichts von Belang. Wenigstens nichts, was dich interessiren könnte. Sie verkaufen Pferde, haben gestern Abend deswegen hergeschickt. Also adieu.

Er war fort. Sie stand am Fenster und sah ihm nach. So schnell war er fortgeeilt. Ja doch, das Pferd wartete. Aber er war ja auch wohl froh, von ihr fortzukommen. „Nichts, was dich interessiren könnte —" Das war ihm so herausgeschlüpft, zum erstenmal. Wie oft er das aber wohl schon mit Bitterkeit gedacht hatte! Mit gerechter Bitterkeit. Was war sie für eine Frau! Sie war der Niemand im Haus. Ob sie da war oder nicht, war gleichgiltig. Gefehlt hätte sie keinem. Wohl hatte er sie wegschicken wollen! Sie drückte die Hände an die Lippen. Nur das nicht wieder sagen! Das war ja das letzte. Denn wenn sie einmal fort war, wie sollte sie dann wiederkommen können — wenn sie fort war, wie irgend ein Besuch —

Da ging die Thür auf, und sie wandte sich hastig um. Es war Hans. Sie wurde feuerrot und wollte mit stummem Gruß an ihm vorbei und hinaus; aber er war schon bei ihr und ergriff ihre Hand.

Liebes Gretchen, sagte er so weich und zaghaft, daß sie, die noch den rauhen Klang von gestern im Ohr hatte, erstaunt aufblickte. Liebes Gretchen, wiederholte er, ich bin in einer schauderhaften Lage. Erbarme dich und mach

mirs nicht schwerer durch dein kaltes Gesicht. Der Fritz hat mir schon übel genug mitgespielt. Ich bin ja auch so beschämt —

Was willst du nur? fragte Margarete immer verwunderter. Die Hand hatte sie ihm gleich entzogen; sie trat einen Schritt von ihm weg.

Also ich hab ihm gestern Abend gebeichtet, als er so besorgt von dir herunterkam und sagte, du müßtest irgend eine Gemütsbewegung gehabt haben. Ach du lieber Himmel, wie wurde er zornig! So hab ich ihn selten gesehen. Ich wollte, ich hätte den Mund gehalten. Es ist mir furchtbar peinlich, Gretchen, dir Unrecht gethan zu haben, aber ich konnte doch das nicht ahnen —

Was konntest du nicht ahnen? fragte Margarete verwirrt.

Nu, daß du einen stillen Kummer hättest.

Daß ich — was heißt das?

Er sagte, meine Anschreierei wegen deiner trübseligen, gedrückten Stimmung wäre eine Roheit gewesen; du hättest einen stillen Kummer —

Das hat er gesagt?

Ja, mit dem du erst fertig werden müßtest, ehe du von Herzen vergnügt sein könntest. Das müßte man achten und so weiter —

Das hat er gesagt? Ihre Stimme wurde schwächer, versagte fast.

Jawohl, na und da thut es mir nun furchtbar leid, dich damit gekränkt zu haben, Gretchen. Ungerecht anschuldigen will ich dich nicht, und wenn du Kummer hast, so dauerst du mich. Wenn also dies der Grund zu deinem scheuen, gedrückten Wesen ist, dann ist ja manches erklärt oder wenigstens gemildert. Aber sieh mal, ich sollte denken, die Frau von diesem Fritz zu sein, das wäre doch immerhin eine gute Sache, nicht wahr? Ich meine, auch irgend ein Kummer könnte auf die Dauer dagegen nicht aufkommen. Und er hat dir doch nichts gethan, von ihm erfährst du doch nur Liebe. Und dabei bleib ich, Gretchen: ihm zu Gefallen mußt du deine Betrübnis unterkriegen können, das ist er wert. Hoffentlich hab ich dich damit nicht aufs neue beleidigt. Du machst so ein erloschenes Gesicht. So sag doch ein Wort.

Margarete gab ihm mit schwachem Lächeln die Hand; sprechen konnte sie jetzt nicht.

Also gut Freund?

Sie nickte.

Na, da fällt mir ein Stein vom Herzen. Ich dachte schon, was das nur für ein Leben werden sollte, wenn du am Ende unversöhnlich wärest. Fritz machte mir nämlich unter anderm begreiflich, daß ich gar kein Recht gehabt hätte, dich zur Rede zu stellen. Zwischen Eheleuten hätte kein Dritter etwas zu suchen. Da war ich also von oben bis unten blamirt. Ich hatte zu thun, um ihn nur einigermaßen wieder gut zu kriegen, versprach ihm auch heilig, dich um Verzeihung zu bitten. Gott sei Dank, daß es überstanden ist. Ich werde künftig den Schnabel halten, wenn ich auch über manche Dinge von gestern noch genau so denke. Aber da fang ich schon wieder an. Nichts für ungut.

Margarete winkte ihm: Laß, laß nur! Sie hatte sich an ihren Platz gesetzt und stützte nun den schweren Kopf in die Hand. Sie war verwirrt, aufs neue beschämt, im tiefsten Herzen gerührt. Es schlug immer wieder in weichen Wellen über sie hin. Nur zu gut verstand sie die zarte Abwehr gegen Hans, mit der er ihr diesen „stillen Kummer" andichtete. Der wirklich Betrübte war ja er! Ihm war Leid geschehen. Er war um seinen Froh-

sinn gebracht durch sie, die er gegen all die wohlberechtigten Angriffe in Schutz nahm. Wann sollte sie ihm das alles vergelten können?

Du entschuldigst gewiß, sagte Hans, der neben ihr stehen geblieben war, daß wir so mir nichts dir nichts ohne dich gefrühstückt haben. Aber Fritz mußte weg. Er hat schon lange ein Auge auf die beiden Pferde drüben und will sie sich nicht wegschnappen lassen. Mamselling hat aber auf dich gewartet, damit du nicht so mutterseelenallein da sitzen mußt. Ich rufe sie dir.

Aber Mamselling kam schon mit dem Kaffee, und Hans empfahl sich eilig. Er war offenbar froh, hinauszukommen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Allmacht der Technik und die Ohnmacht der Politik. Die Feier an den holsteinischen Gestaden bedeutet einen neuen Triumph der Technik: durch eines der staunenswertesten Werke, das Menschengeist und Menschenhände geschaffen haben, in wenigen Jahren geschaffen haben, ist das Verkehrshindernis, das sich in der Gestalt der dänischen Halbinsel zwischen Ost- und Nordsee einschiebt, beseitigt worden. Was ist unsrer Technik noch unmöglich? Nichts, was das Menschenherz an körperlichen Leistungen wünschen kann, die Wünsche müßten sich denn ins Phantastische verlieren. Keine Last ist ihr zu schwer, und kein Hindernis, seis Fels oder Meer, vermag ihren Schritt aufzuhalten; alle Schätze der praktisch unerschöpflichen Erde hebt sie mit spielender Leichtigkeit, giebt ihnen im Nu tausend verschiedne Formen, in denen sie dem Menschen angenehm und nützlich werden können, und befördert sie binnen wenigen Stunden oder Tagen an jeden beliebigen Ort der Erdoberfläche, wo man ihrer bedarf. Will sie aber der Mensch zur Zerstörung verwenden, so leistet sie womöglich noch staunenswerteres; hätte ein böser Dämon den Regierungen eingegeben, von der in Kiel versammelten europäischen Kriegsflotte den Gebrauch zu machen, für den sie eigentlich bestimmt ist, so konnten in wenigen Stunden viel tausend Menschen und eine Milliarde an Wert in Gase und Trümmer aufgelöst werden. Die ohnehin kaum ausdenkbare Stärke und Aktionsfähigkeit der Kriegsmacht des Deutschen Reichs hat der Kanal vollendet.

Man sollte nun meinen, damit müßte das wunschlose goldne Zeitalter angebrochen sein. Wie wenig das jedoch der Fall ist, sieht jedermann nur allzu klar. Gerade an der Stelle versagt der Menschenwitz, wo er am nötigsten wäre, wo es sich darum handelt, mit den Wundern, die er geschaffen hat, die Menschen zu beglücken. Geht es ihm doch meistens mit seinen eignen staunenswerten Leistungen wie den Philistern mit der Bundeslade: sie wußten nichts damit anzufangen und hatten statt des Segens nur Plage davon. Während der Fortschritt der Verkehrstechnik in glänzenden Festlichkeiten gefeiert wird, verwünschen ihn Millionen in ihren Herzen, und streben die meisten Kulturvölker, wenigstens ihre einflußreichsten Kreise, darnach, sich mit den chinesischen Mauern unüberstieg-

licher Zollschranken aufs neue gegen einander abzuschließen. Jeder Fortschritt der Waffen- und Schiffstechnik aber zwingt die Völker, sich um der Landesverteidigung willen neue Lasten aufzubürden. Wegen der Verteidigung des Vaterlandes gegen wen? Da steckt eines der verzwicktesten Rätsel unsrer Zeit. Ist es doch ein handgreiflicher Widerspruch, wenn die Versammlung einer furchtbaren Kriegsflotte als eine Friedensbürgschaft gepriesen wird. Nicht je kriegerischer, sondern je unkriegerischer die Völker sind, desto mehr ist der Frieden gesichert. Das Wort: Si vis pacem, para bellum gilt nur unter der Voraussetzung, daß Mächte vorhanden sind, deren zur Schau getragne Friedlichkeit unecht ist, die den Frieden brechen wollen und nur durch die überlegne Kriegsmacht der andern daran gehindert werden können.

Die Politik ist das Gebiet, auf dem der Widerspruch zwischen der Allmacht moderner Technik und der Unfähigkeit der Menschen, sie zu ihrer eignen Beglückung zu gebrauchen, am auffälligsten zur Erscheinung kommt. Die Unbehaglichkeit, die jener Widerspruch erzeugt, wird zum giftigen Haß der Parteien gegen einander, der sich anderwärts nur darum nicht so lebhaft äußert wie am 19. Juni in der italienischen Kammer, weil man nördlich von den Alpen nicht leicht die Selbstbeherrschung so vollständig verliert. Indem jede der vielen Parteien etwas andres will, die meisten aber gar nicht einmal recht wissen, was sie eigentlich wollen oder zum eignen Besten wollen müßten, demnach die Staatsmaschine gerade in den Sachen, die einem jeden am meisten am Herzen liegen, zur Unthätigkeit verurteilt bleibt, der Mensch aber doch ohne Kraftäußerung nicht leben kann, so bleibt dem homo politicus unsrer Tage gewöhnlich nichts übrig, als seine Gegner zu hassen und auf sie zu schimpfen. Am schönsten hat sich soeben, gleichzeitig mit unsern Kanalfestlichkeiten, diese klägliche Lage der Dinge in Österreich offenbart. Während sich unsre reichsdeutschen Staatsweisen seit Jahren darüber die Köpfe zerbrechen, wie man am besten die Vertreter des vierten Standes aus dem Reichstage hinausbringen könne, fand der Graf Taaffe, dem auch seine ärgsten Feinde weder Arbeiterfreundlichkeit, noch Sozialismus, noch Sentimentalität oder ähnliche staatsgefährliche Laster nachsagen können, im Herbst 1893 auf einmal, daß es ohne Vertretung der ärmern Volksmassen nicht länger gehe, und legte seinen berühmten Wahlreformentwurf vor. Er hatte in seinem Parlament alles, was sich ein staatserhaltendes Herz nur wünschen kann: nichts als Großgrundbesitz, Klerus und Großbürgertum, und dennoch fand er: es gehe so nicht weiter. Der Schreck der herrschenden Klassen über das Gespenst einer Proletariervertretung wirkte so gewaltsam und plötzlich, daß Taaffe hinausflog, die „Judenliberalen“ aber den Feudalklerikalen in die Arme fielen. Daß die Polen die dritten im Bunde sein mußten, verstand sich von selbst, weil sie in Österreich stets bei der Regierung sind. Nun war das zwar ein sehr rührender Moment, aber die Folge davon war, daß sich keiner der hohen Koalirten mehr rühren konnte. Selbst abgesehen von dem Gegensatz der Nationalitäten hätten Deutschliberale und Feudalklerikale nimmermehr an einem Strange ziehen können, und mit ihrer einzigen gemeinsamen Aufgabe, Verschleppung der Wahlreform, auch nur anderthalb Jahre auszufüllen, war schon schwierig genug. Endlich ging es nicht mehr, und man muß es den Deutschliberalen lassen, daß sie sich zum Schluß noch geschickt genug benommen haben, indem sie die 1500 Gulden für eine slowenische Gymnasialklasse in Cilli dazu benutzten, sich einen anständigen Abgang zu verschaffen. Von dem „Beamtenministerium,“ dessen sich Cisleithanien jetzt erfreut, ist nur noch ein Schritt bis zur reinen, absolut regierenden Büreaukratie, bei der die Stadt Wien nach der verunglückten Bürgermeisterwahl bereits

angelangt ist, und so könnte denn der alte Metternich, wenn er noch einmal lebendig würde, die Geschäfte ohne Anstand wieder übernehmen. Was wollt ihr denn, wird man uns entgegnen, hat Metternich seine Sache nicht ganz gut gemacht? O gewiß! sind wir doch allesamt bescheiden und anspruchslos genug geworden, das anzuerkennen.

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

Aber die Bescheidenheit allein thuts nicht; es fragt sich, ob es heute noch geht ganz ohne Volksvertretung; namentlich die Geldleute sind manchmal so komisch, sie halten die Papiere für sicherer, wenn eine Volksvertretung die Anleihen bewilligt hat.

So wissen sich also die Parlamente keinen Rat, und die Regierungen wissen sich auch keinen, weder mit noch ohne Parlament, weder mit dieser noch mit jener Art von Volksvertretung. Wie könnte das auch anders sein? Nicht einem Schiff ist der moderne Großstaat vergleichbar, sondern einer Flotte, die keinen Kurs haben kann, weil jedes ihrer Schiffe seinen eignen Kurs steuert. Die äußere Einheit wird ja — wiederum dank der Technik — heut vollkommner aufrecht erhalten als in irgend einer frühern Zeit, die innere aber durch die rücksichtslose und kurzsichtige Interessenpolitik der Parteien aufgelöst. Sollte wieder ein Kurs möglich werden, so müßte ein Ziel auftauchen, für das die große Mehrheit der Volksgenossen gewonnen werden könnte. Mit Ausnahme Englands, das trotz mancher innern Misere seine Weltmachtpolitik unter dem Beifall aller seiner Söhne ruhig weiter verfolgt, ist ein solches in keinem andern der europäischen Staaten vorhanden. Aus folgendem Satze der Hamburger Kaiserrede freilich könnte man eines herauswickeln: „Die erzgepanzerte Macht, die auf dem Kieler Hafen versammelt ist, soll das Sinnbild des Friedens sein, des Zusammenwirkens aller europäischen Kulturvölker zur Hochhaltung und Aufrechterhaltung der europäischen Kulturmission.“

Ums liebe Brot. Zu diesem Aufsatz im vorigen Hefte macht einer unsrer Mitarbeiter noch folgende Bemerkungen. Mit Ausnahme der Bäcker würde selbstverständlich jedermann eine reinlichere Brotbereitung in Großbetrieben vorziehen, und solche würden wir schon in größerer Anzahl haben, wenn wir Riesenkonsumentengenossenschaften hätten wie die englischen Arbeiter. Dazu können es wir Deutschen, die wir in allen Dingen unter der Vormundschaft der Staatsbehörden stehen, nicht bringen, und der Verfasser steuert ja auch nicht auf Arbeiterkonsumvereine, sondern auf landwirtschaftliche Genossenschaften los, die bewirken sollen, daß die Verminderung der Herstellungskosten des Brotes in Gestalt einer Erhöhung des Getreidepreises den Grundbesitzern zu gute komme. Da ist nun zunächst einzuwenden, daß diese Absicht dem vom Verfasser an die Spitze gestellten Grundsatze widerspricht, wonach von jeder möglichen Zeit-, oder was dasselbe ist, Arbeits- und Kostenersparnis auch wirklich Gebrauch gemacht werden muß. Dieser Grundsatz versteht sich von selbst, wenn man mit Adam Smith, den Manchesterleuten und den Sozialdemokraten die reichliche Versorgung mit Gütern für die einzige Aufgabe der Gesellschaft ansieht. Nach diesem Grundsatze hat es keinen Sinn, teuern schlesischen Weizen zu kaufen, wenn man billigen amerikanischen haben kann (billig ist er dort, weil er auf billigem Boden ohne Düngung mit Maschinen gebaut wird). Von diesem Standpunkte aus wird in einem französischen Werke geurteilt: Das Getreide durch Schutzzoll um 25 Prozent verteuern, das ist genau dasselbe, wie

wenn man den vierten Teil des vaterländischen Fruchtbodens mit Steinen verschüttete. Schränkt man aber den an sich richtigen Grundsatz, daß die Güter so stark wie möglich vermehrt und dadurch billig gemacht werden müssen, durch die Rücksicht auf die vaterländischen Produzenten ein, zu denen auch der Händler gehört, so weit er nötig ist (ohne Handel ist der schlesische Weizen für die Berliner so wenig vorhanden wie der amerikanische), dann verdienen die Bäcker und die Händler dieselbe Rücksicht wie die Bauern. Ein großer Teil der Bäckerarbeit ist überflüssig, mag sein; unsre Zeitungsschreiberarbeit ist vielleicht noch überflüssiger. Wären wir, der Bäcker und unsre Wenigkeit, je mit einem Ritter- oder Bauergute auf die Welt gekommen, so würden wir nicht backen und schreiben. Da wir aber nicht so glücklich sind, so backen und schreiben wir, so lange uns jemand unsre Ware abkauft. Daß wir nicht Gutsbesitzer sind, dafür können wir nicht, wir sind einmal auf der Welt und wollen leben.

Aber abgesehen von diesem Widerspruche, könnte die Kostenverminderung bei der Brotbereitung den Landwirten nur dann zu gute kommen, wenn sie das Getreide-, außerdem auch noch das Müllerei- und Bäckereimonopol hätten. Andernfalls würden ihnen, wie ja auch am Schlusse des Artikels angedeutet wird, von Kapitalisten betriebne Großbäckereien Konkurrenz machen und den in Aussicht gestellten Vorteil wegschnappen. Wir haben gegen einen Versuch mit dem so erweiterten Antrag Kanitz gar nichts einzuwenden, nur müssen sich die Landwirte die Folgen klar machen für die beiden Fälle, daß das Wagnis gelingt, oder daß es nicht gelingt. Im zweiten Falle wäre die Folge der allgemeine Bankrott, im ersten Falle würden die andern sieben Achtel des Volks (Schulz-Lupitz schätzt — wahrscheinlich viel zu hoch — die Zahl der Personen, die von höhern Getreidepreisen Vorteil haben würden, auf ein Achtel der Bevölkerung) ein gleiches, ihnen die Existenz sicherndes Privilegium haben wollen.

Daß die vermehrte Kaufkraft der Getreideproduzenten der Industrie zu gute kommen würde, ist ein Irrtum. Fallen die — sagen wir hundert Millionen Mark, um die die Brotbereitung verbilligt wird, den Landwirten zu, so werden sie dafür den Bäckern und Händlern entzogen; was die einen mehr kaufen, kaufen die andern weniger, und alles bleibt beim alten. Es ist sogar noch die Frage, ob die Landwirte überhaupt viel mehr kaufen und nicht lieber Geld sparen würden; schon jetzt klagen verständige Landwirte, daß die Bauern und namentlich die Bauerfrauen und Bauertöchter zu viel unnützen Plunder kauften.

Daher ist auch die Hoffnung eitel, daß die im Bäckereigewerbe überflüssig zu machenden Leute in der Industrie untergebracht werden könnten. Der Grundsatz, daß alle Scheinarbeit möglichst beseitigt werden sollte, ist ebenso richtig wie der, daß die in jedem Augenblick mögliche Vermehrung der Güter auch wirklich vorgenommen werden sollte. Aber mit der Anwendung hapert es bei diesem zweiten schönen Satze nicht weniger als beim ersten. Nur nebenbei mag bemerkt werden, daß die Bäckerei keine Scheinarbeit, sondern sehr schwere, wirkliche Arbeit ist; unzweckmäßig organisirt mag sie sein, sodaß sie zu viel Kräfte verbraucht, aber Scheinarbeit ist sie nicht. Gegen die Scheinarbeit habe ich auch oft genug gesprochen, aber zugleich stets hinzugefügt, daß es im heutigen deutschen Reiche nicht möglich sei, alle ohne Ausnahme mit produktiver Arbeit zu versorgen. Alle mit Brot zu versorgen, auch wenn die Hälfte des Volkes müßig ginge, das wäre bei dem Grade der Produktivität, den heute die Arbeit erreicht hat, eine Kleinigkeit, der Augenschein lehrts ja; aber alle mit Arbeit und mit einer Stellung in der Gesellschaft versorgen, das ist, wie ebenfalls der Augenschein lehrt, unmöglich. Aus-

wege aus dieser Notlage sind nur zwei denkbar: erstens die sozialistische Organisation der Arbeit, und zweitens Bodenvermehrung im Verhältnis zur wachsenden Volkszahl. Das zweite Mittel, das wir dem Sozialismus vorziehen, würde bewirken, daß der Boden trotz wachsender Bevölkerung nicht teurer würde, daß der Bevölkerungszuwachs in der Urproduktion untergebracht werden könnte, und daß die Landwirtschaft wieder mehr naturalwirtschaftlich als kapitalistisch betrieben werden könnte, indem der Gutsbesitzer weniger Hypothekenzinsen, also weniger Geld brauchte und mehr für den eignen Bedarf als für den Verkauf produziren würde. Jede künstliche Erhöhung der Getreidepreise nützt nur den jetzigen Besitzern und stößt die nächste Generation desto tiefer hinein. Denn steigt der Ertrag, so steigt mit ihm zugleich der Bodenpreis, der nichts andres ist, als der kapitalisirte Ertrag. Kauft nun der nächste Besitzer, sei es der Sohn oder ein Fremder, mit geliehenem Gelde, so hat er den ganzen Ertrag als Hypothekenzins herauszuzahlen und muß, um für sich selbst etwas übrig zu behalten, eine neue Erhöhung der Getreidepreise erstreben. Das ist eine Schraube ohne Ende, oder würde eine sein, wenn sie nicht durch periodische Krachs von Zeit zu Zeit abgebrochen würde.

An den Thatsachenangaben, auf die sich der Verfasser stützt, würde, wenn man darauf eingehen wollte, manches zu bemängeln sein. So ist z. B. die Behauptung übertrieben, daß „das Steigen oder Fallen der Getreidepreise in den meisten Fällen keinen Einfluß auf den Preis der Backwaren“ hätte, und einen für alle Orte gleichen „gerechten Bäckergewinn,“ womit offenbar der Gewinn einschließlich der Betriebskosten gemeint ist, giebt es nicht. Der Bäcker an einem teuern Ort, der an Miete und Steuern zusammen tausend Thaler zu zahlen hat, muß aus derselben Menge Backwaren tausend Thaler mehr lösen als der kleinstädtische oder Dorfbäcker, der sein Geschäft im eignen, vom Vater ererbten Häuschen betreibt und anstatt Kommunalsteuern zu zahlen noch das Backholz aus dem Gemeindewalde umsonst bekommt.

Übrigens ist von dem Großmüller Till in Bruck a. d. Mur, der zuerst die Erweiterung des Getreidemonopols zum Brotmonopol vorgeschlagen hat, ein Plan für landwirtschaftliche Genossenschaften im Sinne des Verfassers an den preußischen Staatsrat eingereicht worden, der ihn dem Minister für Landwirtschaft überwiesen hat.

Eine brennende Frage. Daß hiermit nicht die soziale Frage, auch nicht der Antrag Kanitz, sondern der Petroleumpreis gemeint sei, wird dem Einsichtigen ohne weiteres einleuchten. Es war so schön gewesen, für sein Licht beinahe nichts zu bezahlen, und nun wird man zum Schaden seines Geldbeutels daran erinnert, daß das Petroleum kein Quellwasser ist, sondern ein Erzeugnis, das sich die Quellenbesitzer nach ihrem Ermessen bezahlen lassen. Das verehrte Publikum hat sich diese billigen Preise gern gefallen lassen, ohne zu bedenken, daß es damit an dem Garn spinnen half, in dem es gefangen werden sollte. Daß dieser billige Preis den heimischen Rapsbau ruinirte und die heimische Braunkohlenindustrie lahmlegte, war ihm ganz recht; nun ist das Publikum selbst der geschädigte Teil. Das Petroleum kostete zuletzt nur noch 9 Mark 80 Pfennige der Zentner; das ist ein Preis, der die Produktionskosten nicht deckt, und der künstlich gemacht worden war, um die Konkurrenten zum Verkauf zu zwingen, die nicht imstande waren, Millionen in das Geschäft hineinzustecken. Das ist nun allmählich sowohl in Pennsylvanien wie in Batum gelungen. Zuletzt blieben zwei Hände übrig. Nachdem sich diese beiden Hände verständnisinnig gefunden haben, ist der Ring

geschlossen, das Publikum sitzt in der Falle und darf nun den Herren Rockefeller und Rothschild nicht nur die ausgelegten Millionen zurückzahlen, sondern auch eine hohe Petroleumsteuer erlegen, gegen die die Kornzölle und Tabaksteuern nicht viel bedeuten. Die Sache kostet Deutschland bei einem Preise von 18 Mark jährlich 200 Millionen Mark, sagt man; ich bin nicht imstande, die Richtigkeit der Angabe zu prüfen.

Und unsre Volkstribunen, die nicht laut genug donnern konnten, wenn es sich um die Pfeife oder um den Schnaps des armen Mannes handelte, schweigen bescheidentlich. Warum? Es läßt sich aus der Sache kein politisches Kapital schlagen; man kann nicht die Regierung in Anklagezustand versetzen, oder seinem Zorn gegen die Schnapsjunker und Zuckerbarone Luft machen. Wenn jetzt Petroleumbarone zu herrschen anfangen, so ist das etwas ganz andres. Die Gewinner sind ja die Herren Rockefeller und Rothschild, und der Kaufmann verdient an der teuern Ware mehr als an der billigen. Daß der arme Mann die Kosten zu zahlen hat, kommt nicht in Frage; der arme Mann kommt überhaupt nur als unzufriedner Wähler in Betracht.

Darüber, daß das Petroleum jetzt nicht mehr zu Schleuderpreisen verkauft wird, beklagen wir uns durchaus nicht. Wir sind nicht der Meinung, daß niedrige Preise unter allen Umständen eine Wohlthat seien. Niedrige Preise sind viel zu hoch, wenn ein Volk dabei vom Kapital lebt. Was eine Sache wert ist, mag auch dafür gezahlt werden. Aber daß so große Summen ins Ausland gehen, während zugleich unser Export zurückgeht, das ist bedenklich und noch viel bedenklicher würde es sein, wenn wir mit einem notwendigen Lebensbedürfnis in Abhängigkeit vom Auslande gerieten. Behalten wir mittlere Preise, so ist die Lage zwar nicht schön, aber doch erträglich; wie aber, wenn es den Herren Petroleumbaronen einfiele, den Preis nochmals zu verdoppeln? Die Antisemiten haben schleunigst eine Volksversammlung gehalten und gefordert, der Petroleumhandel müsse verstaatlicht werden. Dieser Beschluß zeigt uns eine Versammlung, die schreit, ohne gedacht zu haben. Soll Deutschland, wie England seinerzeit einen Opiumkrieg mit China geführt hat, einen Petroleumkrieg gegen Nordamerika oder Rußland führen? Oder soll der fremde Staat durch Zölle gezwungen werden — ja wozu? Er kann unmöglich seiner Industrie die Preise vorschreiben, für die sie ihre Erzeugnisse an das Ausland verkaufen soll. Oder glaubt Herr Liebermann, die Besitzer der Petroleumwerke würden sich einschüchtern lassen und billigere Preise bewilligen, wenn statt des Privatmannes der deutsche Staat als Käufer aufträte? Fiele ihnen gar nicht ein. Ja wenn es sich um eine inländische Industrie handelte, dann könnte der Staat wohl sein Gewicht geltend machen. Eine Verstaatlichung wäre nicht nötig, es wäre nur nötig, daß er sich als Konkurrent am Geschäft beteiligte, wie das schon bei der Kaliproduktion der Fall ist.

Was ist aber zu thun? Nun, man brennt kein Petroleum. Ehe das Petroleum aufkam, hatten wir das Solaröl, das die einheimische Braunkohlenindustrie erzeugt. Sobald der Preis des Petroleums die Höhe erreicht hat, bei der die Solarölfabrikation bestehen kann, wird diese von neuem eröffnet. Es ist keine schöne Vorstellung, zu diesem übelriechenden, mit rötlicher Flamme brennenden Öle zurückkehren zu sollen, aber was hilft es? Wer darauf angewiesen ist, billiges Licht zu brennen, muß sich die weniger gute Flamme gefallen lassen. Handelt es sich aber um helles Licht, so ist alle Aussicht vorhanden, daß uns zwei neue Erfindungen, die des Spiritusglühlichts und die des Acetylengases aus der Verlegenheit helfen werden.

In seiner Petroleumrede hat Posadowski darauf hingewiesen, daß wir am Spiritus ein Brennmaterial haben, das geeignet sei, dem Petroleum Konkurrenz zu machen. Diese Bemerkung ist wohl vielfach überhört oder als Zukunftsmusik angesehen worden. Jetzt erfährt man, daß Graf Posadowski eine fertige Sache im Auge hatte, nämlich die Verbindung der Spiritusflamme mit dem beim Gaslicht eingeführten Glühkörper. Der Mangel der Steinkohlengasflamme bestand darin, daß diese Flamme zu wenig Leuchtstoff enthielt. Die Verbindung des Gases mit dem Sauerstoff giebt die Hitze, die Lichtwirkung entsteht dadurch, daß sich in diesem brennenden Gase Kohlenteilchen befinden, die in lebhafte Glühhitze geraten. Solcher Teilchen giebt es in der Gasflamme zu wenig. Man hat den Fehler gehoben, indem man in die Flamme den bekannten Glühkörper hängte. Dieser besteht aus einem Gewebe, das mit den Erden gewisser seltener Metalle getränkt ist. In die Flamme gebracht, verbrennen die Fäden, während das Skelett des Gewebes übrig bleibt. Dies gerät in der Flamme zu lebhafter Weißglut und giebt ein kräftiges, weißes Licht. Der Fortschritt nun, der neuerdings gemacht worden ist, besteht darin, daß man gelernt hat, den Glühkörper mit der Spiritusflamme zu verbinden. Hierzu ist nötig, daß der Spiritus, ehe er in den Brenner gelangt, vergast wird. Er wird aus seinem Behälter durch Dochte aufgesogen und in zwei Röhrchen geleitet, die oben bogenförmig zusammenführen. Unter dem Bogen brennt eine kleine Spiritusflamme, die den Spiritus innerhalb der Röhrchen erhitzt und in Gas verwandelt. Dieses Gas entweicht durch einen Bunsenbrenner und bringt, nachdem es angezündet ist, den Glühkörper zum Leuchten. Der Glühkörper wird neuerdings so eingerichtet, daß er in der schützenden Hülse des Glases bleibt, auch wenn der Cylinder gereinigt wird. Die Gefahr, daß der Glühkörper, der eigentlich nur eine zarte Schlacke von Gewebegestalt ist, berührt wird und zerbröckelt, ist damit vermindert, ein Fortschritt, der auch dem Spiritusglühlichte zu gute kommt. Immerhin bleibt der Glühkörper der wunde Punkt des neuen Lichtes. Er ist gar zu leicht verletzlich, und das ist ein Übelstand, der hier noch mehr zu Tage tritt als beim Gasglühlichte. Denn bei diesem bleibt die Lampe an ihrer festen Stelle, die Spirituslampe aber wird auf den Tisch gestellt. Da genügt es schon, daß die Lampe derb hingesetzt wird, um den Körper zu beschädigen, was dann jedesmal 1 Mark 50 Pfennige kostet. Hierbei treten dem Familienvater, der sich vorstellt, daß so zarte Geräte in die Fäuste unsrer Dienstmädchen gegeben werden sollen, finstere Ahnungen vor die Seele.

Ein Liter denaturirter Spiritus reicht für 12 Brennstunden aus; das macht für die Stunde 3,3 Pfennige. Das Licht ist aber heller als Petroleumlicht, nach der Lichtmenge berechnet würden auf die Stunde nur 2 Pfennige kommen. Aber darin ist kein Vorteil zu finden, wenn uns die Lichtstärke der Petroleumlampe genügte; ein Vorteil entsteht nur dann, wenn man der größern Lichtstärke entsprechend die Zahl der Lampen verringern kann. Gasglühlicht verbraucht in der Stunde für 2,3 Pfennige Gas. Hierzu kommen noch die ziemlich hohen Einrichtungskosten, die sich für die Lampe auf 12 Mark 50 Pfennige belaufen. Die Kosten des neuen Lichtes sind also noch zu hoch, als daß es ernstlich dem Petroleum Konkurrenz machen könnte.

Vielleicht gelingt das dem Acetylengase besser. Das ist ein wirkliches Leuchtgas, das sich von dem der Gasanstalten dadurch unterscheidet, daß es reicher an Kohle ist, die beim Brennen mit lebhafter Lichtentwicklung glüht. Ein andrer und noch wichtigerer Vorzug ist der, daß man die ganze Gasfabrik in dem Fuße

der Lampe unterbringen kann. Man hat hier ein Gaslicht, das keiner Röhrenleitung bedarf. Das Acetylengas wird aus Calciumcarbid, das heißt aus einer Verbindung von Kalk und Kohle gewonnen. Diese Verbindung kommt in der Natur nicht vor; man wußte sie seit langem im Laboratorium herzustellen, aber der gewonnene Stoff war so teuer, daß an eine praktische Verwertung nicht zu denken war. Die neue Erfindung besteht nun darin, daß man gelernt hat, unter Einfluß starker elektrischer Ströme Kalk und Kohle zusammenzuschmelzen und in chemische Verbindung zu bringen. Das Calciumcarbid bildet harte Stäbchen, die gegen chemische Stoffe eine geringe Empfindlichkeit haben. Nur Wasser zerlegt die Verbindung sofort. Das Wasser zerfällt in seine Bestandteile und giebt den Sauerstoff an den Kalk und den Wasserstoff an die Kohle ab. Kohle und Wasserstoff bilden das Brenngas, und zwar ein Gas von solcher Reinheit, daß es einer weitern Bearbeitung, wie es bei dem gewöhnlichen Gas der Fall ist, nicht bedarf. Die ganze Gasfabrik nimmt also die Gestalt eines Döbereinerschen Feuerzeugs an. Man erinnert sich wohl noch jener Gläser, in denen Wasserstoff entwickelt wurde, der sich mit Hilfe von Platinschwamm entzündete. Die Herstellung des Gases regelt sich nach dem Verbrauch. Ist das Calciumcarbid verbraucht, so wird ein neues Stück eingehängt, das Wasser erneuert, und die Lampe ist wieder in Ordnung.

Freilich ist auch hierbei noch eine Schwierigkeit zu überwinden. Verbrennt man das Acetylengas unter Anwendung eines gewöhnlichen Gasbrenners, so entsteht eine stark rußende Flamme. Mit heller und leuchtender Flamme brennt es nur dann, wenn Luft zugemischt worden ist. Im Laboratorium macht es nun keine Schwierigkeiten, die Luft zuzuführen. Man fängt das Gas unter einer Glocke auf und bläst die Luft ein. Im gewöhnlichen Leben aber ist eine solche Vorrichtung nicht anwendbar. Die Lampe muß sich selbstthätig mit Luft versehen. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß eine Lösung dieser Schwierigkeit gefunden werden wird, wenn sie nicht schon gefunden ist.

Die Leuchtkraft des Acetylengases ist sehr bedeutend. Sie kann bis zu 140 Normalkerzen Stärke gebracht werden, stellt sich also neben die des elektrischen Lichtes. Freilich ist bis jetzt der Preis des Gases noch zu hoch; er beträgt für die Stunde 8 Pfennige. Man hat in Aussicht genommen, das Acetylengas dem gewöhnlichen beizumischen, also den Glühkörper sozusagen in gasförmiger Gestalt beizugeben. Es fragt sich aber doch, ob man auf diese Weise gegen den Auerschen Glühkörper wird aufkommen können. Auch würde man hierbei an die gegebne Gasleitung gebunden sein, und von dieser loszukommen, das ist ja die Aufgabe. Vielleicht erleben wir mit dem Calciumcarbid eine ähnliche Überraschung wie mit dem Aluminium. Der Preis dieses Metalls ist in kurzer Zeit von 600 auf 6 Franks heruntergegangen, nachdem die ungenützte Riesenkraft des Rheinfalls in Dienst genommen war, um die Elektrizität zur Herstellung des Aluminiums zu liefern. Das Aluminium, vor kurzem noch eine Kuriosität, ist zum viel begehrten Gebrauchsgegenstande geworden. Etwas ähnliches könnte mit dem Calciumcarbid geschehen, wenn ungenützte Wasserkräfte zur Fabrikation in Dienst genommen würden. Wir hören, daß sich eine Gesellschaft gebildet hat, zu der auch Siemens in Berlin gehört, die am Trollhättafall eine Fabrik baut. Im übrigen herrscht tiefstes Stillschweigen. Alle Arbeiten und Versuche werden mit großer Heimlichkeit betrieben, was den Unternehmern wegen der lauernden Konkurrenz nicht zu verdenken ist. Aber wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn in kurzer Zeit das Acetylengas als ein neuer Lichtgeber in die Reihe der übrigen tritt.

Da wir gerade dabei sind, wollen wir gleich noch ein wenig Zukunftsmusik

anschließen. Auch das elektrische Licht ist noch nicht am Ende seiner Entwicklung angelangt. Die Versuche Teslas scheinen ganz neue Bahnen zu eröffnen. Durch hochgespannte Wechselströme von mehreren hunderttausend Volt und einen millionenfachen Wechsel in der Sekunde können in luftleeren Räumen ohne alle Verbindung mit der Stromleitung die herrlichsten Lichterscheinungen hervorgerufen werden. Es wird mit derselben Arbeit 3000mal mehr Licht erzeugt als in der bisherigen Weise; und zwar geht dabei nur eine ganz unbedeutende Menge Kraft, die sich in Wärme umsetzt, verloren, während bei der bisherigen Weise der größte Teil der Kraft zur Wärmeerzeugung verbraucht wird. Man kommt also, wenn es sich um Lichterzeugung handelt, mit einer viel geringern Menge Arbeitsleistung aus, was gleichbedeutend ist mit einer geringern Menge von Kosten. Man kann sich das Zukunftsbild so denken: Einige Windungen isolirten Kupferdrahtes werden in der Wand um das Zimmer herumgeführt. Dadurch entsteht ein magnetisches Feld. In diesem Felde wird jede luftleere Glaskugel zur elektrischen Lampe, die nur verlischt, wenn sie aus der magnetischen Ebne entfernt wird. Und wie wird es den Menschen ergehen, die unter diesem magnetischen Felde zu leben haben werden? Werden sie eine Zerrüttung ihres Nervensystems erfahren? oder sollte auf diesem Wege ein Heilmittel gegen die Nervosität gefunden werden können?

Inzwischen ist der Petroleumpreis unerwartet wieder gefallen. Es würde aber falsch sein, anzunehmen, daß die Petroleumfrage damit aufgehört habe, eine brennende zu sein. Vielleicht haben die Petroleumkönige für den Sommer, wo der Verkauf gering ist, nachgegeben, vielleicht wollen sie auch das Publikum allmählich an die höhern Preise gewöhnen. Wir müssen abwarten, was ihnen im nächsten Herbste belieben wird.

Eine neue Industrie. Die „internationale“ Adressenverlagsanstalt von C. F. Serbe in Leipzig versendet an die hochwohllöblichen Pfarrämter ein Rundschreiben, worin sie ihre Adressen zu Versendung von Bittgesuchen empfiehlt. Sie sagt in ihrem schönen Geschäftsdeutsch: „Meist werden diese Kollekten durch Insertion in Tageblättern oder durch Vorlegen von Subskriptionslisten ausgeführt; wobei doch meist nur geringe Erfolge erzielt werden. Es ist wiederholt der Wunsch geäußert worden, Adressenzusammenstellungen zu haben, mittelst welcher man recht bequem Bittgesuche an wohlhabende und leistungsfähige Kreise direkt per Post gelangen lassen kann. Sind auch die Portokosten für solche »direkte« Kollekten mit in Rechnung zu ziehen, so ist der Erfolg doch stets ein ungemein größerer und manches günstige Resultat wurde mit unsern sauber geschriebnen »Klebeadressen,« welchen die richtige Titulatur beigefügt ist (Hochwohlgeboren, Wohlgeboren, Excellenz u. s. w.), schon erzielt. Die Wirksamkeit solcher Massenkollekten wird noch bedeutend erhöht durch die originelle Anbringung unsrer »Klebeadressen,« die ein aufmerksames Betrachten und Beachten der ganzen Sendung von seiten des Empfängers bedingt.“ Dann folgen die Zahlen der Adressen: Adel, freiherrliche und gräfliche Häuser u. s. w.: circa 21800 in Deutschland, 12500 in Preußen, 2700 in Brandenburg u. s. w. Wohlhabende und feinste Damen: circa 43700 in Deutschland, 27500 in Preußen, 3500 in Brandenburg u. s. w. Freifrauen, Baroneſſen, Gräfinnen und Fürstinnen: 3900 in Deutschland, 780 in Norwegen, 380 in Rußland. Damen katholischen Adels: 2800, Ärzte: 20000, Rentiers: 47300, evangelische Pfarrämter: 15000, katholische Pfarrämter: 12100, ferner Volksschullehrer, Klöster, Apotheken, Vereine und Bierbrauereien.

Da hätten wir ja eine Art von Organisation der Bettelei und einen richtigen

Geschäftsbetrieb. Es muß einen erhebenden Eindruck auf die wohlthätige Menschheit machen, auf diese Weise als Ware aufgeführt zu werden; die natürliche Folge davon kann nur die sein, daß alle jene Gesuche wie Cigarrenanpreisungen behandelt werden.

Wir haben das Vertrauen zu dem Schicklichkeitsgefühl der Pfarrer und der Kirchengemeindevorstände, daß sie sich auf Herrn Serbes „seines Geschäft" nicht einlassen werden. Der gute Wille und die offene Hand von Leuten, die sich ihren wohlthätigen Sinn noch bewahrt haben, darf nicht geschäftlich ausgebeutet und mißbraucht werden.

Für Examinatoren. Wer sich um das Leben an unsern Hochschulen kümmert, der wird wissen, eine wie seltne Pflanze die Kunst ist, gut zu prüfen. Als Vorbild könnte dienen, was Viktor von Unruh in seinen kürzlich erschienenen Erinnerungen über die Art und Weise des genialen Schinkel erzählt: „Zunächst ging er meine als Probearbeiten ausgearbeiteten Bauentwürfe speziell durch und forschte augenscheinlich darnach, ob ich mir etwa habe helfen lassen oder selbst gut orientirt sei; gesprächsweise veranlaßte er mich, meine Motive bei den einzelnen Anordnungen zu entwickeln, und flocht dabei sehr interessante, lehrreiche Bemerkungen ein.... Das Bewußtsein: jetzt wirst du examinirt, und die Befangenheit schwand in der ersten halben Stunde. Die Prüfung verwandelte sich in eine lehrreiche Konversation. Ich bedauerte wirklich, als Schinkel aufstand und das Examen für beendigt erklärte."

Litteratur

Die eigenhändigen Briefe König Karls XII. Gesammelt und herausgegeben von Professor Dr. Ernst Carlson. Autorisirte deutsche Übersetzung von F. Mevius. Berlin, Georg Reimer, 1894

Diese lebendigen Zeugnisse einer der rätselvollen Persönlichkeiten, die das Weltgeschick auf Throne zu setzen liebt, wie um zu beweisen, daß der Mensch den König mache und nicht umgekehrt, werden nicht bloß beim fachmäßigen Historiker Neugier und Interesse wachrufen. Beim flüchtigen Durchblättern wird sich der gekrönte Starrkopf zwar auch hier nur so darstellen, wie man ihn aus der Geschichte kennt. Es ist nichts aus ihm herauszubringen. Er setzt Entschließungen, Thaten und Erfolge nur so hin, als wären sie die Ergebnisse einer objektiven, elementaren Macht, einer Naturkraft im exakten Sinne, und nicht die organischen Früchte eines leidenschaftlichen, in Haß und Liebe ins Maßlose treibenden, lebendigen Menschenherzens. Selbst da, wo er persönlichen und persönlichsten Fragen nicht ausweichen kann, versteckt er sich unwillkürlich, sogar im Scherz, hinter „absolute Notwendigkeiten," gleich als wäre nicht er selbst ihr alleiniger, sehr subjektiver Urheber. So erklärt er der unablässig darauf zurückkommenden Schwester sein bekanntes ablehnendes Verhalten gegen das weibliche Geschlecht: „Einer Mariage suchen wir alle, die wir hier bei der Armee sind, zu entgehen. Denn das ist bei der ganzen Armee verboten (!), sowohl zur Zeit als sie in Polen war, als auch

seitdem man hier nach Sachsen gekommen ist; keiner bei der Armee kann gegen dasjenige, was einmal festgesetzt und so heilsam verordnet ist, handeln." Wenn man genauer zusieht, fangen auch diese mit unwirscher Degengrifffaust auf Papierfetzen hingesudelten Denkmäler eines Fürstenlebens zu reden an. Das hochgesteigerte Standesgefühl, das nie unterläßt, trotz aller Schreibfaulheit die nächsten Verwandten nur im feierlichsten Zeremoniell anzureden; daneben die Zeugnisse eines kindlich leutseligen und umgänglichen Gemüts, das sich nach dem geringsten Hausgenossen daheim erkundigt, mit wichtiger Miene über Leipziger Meßbudenkünstler berichtet und die Knabenspiele als heilige Angelegenheit in den Ernst des Lebens und den Dienst des Lagers herübernimmt; steinerne Härte, die gegen die widerwilligen Polen mit hunnischer Barbarei verfährt, die den Bitten der Schwester den Kopf Paykulls mit gleichgiltiger Starrheit verweigert, die das Unglück von Pultawa wie etwas Alltägliches hinnimmt; damit verbunden zärtliche Fürsorge für alles, was ihm angehört bis auf seinen Hund herab, der in seinem Bette verendet, und größte Empfindungsweichheit, die beim Tode seiner Schwester Hedwig Sophie im Lager von Bender in Thränen zerfließt — aus solchen Zügen wird sich dem Leser dieser Briefe sehr bald ein deutlicheres Bild des königlichen Jünglings ergeben, der in dem durch die Geschichte bezeugten Grade Tollkopf und Genie, Knabe und Heros zugleich sein konnte. Den deutschen Leser werden überdies die besondre Anhänglichkeit an die holsteinischen Verwandten, die deutsch in leiser nordischer Dialektfärbung an den holsteinischen Schwager, den sächsischen und die beiden ersten preußischen Könige geschriebnen Briefe und endlich die örtliche Beziehung der Briefe aus deutschen Lagern, namentlich dem Lager bei Leipzig (Altranstädt), interessiren.

Ernst Moritz Arndt. Sein Leben und Arbeiten für Deutschlands Freiheit, Ehre, Einheit und Größe. Dargestellt von Rudolf Thiele. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1894

Der Nebentitel kennzeichnet die Zwecke dieser Lebensbeschreibung des wackern Mannes, der sich selbst bescheiden in Frankfurt „ein gutes altes deutsches Gewissen" nannte, dessen Leben aber jetzt für uns dicht neben dem seines großen politischen Freundes, des Freiherrn von Stein, steht als Zeugenschaft für das Vaterland; in dessen Liedern es heute so rein und kräftig triumphirt, wie es früher mit ihnen litt und kämpfte. Arndt hat selbst schon in den vierziger Jahren — lange vor seinem Tode im höchsten Greisenalter eine Selbstbiographie herausgegeben, die heute ein Volksbuch zu werden verspricht. Die tragischen Wandlungen in dem Geschick des mannhaften Universitätslehrers, dessen einzige Schuld war, daß er nicht verstummte, hat nun Heinrich von Treitschke im zweiten und dritten Bande seiner Geschichte dem geeinten deutschen Volke ebenso gerecht als sachlich vorgeführt. Auch der Verfasser dieser Darstellung konnte nichts besseres thun, als darauf zu fußen, und sie durch Mitteilung ungedruckter und neu veröffentlichter Briefe, sowie selten gewordner Schriften Arndts selbständig zu erweitern.

Gedichte von Hermann von Gilm. Leipzig, Liebeskind, 1894

Hier bietet die liebenswürdige Verlagshandlung, die in unsern Zeiten mit unermüdlicher Hingebung den vernachlässigten und verwilderten Garten der deutschen Dichtung pflegt, wiederum einen prächtigen Strauß Gilmscher Lyrik. Er wird die Empfindung verstärken, die der vor sechs Jahren ausgegebne in Deutschland angeregt hat, daß in dem nun auch schon seit einem Menschenalter ver-

stummten Tiroler Sänger die Blüte des deutschen Liedes einen letzten, kräftigen, nur vom Winterfrost der Zeit bereits grausam beeinträchtigten Trieb getrieben hat. Auch in dieser seiner zeitlichen Stellung als verspäteter Johannistrieb einer Blütezeit deutscher Dichtung gemahnt dieser Sohn des Innthales an seinen mittelalterlichen Genossen aus dem Grödener Thale, seinen von ihm mit richtigem Gefühl als Schicksalsgenossen erkannten und viel besungnen Landsmann Oswald von Wolkenstein. Die Zerstörung deutscher Geisteskultur sollte diesmal rascher und entschiedner vor sich gehen als vor sechshundert Jahren. Wir haben daher unsern Oswald von Wolkenstein bereits jetzt gehabt und nicht wie der Minnesang erst nach zwei Jahrhunderten. Möge der Tiroler Dichter nun auch im Reiche noch weiterhin Gesinnungsgenossen finden, die wie er denken (Das Mädchen aus dem Volke):

Ich habe nichts Eignes auf der Welt,
Und hatt ichs, so hab ichs vergessen;
Was von dem Tische der Reichen fällt,
Bekam ich zeitlebens zu essen.

Und als das Fräulein kalt und stumm
Das weinende Lied zertreten,
Hob ich es vom Boden und habe darum
Das grausame Fräulein gebeten.

Das Lied hat mir das Leben erhellt,
Mit Blumen bedeckt meine Blöße —
O daß es die reiche, die vornehme Welt
Auf immer und ewig verstöße!

Da der Dichter ja nun auch öffentlich so „frei“ geworden ist, wie er es privatim bei Lebzeiten war, und eine deutsche Verlagshandlung auf seine Stellung als österreichischer Beamter keine Rücksicht zu nehmen braucht, so sind hier eine Reihe Gedichte aufgenommen, die in frühern Ausgaben wegbleiben mußten: die Wutschreie, mit denen der Dichter den Einzug der Jesuiten in die heimatlichen Thäler begleitete, und die kerndeutschen „Tiroler Schützenlieder.“ Der Verlauf der Dinge hat die Stimme des toten deutschen Grenzpoeten nur noch lebendiger und zeitgemäßer gemacht.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 54. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im Juni 1895

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Grenzboten

APR 22 1895

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 14

Ausgegeben am 4. April 1895

Inhalt:

	Seite
Vollkampf, nicht Scheinkampf	1
Der hohe Adel in Preußen. Von Gustav Siegel	7
Die Behandlung des Verbrechers. Von Wilhelm Speck	24
Engen Dühring und die Größen der modernen Litteratur	34
Schimi. I	42
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Gefährliche Ratgeber — Kurpfuscherei — Mehr Schotten — Irreguläre Truppen — Der Antrag des Grafen Kanitz	48
Litteratur	55

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich

Nach Tagebuchblättern

von

Moritz Busch

Siebente vermehrte und verbesserte Auflage

Erste Volksausgabe

Preis broschirt 6 Mark, in Halbfranzband 8 Mark 50 Pfg.

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann

von

Georg Hoffmann und **Ernst Groth**

Preis gebunden 2 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Aus däniſcher Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Nieſe

Geſamtausgabe

In Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfennige

Zweite Reihe einzeln, gebunden 3 Mark

Erinnerungen aus meiner Dienſtzeit

Von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broſchirt 1 Mark 60 Pfg.

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broſchirt 1 Mark 60 Pf.

Erinnerungen

aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers

Preis broſchirt 1 Mark 20 Pfennige

Rüdesheimer Weine aus eigenen Weinbergen. Höchste Preise auf allen Ausstellungen.

K.u.K. Oesterreich.u.K. Russ. Hoflieferanten.

DILTHEY, SAHL & CO.

Rhein- und Moselweine

Billige Tischweine bis feinste Hochgewächse
Probekisten assortiert zu 15 Flaschen von 20 bis 150 ℳ
frachtfrei jeder deutschen Bahnstation

RÜDESHEIM A/RHEIN.

Die im Grundstein des Nationaldenkmals lagernden Weine sind unseren Kellereien entnommen.

Grösstes und ältestes **Conserven**-Versand-Geschäft

Gegründet 1870 von *Gegründet 1870*

Gustav Markendorf, Leipzig

versende direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

— Ausführliche Preisliste gratis und franko! —

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschienen in meinem Verlage:

Ammon, Otto, **Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen.** Entwurf einer Social-Anthropologie zum Gebrauch aller Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen.

Preis brosch. Mk. 6.—, elegant gebd. Mk. 7.—

Kidd, Benjamin, **Sociale Evolution.** Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer. Mit einem Vorwort des Herrn Geheimrat Prof. Dr. Weismann in Freiburg i. Br. Autorisirte Übersetzung.

Preis brosch. Mk. 5.—, elegant gebd. Mk. 6.—

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 14: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur neuen preußischen Agende; Zum Erlaß des preußischen Oberkirchenrats; Adresse an den Prälaten D. Doll; Die Bibelkritik im Basler Missionshaus; Statistisches aus dem Herzogtum Sachsen-Altenburg; Für die evangelischen Arbeitervereine — Verschiedenes: Die Propaganda-Kongregation in Rom; In Luzern; Hodegetischer Kursus in Herborn; Die Generalversammlung der „rheinisch-westfälischen Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses"; Die Freunde der Christlichen Welt in der Mark Brandenburg; Die Einladung zu der schon angekündigten landeskirchlichen Versammlung; Programm des 6. Evangelisch-sozialen Kongresses; Vermischte Mitteilungen — Verzeichnis der Vorlesungen an den evangelisch-theologischen Fakultäten — Personalien

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt

für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 14: Durch Jesus Christus erlöst: 4. Seligkeit — Das heilige Abendmahl: 2. „Das thut zu meinem Gedächtnis": 3. Die äußere und innere Situation des Herrn bei der Stiftung: 4. Das Abendmahl als stetige Erinnerung an das Sterben des Herrn — Ein Ruf um Hilfe von den Küsten des Stillen Ozeans. Erste Hälfte — Diakonissenhäuser und Diakonievereine — Der Heiland. Erste Hälfte — Eine neue biblische Entdeckung: 2 — Verschiedenes: Dilettantismus; Sozialpolitische Schriften von Thomas Carlyle; Soziale Briefe an reiche Leute; Absaloms Haar; Die jüdischen Speisegesetze; An den Evangelischen Bund

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
APR 29 1895
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 15

Ausgegeben am 11. April 1895

Inhalt:

	Seite
Das soziale Problem	57
Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik. 4. England in Nordamerika	62
Knabenerziehung und Knabenunterricht im alten Hellas. Von Gustav Benseler	72
Eugen Dühring und die Größen der modernen Litteratur (Schluß)	82
Schimi. 2, 3	92
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Wie nun weiter? — Zur Reform unsers Parteiwesens	99
Litteratur	102

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Soeben ist erschienen:

Wider die Könige

von der Saar und vom Rhein

Von

Max Rieck

Goethe:

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.

Preis broschirt 50 Pfennige

Im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig sind von Reichsgerichtsrat Dr. O. Bähr folgende Schriften erschienen:

Das bürgerliche Gesetzbuch

und die Zukunft der deutschen Rechtsprechung

Preis 50 Pfennige

Die Justizorganisation von 1879

in ministerieller Beleuchtung

Preis 50 Pfennige

Zur Frage des bürgerlichen Gesetzbuches

Preis 40 Pfennige

Gesellschaften mit beschränkter Haftung

Preis 50 Pfennige

Das Börsenspiel und die Gerichtspraxis

Preis 30 Pfennige

Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren

Kulturgeschichtliche Skizze

Zweite, neubearbeitete Auflage

Preis broschirt 3 Mark, in Leinwandband 4 Mark 25 Pfge., in Halbfranzband 5 Mark 50 Pfge.

Das Börsenspiel

nach den Protokollen der Börsenkommission

Preis 1 Mark

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (F. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

In kurzem erscheint in meinem Verlage:

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen

1870—1895

Rückblicke und Betrachtungen

von

einem Deutschnationalen

Inhalt: Einleitung — Die Wandlungen des Deutschtums in früherer Zeit — Die Bevölkerungsverhältnisse — Elsaß-Lothringens Einverleibung in das deutsche Reich — Die innere Landesverwaltung und das Militärwesen — Die Sprachenverhältnisse — Die zwei ersten Statthalter — Die politischen Parteien seit 1871 — Stille Protestler — Besondre Maßregeln zur Germanisierung — Das wirtschaftliche Leben und die materielle Lage der Bevölkerung — Das geistige und gesellschaftliche Leben — Das Zeitungswesen — Die Ausnahmegesetze und deren Abschaffung — Die Question d'Alsace — Was jetzt noch not thut.

Preis broschirt 3 Mark 50 Pfennige

Leipzig, Anfang April 1895

Fr. Wilh. Grunow

In diesen Tagen erscheint in meinem Verlage:

Deutscher Geschichtskalender

für 1894

Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im In- und Auslande

von

Dr. Karl Wippermann

Zweiter Band

Preis gebunden 6 Mk.

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von **Hermann Beyer & Söhne,** Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler, **Langensalza**

Der Garten

des Bürgers und Landmannes

insonderheit

des Geistlichen und Lehrers auf dem Lande

Von

Johannes Wesselhöft

Kunst- und Handelsgärtner in Langensalza, Verfasser des „Rosenfreund"

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage

Mit 140 in den Text gedr. Abbildungen

396 Seiten — **Preis 4 Mk., elegant gebunden 5 Mk.**

Inhalt: Allgemeiner Teil — Der Gemüse- und Küchengarten — Die Kultur der einzelnen Gemüsearten und Zuthatkräuter — Der Obstgarten. Die Baumschule. Die Veredlung. Anlage des Obstgartens. Pflege älterer Obstbäume. Schnitt der Obstbäume. Tafelobstzucht. Pflückzeit und Aufbewahrung des Obstes. Obstsorten. Der Weinstock und seine Kultur — Der Blumengarten. Die Freiland-Blumenzucht. Behandlung der Zimmer- und Fensterpflanzen — Die hauptsächlichsten Arbeiten im Gemüse-, Obst- und Ziergarten.

„Dieses prächtige Werk verdient die wärmste Empfehlung, denn es ist das Erzeugnis eines reichen praktischen Wissens; sehr anschauliche Darstellung, die durch schöne Abbildungen unterstützt ist, grosse Reichhaltigkeit und schöne Ausstattung zeichnen das Buch gleichmässig aus."

(Päd. Führer, Beil. z. Deutschen Schulpraxis 1892, Nr. 5)

Vollständiger immerwährender

Garten-Kalender

für Zier- und Gemüsegärtnerei, Obst- und Weinkultur

Von

Johannes Wesselhöft

Kunst- und Handelsgärtner in Langensalza

Zweite, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage

170 Seiten — **Preis elegant gebunden 1 Mk. 50 Pf.**

Inhalt: Notiz-Kalender — Ziergarten — Gemüsegarten — Baumgarten — Kurze Anleitung über das Treiben der Blumenzwiebeln, besonders der Hyazinthen.

„Das ist in der That ein trefflicher Kalender ... Derselbe sollte in keinem Hause fehlen, das Blumen, Gemüse, Obst oder Wein kultiviert." (Christl. Schulbote 1888, Nr. 25)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Rüdesheimer Weine aus eigenen Weinbergen. Höchste Preise auf allen Ausstellungen.

K.u.K. Oesterreich u. K. Russ. Hoflieferanten.

DILTHEY, SAHL & Co.

Rhein- und Moselweine

Billige Tischweine bis feinste Hochgewächse
Probekisten assortiert zu 15 Flaschen von 20 bis 150 ℳ
frachtfrei jeder deutschen Bahnstation

RÜDESHEIM a/RHEIN.

Die im Grundstein des Nationaldenkmals lagernden Weine sind unseren Kellereien entnommen.

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet an Private nach allen Gegenden: In- und ausländische Conserven
sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekannten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar
Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten **„Frühstückskörbchen"**. Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.
Sorgfältigste Verpackung garantirt. **Briefe und Telegramme:**

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma **Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen."**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten
für jedermann
von
Georg Hoffmann und Ernst Groth
Preis gebunden 2 Mark

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eigenen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt
für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 16: Der „ungläubige" Thomas — Moritz von Egidy. Erste Hälfte — Frederic William Robertson: 1 — Der Hamburger Bekenntnisstreit. Erste Hälfte — Verschiedenes: Das Leben Jesu; Ueber Arbeitslosigkeit; Das Vorsehungsvolle in Luthers Sendung; Beobachtungen über die moderne Predigt; Zur Umsturzvorlage

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 16: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zu der „freien Fakultät"; Zwei Anträge an die Gesamtsynode für die evangelischen Kirchengemeinden im Bezirk des Konsistoriums Kassel; Aus Schleswig-Holstein — Evangelische im Auslande: Der Kongreß der englischen Freikirchen — Verschiedenes; Bekanntmachung des Zentralvorstandes des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung; Vermischte Nachrichten — Verzeichnis der Vorlesungen an den evangelisch-theologischen Fakultäten im Sommersemester 1895 — Personalien

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

MAY 12 1896
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 17

Ausgegeben am 25. April 1895

Inhalt:

	Seite
Die Umsturzvorlage	153
Die transatlantischen Schnelldampfer und der Reichstag	161
Litteratur und Pathologie. Von Adolf Bartels	171
Moderne Opern. Von Paul Moos	185
Schimi. 6	189
Maßgebliches und Unmaßgebliches. Die gefährlichen Ratgeber noch einmal — Moderne Gnosis	196
Litteratur	200

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Rüdesheimer Weine aus eigenen Weinbergen. Höchste Preise auf allen Ausstellungen.

K.u.K. Oesterreich.u.K. Russ. Hoflieferanten.

DILTHEY, SAHL & CO.

Rhein- und Moselweine

Billige Tischweine bis feinste Hochgewächse
Probekisten assortiert zu 15 Flaschen von 20 bis 150 ℳ
frachtfrei jeder deutschen Bahnstation

RÜDESHEIM A/RHEIN.

Die im Grundstein des Nationaldenkmals lagernden Weine sind unseren Kellereien entnommen.

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Bad Wildungen

Die Hauptquellen: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** u. **Steinleiden,** bei **Magen-** u. **Darmkatarrhen,** sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1894 über 767,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; **das im Handel** vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein **künstliches zum Teil unlösliches** und nahezu wertloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad u. Wohnungen im **Badelogirhause** u. **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen Aktien-Gesellschaft

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Beitrag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

Von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt
für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 17: Brieflich oder mündlich? — Moritz von Egidy. Schluß — Der Hamburger Bekenntnisstreit. Schluß — Unsre Zeitung Mit Nachwort des Herausgebers — Verschiedenes: Das Neue Testament übersetzt von Carl Weizsäcker; Zum Schutz unsrer Kinder vor Wein, Bier und Branntwein; Ein Martyrium in Genf; Zum Verständnis Vischers; Erloschenes Licht; Die Kreuzzeitung und der Evangelisch-soziale Kongreß; Zwei Experimente

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 17: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der römischen Kirche vom 1. Oktober 1894 bis 31. März 1895 — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur Errichtung einer freien Fakultät; Zum Fall Finckh-Gmelin-Steudel; Der Synodalbescheid für die fünfte württembergische Landessynode; Zu der Mitteilung über eine seltsame Disziplinaruntersuchung gegen Pastor Schall in Bahrdorf; Das Basler Missionshaus und die Pietisten — Evangelische im Auslande: Die Teilnahme Frankreichs an den deutschen theologisch-kirchlichen Ereignissen; Genfer Zustände und Gefahren; Union zwischen Rom und der anglikanischen Kirche; Aus Ungarn; Die evangelisch-sächsische Landeskirche Siebenbürgens — Verschiedenes: Vermischte Nachrichten — Verzeichnis der Vorlesungen an den evangelisch-theologischen Fakultäten im Sommersemester 1895

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst
54. Jahrgang
Nr. 18
Ausgegeben am 2. Mai 1895

Inhalt:

	Seite
Anarchie und Rechtsstaat. Von Louis Sell . .	201
Die transatlantischen Schnelldampfer und der Reichstag. (Schluß)	209
Knabenerziehung und Knabenunterricht im alten Hellas. Von Gustav Benseler. (Fortsetzung)	222
Moderne Opern. Von Paul Moos. (Fortsetzung)	228
Schimi. (Schluß)	237
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die fünfte Weltmacht — Erklärung	242
Litteratur	244

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

In diesen Tagen erscheint in meinem Verlage:

Deutscher Geschichtskalender

für 1894

Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge

im In- und Auslande

von

Dr. Karl Wippermann

Zweiter Band

Preis gebunden 6 Mark

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Atlantis

und das Volk der Atlanten

Ein Beitrag zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas

von

A. F. R. Knötel

Preis 4,50 Mark

Homeros

der Blinde von Chios und seine Werke

von

A. F. R. Knötel

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Bilder aus dem Westen

Von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Rüdesheimer Weine aus eigenen Weinbergen. Höchste Preise auf allen Ausstellungen.

K.u.K. Oesterreich.u.K.Russ. Hoflieferanten.

DILTHEY, SAHL & CO.

Rhein- und Moselweine

Billige Tischweine bis feinste Hochgewächse
Probekisten assortiert zu 15 Flaschen von 20 bis 150 ℳ
frachtfrei jeder deutschen Bahnstation

RÜDESHEIM A/RHEIN.

Die im Grundstein des Nationaldenkmals lagernden Weine sind unseren Kellereien entnommen.

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**
sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekannten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar
Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten **„Frühstückskörbchen“**. Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.
Sorgfältigste Verpackung garantirt. **Briefe und Telegramme:**

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma **Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen.“**

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Bad Wildungen

Die Hauptquellen: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- u. Steinleiden**, bei **Magen- u. Darmkatarrhen**, sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1894 über 767,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches **zum Teil unlösliches** und nahezu werthloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad u. Wohnungen im **Badelogirhause u. Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen Aktien-Gesellschaft

---

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt
für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442
Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 18: Stille, nicht Ruhe — Die orthodoxe anatolische Kirche — Frederic William Robertson: 2 — Aus dem Vermächtnis eines heimgegangnen Schulmannes — Schutz für unsre Seeleute — Verschiedenes: Gottesdienstliche Musikaufführungen; Ethische Volksbücher; Max Hildebrandt, weiland Pastor an St. Jakob; Sydows Briefe an einen Theologen; Pastor von Bodelschwingh und die Universitätstheologie; Zur Beherzigung für die kirchliche Versammlung am 8 Mai; Pfarrer Naumann und der Reichsbote; Der Evangelische Bund zur Umsturzvorlage; Zu dem Sardemannschen Antrag — Tageszeitung!

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450
Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 18: Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der römischen Kirche vom 1. Oktober 1894 bis 31. März 1895 (Fortsetzung) — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur Umsturzvorlage; Der Zentralvorstand des Evangelischen Bundes; Aus Elsaß-Lothringen; Vierte Hauptversammlung des Vereins für Reformationsgeschichte in Straßburg i. E.; Pfarrer Naumann — Römische Kirche: Aus dem Karfreitagsartikel der Germania 85; Fortschritte des Katholizismus in Dänemark; Katholische Colleges an englisch-protestantischen Universitäten; Aus dem apostolischen Brief Leos XIII. an das englische Volk — Verschiedenes: Vermischte Nachrichten; Redaktionelles — Personalien

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

MAY 27 189
LIBRAR

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang
Nr. 19
Ausgegeben am 9. Mai 1895

Inhalt:

	Seite
List und Carey	249
Die Geisteskrankheiten im Heere. Von Georg Ilberg	260
Die Zukunft der Historikertage	272
Moderne Opern. Von Paul Moos. (Schluß)	278
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. I	286
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Fuchsmühl — Schriften gegen die Umsturzvorlage — Ist der Mittelstand im Schwinden begriffen?	290
Litteratur	296

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Soeben ist erschienen:

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen

1870—1895

Rückblicke und Betrachtungen

von

einem Deutschnationalen

Inhalt: Einleitung — Die Wandlungen des Deutschtums in früherer Zeit — Die Bevölkerungsverhältnisse — Elsaß-Lothringens Einverleibung in das deutsche Reich — Die innere Landesverwaltung und das Militärwesen — Die Sprachenverhältnisse — Die zwei ersten Statthalter — Die politischen Parteien seit 1871 — Stille Protestler — Besondre Maßregeln zur Germanisierung — Das wirtschaftliche Leben und die materielle Lage der Bevölkerung — Das geistige und gesellschaftliche Leben — Das Zeitungswesen — Die Ausnahmegesetze und deren Abschaffung — Die Question d'Alsace — Was jetzt noch not thut.

Preis broschirt 3 Mark 50 Pfennige

Leipzig, Anfang April 1895

Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Hermann Beyer & Söhne in Langensalza

Encyklopädisches

Handbuch der Pädagogik

Herausgegeben
von
W. Rein
Jena

Erster Halbband

30 Bogen gross Lexikon-Format. Preis 7 Mark 50 Pfennige

Das von der gesamten pädagogischen Presse als **die hervorragendste pädagogische Erscheinung der Gegenwart** bezeichnete Werk erscheint vollständig in acht Halbbänden gleichen Umfanges.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann
von
Georg Hoffmann und **Ernst Groth**
Preis gebunden 2 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen
Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen
von
Dr. Gustav Wustmann
Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig
Preis gebunden 2 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Rüdesheimer Weine aus eigenen Weinbergen. Höchste Preise auf allen Ausstellungen.

K.u.K. Oesterreich.u.K. Russ. Hoflieferanten.

DILTHEY, SAHL & CO.

Rhein- und Moselweine

Billige Tischweine bis feinste Hochgewächse
Probekisten assortiert zu 15 Flaschen von 20 bis 150 ℳ
frachtfrei jeder deutschen Bahnstation

RÜDESHEIM A/RHEIN.

Die im Grundstein des Nationaldenkmals lagernden Weine sind unseren Kellereien entnommen.

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Über 600 Seiten
(Fabeln und Erzählungen — Lieder — Aus dem Theater)

Preis in Damast gebunden 6,50 Mk., in Atlas oder Kalbleder Mk. 11,50

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Aus unsern vier Wänden

Von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen

Preis broschirt 4 Mk. 50 Pfg., in Leinwand gebunden 5 Mk. 50 Pfg., in Atlas gebunden 11 Mk.

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Bad Wildungen

Die Hauptquellen: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** u. **Steinleiden,** bei **Magen-** u. **Darmkatarrhen,** sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1894 über 767,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches **zum Teil unlösliches** und nahezu wertloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad u. Wohnungen im **Badelogirhause** u. **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen Aktien-Gesellschaft

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 19: Das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft — Das Evangelium der Natur und das Evangelium der Geschichte — Frederic William Robertson als Prediger, Seelsorger und christlicher Sozialist. Schluß — Die kirchliche Anteilnahme an der Pflege des geselligen Gemeinschaftslebens auf dem Lande. Ein Stück Umschau — Verschiedenes: Erinnerungen an den 300jährigen Geburtstag Gustav Adolfs; Reform oder Revolution!; Die Kreuzzeitung und Pfarrer Naumann; Christlich-sozial und Konservativ — Tageszeitung

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 19: Versammlungen: Generalversammlung der „rheinisch-westfälischen Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses"; Württembergischer Pfarrerverein — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zu der Ablehnung des Bodelschwinghschen Planes; Der Fall Partisch; Die preußische Augustkonferenz

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 20

Ausgegeben am 16. Mai 1895

Inhalt:

	Seite
Der Kreislauf des Goldes und der Einfluß der Scholle	297
Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik. 5. Australien	302
Kurzschrift und Sprache. Von A. von Kunowski	313
Eduard Hanslicks Lebenserinnerungen	320
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. 2	328
Ein Brief Gustav Freytags	336
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Windmühlenkämpfe — Widerstand gegen die Staatsgewalt	337
Litteratur	340

Hierzu eine Beilage von Herrmann Beisner in Berlin

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien.

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Zwischen Himmel und Erde; Gedichte. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Heiterethei und Novellen. Ein Band broschirt 5 M., in Leinwand geb. 6 M.
Dramen. Ein Band broschirt 6 M., in Leinwand geb. 7 M.
Dramenfragmente. Ein Band broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.
Studien. Zwei Bände broschirt 8 M., in Leinwand geb. 10 M.
Biographie Otto Ludwigs von Adolf Stern. Broschirt 3 M., in Leinwand geb. 4 M.

Lehrbuch der Geburtshilfe

zur

wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung für Ärzte und Studirende

von

F. Ahlfeld

Preis broschirt 12 Mk., in Leinwand gebunden 13.25 Mk., in Halbfranz gebunden 14.50 Mk.

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Bad Wildungen

Die Hauptquellen: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** u. **Steinleiden,** bei **Magen-** u. **Darmkatarrhen,** sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1894 über 767,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches **zum Teil unlösliches** und nahezu wertloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad u. Wohnungen im **Badelogirhause** u. **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen Aktien-Gesellschaft

---

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff

und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfennige

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71

Von

Moritz Busch

7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°.

Broschirt 6 Mark

in elegantem Halbfranzband 8 Mark 50 Pfennige

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Erinnerungen

aus den Knaben- und Jünglingsjahren eines alten Thüringers

Preis broschirt 1 Mark 20 Pfennige

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfennige

Rüdesheimer Weine aus eigenen Weinbergen. Höchste Preise auf allen Ausstellungen.

K.u.K. Oesterreich.u.K.Russ. Hoflieferanten.

DILTHEY, SAHL & CO.

Rhein- und Moselweine

Billige Tischweine bis feinste Hochgewächse
Probekisten assortiert zu 15 Flaschen von 20 bis 150 ℳ
frachtfrei jeder deutschen Bahnstation

RÜDESHEIM A/RHEIN.

Die im Grundstein des Nationaldenkmals lagernden Weine sind unseren Kellereien entnommen.

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft

Gegründet 1870 — von — *Gegründet 1870*

Gustav Markendorf, Leipzig

versende direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele
Specialitäten für Tafel und feine Küche,
als auch
diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten
in anerkannt **nur besten Qualitäten**

— Ausführliche Preisliste gratis und franko! —

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** u. **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

Soeben ist erschienen:

Der Glaube

und seine Bedeutung für Erkenntnis, Leben und Kirche mit Rücksicht auf die Hauptfragen der Gegenwart

von

D. Julius Köstlin

Oberkonsistorialrat und Professor in Halle

Gr. 8°. VIII, 343 Seiten. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—

Bei dieser Gelegenheit sei besonders empfohlen:

Die christliche Ethik

Dargestellt von **D. H. Martensen,** † Bischof von Seeland

Deutsche, vom Verfasser veranstaltete Ausgabe

Mit dem Bildnis des Verfassers in Kupferdruck

I. **Allgemeiner Teil.** Sechste Auflage. 1892. Mk. 9.—, eleg. geb. Mk. 10.50. — II. **Spezieller Teil. 1. Die individuelle Ethik. 2. Die soziale Ethik.** 2 Bände. Fünfte durchgesehene Auflage. 1894. Mk. 15 , eleg. geb. Mk. 18.—

„Ein so berühmtes Buch wie die Martensensche Sittenlehre bedarf unsrer Empfehlung eigentlich nicht. Und doch ist eine solche nicht überflüssig. So oft klagen unsre Gebildeten über Unverständlichkeit des Christentums, Unvereinbarkeit mit der modernen Weltkenntnis u. dergl. Fragt man sie dann: Haben Sie einmal ein Buch wie Martensen gelesen? so lautet die Antwort gewöhnlich Nein! Hier ist einmal ein Buch voll edelsten Inhalts in trefflicher Form und jedem Gebildeten verständlicher Darstellungsweise. Hier prüfe wer ein Urteil haben will! (Kirchl. Anzeiger der Ev. Gemeinde zu Köln 1894, Nr. 50)

Die Grenzboten

JUN 10 1895
LIBRARY.

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 21

Ausgegeben am 23. Mai 1895

Inhalt: Seite

Diktatur und Verfassung 345
List und Carey (Schluß) 356
Eduard Hanslicks Lebenserinnerungen (Schluß) . 367
Susi 372
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. 3. 4 377
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Staatssozialismus — Religiöse Probleme 387
Litteratur 391

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten
für jedermann
von
Georg Hoffmann und Ernst Groth

Preis gebunden 2 Mark

Die Not des vierten Standes

von einem Arzte

Preis broschirt 2 Mark

Was ist Geld?

Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Fragen
von
Richard Goldschmidt
Landgerichtsrat

Preis broschirt 1 Mark 50 Pfg.

Wider die Könige

von der Saar und vom Rhein
von
Max Rieck

Preis broschirt 50 Pfennige

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik
des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen
von
Gustav Wustmann

Gebunden 2 Mark

Der Himmel auf Erden

in den Jahren 1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von Emil Gregorovius

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche

Eine praktische Studie
von
Paul Göhre

Preis broschirt 2 Mark, in Leinwand gebunden 3 Mark

Schutz für unsre Seeleute!

Ein Aufruf an deutsche Menschenfreunde
von
Georg Wislicenus

Preis broschirt 1 Mark

Hefte zur Christlichen Welt

Es sind bisher erschienen:

1. **Der rechte evangelische Glaube.** Von D. Rade, Pfarrer zu Frankfurt a. M. Preis 40 Pf.
2. **Zur Würdigung des Apostolikums.** Von D. F. Kattenbusch, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers: „Zum Kampf um das Apostolikum."** Von D. Adolf Harnack, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besonderer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg. Preis 40 Pf.
5. **Die Norm des echten Christentums.** Von D. Hans Hinrich Wendt, Professor der Theologie in Heidelberg. Preis 50 Pf.
6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche.** Von D. Julius Kaftan, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
7. **Das Alte Testament und die evangelische Gemeine.** Von D. Hermann Schultz, Professor der Theologie in Göttingen. Preis 40 Pf.
8. **Wie dünket Euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.
9. **Christentum und Staat.** Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 60 Pf.
10. **Der zweite Artikel im Lutherschen kleinen Katechismus.** Fragen und Vorschläge von D. W. Bornemann, Professor in Magdeburg. Preis 40 Pf.
11. **Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens.** Von D. Max Reischle, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
12. **Wider den Reichsboten.** In Sachen des Evangeliums und der Freiheit. Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 50 Pf.
13. **Das Apostolikum als Tauf- und Konfirmationsbekenntnis.** Von D. Karl Köhler, Oberkonsistorialrat in Darmstadt. Preis 40 Pf.
14. **Welchen Segen bringt die Beschäftigung mit der modernen Theologie unserm praktischen Berufsleben?** Von Lic. S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim a. M. Preis 40 Pf.
15. **Die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche.** Von Friedrich Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Preis 40 Pf.

16./17. **Kirche Christi und Landeskirche.** Zwei Vorträge, gehalten auf der Evangelischen Konferenz in Schlesien von Karl Müller, Professor der Theologie in Breslau, und Erich Foerster, Pastor in Hirschberg. Preis 60 Pf.

In Vorbereitung sind:

Heft 18. **Vom alten neuen Glauben.** Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien. Preis 50 Pf.

Heft 19. **Zur Verständigung über den Glaubensbegriff.** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.

Heft 20. **Bedingungen des christlichen Glaubens in der Gegenwart.** Von Gaston Frommel, Professor der systematischen Theologie in Genf. Preis 40 Pf.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Soeben erschien:

Zimmermann, Tante Eulalias Romfahrt

17 Bogen 8°

mit bildlichem Schmuck von **Kunz Meyer**

in hochelegantem farb. Umschlag, geh. M. 3.—

Das Buch, in welchem der als Kunsthistoriker bekannte Verfasser sich als feinsinniger Erzähler zeigt, behandelt mit liebenswürdigem Humor und feiner Satire die ergötzlichen Erlebnisse einer enthusiastischen deutschen Kleinstädterin und ihrer Gefährtin in der Ewigen Stadt.

☛ In den grösseren Buchhandlungen vorrätig, wo einmal nicht der Fall, erfolgt gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom Verleger

A. G. Liebeskind, Leipzig, Poststrasse 9/11.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens

Von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Betrachtungen eines Laien

über unsre Strafrechtspflege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Weder Kommunismus noch Kapitalismus

Ein Beitrag zur Lösung der europäischen Frage

von

Carl Jentsch

Preis in Leinwand gebunden 4 Mark 50 Pfg.

Neue Ziele, neue Wege

von

Carl Jentsch

Preis broschirt 1 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Lehrbuch der Geburtshilfe

zur

wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung für Ärzte und Studirende

von

F. Ahlfeld

Preis broschirt 12 Mk., in Leinwand gebunden 13.25 Mk., in Halbfranz gebunden 14.50 Mk.

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Bad Wildungen

Die Hauptquellen: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- u. Steinleiden,** bei **Magen- u. Darm-katarrhen,** sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blut-armut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1894 über 767,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches **zum Teil unlösliches** und nahezu wertloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad u. Wohnungen im **Badelogir-hause u. Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen Aktien-Gesellschaft

---

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

GORDON MCKAY
JUN 17 1895
LIBRARY.

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 22

Ausgegeben am 30. Mai 1895

Inhalt:

	Seite
Wirren und Wege	393
Dienstreisen	399
Knabenerziehung und Knabenunterricht im alten Hellas. Von Gustav Benseler (Schluß)	407
Die Auffindung der Gebeine Johann Sebastian Bachs. Von G. Wustmann	415
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. 5	426
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Auf Wiedersehn — Die Marinerundschau — Aus den evangelischen Arbeitervereinen	436

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Evangelisch-soziale Zeitfragen

Herausgegeben mit Unterstützung des Evangelisch-sozialen Kongresses
von Professor D. **Otto Baumgarten** in **Kiel**

Erschienen ist:

Erste Reihe

Heft 1. **Drews**, Mehr Herz fürs Volk
„ 2. **Evert**, Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie
„ 3. **Baumgarten**, Der Seelsorger unsrer Tage
„ 4. **Tolk**, Christentum und Arbeiterbewegung. Ein Zwiegespräch
„ 5. **Stöcker**, Sozialdemokratie und Sozialmonarchie
„ 6. **von Soden**, Reformation und soziale Frage
„ 7. **v. d. Goltz**, Die Aufgaben der Kirche gegenüber dem Arbeiterstande in Stadt und Land
„ 8/9. **Oldenberg**, Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie
„ 10. **Huistorp**, Die soziale Not der ländlichen Arbeiter und ihre Abhilfe

Zweite Reihe

Heft 1. **Rade**, Unsre Landgemeinde und das Landgemeindeideal
„ 2. **Mayer**, Die ländlichen Genossenschaften als Mittel zur Organisation des Bauernstandes
„ 3. **Kamp**, Erwerb und Wirtschaftsführung im Arbeiterhaushalt
„ 4/5. **Hirsch-Möller**, Gewerbegerichte und Einigungsämter in Deutschland und England
„ 6. **Arndt**, Die Religion der Sozialdemokratie
„ 7. **Weiß**, Frauenberuf. Ein Beitrag zur Frauenfrage
„ 8. **Traub**, Kürzere Arbeitszeit. Mit besondrer Berücksichtigung des Programms der evangelischen Arbeitervereine
„ 9. **Faißt**, Versicherung gegen unverschuldete Arbeitslosigkeit. Zur Orientirung und Besprechung, speziell für evangelische Arbeitervereine

Preis des Heftes 50 Pfennige

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71

Von

Moritz Busch

7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°.

Broschirt 6 Mark

in elegantem Halbfranzband 8 Mark 50 Pfennige

Aus unsern vier Wänden

Von

Rudolf Reichenau

Zweite Auflage der Gesamtausgabe

Zierliche Ausgabe. 44 Bogen

Preis broschirt 4 Mk. 50 Pfg., in Leinwand gebunden 5 Mk. 50 Pfg., in Atlas gebunden 11 Mk.

Erfahrungen eines Hadschi

Reiseskizzen aus Syrien und Palästina

Von

E. Budde

Preis broschirt M. 3.—, in Leinwand gebunden M. 4.50, in Halbfranz gebunden M. 5.50

Aus der Chronik derer von Riffelshausen

Erzählung von Margarethe von Bülow

Preis broschirt M. 5.—, in Leinwand gebunden M. 6.25, in Halbfranzband M. 7.50

Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Dr. Otto Bähr

Zweite neubearbeitete Auflage. Klein-Oktav

Preis M. 3.—, in Leinwand M. 4.50, in Halbfranz M. 5.50

Mit der Diogeneslaterne

Satirische Streifzüge von Albert Gehrke

Preis M. 2.—

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden,

besorgt von den Professoren

Adolf Stern und Erich Schmidt

Preis brosch. M. 28.—, in 6 Leinenbänden M. 34.— in 6 Halbfranzbänden M. 42.—

Als der Großvater die Großmutter nahm

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Herausgegeben von

G. Wustmann

Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Über 600 Seiten (Fabeln und Erzählungen — Lieder — Aus dem Theater)

Preis in Damast gebunden 6,50 Mk., in Atlas oder Kalbleder Mk. 11,50

Alumneumserinnerungen

von

einem alten Kreuzschüler (Gustav Wustmann)

Ein Band klein 8°. Preis M. 1.50, in elegantem Halbfranz gebunden M. 3.—

Jonas Briccius

Erzählung von Margerethe von Bülow

Broschirt M. 4.—, in Leinwand M. 5.25, in Halbfranz gebunden M. 6.50

Walpurgisnacht

Ein Lustspiel von F. Siegfried

Preis Mk. 3.—

Attarachus und Valeria

Eine lyrische Erzählung aus der Studienmappe eines Bonner Studenten

Von

Beatus Rhenanus

Preis broschirt M. 2.50, eleg. gebunden mit Goldschnitt M. 4.—

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**
sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekannten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar
Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten **„Frühstückskörbchen“**. Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.
Sorgfältigste Verpackung garantirt. **Briefe und Telegramme:**

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma **Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen.“**

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer
in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Bad Wildungen

Die Hauptquellen: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen- u. Steinleiden**, bei **Magen- u. Darmkatarrhen**, sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1894 über 767,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches **zum Teil unlösliches** und nahezu wertloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad u. Wohnungen im **Badelogirhause** u. **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen Aktien-Gesellschaft

---

Mainländer, Die Philosophie der Erlösung.
2 Bände. 1894. Preis Mark 12.—.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt durch die Verlagsbuchhandlung von **Georg Hüßcher, Köln,** Laurenzplatz 1.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen
von
Charlotte Niese

Gesamtausgabe
In Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pf.
Zweite Reihe einzeln, in Leinwand geb. 3 Mark

Der Himmel auf Erden

in den Jahren 1902 bis 1912

Eine sozialpolitische Novelle von **Emil Gregorovius**

Preis broschirt 1 Mark, gebunden 1,50 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Schlaraffia politica

Geschichte der Dichtungen vom besten Staate

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt
für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442
Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 22: Pfingsten — Die „Evangelischen Sozialisten“ und die Sozialdemokratie — Parusie und Zukunftsstaat — Darwinismus und Sozialismus — „Römisches“ und „deutsches“ Recht — Verschiedenes: Zur Begrüßung des Sechsten Evangelisch-sozialen Kongresses; Die Evangelisch-Sozialen auf ihrem Fünften Kongreß; Christlich-sozial; Anti-Stumm; Die soziale Frage und die obern Klassen; Aus zwei deutschen Kleinstädten; Das Strafmandat gegen die Dassower Arbeitersfrau — Tageszeitung!

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450
Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 22: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Lutherische Konferenz für Minden-Ravensberg; Aus der sächsischen Landeskirche; Pastor Kock; Preßstimmen zur landeskirchlichen Versammlung — Evangelische im Auslande: Bericht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens in der Westschweiz — Verschiedenes: Das Töchterheim des evangelischen Diakonievereins — Berichtigung

---

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

JUN 22 1895
LIBRARY

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 23

Ausgegeben am 6. Juni 1895

Inhalt:

	Seite
Stehendes Heer und Miliz	441
Zur Kenntnis der englischen Weltpolitik. 5. Australien (Schluß)	449
Auf der Hohen Salzburg	458
Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 7. In Pfarrhäusern	465
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. 5. 6.	474
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Italienisches — Geld und Währung, Boden und Rente	481
Litteratur	486

Hierzu eine Beilage der Weingroßhandlung Richard Kox in Duisburg

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Atlantis

und das Volk der Atlanten

Ein Beitrag

zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas

von

H. F. R. Knötel

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Homeros

der Blinde von Chios und seine Werke

von

H. F. R. Knötel

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Hefte zur Christlichen Welt

Es sind bisher erschienen:

1. **Der rechte evangelische Glaube.** Von D. Rade, Pfarrer zu Frankfurt a. M. Preis 40 Pf.
2. **Zur Würdigung des Apostolikums.** Von D. F. Kattenbusch, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
3. **Antwort auf die Streitschrift D. Cremers: „Zum Kampf um das Apostolikum."** Von D. Adolf Harnack, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
4. **Worum handelt es sich in dem Streit um das Apostolikum?** Mit besonderer Rücksicht auf D. Cremers Streitschrift beantwortet von D. W. Herrmann, Professor der Theologie in Marburg. Preis 40 Pf.
5. **Die Norm des rechten Christentums.** Von D. Hans Hinrich Wendt, Professor der Theologie in Heidelberg. Preis 50 Pf.
6. **Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche.** Von D. Julius Kaftan, Professor der Theologie in Berlin. Preis 40 Pf.
7. **Das Alte Testament und die evangelische Gemeine.** Von D. Hermann Schultz, Professor der Theologie in Göttingen. Preis 40 Pf.
8. **Wie dünket Euch um Christus? Wes Sohn ist er?** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.
9. **Christentum und Staat.** Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 60 Pf.
10. **Der zweite Artikel im Lutherschen kleinen Katechismus.** Fragen und Vorschläge von D. W. Bornemann, Professor in Magdeburg. Preis 40 Pf.
11. **Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens.** Von D. Max Reischle, Professor der Theologie in Gießen. Preis 40 Pf.
12. **Wider den Reichsboten.** In Sachen des Evangeliums und der Freiheit. Von Gustav Habermann, Pfarrer in Zwinge (Harz). Preis 50 Pf.
13. **Das Apostolikum als Tauf- und Konfirmationsbekenntnis.** Von D. Karl Köhler, Oberkonsistorialrat in Darmstadt. Preis 40 Pf.
14. **Welchen Segen bringt die Beschäftigung mit der modernen Theologie unserm praktischen Berufsleben?** Von Lic. S. Eck, Pfarrer in Rumpenheim a. M. Preis 40 Pf.
15. **Die Ergebnisse der neuern alttestamentlichen Forschungen und ihre Bedeutung für die Kirche.** Von Friedrich Doerne, Pfarrer in Schönbach, O.-L. Preis 40 Pf.
16./17. **Kirche Christi und Landeskirche.** Zwei Vorträge, gehalten auf der Evangelischen Konferenz in Schlesien von Karl Müller, Professor der Theologie in Breslau, und Erich Foerster, Pastor in Hirschberg. Preis 60 Pf.

In Vorbereitung sind:

Heft 18. **Vom alten neuen Glauben.** Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien. Preis 50 Pf.

Heft 19. **Zur Verständigung über den Glaubensbegriff.** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pf.

Heft 20. **Bedingungen des christlichen Glaubens in der Gegenwart.** Von Gaston Frommel, Professor der systematischen Theologie in Genf. Preis 40 Pf.

Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Lehrbuch der Geburtshilfe

zur

wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung für Ärzte und Studirende

von

F. Ahlfeld

Preis broschirt 12 Mk., in Leinwand gebunden 13.25 Mk., in Halbfranz gebunden 14.50 Mk.

Verlag von **Hermann Beyer & Söhne** in **Langensalza**

Kurzes

Wörterbuch

der deutschen Sprache

von

Friedrich Mann

—— Vierte erweiterte Auflage ——

VIII und 332 Seiten — Preis 2 Mk. 50 Pf., elegant gebunden 3 Mk. 60 Pf.

Das Buch ist für die Bedürfnisse der Schule und des grössern gebildeten Publikums ein empfehlenswertes Hilfsmittel. Die sprachhistorischen Angaben sind zuverlässig, der Ausdruck ist präzis, der Stil knapp und klar. (Zeitschrift für germanische Philologie 1884, S. 16)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in **Rüdesheim a/Rh.**

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Bad Wildungen

Die Hauptquellen: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle** sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei **Nieren-, Blasen-** u. **Steinleiden,** bei **Magen-** u. **Darmkatarrhen,** sowie bei Störungen der Blutmischung, als **Blutarmut, Bleichsucht** u. s. w. Versand 1894 über 767,000 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende **angebliche Wildunger Salz** ist ein künstliches zum **Teil unlösliches** und nahezu wertloses Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad u. Wohnungen im **Badelogirhause** u. **Europäischen Hof** erledigt:

Die Inspektion der Wildunger Mineralquellen Aktien-Gesellschaft

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 23: Einigkeit im Geiste — Der deutsche Protestantismus von einem deutschen Theologen. Ein vergessenes Buch — Das neunhundertjährige Jubiläum des Todes St. Wolfgangs, Bischofs von Regensburg 23. bis 31. Oktober 1894. Zur Geschichte moderner Heiligenverehrung. Erste Hälfte — Ländliche Darlehnskassen nach Raiffeisen: 1. Entstehung und Ausbreitung; 2. Grundsätze; 3. Der verborgne Gewinn — Etwas für Pfarrersbräute und Pfarrerstöchter — Verschiedenes: Disputationen Dr. Martin Luthers; M. R. von Stern, ein sozialdemokratischer Dichter; Ein Nachwort E. von Massows; Göttinger Arbeiterbibliothek; Verpflegungsstationen und christliche Liebe; Hilfe für Laibach — Tageszeitung!

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 22: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Lutherische Konferenz für Minden-Ravensberg; Aus der sächsischen Landeskirche; Pastor Kock; Preßstimmen zur landeskirchlichen Versammlung — Evangelische im Auslande: Bericht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens in der Westschweiz — Verschiedenes: Das Töchterheim des evangelischen Diakonievereins — Berichtigung

Nr. 23: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Preßstimmen zur landeskirchlichen Versammlung; Ein Nachklang der landeskirchlichen Konferenz; Versammlung der Freunde der Christlichen Welt in der Provinz Brandenburg; Zur freien theologischen Fakultät; Eine Absage an den Evangelisch-sozialen Kongreß — Verschiedenes: Das Leipziger Missionsseminar — Personalien

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

Die Grenzboten

JUN 29 1895

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 24

Ausgegeben am 13. Juni 1895

Inhalt:

	Seite
Das Wahlrecht zum deutschen Reichstage	489
Der gerichtliche Eid	494
Italienische Eindrücke	506
Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 7. In Pfarrhäusern (Fortsetzung)	518
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. 7. 8.	528
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Es fängt schon an — Berichtigung	534

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).
Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Deutsche Bürgerkunde

Kleines Handbuch des politisch Wissenswerten für jedermann

von

Georg Hoffmann und **Ernst Groth**

Preis gebunden 2 Mark

Allerhand Sprachdummheiten

Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen

Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen

von

Dr. Gustav Wustmann

Stadtbibliothekar und Direktor des Ratsarchivs in Leipzig

Preis gebunden 2 Mark

Die Not des vierten Standes

Von

einem Arzte

Preis broschirt 2 Mark

Homeros

der Blinde von Chios und seine Werke

von

A. F. R. Knötel

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennige

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71

Von

Moritz Busch

7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°.

Broschirt 6 Mark
in elegantem Halbfranzband 8 Mark 50 Pfennige

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Erinnerungen

aus den Knaben- und Jünglingsjahren
eines alten Thüringers

Preis broschirt 1 Mark 20 Pfennige

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfennige

Atlantis

und das Volk der Atlanten

Ein Beitrag zur 400jährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas

von

A. F. R. Knötel

Preis 4,50 Mark

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff
und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Bilder aus dem Westen

von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

von

Richard Berendt

Generalmajor z. D

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfennige

Grösstes und ältestes **Conserven**-Versand-Geschäft

Gegründet 1870 von *Gegründet 1870*

Gustav Markendorf, Leipzig

versende direkt an **Private** nach allen Gegenden:

In- und ausländische Conserven

aller Art, sowie viele

Specialitäten für Tafel und feine Küche,

als auch

diätetische Nahrungsmittel für Reconvalescenten

in anerkannt **nur besten Qualitäten**

— Ausführliche Preisliste gratis und franko! —

Briefe und Telegramme: **Gustav Markendorf, Leipzig**

Alle Sendungen werden promptest effektuirt und zwar in Höhe von **20 Mark** an innerhalb Deutschlands emballage- und portofrei

---

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in **Rüdesheim** a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** u. **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Otto Ludwigs gesammelte Schriften

in sechs Bänden

herausgegeben von

Professor Dr. **Adolf Stern** und Professor Dr. **Erich Schmidt**

Band I: Eine von Prof. Adolf Stern geschriebene Biographie, die Gedichte, Zwischen Himmel und Erde. Band II: Die Heiterethei und ihr Widerspiel nebst drei bisher ungedruckten Novellen. Band III und IV: Die vollendeten Dramen und die Dramenfragmente. Band V und VI: Die Studien mit Einschluß der Shakespeare-Studien.

Preis brosch. 28 M., in 6 Leinenbänden 34 M., in 6 Halbfranzbänden 42 M.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden

Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 25

Ausgegeben am 20. Juni 1895

Inhalt:

	Seite
Schutzmittel gegen den Bauschwindel	537
Ums liebe Brot	543
Unser Irrenwesen. I. Der Sachverständige	550
Italienische Eindrücke (Fortsetzung)	559
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. 9	572
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Fürst Bismarck und unser Zukunftsstaat — Universitätsreform — Zur Bahnsteigabsperrung — Im panischen Stil	577
Litteratur	583

Fr. Wilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Homeros

der Blinde von Chios und seine Werke

von

A. F. R. Knötel

Verfasser von „Atlantis und das Volk der Atlanten"

Erster Teil

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennige

Inhaltsverzeichnis

Erstes Buch. Erstes Kapitel: Die Hymnen auf den delischen und den delphischen Apollo; Vorgeschichte von Delos — Zweites Kapitel: Phönizier im Archipelagos; Kadmos kommt aus Phönike in Chaonien nach Griechenland; kadmeisches Reich in Illyrien — Drittes Kapitel: Steine des Kadmos und der Harmonia; Kadmeer in Thrakien, Goldgruben in Pangäos und auf Thasos; Des Kadmos Eroberungszug nach Böotien; die Encheleer; Ogyges und die Hektenen; Eindringen des Dionysosdienstes; die Hochzeit von Kadmos und Harmonia — Viertes Kapitel: Delos, Geburtsort der Artemis und des Apollo; Fest der Niederkunft der Leto; die Hyperboreer und das Hyperboreerland; Verbindungen von Delos mit dem innern Asien — Fünftes Kapitel: Apollo kein hellenischer Gott; er und Artemis Pfeilgötter skythischen Ursprungs; Eselsopfer; kataonischer Dienst; Wanderungen nach Westen — Sechstes Kapitel: Delos Skytheninsel und Meßplatz. Ogyges und das Volk der Hektenen in Attika und Böotien — Siebentes Kapitel: Die Saken, Hyperboreer, und das arische Stammvolk; Hyperboreersagen; Rechtschaffenheit der Skythen; Paradies im Norden; Rabe, Schwan im Apollodienste: die Druiden Apollodiener — Achtes Kapitel: Apollo und Artemis Götter eines Jägervolkes; die persische Anahit; Wälder, Paradiese und heilige Haine; Sonne und Mond; Amazonentum; Phöbos Apollon und Artemis Hekate; blutige Dienste — Neuntes Kapitel: Die Apollodiener eine vertriebne Sekte; Leto; Ursachen ihrer Auswanderung; der assyrische Perseus ein Apollodiener; Apollo Reichsgott; Sturz seines Kultes in Assyrien — Zehntes Kapitel: Neue Art der Mantik; Chresmologen, Sibyllen; ihr Auftreten in Troas; neue Art der Jugenderziehung.

Zweites Buch. Erstes Kapitel: Delos; Herd der Kykladen; Fest der Niederkunft der Leto; das Fest der Thargelien; Festversammlung der Joner; Hyperboreer in Attika, Jon, Olen; Minos, Theseus. — Zweites Kapitel: Delos, seine Heiligtümer und sein großes Fest; der blinde Sänger von Chios und sein Hymnus — Drittes Kapitel: Der Hymnus auf den delphischen Apollo; Delphis Vorgeschichte; deukalionische Flut; Stiftung von Lykoreia, Opus und Phthia — Viertes Kapitel: Die Orakelstätte von Lykoreia; Verbindung der Deukalioniden mit Hyperboreern; Wiedereroberung von Delphi; Einsetzung Apollos als Orakelgott; Stiftung einer neuen Priesterschaft — Fünftes Kapitel: Hyperboreische Ansiedlungen; Söhne Apollons; Ortsnamen; Hyperboreer in Lykien; Xanthos; Olen; Lykos, Pataros, Telmissos, die Galeoten; Apollos Wandrung nach Delphi — Sechstes Kapitel: Kreter in Delphi; der Verfasser des Hymnus auf Apollo kennt Odyssee und Ilias; Semantoren und Orgeonen — Siebentes Kapitel: Rückblick; Homer Heros auf Chios und in Argos, panhellenischer Dichter; die Epigramme — Achtes Kapitel: Homer Äoler und Smyrnäer; Gründung von Kyme und Smyrna; des Dichters Rückkehr in die Heimat und Mißgeschick daselbst.

Drittes Buch. Erstes Kapitel: Wandrungen Homers nach Neon Teichos, Kyme, Phokäa, Erythrä und wechselnde Schicksale — Zweites Kapitel: Homer gelangt nach Chios; Schulunterricht; sein Schwiegersohn Kreophylos; sein Diener Skindapsos; Homer stirbt auf Jos; sein Heroon auf Chios — Drittes Kapitel: Homeriden; Rhapsoden und Rhapsodien; Art und Weise des Vortrags; Neubegründung des Hellenentums — Viertes Kapitel: Lykurg, das Panhellenentum; der kretische Nomos; Lykurg und Homer; Arktinos, Lesches, Stasinos, die jüngsten Homeriden: Homers dichterische Größe — Fünftes Kapitel: Wolfs Theorie von der Entstehung der Ilias; Widerlegungen; der griechische Sängerstand — Sechstes Kapitel: Gattungen der Sänger; Thespioden, Hymnoden, Chresmoden, Nomoden, Lykurgos, Thaletas, Tyrtäos: Äsymneten, Terpandros; Volkssänger, Hofsänger — Siebentes Kapitel: Alter der Schreibkunst bei Ägyptern, Babyloniern, Assyriern, Griechen, ihre beschränkte Anwendung; Verbot des Schreibens; Geheimschrift, Diphtheren — Achtes Kapitel: Homer konnte schreiben.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen

1870—1895

Rückblicke und Betrachtungen

von

einem Deutschnationalen

Preis broschirt 3 Mark 50 Pfennige

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pf.

Feldpostbriefe

eines vermißten ehemaligen Afraners

aus dem Kriege 1870

Herausgegeben von seinem Bruder

Lic. theol. G. Türk

Professor an der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen

Preis broschirt 1 Mark 50 Pfennige

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig**

Soeben erschien:

Johann Sebastian Bach

Forschungen über dessen **Grabstätte, Gebeine** und **Antlitz**

Bericht an den Rat der Stadt Leipzig

von

Prof. Wilhelm His

Mit 1 Situationsplan und 9 Tafeln in Kupferätzung. gr. 4. 1895. Preis 16 M.

Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

von

Wilh. Speck

Broschirt 2 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Gesamtausgabe

In Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pf.

Zweite Reihe einzeln, in Leinwand geb. 3 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet

von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennige

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Erinnerungen

aus den Knaben- und Jünglingsjahren

eines alten Thüringers

Preis broschirt 1 Mark 20 Pfennige

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt

für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 25: Agrapha, d. i. außerevangelische Worte Jesu: 2 — Kaiser Friedrichs II. Stellung zur Religion und Kirche. Erste Hälfte — Das neunhundertjährige Jubiläum des Todes St. Wolfgangs, Bischofs von Regensburg. Zweite Hälfte — Drei Stücke von Kingsley: 2. Ein Porträt in der Nationalgallerie zu London — Christentum und Deutschtum — Ein Stücklein sozialdemokratischer Geschichtsschreibung — Verschiedenes: Die ältesten Christengemeinden im römischen Reiche; Die älteste evangelische Gemeindearmenpflege am Niederrhein; Der Philosoph Glogau über Offenbarung; Bibelkenntnis unsrer Tagesschriftsteller; Das jüdisch-deutsche Leben Jesu betreffend — Für die Reisezeit — Quittung

---

Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 24: Sechster Evangelisch-sozialer Kongreß in Erfurt vom 4. bis 6. Juni 1895 — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur evangelisch-sozialen Bewegung

Nr. 25: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Preßstimmen zur landeskirchlichen Versammlung; Erklärung Professor Schlatters; Spezialkonferenzen des Evangelisch-sozialen Kongresses; Stimmungsbild vom Evangelisch-sozialen Kongreß; Zwei letzte Aktenstücke zum Fall Kock — Verschiedenes — Personalien

---

Preis der Grenzboten: **vierteljährlich 9 Mark.**

Die Grenzboten

CORNELL UNIVERSITY
JUN 13 1895
LIBRARY.

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Nr. 26

Ausgegeben am 27. Juni 1895

Inhalt:

	Seite
Die Gerichtsferien	585
Arzt, hilf dir selber! Von H. Böing	588
Italienische Eindrücke. Von Otto Kaemmel. (Schluß)	593
Wandlungen des Ich im Zeitenstrome. 7. In Pfarrhäusern (Schluß)	609
Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. 10. 11	618
Maßgebliches und Unmaßgebliches: Die Allmacht der Technik und die Ohnmacht der Politik — Ums liebe Brot — Eine brennende Frage — Eine neue Industrie — Für Examinatoren	625
Litteratur	634

Fr. Vilh. Grunow
Leipzig

Alle für die Grenzboten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Königsstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen

1870—1895

Rückblicke und Betrachtungen

von

einem Deutschnationalen

Preis broschirt 3 Mark 50 Pfennige

Erinnerungen aus meiner Dienstzeit

Von

Richard Berendt

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pfg.

Fünfzig Jahre aus meinem Leben

Von

Richard Freiherrn von Strombeck

Generalmajor z. D.

Preis broschirt 1 Mark 60 Pf.

Feldpostbriefe

eines vermißten ehemaligen Afraners

aus dem Kriege 1870

Herausgegeben von seinem Bruder

Lic. theol. G. Türk

Professor an der Fürsten- und Landesschule St. Afra in Meißen

Preis broschirt 1 Mark 50 Pfennige

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Bilder aus dem Westen

Von

E. Below

Preis broschirt 3 Mark

Bilder aus dem Universitätsleben

von

einem Grenzboten

Preis broschirt 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zierliche Ausstattung

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Gesamtausgabe

In Leinwand gebunden 5 Mark 50 Pfennige

Zweite Reihe einzeln, gebunden 3 Mark

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

gezeichnet von

Fritz Anders

Preis gebunden 3 Mark 60 Pfennig

Grösstes und ältestes Conserven-Versand-Geschäft!

Gustav Markendorf, Leipzig

versendet **an Private** nach allen Gegenden: **In- und ausländische Conserven**

sowie alle Specialitäten für Tafel und feine Küche in den bekannten nur besten Qualitäten zu billigsten Preisen und zwar

Für den Frühstücks- und Mittagstisch. — Für den Theetisch. — Für Bowlen. — Für Jagd und Manöver. — Für Reise- und Landaufenthalt.

Preiscourant gratis und franco!

Zu Festgeschenken

empfehle die so sehr beliebten, höchst eleg. ausgestatteten **„Frühstückskörbchen"**. Dieselben haben sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignen sich, wie selten etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk!**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements: von 6—30 M und darüber.

Sorgfältigste Verpackung garantirt. **Briefe und Telegramme:**

Gustav Markendorf, Leipzig.

Geschäftsprinzip der Firma **Gustav Markendorf: „Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen"**

J. A. Krass,

Hôtel- und Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Weinbergen gezogenen Weine; prämiirt **Wien** und **Philadelphia.**

Besucher von Rüdesheim sind zur Besichtigung der Kellereien höflichst eingeladen.

Graf Bismarck und seine Leute

während des Krieges mit Frankreich 1870/71

Von

Moritz Busch

7. Auflage. Volksausgabe. 1 Band gr. 8°.

Broschirt 6 Mark

in elegantem Halbfranzband 8 Mark 50 Pfennige

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Leopold von Rankes

Leben und Werke

von

Eugen Guglia

Preis broschirt 4 Mark 50 Pfennig

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Briefe

von

Annette von Droste-Hülshoff

und Levin Schücking

Herausgegeben von

Theo Schücking

Preis broschirt 4 Mark

Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Die Christliche Welt

Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1442

Vierteljährlich 2 Mark

Nr. 26: Sub specie aeternitatis: 1. Gisteig und Châtelet; 2. Der Paß der Faulen — Kaiser Friedrichs II. Stellung zur Religion und Kirche. Zweite Hälfte — Neue Funde aus alter Zeit: 4. Der Fund vom Sinai — Die Alexiusbrüder — Von der letzten Waldensersynode — Herr Professor D. von Nathusius und der Evangelisch-soziale Kongreß — Drei Stücke von Kingsley: 3 Das Britische Museum — Verschiedenes: Der Staat als Arbeitsgeber und die Sonntagsruhe; Kirchenregiment und Duell; Der Einfluß der römischen Kurie auf die deutsche Gesetzgebung; Die Reden vom 8. Mai; Christliches Erholungshaus im Schwarzwald — Für die Reisezeit

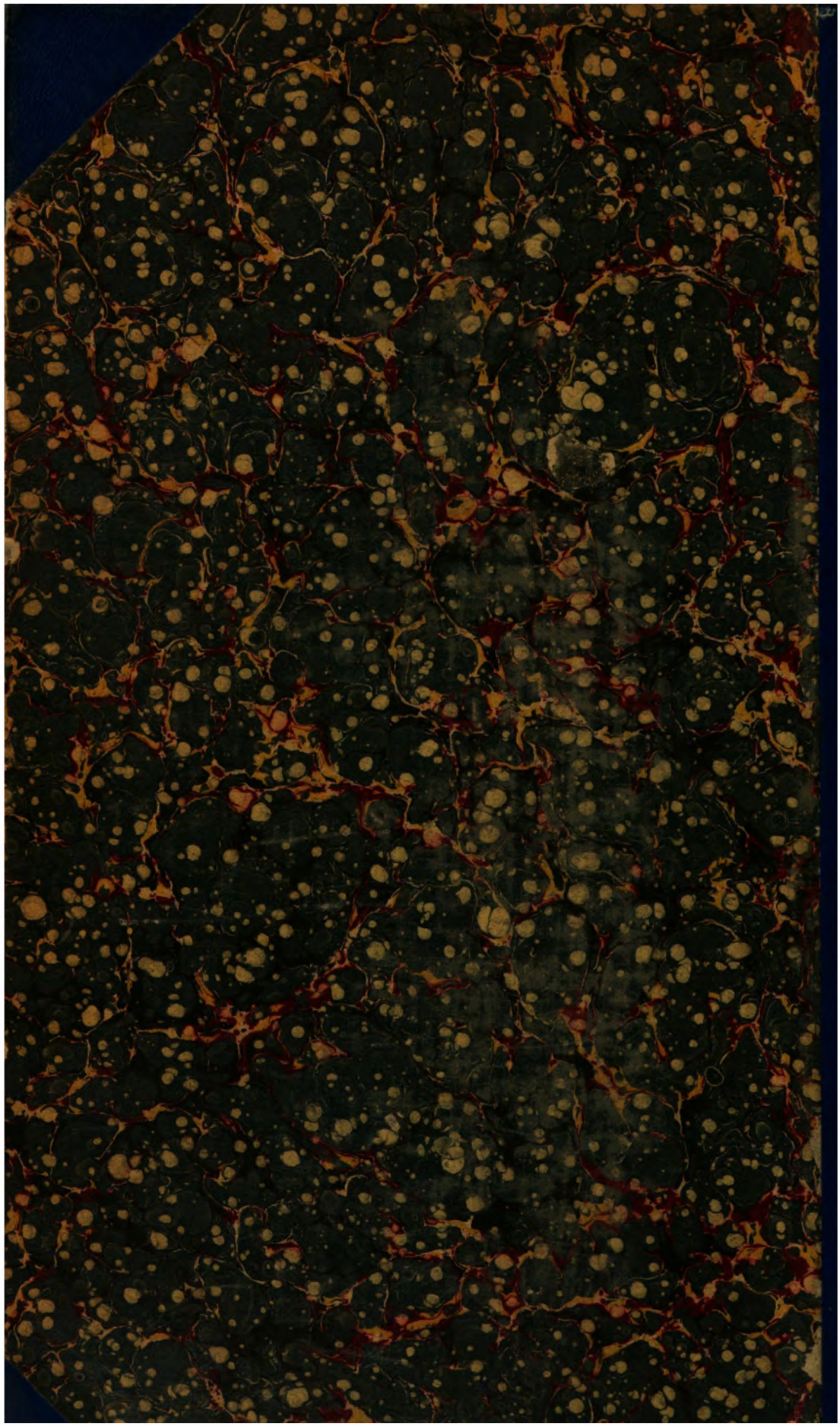
Chronik der Christlichen Welt

Fünfter Jahrgang — Postzeitungsnummer 1450

Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 25: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Preßstimmen zur landeskirchlichen Versammlung: Erklärung Professor Schlatters; Spezialkonferenzen des Evangelisch-sozialen Kongresses; Stimmungsbild vom Evangelisch-sozialen Kongreß; Zwei letzte Aktenstücke zum Fall Kock — Verschiedenes — Personalien

Nr. 26: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Berliner Pastoralkonferenz; Die Leipziger Pastoralkonferenz; Zur landeskirchlichen Versammlung; Kirchliche Verfassung von Frankfurt a. M.; Über den Austritt des Professors von Nathusius; Letztes Aktenstück zum Fall Kock — Römische Kirche: Der Prozeß gegen Meulage und Genossen; Prinz von Schönburg-Waldenburg — Verschiedenes: Vermischte Mitteilungen — Personalien

Preis der Grenzboten: vierteljährlich 9 Mark.

PLAO
9/82